This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

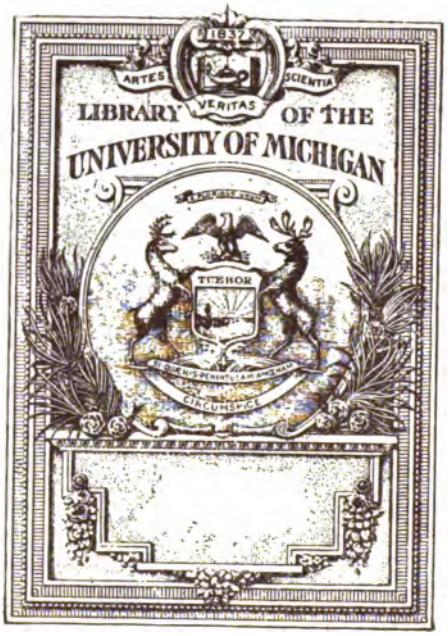
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

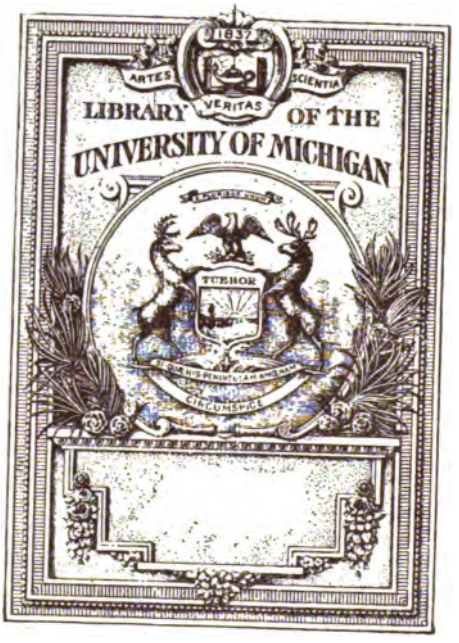
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,075,470


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
13
H23


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
13
H23

Inhaltsverzeichniss.

1. **Friederichsen, L.** Dr.: Rückblick auf die Gründung und Entwickelung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg während der ersten fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens.
2. **Hübbe-Schleiden,** Dr. jur.: Indien und die Indier, kulturell, wirthschaftlich und politisch betrachtet.
3. **Fernow, B. E.,** Ph. D., L. L. D.: Die Wälder und Wüsten von Arizona.
4. **Jerrmann, Ludwig,** Capt.: Der Unterlauf des Igatimi und der Gran Salto Guayrá des Alto Paraná, mit 2 Original-Kartenskizzen.
5. **Friederichsen, Max,**: Der südliche und mittlere Ural, mit 23 Abbildungen auf 14 Lichtdruck-Tafeln.
6. **Gottsche, C.** Dr.: Die Endmoränen und das marine Diluvium Schleswig-Holstein's, im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg untersucht. Theil II: Das marine Diluvium. Fortsetzung von Bd. XIII dieser Mittheilungen.
7. **Michow, H.** Dr.: Sitzungsberichte 1897. Mitglieder-Verzeichniss Ende 1897.

Abbildungen und Karten.

Abbildung 1 — 23 auf 14 Lichtdrucktafeln: Bilder aus dem südlichen und mittleren Ural nach photogr. Original-Aufnahmen von Max Friederichsen und Arssentjew.

Karte I: Skizze des Unteren Laufes des Rio Igatimi, nach eigenen Beobachtungen und Erkundigungen während seiner Reise 1896 entworfen und gezeichnet von Capt. Ludwig Jerrmann.

» II: Skizze des Gran Salto Guayrá, entworfen von Capt. Ludwig Jerrmann.

Berichtigungen.

1. Zu Hübbe-Schleiden: Indien und die Indier. Auf Seite 224 Zeile 11 ist hinter »beginnt« zu setzen: »in der höchsten Gehalts-Klasse«.
2. Zu Friederichsen, M.: Der südliche und mittlere Ural. In der Unterschrift des Bildes No. 12 ist zu lesen statt: Tataren im Steinbruch bei Schafranowo. »Baschkiren im Steinbruch bei Schafranowo«.
   Seite 15 Zeile 9 von unten, statt »1874« ist zu lesen »1873«.

Nachtrag.

Auf Seite 29 ist in die Liste der Inhaber der goldenen Kirchenpauer-Medaille als No. 4 einzureihen: Dr. Ludwig Friederichsen in Hamburg, verliehen am 17. März 1898.

400684

Rückblick auf die Gründung und Entwickelung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg während der ersten fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens.

Von

L. Friederichsen,

Erstem Sekretär der Gesellschaft.

Am 6. März dieses Jahres werden 25 Jahre seit der Gründung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg verflossen sein. Ein Vierteljahrhundert ist immerhin in der Entwickelungsgeschichte einer freien Vereinigung von Männern der verschiedensten Berufsklassen zum Zwecke der Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen eine beachtenswerthe Spanne Zeit. Aus diesem Grunde wird ein Rückblick auf die Gründung und Entwickelung unserer Gesellschaft berechtigt erscheinen müssen. Er kann kurz bemessen sein, weil die Gesellschaft bereits durch eine stattliche Reihe von Publikationen fortlaufend über ihre Thätigkeit öffentlich Rechenschaft abgelegt hat; er darf des Festkleides entbehren, weil er nicht mehr sein und scheinen möchte, als er bezweckt und verdient.

Bereits im Jahre 1866, als *August Petermann* sich anschickte eine Allgemeine Deutsche Geographische Gesellschaft, die später in der Gründung des Deutschen Geographentages durch *Gustav Nachtigal* Ausdruck gefunden, ins Leben zu rufen, konnte der Generalkonsul *F. Strong* durch Gewinnung von 700 Beitrittserklärungen hier am Platze konstatiren, dass Hamburg einen besonders guten Boden für die Förderung geographischer Unternehmungen abgeben würde. Wenn desungeachtet

der Gedanke der Gründung einer Geographischen Gesellschaft in Hamburg erst Anfang 1873 verwirklicht wurde, so ist dies vorwiegend den voraufgehenden gewaltigen, alles Interesse absorbierenden Zeitereignissen zur Last zu legen. Von der Ueberzeugung durchdrungen, dass alle wissenschaftliche Kenntniss direkt oder indirekt zu praktischen und nützlichen Resultaten führt, und Geographie und Kartographie für Weltverkehr, Handel und Industrie wichtig, ja unentbehrlich sind, bedurfte es nur noch eines äusseren Anlasses, um das längst Erstrebte zur That werden zu sehen Bedenken hinsichtlich der freiwillig zu übernehmenden Arbeitslast mussten schwinden, als im November 1872 der erwünschte äussere Anlass in dem vom Vorstande der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin beschlossene Aufruf zur Bildung von Komités behufs pekuniärer Unterstützung einer systematischen Erforschung Inner-Afrika's, an die Oeffentlichkeit gelangte. In diesem Aufruf haben wir den Muth zur That gefunden. Unterstützt von den Herren Schulrath *L. Harms* und *Ludwig Lippert* liessen wir an 25 angesehene Mitbürger unserer Stadt Einladungen zu einer Vorbesprechung in dieser Angelegenheit ergehen. Dieselbe fand unter Vorsitz des Herrn Senator Dr. *Kirchenpauer* am 19. Februar 1873 in dem Sitzungssaal der Handelskammer statt. An ihr nahmen folgende Herren Theil: Obergerichtsrath Dr. *H. Baumeister*, *H. J. Blume*, Dr. *J. Brinckmann*, Direktor Dr. *J. Classen*, *Carl Eggert*, Sekretär der Handelskammer Dr. *G. Embden*, Kartograph *L. Friederichsen*, *G. L. Gaiser*, *J. C. Godeffroy jr.*, Schulrath *L. Harms*, Senator *A. F. Hertz*, Präses der Handelskammer *M. W. Hinrichsen*, Senator Dr. *G. H. Kirchenpauer*, Dr. *A. Klauhold*, *H. A. Krogmann*, *L. Lippert*, Senator *W. H. Nopitsch* (Altona), Senator *W. H. O'Swald*, Direktor der Sternwarte *G. Rümker*, *Aug. Joh. Schön*, *G. T. Siemssen*, *R. M. Sloman*, *Pius Warburg*, *J. Witt* und *A. N. Zacharias*.

Nachdem Zweck und Ziele des geplanten Unternehmens: »die geographische Wissenschaft zu fördern und das Interesse für dieselbe zu beleben« und ein Statuten-Entwurf Billigung gefunden, wurde der Versand eines von sämmtlichen Anwesenden zu unterzeichnenden Zirkulars mit folgendem Inhalt beschlossen: »Die Unterzeichneten sind zu einem Komité zusammengetreten, um in Hamburg eine Geographische Gesellschaft in's Leben zu rufen. In der Hoffnung, dass auch Sie mit uns die Ueberzeugung theilen, unser in so mannigfacher Hinsicht reich ausgestattetes Hamburg sei vermöge seiner über alle Erdtheile sich erstreckenden Beziehungen und Verbindungen vor vielen anderen Städten in besonders hohem Grade geeignet, einen bedeutsamen Mittelpunkt für geographische Bestrebungen

zu bilden, erlauben wir uns, Sie zu einer Versammlung am Donnerstag, den 6. März, Abends 8 Uhr im Zimmer No. 22 des Patriotischen Hauses, einzuladen, in welcher die Konstituirung der Gesellschaft zu beschliessen sein würde.«

Diesem Aufruf Folge gebend, hatten sich 70 Herren zu der konstituirenden Versammlung eingefunden. In Vertretung des von Hamburg abwesenden Vorsitzenden des Gründungs-Ausschusses, des Herrn Senator Dr. *Kirchenpauer*, eröffnete Herr Schulrath *Harms* die Versammlung mit einer längeren Ansprache. Darauf wurden die Statuten berathen und zur Wahl des Vorstandes geschritten. Zum Präsidenten der Gesellschaft wurde einstimmig Herr Senator Dr. *Kirchenpauer* erwählt. Zu Mitgliedern des Vorstandes wurden berufen die Herren: *L. Friederichsen, J. C. Godeffroy jr.*, Schulrath *L. Harms*, Senator *A. F. Hertz*, *L. Lippert* und Direktor *G. Rümker*. Der Vorstand ernannte alsbald in seiner ersten Sitzung Herrn Schulrath *Harms* zum zweiten Vorsitzenden, Herrn *L. Friederichsen* zum Ersten, Herrn Direktor *Rümker* zum Zweiten Sekretär und Herrn *L. Lippert* zum Kassirer.

Dem Einfluss des Präsidenten gelang es unschwer, von der Oberschulbehörde den grossen Hörsaal der Gelehrten-Schule des Johanneums als Sitzungssaal unentgeltlich angewiesen zu bekommen. Von dieser höchst dankenswerthen Vergünstigung hat die Gesellschaft während der verflossenen 25 Jahre regelmässig am ersten Donnerstag eines jeden Monats (mit Ausnahme der Sommermonate) Gebrauch gemacht und nur wenn hervorragende auswärtige Gäste einen Platzmangel fürchten, oder wenn Sitzungen mit Damen eine besonders rege Betheiligung erwarten liessen, ihre Zuflucht zu der Aula der Gelehrtenschule des Johanneums genommen. Zu unserer Freude sind derartige Fälle nicht vereinzelt geblieben. Das Interesse an unseren Bestrebungen ist mit dem stetigen Wachsen unserer Mitgliederzahl immermehr in die Familie eingedrungen, und keine Sitzung vergeht, in welcher dies nicht durch die Anwesenheit von Damen konstatirt wird.

Den ursprünglich aus 18 Paragraphen bestehenden Statuten sind im Laufe der Jahre ausser einer, der am 1. Novbr. 1877 beschlossenen, den Wegfall der September-Sitzung betreffenden Aenderung, 4 Anhänge zugefügt worden. Der erste, die Bildung eines Beiraths betreffende, wurde am 6. Dezember 1877, der zweite, das Statut für die Kirchenpauer-Medaille behandelnde am 6. Dezbr. 1883, der dritte, den Jahresbeitrag für die in der zweiten Hälfte des Jahres eintretenden Mitglieder betreffende ebenfalls am 6. Dezbr. 1883, und der vierte, einen neuen Aufnahmemodus bezweckende Anhang am

7. Juni 1888 zum Beschluss erhoben. In den darauf folgenden 10 Jahren hat sich kein Bedürfniss nach Statuten-Aenderungen bemerkbar gemacht; inwiefern es der Gesellschaft gelungen ist, den Statuten gerecht zu werden, das wird die Aufgabe der folgenden Zeilen sein.

Zu unserer grossen Freude lässt sich heute am Jubiläumstage konstatiren, dass sich die seiner Zeit bei Gründung unserer Gesellschaft ausgesprochene Ansicht von der vorzugsweisen Befähigung Hamburgs zum Sitze einer Geographischen Gesellschaft bewahrheitet hat. Es zeigt sich dies einerseits in dem stetigen Wachsen der Mitgliederzahl von 192 Ende 1873 auf 600 am 6. März 1898, andererseits in den regen Beziehungen zu den Schwester-Gesellschaften und der gewichtigen Stimme unserer Gesellschaft im Rathe derselben. Dabei darf aber nicht verkannt werden, dass wir in mannigfacher Weise vom Glück begünstigt gewesen sind. Ja, ein ganz besonderes Glück war es, dass unsere Gesellschaft die ersten 14 Jahre einen Mann an ihre Spitze berufen und zu fesseln gewusst hat, welcher ihr nicht nur durch seine hohe Stellung in unserem Staate, sondern vor Allem durch seine hervorragenden Kenntnisse auf naturwissenschaftlichem Gebiete und durch den Adel seiner Gesinnung von bahnbrechender Bedeutung gewesen ist. Ihm, dem hochverdienten ersten und langjährigen Präsidenten, Herrn Bürgermeister Dr. *Gustav Kirchenpauer*, heute und an dieser Stelle ein Wort der dankbarsten Erinnerung widmen zu können, gereicht mir zu um so höherer Befriedigung und Freude, als es mir vergönnt war, bis an seinem Lebensabend ausnahmslos in unseren Versammlungen an seiner Seite sitzen und seiner wohlwollenden und nachsichtigen Beurtheilung theilhaftig werden zu dürfen. Einen bescheidenen Theil der Dankbarkeit hat die Gesellschaft ihrem ersten Präsidenten in der Betheiligung an einem öffentlichen Denkmal, sowie durch die Stiftung der Kirchenpauer-Medaille am 6. März 1882, abzutragen Gelegenheit gehabt, welch' letztere, wie das Statut vom 6. Dezbr. 1883 des Näheren besagt, an Personen verliehen werden soll, die sich um die Geographische Gesellschaft im Besonderen und um die geographische Wissenschaft im Allgemeinen ein hervorragendes Verdienst erworben haben. — Glück muss ferner genannt werden, dass ein Dr. *Kirchenpauer* in Freundschaft und Verehrung beispiellos zugethaner, ihn vornehmlich in seinen geophysikalischen Kenntnissen ergänzender Mann unserer Wissenschaft, Dr. *Georg Neumayer*, lange Jahre die zweite Stelle in unserem Vorstande inne gehabt hat. Auch soll als Glück gepriesen werden, das nach dem Tode *Kirchenpauer's* wiederum Männer von hoher Staats-

stellung und Begeisterung für unsere Sache, die Herren Senatoren *A. F. Hertz*, Dr. *J. G. Mönckeberg* und Schulrath Prof. Dr. *Hoche*, an unsere Spitze getreten und zum Theil bis heute an derselben geblieben sind.

Wenngleich für die gedeihliche Entwickelung einer wissenschaftlichen Gesellschaft eine glückliche Wahl derjenigen Männer, die zur Führung und leitenden Arbeit berufen werden, für Vieles Ausschlag gebend ist, so müssen doch auch andere Umstände hinzukommen, um das Gelingen des Vorhabens zu sichern. An diesen hat es denn Gottlob auch nicht gefehlt.

Schon Eingangs habe ich der Thatsache Erwähnung gethan, dass durch die Bildung der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft in Berlin im Jahre 1872 der längst gehegte Wunsch der Gründung einer Geographischen Gesellschaft in Hamburg zur Reife gebracht wurde. Sie ist es denn auch längere Zeit gewesen, die uns im Verein mit den übrigen deutschen geographischen Gesellschaften neben reichlichem Stoff für unsere Vorträge und Verhandlungen Gelegenheit geboten hat, für ein international gedachtes und national geübtes Unternehmen behufs systematischer Erforschung Zentral-Afrikas einzutreten. Zur Unterstützung der Zwecke dieser Deutschen Afrikanischen Gesellschaft haben wir in den Jahren 1873 bis 1876 incl. ℳ 9704.— beisteuern können. Erst als ein Misserfolg, um nicht zu sagen Missgriff, dem anderen folgte, haben wir der an und für sich guten Sache mit unserem Austritt dienen zu müssen geglaubt.

Ein für die Entwickelung unserer Gesellschaft gleich bedeutungsvolles Ereigniss war die Entdeckung des Franz Joseph-Landes durch die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition unter Führung des Schiffslieutenants *C. Weyprecht* und der ihr bei ihrer Rückkehr über Hamburg am 22. und 23. September 1874 durch unsere Gesellschaft bereitete Empfang. Nicht nur dass unsere Mitgliederzahl in Folge dessen von 200 auf ca. 300 in die Höhe schnellte, nein, dass vor Allem der Gedanke, der ursprünglich einem engen Kreis von Freunden der geographischen Wissenschaft innegewohnt, vom grossen Publikum erfasst und Gemeingut einer zahlreichen Bevölkerung geworden, gereichte ihr zum Nutzen und machte den Empfang zu einem epochemachenden Ereigniss in der Geschichte der geographischen Wissenschaft in Deutschland überhaupt.

Die Freude an der kühnen That war es ebenfalls, welche uns hiess, Dr. *Gustav Nachtigal* auf den 9. September 1875 nach hier einzuladen, um aus seinem eigenen Munde über seine zentral-afrikanischen Reisen berichten zu hören. Der Einladung Folge zu geben, war ein

Gebot der Dankbarkeit für die ihm seitens einiger unserer Mitglieder bei seiner Rückkehr nach Heluan bedingungslos zur Verfügung gestellte und gerne adoptirte Summe Geldes.

Die Geschichte der Entwickelung unserer Gesellschaft würde lückenhaft bleiben, wollten wir an dieser Stelle nicht der ausgedehnten überseeischen Verbindungen des Hauses J. C. Godeffroy & Sohn Erwähnung thun, welche um jene Zeit ihren Höhepunkt erreicht und in der Aussendung Gelehrter und naturwissenschaftlicher Sammler nach den Südsee-Inseln und Nordost-Australien, in dem Ausbau des Museum Godeffroy zu einem weltbekannten Institute, und in der Begründung des Journal des Museum Godeffroy einen Stützpunkt für unsere Bestrebungen abgegeben haben.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich auch auf diese Beziehungen Hamburgs zur Südsee die Inscenesetzung der ersten wissenschaftlichen Expedition der Deutschen Kriegsmarine, die Weltreise Sr. Majestät Schiff Gazelle 1874 und 75 unter Kommando des Kapitäns z. S. Freiherrn *von Schleinitz* zum Theil zurückführe. Unsere Gesellschaft hat auch von der glücklichen Durchführung dieser vor Allem wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten, gleichzeitig aber dem Handel dienenden Weltreise Nutzen zu ziehen und die bisher ungekannte Förderung der geographischen Wissenschaft seitens der Kaiserlich Deutschen Marine zu ehren gewusst. Es war ein glücklicher Gedanke, den Kommandanten und das Offizierkorps Sr. Majestät Schiff Gazelle am 11. Mai 1876 mit den Mitgliedern unserer Gesellschaft zu einem Festbanket im Hôtel de l'Europe zu vereinen. Es galt die Thatkraft unserer aufstrebenden Flotte zum Schutze des Handels und die erste Verwendung unserer Kriegsmarine im Dienste der Wissenschaft zu feiern. Allen Theilnehmern wird dieses eigenartige Fest lange in der Erinnerung geblieben sein.

Dasselbe Jahr brachte unserer jungen Gesellschaft in der hier in den Tagen vom 18. bis 23. September abgehaltenen 49. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte eine weitere glückliche Gelegenheit zur Bethätigung. In 5 Sitzungen der Sektion für Geographie und Hydrographie, an deren sich von auswärts Männer wie *Richard Andree, Güssfeldt, Hartlaub, von Hochstetter, Nachtigal, Pechuël-Lösche, von Richthofen, Rohlfs, von Schleinitz, Schreiber* und *Schunke* betheiligten, wurden Tagesfragen erörtert, die unserer aufstrebenden Gesellschaft neue Anregung brachten. Vor Allem war es die von Sr. M. dem König der Belgier geplante Internationale Gesellschaft zur Erschliessung Zentral-Afrikas, welche hier des Weiteren erörtert wurde und in einem Dankes-Telegramm an den König, sowie in der

Bereitwilligkeit: »für die in Brüssel beschlossene internationale Vereinigung zum Zwecke systematischer Erforschung Zentral-Afrikas und seiner Erschliessung für die Kultur durch Bildung eines nationalen Aktions-Komités eintreten zu wollen« Ausdruck fand. Dass diese anfangs philanthropisch gedachten Pläne die Auftheilung der herrenlosen Gebiete Zentral-Afrikas unter die europäischen Grossmächte gezeitigt hat, ist zu frisch in Aller Gedächtniss, als dass wir dabei länger zu verweilen brauchten. Nicht unerörtert darf aber bleiben, dass sie den eigentlichen Anfang der Agitation zu Gunsten unserer jüngsten deutschen überseeischen Politik gebildet haben, die hier am Orte die kräftigste Fürsprache, in unserer Mitte die begeistertsten Vorkämpfer gefunden hat. Als wir vor einiger Zeit die Freude hatten, uns von unserem Ehrenmitglied *Georg Schweinfurth* über die italienische Kolonisation in Abessinien berichten zu lassen, schloss er seinen Vortrag mit einem Ausblick auf die deutschen kolonisatorischen Bestrebungen. Er gab dabei der anscheinend in Vergessenheit gerathenen Thatsache Ausdruck, dass unser Mitglied Dr. *Hübbe-Schleiden* es gewesen sei, der durch seine kolonialpolitischen Vorträge und Schriften, zuerst durch sein 1878 verfasstes Buch »Ethiopien, Studien über West-Afrika«, Bresche in die vorgefasste öffentliche Meinung geschossen und sie zu einer thatkräftigen deutschen überseeischen Politik umgestimmt habe.[1]) *Hübbe-Schleiden's* Arbeiten sind es meist auch gewesen, welche unser Mitglied *Ed. Robert Flegel* zu einem der eifrigsten Agitatoren für deutsche Kolonialpolitik gemacht haben. Dem fast fanatischen Eifer dieses leider zu früh im Dienste der deutschen Afrika-Forschung und Kolonialpolitik erlegenen langjährigen Mitgliedes unserer Gesellschaft durften wir die Wege ebnen und mit ihm seine ersten Reisepläne besprechen und durcharbeiten. Ohne Ueberhebung dürfen wir sagen, dass Flegel's afrikanische Thätigkeit, sowohl was kaufmännische Interessen, als seine wissenschaftlichen und kolonialpolitischen Bestrebungen behufs Nutzbarmachung der von unserem berühmten Landsmanne Dr. *Heinrich Barth* entdeckten Wasserstrasse des Niger-Benuë anlangt, recht eigentlich in Hamburg wurzelte.

Um chronologisch die Ereignisse zu rekapituliren, welche als Glücksterne in der Geschichte unserer Gesellschaft hervorgehoben zu werden verdienen, müssen wir auf die Ende der Siebenziger Jahre in geographischen Kreisen von Neuem angeregten Polarforschungen übergehen. Schon in der Sitzung vom 3. Dezember 1874 brachte

[1]) Siehe *Fr. Fabri:* Bedarf Deutschland der Kolonien 1879, Seite 99.

Gebot der Dankbarkeit für die ihm seitens einiger unserer Mitglieder bei seiner Rückkehr nach Heluan bedingungslos zur Verfügung gestellte und gerne adoptirte Summe Geldes.

Die Geschichte der Entwickelung unserer Gesellschaft würde lückenhaft bleiben, wollten wir an dieser Stelle nicht der ausgedehnten überseeischen Verbindungen des Hauses J. C. Godeffroy & Sohn Erwähnung thun, welche um jene Zeit ihren Höhepunkt erreicht und in der Aussendung Gelehrter und naturwissenschaftlicher Sammler nach den Südsee-Inseln und Nordost-Australien, in dem Ausbau des Museum Godeffroy zu einem weltbekannten Institute, und in der Begründung des Journal des Museum Godeffroy einen Stützpunkt für unsere Bestrebungen abgegeben haben.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich auch auf diese Beziehungen Hamburgs zur Südsee die Inscenesetzung der ersten wissenschaftlichen Expedition der Deutschen Kriegsmarine, die Weltreise Sr. Majestät Schiff Gazelle 1874 und 75 unter Kommando des Kapitäns z. S. Freiherrn *von Schleinitz* zum Theil zurückführe. Unsere Gesellschaft hat auch von der glücklichen Durchführung dieser vor Allem wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten, gleichzeitig aber dem Handel dienenden Weltreise Nutzen zu ziehen und die bisher ungekannte Förderung der geographischen Wissenschaft seitens der Kaiserlich Deutschen Marine zu ehren gewusst. Es war ein glücklicher Gedanke, den Kommandanten und das Offizierkorps Sr. Majestät Schiff Gazelle am 11. Mai 1876 mit den Mitgliedern unserer Gesellschaft zu einem Festbanket im Hôtel de l'Europe zu vereinen. Es galt die Thatkraft unserer aufstrebenden Flotte zum Schutze des Handels und die erste Verwendung unserer Kriegsmarine im Dienste der Wissenschaft zu feiern. Allen Theilnehmern wird dieses eigenartige Fest lange in der Erinnerung geblieben sein.

Dasselbe Jahr brachte unserer jungen Gesellschaft in der hier in den Tagen vom 18. bis 23. September abgehaltenen 49. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte eine weitere glückliche Gelegenheit zur Bethätigung. In 5 Sitzungen der Sektion für Geographie und Hydrographie, an deren sich von auswärts Männer wie *Richard Andree, Güssfeldt, Hartlaub, von Hochstetter, Nachtigal, Pechuël-Lösche, von Richthofen, Rohlfs, von Schleinitz, Schreiber* und *Schunke* betheiligten, wurden Tagesfragen erörtert, die unserer aufstrebenden Gesellschaft neue Anregung brachten. Vor Allem war es die von Sr. M. dem König der Belgier geplante Internationale Gesellschaft zur Erschliessung Zentral-Afrikas, welche hier des Weiteren erörtert wurde und in einem Dankes-Telegramm an den König, sowie in der

Bereitwilligkeit: »für die in Brüssel beschlossene internationale Vereinigung zum Zwecke systematischer Erforschung Zentral-Afrikas und seiner Erschliessung für die Kultur durch Bildung eines nationalen Aktions-Komités eintreten zu wollen« Ausdruck fand. Dass diese anfangs philanthropisch gedachten Pläne die Auftheilung der herrenlosen Gebiete Zentral-Afrikas unter die europäischen Grossmächte gezeitigt hat, ist zu frisch in Aller Gedächtniss, als dass wir dabei länger zu verweilen brauchten. Nicht unerörtert darf aber bleiben, dass sie den eigentlichen Anfang der Agitation zu Gunsten unserer jüngsten deutschen überseeischen Politik gebildet haben, die hier am Orte die kräftigste Fürsprache, in unserer Mitte die begeistertsten Vorkämpfer gefunden hat. Als wir vor einiger Zeit die Freude hatten, uns von unserem Ehrenmitglied *Georg Schweinfurth* über die italienische Kolonisation in Abessinien berichten zu lassen, schloss er seinen Vortrag mit einem Ausblick auf die deutschen kolonisatorischen Bestrebungen. Er gab dabei der anscheinend in Vergessenheit gerathenen Thatsache Ausdruck, dass unser Mitglied Dr. *Hübbe-Schleiden* es gewesen sei, der durch seine kolonialpolitischen Vorträge und Schriften, zuerst durch sein 1878 verfasstes Buch »Ethiopien, Studien über West-Afrika«, Bresche in die vorgefasste öffentliche Meinung geschossen und sie zu einer thatkräftigen deutschen überseeischen Politik umgestimmt habe.[1]) *Hübbe-Schleiden's* Arbeiten sind es meist auch gewesen, welche unser Mitglied *Ed. Robert Flegel* zu einem der eifrigsten Agitatoren für deutsche Kolonialpolitik gemacht haben. Dem fast fanatischen Eifer dieses leider zu früh im Dienste der deutschen Afrika-Forschung und Kolonialpolitik erlegenen langjährigen Mitgliedes unserer Gesellschaft durften wir die Wege ebnen und mit ihm seine ersten Reisepläne besprechen und durcharbeiten. Ohne Ueberhebung dürfen wir sagen, dass Flegel's afrikanische Thätigkeit, sowohl was kaufmännische Interessen, als seine wissenschaftlichen und kolonialpolitischen Bestrebungen behufs Nutzbarmachung der von unserem berühmten Landsmanne Dr. *Heinrich Barth* entdeckten Wasserstrasse des Niger-Benuë anlangt, recht eigentlich in Hamburg wurzelte.

Um chronologisch die Ereignisse zu rekapituliren, welche als Glücksterne in der Geschichte unserer Gesellschaft hervorgehoben zu werden verdienen, müssen wir auf die Ende der Siebenziger Jahre in geographischen Kreisen von Neuem angeregten Polarforschungen übergehen. Schon in der Sitzung vom 3. Dezember 1874 brachte

[1]) Siehe *Fr. Fabri:* Bedarf Deutschland der Kolonien 1879, Seite 99.

Gebot der Dankbarkeit für die ihm seitens einiger unserer Mitglieder bei seiner Rückkehr nach Heluan bedingungslos zur Verfügung gestellte und gerne adoptirte Summe Geldes.

Die Geschichte der Entwickelung unserer Gesellschaft würde lückenhaft bleiben, wollten wir an dieser Stelle nicht der ausgedehnten überseeischen Verbindungen des Hauses J. C. Godeffroy & Sohn Erwähnung thun, welche um jene Zeit ihren Höhepunkt erreicht und in der Aussendung Gelehrter und naturwissenschaftlicher Sammler nach den Südsee-Inseln und Nordost-Australien, in dem Ausbau des Museum Godeffroy zu einem weltbekannten Institute, und in der Begründung des Journal des Museum Godeffroy einen Stützpunkt für unsere Bestrebungen abgegeben haben.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich auch auf diese Beziehungen Hamburgs zur Südsee die Inscenesetzung der ersten wissenschaftlichen Expedition der Deutschen Kriegsmarine, die Weltreise Sr. Majestät Schiff Gazelle 1874 und 75 unter Kommando des Kapitäns z. S. Freiherrn *von Schleinitz* zum Theil zurückführe. Unsere Gesellschaft hat auch von der glücklichen Durchführung dieser vor Allem wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten, gleichzeitig aber dem Handel dienenden Weltreise Nutzen zu ziehen und die bisher ungekannte Förderung der geographischen Wissenschaft seitens der Kaiserlich Deutschen Marine zu ehren gewusst. Es war ein glücklicher Gedanke, den Kommandanten und das Offizierkorps Sr. Majestät Schiff Gazelle am 11. Mai 1876 mit den Mitgliedern unserer Gesellschaft zu einem Festbanket im Hôtel de l'Europe zu vereinen. Es galt die Thatkraft unserer aufstrebenden Flotte zum Schutze des Handels und die erste Verwendung unserer Kriegsmarine im Dienste der Wissenschaft zu feiern. Allen Theilnehmern wird dieses eigenartige Fest lange in der Erinnerung geblieben sein.

Dasselbe Jahr brachte unserer jungen Gesellschaft in der hier in den Tagen vom 18. bis 23. September abgehaltenen 49. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte eine weitere glückliche Gelegenheit zur Bethätigung. In 5 Sitzungen der Sektion für Geographie und Hydrographie, an deren sich von auswärts Männer wie *Richard Andree, Güssfeldt, Hartlaub, von Hochstetter, Nachtigal, Pechuël-Lösche, von Richthofen, Rohlfs, von Schleinitz, Schreiber* und *Schunke* betheiligten, wurden Tagesfragen erörtert, die unserer aufstrebenden Gesellschaft neue Anregung brachten. Vor Allem war es die von Sr. M. dem König der Belgier geplante Internationale Gesellschaft zur Erschliessung Zentral-Afrikas, welche hier des Weiteren erörtert wurde und in einem Dankes-Telegramm an den König, sowie in der

Bereitwilligkeit: »für die in Brüssel beschlossene internationale Vereinigung zum Zwecke systematischer Erforschung Zentral-Afrikas und seiner Erschliessung für die Kultur durch Bildung eines nationalen Aktions-Komités einzutreten zu wollen« Ausdruck fand. Dass diese anfangs philanthropisch gedachten Pläne die Auftheilung der herrenlosen Gebiete Zentral-Afrikas unter die europäischen Grossmächte gezeitigt hat, ist zu frisch in Aller Gedächtniss, als dass wir dabei länger zu verweilen brauchten. Nicht unerörtert darf aber bleiben, dass sie den eigentlichen Anfang der Agitation zu Gunsten unserer jüngsten deutschen überseeischen Politik gebildet haben, die hier am Orte die kräftigste Fürsprache, in unserer Mitte die begeistertsten Vorkämpfer gefunden hat. Als wir vor einiger Zeit die Freude hatten, uns von unserem Ehrenmitglied *Georg Schweinfurth* über die italienische Kolonisation in Abessinien berichten zu lassen, schloss er seinen Vortrag mit einem Ausblick auf die deutschen kolonisatorischen Bestrebungen. Er gab dabei der anscheinend in Vergessenheit gerathenen Thatsache Ausdruck, dass unser Mitglied Dr. *Hübbe-Schleiden* es gewesen sei, der durch seine kolonialpolitischen Vorträge und Schriften, zuerst durch sein 1878 verfasstes Buch »Ethiopien, Studien über West-Afrika«, Bresche in die vorgefasste öffentliche Meinung geschossen und sie zu einer thatkräftigen deutschen überseeischen Politik umgestimmt habe.[1]) *Hübbe-Schleiden's* Arbeiten sind es meist auch gewesen, welche unser Mitglied *Ed. Robert Flegel* zu einem der eifrigsten Agitatoren für deutsche Kolonialpolitik gemacht haben. Dem fast fanatischen Eifer dieses leider zu früh im Dienste der deutschen Afrika-Forschung und Kolonialpolitik erlegenen langjährigen Mitgliedes unserer Gesellschaft durften wir die Wege ebnen und mit ihm seine ersten Reisepläne besprechen und durcharbeiten. Ohne Ueberhebung dürfen wir sagen, dass Flegel's afrikanische Thätigkeit, sowohl was kaufmännische Interessen, als seine wissenschaftlichen und kolonialpolitischen Bestrebungen behufs Nutzbarmachung der von unserem berühmten Landsmanne Dr. *Heinrich Barth* entdeckten Wasserstrasse des Niger-Benuë anlangt, recht eigentlich in Hamburg wurzelte.

Um chronologisch die Ereignisse zu rekapituliren, welche als Glücksterne in der Geschichte unserer Gesellschaft hervorgehoben zu werden verdienen, müssen wir auf die Ende der Siebenziger Jahre in geographischen Kreisen von Neuem angeregten Polarforschungen übergehen. Schon in der Sitzung vom 3. Dezember 1874 brachte

[1]) Siehe *Fr. Fabri:* Bedarf Deutschland der Kolonien 1879, Seite 99.

Herr *John E. Hertz* den motivirten Antrag ein: »Die geographische Gesellschaft in Hamburg wolle beschliessen, die hohen Bundesregierungen und den Reichstag auf geeignetem Wege zu ersuchen, noch in der laufenden Session die Mittel zu einer im Frühjahr 1875 auszusendenden Expedition zur Erforschung der arktischen Gegenden auf Basis der Ostküste Grönlands zu bewilligen«. Der Antrag wurde aus hier nicht zu erörternden Gründen abgelehnt, hingegen beschlossen: »den Hamburgischen Delegirten zu der auf den 5. Dezember 1874 anberaumten Sitzung der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin, Herrn *Friederichsen,* zu beauftragen, die in Berlin versammelten Delegirten der verschiedenen deutschen geographischen Gesellschaften von dem *Hertz*'schen Antrage in Kenntniss zu setzen und sie um einen Meinungsaustausch zu bitten«. Dies geschah und führte zu folgender Berliner Resolution:

»In voller Anerkennung der Wichtigkeit der Nordpolarfrage, die auf Anregung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg durch den Vertreter derselben, Herrn *Friederichsen,* bei der Jahresversammlung der Afrikanischen Gesellschaft zur Sprache gebracht wurde, und in der Hoffnung, dass die gegenwärtig in Afrika eingeleiteten Unternehmungen bald genugsam fortgeschritten sein werden, um bei dem in Deutschland für geographische Bestrebungen bereits erweckten Interesse eine weitere Inangriffnahme des polaren Problems ohne gegenseitige Beeinträchtigung beider Zwecke zu gestatten, halten es die in Berlin versammelten Delegirten für wünschenswerth, dass zu geeigneter Zeit, wenn unter Berathung fachmännischer Autoritäten dafür erkannt, eine fernere Betheiligung Deutschlands an den Nordpolarfahrten nicht nur, sondern an den Polarfahrten überhaupt, den nördlichen sowohl wie den südlichen, in Ueberlegung gezogen werde, und dass, wenn sich eine solche für eins der späteren Jahre unter dem Vorgange der Hansestädte ausführbar zeigen sollte, die gegenwärtig für die Erforschung des äquatorialen Afrika angebahnte Vereinigung der geographischen Gesellschaften Deutschlands eine entsprechende Erweiterung finden möge, um die auf dem heutigen Standpunkt geographischer Entdeckungen ebenfalls dringende Hauptaufgabe, wie sie in dem benöthigten Aufschluss der Polargebiete gestellt ist, zweckdienlich zu fördern.«

Ungeachtet vorstehender abwehrender Resolution griff der Bremer Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt[1]) die Hamburger Anregung auf und verwirklichte was Herr *John Hertz* hier vergeblich erstrebt:

[1]) Die spätere Geographische Gesellschaft in Bremen.

eine direkte Eingabe an den Bundesrath zum Zweck der Fortsetzung deutscher Polarforschung auf Basis Ostgrönlands. Dies hatte zur Folge, dass sich unsere Gesellschaft zur Unterstützung der Bremer Eingabe verstand und ihren Vorstand am 7. Januar 1875 zu einer Supplik an den Senat ermächtigte, dahingehend: »dass Ein Hoher Senat gebeten werde, den Hamburgischen Bevollmächtigten beim Bundesrath zu instruiren, die Eingabe des Bremer Polar-Vereins an den Bundesrath, eine neue Deutsche Polar-Expedition aus Reichsmitteln betreffend, nach Kräften zu befürworten, ausserdem aber dafür zu wirken, dass im Zusammenhang mit der Bewilligung der Geldmittel von Reichswegen auch eine aus Gelehrten und sonstigen Sachverständigen bestehende Kommission berufen werde, um den Bremer Plan zu prüfen, respektive auf Basis desselben oder neuer Vorschläge die Exekutive in der Sache zu behalten.«

Indem der Senat unserer Bitte nachkam, brachte er die Angelegenheit in Fluss. Es wurde trotz abweisender Stellungnahme des Vorstandes und Beirathes der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin eine Reichs-Kommission ernannt und auf den 4. Oktober 1875 unter Vorsitz des Geh. Oberregierungsraths *von Möller* behufs Prüfung des erwähnten Bremer Plans einer deutschen Nordpol-Expedition aus Reichsmitteln, nach Berlin berufen. In dem dem Bundesrathe übergebenen Protokoll der 8tägigen Berathungen dieser Kommission, wurden ihre prinzipiellen Ansichten in folgenden Sätzen zum Ausdruck gebracht:

»1) Die Erforschung der arktischen Regionen ist für alle Zweige der Naturkunde von grosser Wichtigkeit. Als Modalität solcher Erforschung empfiehlt die Kommission die Errichtung von festen Beobachtungsstationen. Von der Hauptstation aus und gestützt auf dieselbe, würden sich Untersuchungsfahrten zu Lande und zu Wasser empfehlen.

2) Die Kommission bezeichnet als das Gebiet, auf welches die vom Deutschen Reiche zu organisirenden arktischen Forschungen sich zu beziehen haben würden, den einen der grossen Meereszugänge zum hohen Norden, welcher zwischen der Ostküste Grönlands und der Westküste Spitzbergens gelegen ist. Eine Hauptstation wäre im unmittelbaren Anschluss an die Ergebnisse der zweiten deutschen Nordpol-Expedition auf der Ostküste Grönlands zu errichten. Mindestens zwei für dauernde Bearbeitung gewisser wissenschaftlicher Aufgaben einzurichtende Nebenstationen werden etwa auf Jan Mayen und an der Westküste Spitzbergens herzustellen sein. Vorübergehend möchten für einzelne Zwecke von der Hauptstation aus je nach den Umständen Zweigstationen anzulegen sein.

3) Der Kommission erscheint es sowohl sehr erwünscht, als auch rücksichtlich der wissenschaftlichen Vorbereitungen ausführbar, dass diese arktischen Forschungen bereits im Jahre 1877 ihren Anfang nehmen.

4) Obwohl die Kommission der Ueberzeugung ist, dass eine nach obigen Vorschlägen eingeleitete Erforschung der arktischen Gegenden auch dann zu werthvollen Ergebnissen führen wird, wenn dieselbe auf das Gebiet zwischen Grönland und Spitzbergen beschränkt bleibt, glaubt sie doch eine erschöpfende Lösung der Aufgaben, welche dieser Forschung gestellt sind, nur davon erwarten zu dürfen, dass die letztere auf die übrigen Theile der Polarzone ausgedehnt wird und dass sich zu diesem Zwecke noch andere Staaten an dem Unternehmen betheiligen. Die Kommission empfiehlt daher, den Regierungen derjenigen Staaten, welche an den arktischen Forschungen Interesse nehmen, von den Grundsätzen, welche für das deutsche Unternehmen angenommen werden, Mittheilung zu machen, damit unter ihrer Betheiligung womöglich ein geschlossener Kreis von Beobachtungsstationen um die arktische Zone gelegt werde.«

Wie so häufig, zeigte sich auch in diesen Beschlüssen, dass das Bessere meist der Feind des Guten ist. Denn nachdem dem Bundesrath seitens des Chefs der Admiralität 2 Gutachten über die Kosten der beantragten Beobachtungsstationen in einer Höhe von 1 647 800 resp. 1 166 000 Mark vorgelegt worden waren, musste aus finanziellen Gründen zur Zeit (im Februar 1876) von einem Eingehen auf die Kommissions-Vorschläge Abstand genommen werden.

Im Oktober 1876, nach erfolgter glücklicher Rückkehr der englischen unbefriedigt verlaufenen Nordpol-Expedition unter Kapitän *Nares*, versuchte *Petermann* nochmals vergebens für eine deutsche Nordpol-Expedition aus Reichsmitteln einzutreten. Erst als es den Herren Graf *Wilczek* und Schiffslieutenant *Carl Weyprecht* gelang ihr zuerst auf der Grazer Naturforscher-Versammlung 1875 bekannt gegebenes Programm für die Arbeiten einer internationalen Polar-Expedition — es galt rund um den Pol herum Observatorien anzulegen — vor das Forum des 2. Internationalen Meteorologen-Kongresses in Rom (April 1879) zu bringen, fing die Polarforschung an, eine zielbewusste und damit hoffnungsreichere Richtung anzunehmen. Es führte dies zu der vom Internationalen Meteorologischen Komité anberaumten und in den Tagen vom 1. bis 5. Oktober 1879 in Hamburg abgehaltenen Internationalen Polar-Konferenz, einer jener aussergewöhnlichen Gelegenheiten, die ihren Glanz auch auf unsere Gesellschaft ausstrahlen sollte. In einer am 2. Oktober in den Räumen des

Sagebiel'schen Etablissements zu Ehren der Mitglieder dieser Konferenz anberaumten Sitzung, deren Tendenz belebt wurde durch die wenige Wochen vorher eingetroffene Nachricht von der glücklich durchgeführten Fahrt *Nordenskiölds* im Norden Asiens und seiner am 3. September 1879 erfolgten Ankunft in Yokohama, konnten wir den Vorträgen *Kirchenpauer's, Neumayer's, Buys Ballot's, Weyprecht's, Koldewey's, Hoffmeyer's* und *Mohn's* lauschen, und von diesen auserwählt Sachverständigen die Polarfrage beleuchtet hören. — Es ist bekannt, dass diese Konferenz zur Bildung einer Internationalen PolarKommission unter Vorsitz Dr. *Neumayers* führte und die Berufung einer Deutschen Polar-Kommission mit Hamburg als Vorort Anfang Dezember 1881 seitens des Reichskanzlers *Fürsten Bismarck* zur Folge hatte. Einem Exekutiv-Ausschuss, bestehend aus den Herren *Neumayer, Nachtigal, v. Schleinitz* und *Börgen* blieb es vorbehalten, im Systeme der Internationalen systematischen Polarforschung deutscherseits 3 Stationen (Süd-Georgien, Cumberland Sund und Ostküste Labrador's) am 1. September 1882 mit den geeigneten wissenschaftlichen Kräften zu besetzen und ihnen die erforderlichen Direktiven für ein volles Jahr zu geben. Am 1. Juni 1882 konnte unsere Gesellschaft ihre Sympathie für den von langer Hand vorbereiteten Forschungsplan in einer geselligen Vereinigung Ausdruck geben, welche sie den Führern (Dr. *Giese*, Dr. *Schrader*, Dr. *Koch*) und wissenschaftlichen Begleitern dieser 3 deutschen Expeditionen in Wiezel's Hotel zum Abschied und Glückauf darbot. Auch war es ihr, zusammen mit dem Naturwissenschaftlichen Verein, der Mathematischen Gesellschaft, der Anthropologischen Gesellschaft, dem Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung und der Botanischen Gesellschaft, vergönnt, die erfolgreich zurückkehrenden 3 Expeditionen am 17. November 1883 zu einer Fest-Versammlung nebst Festbanket zu vereinigen. Ein Kreis von illustren auswärtigen Gelehrten *(Börnstein, Börgen, Schering, Karsten, Honsell, v. Schleinitz, Werner Siemens, Thilenius, v. Bezold, Ebermayer, Krebs, Müttrich, Schreiber, v. Danckelman, Klein, Assmann, Hellmann, v. Schoder)*, welche sich behufs Begründung einer Deutschen Meteorologischen Gesellschaft hier am selben Tage zusammengefunden hatten, sowie die Anwesenheit unseres just aus dem Massai-Land zurückgekehrten Reisenden Dr. *G. A. Fischer*, erhöhte die Bedeutung dieses Tages.

Ich kann die Reihe dieser in das Gebiet der Polarforschung fallenden Ereignisse nicht verlassen, ohne an den 5. Februar 1884 zu erinnern, zu dessen Mittagsstunde sich auf Veranlassung des Vorstandes unserer Gesellschaft eine grössere Anzahl Herren (Mitglieder

des Senats, Vertreter wissenschaftlicher Vereine und Behörden, Mitglieder der Diplomatie etc.) im Wartesaal der Hamburg-Amerikanishen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft am Jonas versammelt hatten. Es galt die Helden zu ehren, welche als Mitglieder der Jeanette-Expedition in dem Bestreben der verloren geglaubten Nordenskiöld'schen Expedition Hülfe zu bringen, den Tod im Dienste der Polarforschung gefunden, und deren sterbliche Ueberreste in zehn neben einander stehenden, mit Kränzen und Schleifen bedeckten Särgen, unter dem Schutze zweier amerikanischer Marine-Offiziere zur heimathlichen Ruhestätte nach New-York verschifft werden sollten. Die damals unter lautloser Stille von Herrn Bürgermeister Dr. *Petersen* im Namen des Senats gesprochenen Worte, legten beredtes Zeugniss ab von dem in unserer Stadt allezeit regen Interesse an den Bestrebungen zur Erforschung der Erdoberfläche und Erschliessung derselben für den Dienst der Menschheit.

Als eins der bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte unserer Gesellschaft verdient der in den Tagen vom 9. bis 11. April 1885 zu Hamburg im Wilhelm-Gymnasium stattgehabte 5. Deutsche Geographentag nebst geographischer Ausstellnng bezeichnet zu werden. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich ihm überhaupt einen der ersten Plätze unter den bisherigen Deutschen Geographentagen einräume. Nicht etwa weil die Thätigkeit unseres damaligen Lokalkomités eine besondere gewesen wäre, nein lediglich weil diese Versammlung in eine Zeit fiel, in welcher die geographischen und kolonialpolitischen Bestrebungen aller Kulturstaaten ein Tagesinteresse bildeten. Der Genius der damaligen Zeit, welcher unseren überseeischen Verbindungen eine ungeahnte Bedeutung und Entfaltung versprach, hies das Lokalkomité unseren Gästen die besondere Bedeutung unserer Stadt, als des Thores, durch welches vor anderen die Verbindungen unseres Vaterlandes mit fernen Welttheilen unterhalten werden, in Wort und Bild vorführen. Der allseitige Dank, der uns geworden, hat die Mühen einer jahrelangen Vorbereitung reichlich gelohnt.

Dem 5. Deutschen Geographentag folgte eine mehrjährige unfreiwillige Pause in der Reihe der ausserordentlichen Ereignisse. Erst im April 1891 konnte unser Vorstand in dem Plan einer gross angelegten Hamburgischen Amerikafeier wieder Gelegenheit finden, unsere Mitglieder und Mitbürger zu einer der weltgeschichtlichen Bedeutung der Entdeckung Amerika's entsprechenden Feier des 400jährigen Gedenktages zu begeistern. Von dem unter Führung des Vereins für Kunst und Wissenschaft aus allen Kreisen Hamburg's

gebildeten Komité für die Amerikafeier war beschlossen, eine wissenschaftliche Denkschrift zu veröffentlichen, eine vierwöchentliche Ausstellung auf die Entdeckung Amerika's bezüglicher Werke und Gegenstände zu veranstalten, und eine feierliche Sitzung am Morgen, ein heiteres Fest am Abend des 12. Oktober abzuhalten. Da brach im August des Jahres 1892 eine verheerende Cholera-Epidemie über unsere Stadt herein und vereitelte den grössten Theil unserer Pläne. Nur die aus 2 starken Bänden bestehende, Ende 1892 erschienene monumentale Festschrift und das künstlerische Abendfest in dem Sagebiel'schen Etablissement am 16. März 1893, haben schliesslich Zeugniss ablegen können von unserem Verständniss für die Bedeutung der Entdeckung Amerika's für unser ganzes Kulturleben.

An Stelle der Amerikafeier ward uns im Oktober 1892 die Freude, Dr. *Franz Stuhlmann* in seine engere Heimath zurückkehren zu sehen und in einer gemeinschaftlichen Sitzung mit dem Naturwissenschaftlichen Verein über seine Reise mit *Emin Pascha* in's Herz von Afrika berichten zu hören; und 5 Monate später, am 20. März 1893, durften diese beiden befreundeten Vereine, verstärkt durch den Aerztlichen Verein, den Vortrag *Stuhlmann's* über die afrikanischen Zwergvölker, unter Vorführung der beiden von ihm aus Inner-Afrika mitgebrachten weiblichen Zwerge, entgegennehmen.

Wenn ich nun noch des 21. Juni 1896, des 70. Geburtstages unseres Ehrenmitgliedes, des hochverdienten Direktors unserer Seewarte, des Herrn Wirkl. Geheimen Admiralitätsrath Prof. Dr. *Georg Neumayer*, als eines Festtages Erwähnung thue, so wäre ich damit am Ende derjenigen Ereignisse angekommen, welche als besondere Glücksterne in unserem Vereinsleben bezeichnet werden können.

Es bleibt mir nun noch die Aufgabe in Kürze mitzutheilen, wie wir den im § 2 unserer Statuten vorgezeichneten Aufgaben zur Erreichung unseres Zweckes: »die geographische Wissenschaft zu fördern und das Interesse für dieselbe zu beleben« gerecht geworden sind, resp. gerecht zu werden uns bemüht haben.

An jedem ersten Donnerstag des Monats, mit Ausnahme der Sommer-Monate Juli, August und September, sind Ordentliche Versammlungen der Gesellschaft abgehalten worden, so dass wir im März d. J. auf 225 Sitzungen zurückzublicken haben werden. Dass es nicht immer leicht gewesen ist, die Tagesordnung für diese stattliche Reihe der Versammlungen zu schaffen, darf nicht verschwiegen werden. Denn Geographen von Fach sind in Hamburg nur vereinzelt zu finden, und die mannigfachen und ausgedehnten Berufsgeschäfte des grössten Theiles unserer Mitbürger gestatten meist nur eine re-

ceptive Mitgliedschaft. Und doch sind aus unserer Mitte zahlreiche und vortreffliche Vorträge hervorgegangen. An ihnen hat sich bewahrheitet, dass sich der Kaufmann durch längeren Aufenthalt in der Fremde eine Vertrautheit mit überseeischen Zuständen zu eigen zu machen pflegt, die selbst scharfsinnige wissenschaftliche Beobachter selten zu erreichen vermögen. Dasjenige aber, was wissenschaftliche Versammlungen besonders zu würzen pflegt: eine an die Vorträge zu reihende Diskussion, ist leider, wie bei den meisten Schwester-Gesellschaften so auch bei uns, frommer Wunsch geblieben, Diesen Mangel zu heben, sollte sich ein jedes Mitglied zur Aufgabe stellen. Auch dürfte einem kurzem Litteratur-Berichte eine regelmässige Stelle in unseren Sitzungen nicht länger versagt werden können.

Es hat mich überrascht, aktenmässig belegt zu finden, dass von insgesammt 300 grösseren Vorträgen während der verflossenen 25 Jahre 210 i. e. 70 % von Hamburgern und nur 90 von Auswärtigen gehalten worden sind. Die Themata dieser 300 Vorträge kennzeichnen in gewissem Grade das Tagesinteresse; sie zeigen auf das Evidenteste, dass dem Afrikanischen Kontinent während des verflossenen Vierteljahrhunderts der Löwenantheil, nämlich 63 Vorträge (34 von Hamburgern, 29 von Auswärtigen) zugefallen sind. Nächst Afrika rangirt Europa mit 42 Vorträgen (36 von Hamburgern, 6 von Auswärtigen), dann Asien mit 37 (17 von Hamburgern, 20 von Auswärtigen), Süd-Amerika mit 26 (15 von Hamburgern, 11 von Auswärtigen), Ozeanographie, Hydrographie und Meteorologie mit 18 (13 von Hamburgern, 5 von Auswärtigen), Australasien mit 17 (13 von Hamburgern, 4 von Auswärtigen), Arktis und Antarktis mit 16 (11 von Hamburgern, 5 von Auswärtigen), Nord- und Zentral-Amerika mit 12 (6 von Hamburgern, 6 von Auswärtigen).

Nicht nur die Höflichkeit, auch der Erfolg gebietet, an dieser Stelle namens des Vorstandes allen denjenigen zu danken, welche uns durch ihre Vorträge erfreut haben. Insbesondere gilt dieser Dank aber denjenigen Männern, die von auswärts zu uns gekommen und uns im Gedankenaustausch und in Mittheilung ihrer Erlebnisse belehrt haben. Unter ihnen nenne ich besonders *Adolph Bastian, Bessels, Max Buchner, Richard Buchta, Karl Dove, Erich von Drygalski, Paul Ehrenreich, Theobald Fischer, Ed. Robert Flegel, Geiger, Gürich, Paul Güssfeldt, Sven Hedin, v. Hesse-Wartegg, Alfred Hettner, J. M. Hildebrandt, Emil Holub, Wilhelm Junker, Klutschak, Kreitner, Krümmel, Kükenthal, Küstner, Kund, Lumholtz, Markow, v. Massow, Hans Meyer, Herm. Meyer, B. Moritz, Gustav Nachtigal, Fridtjof Nansen, Naumann, Negri, Oberhummer, Passarge, Julius Payer, Pechuël-Loesche, Alfred*

Philippson, Plate, Polakowsky, Paul Reichard, v. Ryckevorsel, Schloifer, Schmeisser, Herm. A. Schumacher, Schweinfurth, Karl von den Steinen, Joh. Walther, Weyprecht, von Wissmann und E. Zintgraff.

Durch das sich tagtäglich mehrende Interesse an geographischen und kolonialpolitischen Fragen ist unsere Tagespresse darauf hingewiesen worden, ihre Fühlfäden mehr und früher denn sonst nach allen Weltgegenden hin auszustrecken, um dem Bedürfnisse des Publikums nach raschen Neuigkeiten auch auf unserem Gebiete zu entsprechen. Dadurch und durch den sich ständig mehrenden telegraphischen und telephonischen Verkehr ist den geographischen Gesellschaften ein gut Theil Material entzogen worden. Während man früher nicht zu befürchten brauchte, innerhalb 4 Wochen überholt zu werden, tritt man jetzt schüchtern an die Mittheilung einer neuen Thatsache heran, stets fürchtend bereits Gekanntes zu wiederholen. Die anderweitig mehrfach ausgesprochene Befürchtung hingegen, dass mit dem Schwinden der grossen geographischen Entdeckungen die Existenzberechtigung der geographischen Gesellschaften bedroht sein werde, hat sich Gottlob nicht bestätigt. Im Gegentheil lässt sich unsere bei ähnlicher Gelegenheit ausgesprochene Ansicht von der künftigen intensiveren Thätigkeit derselben deutlich in der Zunahme der nach gleichen und verwandten Zielen strebenden Vereine bekräftigt finden.

Die Zahl der auswärtigen Gesellschaften und Institute, mit denen unser Verein beispielsweise in Verbindung und Schriftenaustausch steht, beträgt mehr als Hundert, nämlich: 30 im übrigen Deutschland, 50 im ausserdeutschen Europa und ca. 30 in den übrigen Erdtheilen zusammen. Dies hat die für unsere Stadt unschätzbare Folge gehabt, dass die Zahl der in unserer Bibliothek vertretenen, ohne Kosten erworbenen Fach-Zeitschriften die hohe Zahl von 200 erreicht. Dadurch bildet unsere Bibliothek eine wünschenswerthe Ergänzung zur Kommerzbibliothek der Hamburger Handelskammer, in deren Räumen sie auch aufgestellt ist. An Einzelwerken (Bücher und Karten) vermehrt sich die Bibliothek fast nur durch gelegentliche Schenkungen, da die Kommerzbibliothek in der Lage ist, durch Neu-Anschaffungen eine besonders reiche geographische Einzel-Litteratur zu bieten. Unsere Bibliothek umfasst zur Zeit ca. 2000 Bände Zeitschriften, ca. 1000 Einzelschriften und ca. 500 Karten resp. Kartenwerke. Sie ist laut Vertrag mit der Handelskammer vom 15. Aug. 1883 unentgeltlich in einem Separatzimmer der Kommerzbibliothek aufgestellt und kann unter denselben Bedingungen wie die Kommerz-Bibliothek von Jedermann benutzt werden. In der Hoffnung, dass es uns noch einmal gelingen wird, eigene Gesellschaftsräume zu er-

werben resp. zu miethen, hat sich unser Vorstand das Eigenthumsrecht an den Bibliotheksbeständen vorbehalten. Ein gedruckter, von Dr. *H. Michow* zusammengestellter Katalog ist im Juli 1893 an die Mitglieder vertheilt worden. Derselbe ist im Manuskript bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Zur weiteren und leichteren Nutzbarmachung unserer Zeitschriften-Bibliothek wird seit Jahren ein Materien-Katalog sämmtlicher geographischen Zeitschriften des In- und Auslandes von Dr. *Michow* geführt.

Unter Alinea c des § 2 unserer Statuten ist dem Vorstande ferner vorgezeichnet: »durch Sammlung eines Fonds behufs materieller Unterstützung geographischer Entdeckungsreisen oder selbständiger Ausrüstung wissenschaftlicher Expeditionen oder Förderung wissenschaftlicher Arbeiten« die Zwecke unserer Gesellschaft zu fördern. Auch diesen Theil unserer Aufgabe haben wir zum Theil durch sparsame Verwaltung, vorwiegend aber dank der Munificenz Eines Hohen Senats und der Bürgerschaft, sowie der allezeit auch für wissenschaftliche Bestrebungen opferwilligen Bevölkerung unserer Stadt, bisher in befriedigender Weise lösen können. Auf Antrag des Senats ist unserer Gesellschaft in ähnlicher Weise wie sich andere Schwestergesellschaften des In- und Auslandes dessen erfreuen dürfen, von Senat und Bürgerschaft seit 1889 eine jährliche Staatssubvention von 5000 ℳ bewilligt worden. Wir wurden hierdurch in den Stand gesetzt, in die Reihe derjenigen Gesellschaften zu treten, welche selbstständige wissenschaftliche Expeditionen ausrüsten und dadurch direkt Wissenschaft, Handel und Industrie zu fördern vermögen.

Schon Eingangs habe ich erwähnt, dass wir in den Jahren 1873—76 zur Unterstützung der Zwecke der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft unserer Kasse 9704 ℳ entnommen haben.

In jene Zeit fällt auch eine spezifisch Hamburgische Expedition nach dem östlichen Südafrika, die, wenn auch nicht aus unseren Mitteln bestritten, so doch in ihren wissenschaftlichen Resultaten unserer Gesellschaft zu Gute gekommen ist. Ich meine die im Auftrage unseres derzeitigen Vorstandsmitgliedes, des Herrn *L. Lippert*, ausgeführte Reise des jetzigen Greifswalder Professors Dr. *E. Cohen* von Lydenburg nach den Goldfeldern und von Lydenburg nach der Delagoa-Bai (1873). Im Zweiten Jahresbericht haben wir die Routenkarte Dr. E. Cohen's von einem ausführlichen Text begleitet, zur weiteren Kenntniss gebracht.

Die erste selbständige Expedition datirt aus dem Jahre 1876. Sie betraf die von Dr. *F. Andreas* geplante Forschungsreise nach

Süd-Persien. Zu ihrer Unterstützung sind uns derzeit der Rest-Saldo des hiesigen Humboldt-Vereins, sowie freiwillige Beiträge unserer Mitglieder in der beträchtlichen Höhe von 7800 ℳ überwiesen worden. Von Akademikern wie *Mommsen, Ohlshausen, Kiepert* und *v. Gutschmidt* warm befürwortet, von dem Kgl. Preussischen Kultusministerium mit den schwerwiegendsten Empfehlungen ausgerüstet, sahen wir uns veranlasst mit Herrn Dr. *Andreas* einen Vertrag abzuschliessen, demzufolge er sich verpflichtete, eine viermonatliche Reise in Süd-Persien für unsere Gesellschaft auszuführen. Dr. *Andreas* hat darauf am 28. Mai 1875 nach Einhändigung eines Wechsels auf Bushire in obiger Höhe Hamburg verlassen und sich seinen Verpflichtungen zu entziehen gewusst. Zur Erhärtung Dieses glaube ich die Worte zitiren zu sollen, welche unser nachsichtiger Präsident Dr. *Kirchenpauer* in seiner Festrede gelegentlich unseres zehnjährigen Stiftungsfestes öffentlich auszusprechen sich gemüssigt sah: »Eine unter den verlockendsten Auspicien eingeleitete Expedition nach Persien ist gänzlich fehlgeschlagen«!

Einen günstigen Verlauf hat hingegen die von uns im Jahre 1882—83 in Szene gesetzte *Fischer*'sche Expedition in das Massai-Land genommen. Zur gerechten Würdigung dieser spezifisch hamburgischen Reise muss ich auf die historische Entwickelung unserer Kenntniss vom zentralen Ost-Afrika zurückgreifen.

Deutschland gebührt unbestritten nächst England die Ehre, das Meiste zur Aufschliessung Inner-Afrika's beigetragen zu haben. Als recht eigentlich deutsche Domäne, was Handels- und wissenschaftliche Bestrebungen anlangt, gilt speziell das aequatoriale Ost-Afrika. Hier waren es vor Allem hamburgische Handelshäuser, welche in regem Handelsverkehr mit den Eingeborenen kultivirend und zivilisirend wirkten, hier waren es aber auch vorzüglich deutsche Missionare und Gelehrte, welche der Aufschliessung unbekannter Gebiete Vorschub leisteten. Die Existenz des schneebedeckten Bergriesen Kilima Ndjaro wurde 1848 zuerst von *Rebmann*, die des Kenia 1849 von *Krapf* gemeldet. *Rebmann* und *Erhardt* waren es, welche auf Grund eingezogener Erkundigungen jene berühmte Karte von Ost- und Zentral-Afrika konstruirten, auf welcher der Ukerewe-See in einer Ausdehnung von über 12 Graden zum ersten Male zur Darstellung gebracht war, und welche den Impuls zu den hervorragenden Entdeckungsreisen der Engländer *Burton, Grant* und *Speke* gegeben haben. Der viel versprechende Hamburger Dr. *Albert Roscher* war es ferner, der 1859 hinauszog, um den Kilima Ndjaro zu besteigen, diesen Plan leider zu Gunsten der Aufsuchung des zur Frage ge-

stellten Nyassa-Sees aufgab und dort seinen Forschungstrieb mit dem Leben bezahlen musste. Ein Jahr später gelang es dem Hannoveraner Baron *Claus von der Decken*, von Mombassa aus das Wanika- und Wateita-Land zu durchkreuzen, den Kilima Ndjaro bis zu einer Höhe von 8360 engl. Fuss zu besteigen, und dessen Gesammthöhe auf 18 710 engl. Fuss zu bestimmen. Im Oktober 1862 schickten sich *von der Decken* und Dr. *Otto Kersten* zu einer zweiten Besteigung des Kilima Ndjaro an, und dieses Mal wurde eine Höhe von 14 160 engl. Fuss erreicht, die vulkanische Natur erkannt und die geographische Lage dieses Bergriesen bestimmt. 1863 unternahmen *von der Decken* und *Kersten* eine Seereise nach Ibo und Lamu und kehrten dann zeitweilig nach Deutchland zurück. Die grossen Erfolge liessen aber *von der Decken* daheim keine Ruhe finden; der Thatendrang trieb ihn 1864 wieder hinaus und dieses Mal nahm er zwei kleine Dampfschiffe mit sich, um mit ihnen auf den ostafrikanischen Flüssen Osi-Tana und Jub möglichst weit in das Innere Ost-Afrika's zu gelangen. Es ist bekannt, dass *von der Decken* sammt dem grössten Theil seiner Begleiter am Jub von einer Horde wilder Somalis getödtet wurde. Das werthvolle geographisch-naturwissenschaftliche Material der *von der Decken*'schen Expeditionen ist von Dr. *Otto Kersten* zu einem klassischen vierbändigen Werke zusammengestellt worden, das alle Zeiten der deutschen Litteratur zur Zierde gereichen wird.

Zur Klarstellung des Schicksals der *von der Decken*'schen Expedition wurde *Richard Brenner* an den Tana- und Jubfluss entsandt; er erreichte Berdera und drang von dort gen Osten an die Küste durch.

Nächst *von der Decken* war es vor Allem der Sendling der Karl Ritter-Stiftung und Berliner Akademie der Wissenschaften, der leider 1881 auf Madagaskar verstorbene *J. M. Hildebrandt*, dem wir in den Jahren 1875 bis 1877 von Sansibar aus auf verschiedenen Wegen in der Alpenregion des Kilima Ndjaro und Kenia begegnen.

Im Juni 1876 entwarf der aus Zeitz gebürtige und damals in Berlin ansässige Ingenieur *Clemens Denhardt* einen detaillirten Plan für eine neue deutsche Expedition zur Förderung der deutscherseits inzwischen sistirt gewesenen Erschliessung Ost-Aequatorial-Afrika's. Er zielte darauf ab, vermittelst zu errichtender Handelsstationen, als der den Eingeborenen allein verständlichen Form, in engeren Verkehr mit den Galla- und Somali-Stämmen zu treten und gleichzeitig wissenschaftliche Beobachtungen zu machen. Bei der Ausführung seiner Pläne waren ihm unter Anderen die Geographische Gesellschaft in Hamburg und hamburgische Kaufleute behülflich, so dass seine Expedition Ende 1877 in Szene gesetzt werden konnte. Bereits ein Jahr

früher hatte sich Dr. med. *G. A. Fischer* aus Barmen nach Sansibar begeben, um für das Denhardt'sche Unternehmen dort vorbereitend zu wirken. Er benutzte die Zeit bis zur Ankunft *Denhardt's* 1878, zu einer Exkursion in die südlichen Galla-Länder und in das Land Wito, dessen Sultan sich nach *Richard Brenner's* Berichten stets deutschfreundlich bewiesen und dem Preussischen Auswärtigen Amte selbst die Oberhoheit über sein Gebiet angetragen haben sollte. Ueber diese *Fischer*'sche Reise ist ausführlich seitens des Reisenden in den Mittheilungen unserer Gesellschaft 1876—77 berichtet worden. — *Denhardt*, welcher Hamburg am 19. Dezember 1877 verlassen hatte, traf im Mai 1878 in Sansibar ein. Nach einigen vorbereitenden Exkursionen an der Sansibar-Küste lenkten *Denhardt* und *Fischer* ihre Schritte gen Norden an den Tana-Fluss, verfolgten denselben aufwärts bis Massa und kehrten im Dezember 1878, durch Krankheit und allerlei sonstige Verhältnisse gezwungen, nach Sansibar zurück. Während sich nun *Denhardt* im Juni 1879 zur Rückkehr nach Deutschland anschickte, liess sich *Fischer* in Sansibar nieder, wo er 3½ Jahre als praktischer Arzt und Naturforscher ausserordentlich segensreich gewirkt hat. Am 1. Oktober 1882 gab *Fischer* seine einträgliche Stellung in Sansibar auf, um den lang gehegten und während fünf Jahren verfolgten Plan einer grösseren Entdeckungsreise in das äquatoriale Ost-Afrika zur Ausführung zu bringen. Er proponirte uns bereits unterm 4. Mai 1882, seine Expedition zu einer speziell hamburgischen machen zu wollen, wenn ihm ein Zuschuss von ℳ 15 000 zu seinen eigenen Mitteln zur Verfügung gestellt würde.

Aufrichtig erfreut über dies Anerbieten, erachteten wir es für unsere Pflicht, die Verwirklichung der von Dr. *Fischer* geplanten Expedition zu erstreben. Es gereichte uns zu einer ganz besonderen Freude, unserer Gesellschaft in ihrer Sitzung vom 5. Oktober 1882 mittheilen zu können, dass es uns gelungen sei, mit Hülfe der Averhoff'schen Stiftung und durch freiwillige Beiträge einiger Freunde und Mitglieder der Geographischen Gesellschaft die Summe von ℳ 15 200 zusammenzubringen, und dass wir beauftragt seien, diese Summe unserer Gesellschaft unter der Bedingung als Geschenk anzubieten, dass sie die geplante Fischer'sche Expedition in das Massai-Land zu der ihrigen mache.

Es war selbstverständlich, dass dieses reiche Geschenk dankbar acceptirt wurde.

Am 30. Dezember 1882 trat *Fischer* seine Reise von Pangani aus an und durchquerte als erster Europäer das Land der als räuberisch und blutgierig verschrieenen Massai. Mit kleinen Mitteln, verschwindend

gegenüber denjenigen des ihm kurz darauf folgenden Engländers *Joseph Thomson* und den heutzutage für Forschungsreisen in Ost-Afrika aufgewendeten, erreichte er den Naiwascha-See und kehrte, durch das feindliche Auftreten der Massai gezwungen, ebenfalls auf früher unbekannten Wegen nach Pangani zurück. Der Bericht über diese wichtige Reise und über die heimgebrachten, unseren hamburgischen Museen einverleibten naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen, befindet sich im Jahrgang 1882—83 der »Mittheilungen« unserer Gesellschaft abgedruckt. Diverse Spezial-Abhandlungen über die reiche zoologische Ausbeute, zumal über die ornithologische, sind an anderen Orten, so in den »Abhandlungen der wissenschaftlichen Anstalten Hamburg's« und in der »Zeitschrift für die gesammte Ornithologie« publizirt worden.

Im November 1883 von der gefahrvollen Massai-Reise nach Deutschland zurückgekehrt, widmete sich *Fischer* in Berlin und Hamburg der Bearbeitung seiner Sammlungen und Erfahrungen, und als die Wogen deutscher kolonialpolitischer Bestrebungen einen gefährlichen Charakter annahmen und ein klares Denken und eine nüchterne Auffassung der Verhältnisse von der Tagesordnung gestrichen zu sein schienen, da hielt *Fischer* auf dem 5. Deutschen Geographentag in Hamburg den bekannten zündenden Vortrag gegen die Verwendung des Europäers im tropischen Afrika und liess wenige Tage darauf sein Rezept gegen das bedenklich grassirende Afrikafieber, betitelt: »Mehr Licht im dunklen Welttheil« der Offentlichkeit übergeben. Diese Aufsehen erregende Schrift, welche, um mit den Worten eines unserer berühmtesten Geographen zu reden, wie ein kalter Wasserstrahl auf die unverständigen Afrikawüthigen, die in dem dunklen Erdtheil schon damals alles Heil für das Noth leidende Europa erblicken zu müssen glaubten, wirkte, ist weit mehr besprochen, als wirklich gelesen worden. »Das tropische Afrika ist und bleibt vorerst mehr oder weniger eine Todtenkammer für den Europäer! Die gesunden Gebiete Zentral-Afrika's sind die unfruchtbaren und die fruchtbaren sind die ungesunden! Nur in der Plantagenwirthschaft beruht die Zukunft und in der unerschöpflichen Arbeitskraft des Negers, der Schatz Zentral-Afrika's!« In diesen wenigen Sätzen ist uns von *Fischer* ein mit seinem Tode besiegeltes Vermächtniss hinterlassen worden. Ob es nicht zu pessimistisch gedacht, ob nicht in der That z. B. im Uhehe-Gebiet Deutsch-Ostafrika's, wie neuerdings von *v. Schele, Prince, Ltebert, Arning* und *Glauning* übereinstimmend berichtet, dennoch ein Ansiedelungsgebiet für deutsche Landwirthe zu finden ist, das

wird hoffentlich die allernächste Zukunft lehren. Unter allen Umständen bleibt unserem Reisenden das Verdienst, vor Uebereilung gewarnt und dadurch vor unabsehbarem Unglück bewahrt zu haben.

Es ist bekannt, dass *Fischer* im April 1885 an das Wagestück herantrat, die seit Jahren verschollenen Dr. *Wilhelm Junker*, Dr. *Emin Bey* und *Casati* in der ägyptischen Aequatorialprovinz aufzusuchen und wenn möglich zu befreien. Es lebt auch in Aller Erinnerung, dass *Fischer* im September 1886 ohne Dr. *Junker* nach seiner Heimath zurückkehren und bald darauf, am 11. November 1886, im Alter von 38 Jahren einem tropischen Fieberanfall plötzlich erliegen musste. Eine Ironie des Schicksals war es, dass *Fischer*, der gegen alle Gefahren des tropischen Klimas gestählt zu sein schien, seinen Folgen erliegen musste bevor der wohlbehalten heimkehrende Dr. *Junker* ihm die dankende Hand gereicht.

Heute, wo die von *Fischer* durchzogenen Gebiete in die Deutsche und Englische Interessensphäre hineingezogen sind, will man an ein gänzlich schuldloses Misslingen früherer Unternehmungen in Folge feindseliger Haltung der Eingeborenen kaum mehr glauben. Umsomehr möchten wir zur Charakteristik der damaligen Lage und der Schwierigkeit der *Fischer*'schen Mission, zu der auch unsere Gesellschaft pekuniär beigesteuert, einen bisher unedirten Brief *Junker's*[1]) an *Fischer*, datirt: »Buganda, Englische Mission, 10. Juli 1886« bei dieser Gelegenheit der Oeffentlichkeit übergeben. Derselbe lautet:

»Hochgeschätzter Herr Doktor! Sollten über kurz oder lang diese Zeilen Ihnen zu Händen kommen, so mögen sie Ihnen vor allen Dingen meinen wärmsten Dank aussprechen für ihr begonnenes Unternehmen unseren Irrwegen im »dunkeln Kontinente« muthvoll nachzuspüren. Volle Unkenntniss über den Ausgang der Dinge im Sudan und die Hoffnung, dass endlich doch ein Dampfer aus Chartum nach Ladó kommen würde, veranlasste mich mit der Rückreise über Buganda nach Sansibar zu zaudern. Im Februar dieses Jahres erfuhr ich in Unjóro, dass Sie in Usukuma angekommen seien, jedoch nicht die Erlaubniss hierher zu kommen, erhalten hätten und östlich um den Victoria Nyansa nordwärts gezogen seien, um die Stationen *Emin Bey's* zu erreichen. Ich wünsche aus vollem Herzen, dass Ihnen dieses Unternehmen gelingen möge. Ihr Erscheinen in den Stationen *Emin*

[1]) Dieser uns von Junker geschenkte Brief, ist adressirt an Dr. Fischer via Mruli-Lango? Er ist, nachdem er auf Gott weiss welchen Wegen im Herzen Afrika's umhergeirrt, mit der Briefsendung Emin's vom September 1887 als unbestellbar an Dr. W. Junker in Wien zurückgelangt.

Bey's würde ein enormes Verdienst sein und der zaghaften Mannschaft neuen Muth einflössen. Ich bedauere nur, dass ich zu spät nach Buganda kam und unsere Wege wieder auseinander gingen. Vielleicht hätte Ihnen meine Erfahrung in den nördlich gelegenen Ländern etwas genützt. Ob Sie wohl das Land der Lango (A. Kidi) durchzogen haben!? Ein böser, kriegerischer Stamm! Aus dem Gebiete der friedlicheren am Victoria-Nil lebenden Lango kommen Sie westwärts in der Gegend der alten Station Mruli auf *Kabrega's* Gebiet, wo nichts zu fürchten ist, da *Kabrega* mit *Emin Bey* in gutem Einvernehmen steht und gegenwärtig *Casati* dort weilt. — Nördlich in den Gebieten der Nachfolger *Rionga's*, bei Kamissoa und Aufina ist ein friedlicher Durchgang viel wahrscheinlicher, als bei den östlich des Victoria-Nil lebenden Lango. — Hoffentlich ist Ihnen Ihr schweres Unternehmen geglückt und würden Sie dann wahrscheinlich in der Station Fatiko ausmünden. Da *Casati* bei *Kabrega* weilt, so mache ich den sehr zweifelhaften Versuch Ihnen diese Zeilen durch *Kabrega's* Vermittelung und durch Lango-Leute, deren er viele in seinen Diensten hat, zuzustellen. Einen zweiten Brief für Sie lege ich den Zeilen an *Emin Bey* bei. Möge dieser zweite Brief Sie eines Tages wohlerhalten in Wadelay begrüssen. Sollten Sie vielleicht für mich bestimmte Dinge mit sich führen, so bitte ich Sie freundlichst dasjenige, dessen Sie nicht für sich bedürfen, *Emin Bey* und *Casati* überlassen zu wollen. Wir leben hier in Buganda in einer bösen Zeit. Die Grausamkeiten des Königs nehmen kein Ende und hat er seit dem letzten Jahre eine Neger-Christenhetze in Szene gesetzt. Im März d. J. unternahmen die Waganda einen Kriegszug nach Unjóro und kamen mit blauem Auge davon. Wir haben hier die Erlaubniss ausgewirkt für *Emin Bey* und seine Leute das Nöthigste nach Wadelay zu schicken und stehen 20 Ballen Stoff zur Absendung bereit. Ich erhielt für mich die Erlaubniss abzureisen und gehe hoffentlich in wenigen Tagen nach Usukuma. Nochmals bitte ich neben meinen besten Grüssen auch den wärmsten Dank entgegen nehmen zu wollen. Mit voller Hochachtung ganz ergebenst Ihr Dr. *Junker.*«

Als im Jahre 1882—83 die kolonialpolitischen Bestrebungen auch ihr Augenmerk auf Argentinien, Paraguay und Süd-Brasilien in intensiver Weise zu richten begannen, schien unserem Vorstande erwünscht, ein vorurtheilsfreies und sachgemässes Urtheil über die Kolonisationsfähigkeit Paraguays durch Entsendung eines tüchtigen Geographen an Ort und Stelle herbeizuführen. Er betraute am 7. Juni 1883 laut Beschluss der Gesellschaft den damaligen Oberlehrer des hiesigen Realgymnasiums, Herrn Dr. *Hugo Toeppen* mit dieser

Aufgabe und hatte die grosse Freude, im Jahrgange 1884 unserer Mittheilungen unter dem Titel »Hundert Tage in Paraguay« einen 264 Seiten umfassenden Reisebericht publiziren zu können, welcher in allen Fachkreisen Anerkennung gefunden und heute noch als die beste und zuverlässigste Beschreibung Paraguays gilt.

Ungefähr zu gleicher Zeit wandte sich der bekannte Linguist und Afrika-Forscher *Gottlob Adolph Krause* an unseren Vorstand mit der Bitte einer pekuniären Unterstützung seiner projektirten Reise in's Nigergebiet West-Afrika's. Die Unterstützung ist ihm geworden, irgend ein direkter Nutzen für unsere Gesellschaft aber nicht daraus entsprungen.

Dasselbe, was ich oben hinsichtlich des aequatorialen Ost-Afrika's gesagt: »dass es, was Handels- und wissenschaftliche Bestrebungen anlangt, recht eigentlich von jeher eine deutsche Domäne gewesen«, gilt auch von der einst im Besitz der Augsburger Welser gewesenen Venezolanischen Republik Süd-Amerika's. Denn wenngleich das berühmte Werk des Italieners *Agostin Codazzi*: »Resumen de la Geografia de Venezuela« mit dem dazu gehörigen, in Paris 1841 publizirten Atlas, noch heute die Grundlage unserer Kenntniss des räumlich grössten Theiles Venezuelas bildet, so sind doch die wichtigsten, dem heutigen Stande der Forschungen entsprechenden wissenschaftlichen Reisen und Arbeiten von Deutschen ausgeführt worden. Kein Geringerer als *Alexander v. Humboldt* war es, der zuerst 1799 den Osten des Landes unserer Kenntniss erschloss. Ihm folgten *H. Karsten* 1849—52, *A. Sachs* 1876—77, *Anton Goering, Appun, Jahn* 1887, *Ludwig* 1893 und *Wilhelm Sievers* 1884—86 und 1892—93. Letztgenanntem Reisenden, den wir den unsrigen zu nennen uns freuen dürfen, verdanken wir hinsichtlich unserer wissenschaftlichen Kenntniss von Venezuela mehr, als allen vorgenannten Forschern zusammengenommen. Er trat im Oktober 1884 mit Unterstützung unserer Gesellschaft seine erste Reise nach Venezuela an und widmete ein volles Jahr der Erforschung der Cordillere von Mérida. Seinem Eifer verdanken wir die in unseren Mittheilungen 1884, 85 und 86 publizirten ausführlichen Reiseberichte, sowie das Material zu einer ebenda publizirten Originalkarte der Venezolanischen Cordillere. Auch die unter dem Titel »Die Cordillere von Mérida« als das erste Heft des 3. Bandes der Penck'schen geographischen Abhandlungen herausgegebene Arbeit, welche *v. Richthofen* als ein inhaltsreiches Quellenwerk für die physische Geographie von Venezuela bezeichnet, sowie die hier am Platze 1888 erschienene Monographie »Venezuela« sind eine Frucht dieser Reise. Durch sie ermuthigt,

liess sich im April 1892 zwischen unserer Gesellschaft und Dr. *Sievers* ein zweiter Vertrag vereinbaren, demzufolge *Sievers* diejenigen Theile Nord-Venezuelas zu bereisen unternahm, welche er 1884 — 85 nicht hatte kennen lernen können. Für diese Reise hat unsere Gesellschaft ℳ 10 000 gezahlt und als Aequivalent das Eigenthumsrecht an den wissenschaftlichen Ergebnissen erworben. Sie ist trotz unerwarteter kriegerischer Ereignisse glücklich in der Zeit vom 30. Juli 1892 bis 23. April 1893 durchgeführt worden. Ihre wissenschaftlichen Ergebnisse, insoweit sie Einzeluntersuchungen und die kartographische Darstellung des Gebirgslandes zwischen Coro und Trinidad betreffen, bilden den werthvollen Inhalt des 1896 erschienenen XII. Bandes unserer Mittheilungen. Auf die Herausgabe weiterer *Sievers*'scher Karten zur physikalischen Geographie von Venezuela glaubten wir zu Gunsten von Petermann's Mittheilungen verzichten zu sollen, die solche im 6., 7. und 9. Heft des Jahrgangs 1896 der Oeffentlichkeit übergeben haben.

Gleichzeitig mit *Sievers* haben wir unserem Mitgliede Dr. *Carl Gottsche* zum Zwecke geologischer Aufnahmen in Schlewig-Holstein und den angrenzenden Gebieten eine pekuniäre Beihülfe von ℳ 2400 gewähren können. Seine Aufgabe zerfiel in die Festlegung:

1. des Vorkommens von Endmoränen und deren Verlauf;
2. der westlichen Grenze der zweiten Vereisung, bezw. des oberen Geschiebemergels;
3. der horizontalen und vertikalen Verbreitung der norwegischen Geschiebe;
4. der Stellung der marinen Gebilde in der Schichtenfolge unseres Diluviums und daran anknüpfend
5. des Alters des westlichen Geest-Randes,

lauter Fragen von höchstem Interesse für die Heimathskunde und Geographie im weiteren Sinne. Die Untersuchungen *Gottsche's* haben auf 220 km eine Endmoränenkette im Osten der cimbrischen Halbinsel, ferner eine unerwartete Verbreitung mariner Diluvial-Ablagerungen ergeben, sowie mit grosser Wahrscheinlichkeit das Alter des Geestrandes, jener bemerkenswerthen Grenze zwischen Diluvium und Alluvium, in die Tertiärzeit zurückversetzt. *Gottsche's* Resultate in Betreff der Endmoränen Schleswig-Holstein's nebst instruktiver Karte und Abbildungen, haben im XIII. Bande unserer Mittheilungen veröffentlicht werden können, diejenigen, welche das marine Diluvium angehen, erscheinen in diesem Bande.

Anfang 1895 hatten wir sodann Gelegenheit einem Unternehmen ℳ 2500 Vorschub zu leisten, welches wenngleich in erster Linie

archäologisch-linguistische Zwecke verfolgend, doch durch die Qualifikation der Betheiligten auch für die faktische Geographie unser Interesse beanspruchen musste. Es ist dies die von unserem Landsmann, dem Privatdozenten an der Universität Berlin, Dr. *Carl Lehmann* zusammen mit Dr. *Waldemar Belck*, (zur Zeit Fabrikdirektor in Weilburg) für 1896 geplant gewesene Forschungsreise nach Armenien. Seinen unmittelbaren Ursprung hat der Reiseplan in den von Dr. *Belck* während eines dreijährigen (1888—91) Aufenhaltes im sagen- und ruinenreichen Armenien angestellten prähistorischen Forschungen, aus welchen Dr. *Lehmann* ungeahnte historische Aufschlüsse zu entziffern vermochte, gefunden. Leider haben die Unruhen der letzten Jahre in Armenien die Verwirklichung der Reise in's Unbestimmte hinausgeschoben.

Schliesslich habe ich in meiner Aufzählung der seitens unserer Gesellschaft gewährten materiellen Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen einer Beihülfe zu der 1892 von Dr. *Michaelsen* in Hamburg ausgeführten Magalhaensischen Sammelreise, sowie zu den von Herrn *Max Friederichsen* im Anschluss an den Internationalen Geologen-Kongress 1897 gemachten Reisen in den Ural, Kaukasus und Armenien Erwähnung zu thun. Für wissenschaftliche Expeditionen und Förderung wissenschaftlicher Arbeiten sind im Ganzen ℳ 55 652,50 verausgabt worden, i. e. 31,6 % unserer Gesammt-Einnahme der Jahre 1873—1897 (ca. ℳ 176 000).

Was die in unseren Statuten vorgeschriebenen Publikationen anlangt, so verweise ich auf das im Anhange gegebene Verzeichniss derselben nebst Inhalt. Den für die Jahre 1873—75 geltenden beiden Jahresberichte sind seit 1876 »Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg« in zwangloser Weise gefolgt. Dieser Aenderung lag der Gedanke zu Grunde, in Zukunft den Schwestergesellschaften und den nach verwandten Zielen strebenden Vereinen ein Tauschobjekt zu bieten, welches weniger Gewicht legt auf die detaillirten Berichte der Sitzungen und inneren Angelegenheiten unserer Gesellschaft, als auf die Publikation uns werthvoll erschienener Original-Abhandlungen unserer Mitglieder und Freunde. In diese Reihe sind als selbständiger Band die interessanten und werthvollen Briefe Ludwig Leichhardt's, herausgegeben von Dr. *Georg Neumayer* und *Otto Leichhardt* (dem Neffen Ludwig Leichhardt's), eingefügt worden. Wir haben insgesammt für unsere Publikationen in dem verflossenen Vierteljahrhundert ℳ 56 282,85 verausgabt, i. e. 32 % der Gesammt-Einnahme (ca. ℳ 176 000). Ob ihr Inhalt diese Ausgabe rechtfertigt, mögen Andere beurtheilen.

Wenn auch Zahlen nicht beweisen, so zeigen sie doch wie regiert worden ist! Von diesem Gesichtspunkte aus sei hier noch eingeschaltet, dass nach Abzug der für wissenschaftliche Reisen (M. 55 652,50) und für unsere Publikationen (M. 56 282,85) verausgabten M. 111 935,35, sowie des am Schlusse des Jahres 1897 vorhanden gewesenen Kapital-Vermögens (M. 15 000) die Summe von ca. M. 49 000 verbleibt, mit welchen während 25 Jahren sämmtliche Verwaltungs-Unkosten bestritten worden sind, das heisst im Durchschnitt pro Jahr M. 1960.

Legen wir uns am Schlusse unseres Rückblicks die Frage vor, ob die Errichtung unserer Gesellschaft gerechtfertigt gewesen und ob den Erwartungen, die man an sie geknüpft, entsprochen worden ist, so glauben wir, mit Ja antworten zu sollen. Denn wir haben in der That uns nicht nur bestrebt die geographische Wissenschaft zu fördern und das Interesse für dieselbe zu beleben, sondern wir haben es unseren Kräften entsprechend auch erreicht. Hat man uns überschätzt, nun dann darf dies uns nicht zur Last fallen.

Anhang.

I.

Die Präsidenten der Geographischen Gesellschaft.

Präsident: Bürgermeister Dr. **G. H. Kirchenpauer**, gewählt am 6. März 1873, gestorben am 3. März 1887.

Präsident: Senator **A. F. Hertz**, gewählt am 31. März 1887, legt sein Amt nieder am 28. April 1892.

Präsident: Bürgermeister Dr. **J. G. Mönckeberg**, gewählt am 2. Juni 1892.

Vice-Präsident: Schulrath **G. H. L. Harms**, gewählt am 6. März 1873, legt sein Amt nieder im April 1877. †.

Vice-Präsident: Wirklicher Geheimer Admiralitätsrath Prof. Dr. **G. Neumayer**, gewählt im April 1877, legt sein Amt nieder am 7. März 1889.

Vice-Präsident: Schulrath Prof. Dr. **R. Hoche**, gewählt am 7. März 1889.

II.

Die Sekretäre der Geographischen Gesellschaft.

Erster Sekretär: Kartograph **L. Friederichsen**, gewählt am 6. März 1873.

Zweiter Sekretär: Direktor der Sternwarte **G. Rümker**, gewählt am 6. März 1873, legt sein Amt nieder am 5. März 1885.

Zweiter Sekretär: Direktor Prof. Dr. **K. Friedländer**, gewählt am 5. März 1885, legt sein Amt nieder am 7. März 1889. †.

Zweiter Sekretär: Admiralitätsrath **C. Koldewey**, gewählt am 7. März 1889.

III.

Die Kassirer der Geographischen Gesellschaft.

Ludwig Lippert, gewählt am 6. März 1873, legt sein Amt nieder am 16. Januar 1883.

Adolph Woermann, gewählt am 1. Februar 1883, legt sein Amt nieder am 7. März 1889.

Wilhelm Westendarp, gewählt am 7. März 1889, gestorben am 24. Januar 1897.

Otto E. Westphal, gewählt am 4. März 1897.

IV.

Die Vorstandsmitglieder der Geographischen Gesellschaft.

1. Generalarzt 1. Klasse Dr. **R. Cammerer**, gewählt am 6. November 1884, legt sein Amt nieder am 7. März 1889.
2. **Carl Eggert**, gewählt am 4. März 1875, legt sein Amt nieder am 7. September 1876.
3. Kartograph **L. Friederichsen**, gewählt am 6. März 1873.
4. Direktor Prof. Dr. **K. Friedländer**, gewählt am 10. Mai 1883, legt sein Amt nieder am 7. März 1889. †.
5. **J. C. Godeffroy jr.**, gewählt am 6. März 1873, legt sein Amt nieder am 8. Januar 1880.
6. **Emil Güssefeld**, gewählt am 7. März 1889, legt sein Amt nieder am 6. Februar 1896. †.
7. Schulrath **G. H. L. Harms**, gewählt am 6. März 1873. †.
8. Senator **A. F. Hertz**, gewählt am 6. März 1873 bis 4. März 1875, wieder gewählt am 31. März 1887, legt sein Amt nieder am 28. April 1892.
9. **John Hertz**, gewählt am 5. April 1883, legt sein Amt nieder am 6. November 1884.
10. Schulrath Prof. Dr. **R. Hoche**, gewählt am 6. März 1879.
11. Bürgermeister Dr. **G. H. Kirchenpauer**, gewählt am 6. März 1873. †.
12. Admiralitätsrath **C. Koldewey**, gewählt am 7. März 1889.
13. **Ludwig J. Lippert**, gewählt am 6. März 1873, legt sein Amt nieder am 16. Januar 1883.
14. Bürgermeister Dr. **J. G. Mönckeberg**, gewählt am 2. Juni 1892.
15. Wirklicher Geheimer Admiralitätsrath Prof. Dr. **G. Neumayer**, gewählt am 12. Okt. 1876, legt sein Amt nieder am 7. März 1889.
16. Dr. med. **W. Oehrens**, gewählt am 6. Februar 1896.

17. Direktor **G. Rümker**, gewählt am 6. März 1873, legt sein Amt nieder am 7. März 1889.
18. **Wilhelm Westendarp**, gewählt am 7. März 1889, gestorben am 24. Januar 1897.
19. **Otto E. Westphal**, gewählt am 4. März 1897.
20. **Adolph Woermann**, gewählt am 8. Januar 1880, legt sein Amt nieder am 7. März 1889.

V.

Die Mitglieder des Beiraths der Geographischen Gesellschaft.

1. **G. H. Blohm**, gewählt am 5. März 1891.
2. Generalarzt 1. Klasse Dr. **R. Cammerer**, gewählt am 6. März 1879 bis 6. November 1884.
3. **Carl Eggert**, gewählt am 3. März 1881 bis 5. April 1883.
4. Landgerichtsdirektor Dr. **Föhring**, gewählt am 7. Mai 1896.
5. Direktor Prof. Dr. **K. Friedländer**, gewählt am 6. März 1879 bis 10. Mai 1883.
6. Direktor Prof. Dr. **Genthe**, gewählt am 5. April 1883. †.
7. Dr. **C. Gottsche**, gewählt am 7. März 1889.
8. **Emil Güssefeld**, gewählt am 6. Dez. 1877 bis 7. März 1889. †.
9. **F. J. H. Hansing**, gewählt am 6. Dez. 1877 bis 5. März 1891. †.
10. Konsul **F. Hernsheim**, gewählt am 7. März 1889.
11. **John Hertz**, gewählt am 6. Dez. 1877 bis 5. April 1883.
12. Direktor Prof. **G. Hess** (Altona), gewählt am 5. März 1885 bis 5. März 1891. †.
13. Admiralitätsrath **C. Koldewey**, gewählt am 6. Dezember 1877 bis 7. März 1889.
14. Schulrath **J. L. Mahraun**, gewählt am 10. Oktober 1889.
15. Dr. **O. Matsen**, gewählt am 6. Dez. 1877 — Oktober 1889. †.
16. Dr. **H. Michow**, gewählt am 3. März 1887.
17. Senator **W. Nopitsch** (Altona), gewählt am 6. Dez. 1877. †.
18. Dr. med. **W. Oehrens**, gewählt am 7. März 1889 bis 6. Febr. 1896.
19. Generalkonsul **A. O'Swald**, gewählt am 6. Dez. 1877 bis 1880.
20. Direktor Prof. Dr. **Pagenstecher**, gewählt am 6. Nov. 1884. †.
21. Dr. **Joh. A. Repsold**, gewählt am 1. Febr. 1894.
22. **G. T. Siemssen**, gewählt am 6. Dez. 1877. †.
23. **R. M. Sloman**, gewählt am 6. Dez. 1877 bis 1880.
24. Dr. **Heinr. Traun**, gewählt am 5. März 1891.
25. **W. Westendarp**, gewählt am 5. März 1885 bis 7. März 1889. †.
26. **Otto E. Westphal**, gewählt am 7. März 1889 bis 4. März 1897.
27. Direktor Prof. Dr. **F. Wibel**, gewählt am 6. März 1879 bis 1. Febr. 1894.

28. **Johs. Wiengreen**, gewählt am 4. März 1897.
29. **J. Witt**, gewählt am 5. April 1883.
30. **C. Woermann sen.**, gewählt am 6. Dez. 1877. †.

VI.

Inhaber der Kirchenpauer-Medaille der Geographischen Gesellschaft.

a. *goldene Medaille:*

1. Bürgermeister Dr. **G. H. Kirchenpauer** in Hamburg, verliehen am 6. März 1883. †.
2. Dr. med. **Adolf Fischer** aus Barmen, verliehen am 2. Dez. 1886. †.
3. Wirklicher Geheimer Admiralitätsrath Prof. Dr. **Georg Neumayer** in Hamburg, verliehen am 21. Juni 1896.

b. *silberne Medaille:*

1. Regierungsrath Dr. **Franz Stuhlmann** aus Hamburg, verliehen am 7. März 1895.
2. Prof. Dr. **Wilhelm Sievers** in Giessen, verliehen am 6. März 1898.

VII.

Ehrenmitglieder der Geographischen Gesellschaft.

1. Dr. **Richard Andree** in Braunschweig, gewählt am 1. Mai 1886.
2. Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. **Adolph Bastian** in Berlin, gewählt am 7. Mai 1874.
3. Hofrath M. A. Ritter **von Becker** in Wien, gewählt am 4. März 1875. †.
4. Prof. Dr. **Hermann Berghaus** in Gotha, gewählt am 4. März 1875. †.
5. Präsident **Cesare Correnti** in Rom, gewählt am 4. März 1875. †.
6. Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. **H. W. Dove** in Berlin, gewählt am 4. März 1875. †.
7. Prof. Dr. **Theobald Fischer** in Marburg, gewählt am 6. März 1898.
8. Prof. Dr. **Ferd. von Hochstetter** in Wien, gewählt am 4. März 1875. †.
9. Dr. **Wilhelm Junker** in St. Petersburg, gewählt am 7. Juni 1888. †.
10. Prof. Dr. **Heinrich Kiepert** in Berlin, gewählt am 4. März 1875.
11. Prof. Dr. **Alfred Kirchhoff** in Halle a. d. S., gewählt am 6. März 1898.
12. Prof. Dr. **Henry Lange** in Berlin, gewählt am 1. Mai 1886. †.
13. Dr. **Gustav Nachtigal** in Berlin, gewählt am 5. Juni 1875. †.
14. Prof. Dr. **Fridtjof Nansen** in Kristiania, gewählt am 3. Dez. 1896.
15. Commendatore Prof. Dr. **Christoforo Negri** in Turin, gewählt am 7. Mai 1874. †.
16. Wirklicher Geheimer Admiralitätsrath Prof. Dr. **Georg Neumayer** in Hamburg, gewählt am 3. Juni 1875.

17. Prof. Dr. **A. E.** Freiherr **von Nordenskiöld** in Stockholm, gewählt am 5. Februar 1880.
18. Kommandeur **L. Palander** in Stockholm, gewählt am 5. Febr. 1880.
19. Dr. **Julius von Payer** in Wien, gewählt am 4. März 1875.
20. Prof. Dr. **Oskar Peschel** in Leipzig, gewählt am 4. März 1875. †.
21. Prof. Dr. **August Petermann** in Gotha, gewählt am 4. März 1875. †.
22. Prof. Dr. **Friedrich Ratzel** in Leipzig, gewählt am 6. März 1898.
23. Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. **Ferdinand** Freiherr **von Richthofen** in Berlin, gewählt am 7. Mai 1874.
24. Generalkonsul Dr. **Gerhard Rohlfs** in Weimar, gewählt am 4. März 1875. †.
25. Prof. Dr. **Sophus Ruge** in Dresden, gewählt am 6. März 1898.
26. Prof. Dr. **Georg Schweinfurth** in Cairo, gewählt am 4. März 1875.
27. **Henry M. Stanley** in London, gewählt am 7. Febr. 1878.
28. Prof. Dr. **Alexander Supan** in Gotha, gewählt am 6. März 1898.
29. Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. **Herm. Wagner** in Göttingen, gewählt am 6. März 1898.
30. K. K. Linienschiffslieutenant **Carl Weyprecht** in Wien, gewählt am 4. März 1875. †.
31. K. K. Wirklicher Geheimrath **Hans** Graf **von Wilczek**, Excellenz, in Wien, gewählt am 4. März 1875.

VIII.

Korrespondirende Mitglieder der Geographischen Gesellschaft.

1. Prof. Dr. **H. Burmeister** in Buenos Aires, gewählt am 7. Okt. 1875. †.
2. Prof. Dr. **Emil Cohen** in Greifswald, gewählt am 9. Sept. 1875.
3. Prof. Dr. **Guido Cora** in Rom, gewählt am 6. Dez. 1894.
4. Kartograph **Ernst Debes** in Leipzig, gewählt am 1. Mai 1886.
5. Direktor Dr. **A. Ernst** in Caracas, gewählt am 8. Juni 1888.
6. **Ed. Robert Flegel** aus Riga, gewählt am 4. Okt. 1883. †.
7. Generalkonsul **Ernst von Hesse-Wartegg** in Tribschen bei Luzern, gewählt am 4. Dez. 1879.
8. **Herm. von Holten** in Cochabamba (Bolivien), gewählt am 5. Jan. 1882.
9. Konsul **Richard Keller** in Paris, gewählt am 6. Nov. 1884.
10. **Joh. Kubary** aus Warschau, gewählt am 9. Sept. 1875. †.
11. **Léonce Richard** in Bordeaux, gewählt am 9. Sept. 1875.
12. **John J. Shillinglaw** in Melbourne, gewählt am 1. April 1880.

IX.

Zahl der wirklichen Mitglieder der Geographischen Gesellschaft in Hamburg.

Jahr	Wirkliche Mitglieder	Jahr	Wirkliche Mitglieder	Jahr	Wirkliche Mitglieder
1873	192	1882	400	1891	555
1874	315	1883	411	1892	549
1875	349	1884	445	1893	556
1876	373	1885	498	1894	542
1877	373	1886	486	1895	533
1878	383	1887	466	1896	517
1879	390	1888	468	1897	538
1880	391	1889	488	1898	583
1881	394	1890	545	(6. März)	

X.

Inhalt der Publikationen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg.

1. Erster Jahresbericht 1873—74.

Einleitung. Rechenschaftsbericht.
Statuten der Geographischen Gesellschaft in Hamburg.
Mitgliederliste, 31. März 1874.
Sitzungsberichte vom 6. März 1873 — 5. März 1874.

2. Zweiter Jahresbericht 1874—75.

Einleitung. Rechenschaftsbericht.
Mitgliederliste.
Sitzungsberichte vom 9. April 1874 — 4. März 1875.
Rohlfs, Gerhard, Dr.: Zustände in Berberien.
Cohen, E. Dr.: Erläuternde Bemerkungen zu der Routenkarte einer Reise von Lydenburg nach den Goldfeldern und von Lydenburg nach der Delagoa-Bai im östlichen Afrika.

Tafeln:

1. **Schück, A.**: Karte der Wege des Oceans für Segelschiffe.
2. **Kubary, J.**: Plan der Ruinen von Nanmatal auf der Insel Ponapé.
3. **Friederichsen, L.**: Karte von Lydenburg nach den Goldfeldern und von Lydenburg nach der Delagoa-Bai, aufgenommen von Dr. **E. Cohen.**
4. **Friederichsen, L.**: Plan des Hafens von Marca (Ost-Afrika).

3. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876—77.

Holtermann, C. A.: Die deutsche Kolonie Dona Francisca in Brasilien in historisch-statistischer Beziehung.

Repsold, J. G.: Die Mangues von Santos.

Holten, Herm. von: Die Flüsse Bolivien's und deren Nutzbarkeit für den inneren Verkehr.

Friederichsen, L.: Zur Kartographie der Republik Costa Rica in Central-Amerika.

Ascherson, Paul: Reisenach der kleinen Oase in der Libyschen Wüste im Frühjahr 1876.

Schrader, Herm.: Ueber Schliemann's trojanische Ausgrabungen.

Reitz, F. H.: Ein für das Königl. Preussiche geodätische Institut der europäischen Gradmessung ausgeführter Fluthapparat.

Buchner, Max. Dr.: Eine Reise durch den Stillen Ozean.

Pfund, J. Dr.: Reisebriefe aus Kordofan und Dar-Fur, redigirt von **L. Friederichsen.**

Nachtigal, G. Dr.: Handel im Sudan.

Lippert, E.: Die Diamantfelder Südafrika's.

Friederichsen, L.: Die Duke-of-York Inselgruppe.

Fischer, G. A. Dr.: Ueber die jetzigen Verhältnisse im südlichen Galla-Lande und Wito.

Sitzungsberichte vom 1. April 1875 bis Ende 1877.

Tafeln:

1. Portrait Dr. J. Pfund's.
2. Karte der Kolonie Dona Francisca.
3. Der Reitz'sche Fluthapparat.
4. Plan der Kimberley-Mine in Süd-Afrika.
5. Ansicht der Diamant-Mine von Kimberley.
6. Ansicht der Stadt Kimberley 1877.
7. **Friederichsen, L.**: Karte der Duke-of-York Inselgruppe.

4. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878–79.

Fischer, G. A. Dr.: Das Wapokomo-Land und seine Bewohner.

Woermann, A.: Kultur-Bestrebungen in West-Afrika.

Hübbe-Schleiden, D. J. U.: Kulturfähigkeit der Neger.

Ascherson, P. Prof. Dr.: Einige Bemerkungen zu Dr. Pfund's Reise. briefen.

Sieglerschmidt, Herm. Dr.: Der Golfstrom und der Weg in das Polarmeer.

Bericht über die Verhandlungen und die Ergebnisse der internationalen Polar-Konferenz, abgehalten in Hamburg vom 1.—15. Okt. 1879.

Robertson, W.: Eine Exkursion nach Island im Sommer 1879.

Friederichsen, L.: Der geographische Standpunkt Afrika's Ende 1879.

Westendarp, W.: Das Gebiet der Elephanten und der Elfenbein-Reichthum Indien's und Afrika's.

Eggert, C.: Die Oroya-Eisenbahn in Peru.

Eggert, C.: Arthur Werthemann's Reisen im Innern Peru's.

Kubary, J.: Die Bewohner der Mortlock-Inseln (Karolinen-Archipel).

Flegel, Ed. Robert: Städtebilder aus West-Afrika.

Sitzungsberichte vom 1. Jan. 1878 bis ultimo Dez. 1879.

Tafeln:

1. **Friederichsen, L.**: Karte zur Veranschaulichung der Oroya-Eisenbahn in Peru und der Flüsse Perené und Tambo.
2. **Friederichsen, L.**: Karte der Mortlock-Inseln.
3. Porträt J. Kubary's und der 3 Häuptlinge der Insel Tä (Mortlock-Inseln).
4. Porträt der Tochter des Oberhäuptlings der Insel Tä.
5. **Flegel, Ed. Robert**: Haartrachten aus Korórofa.
6. » » Mitschi-Haartrachten und ethnogr. Gegenstände der Djukus.
7. **Flegel, Ed. Robert**: Ethnographische Gegenstände der Djukus.

5. Dr. Ludwig Leichhardt's Briefe an seine Angehörige.

Herausgegeben im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg von Dr. **G. Neumayer** und **Otto Leichhardt**. Mit einem Anhange: Dr. Ludwig Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender von Dr. **G. Neumayer**. Mit einem Porträt Dr. Leichhardt's und einer Karte von Australien, gezeichnet von **L. Friederichsen**, 1881.

6. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1880-81.

Classen, J. Dr.: Mittheilungen von einem Besuch in Olympia.

Hertz, John E.: Ueber Verwendung und Verbreitung der Kauriemuschel.

Woermann, A.: Ueber Tauschhandel in Afrika.

Crüger, C. Dr.: Die Einführung der Chinakultur in Britisch-Indien und deren Ergebnisse.

Crüger, C. Dr.: Die Cocakultur in Peru.

Köppen, W. Dr.: Die Zugstrassen der barometrischen Minima in Europa und auf dem Nordatlantischen Ozean und ihr Einfluss auf Wind und Wetter bei uns.

Pauli, F. W. Dr.: Die Insel Chios in geographischer, geologischer, ethnologischer und kommerzieller Hinsicht.

Hertz, John E.: Die Kolanuss.

Müller-Beeck, F. G.: Kiyôto.

Sieglerschmidt, H. Dr.: Ueberblick über die Ergebnisse der Nordpol-Expeditionen unseres Jahrhunderts.

Flegel, Ed. Robert: Westafrikanische Scenerien.

Sitzungsberichte vom 1. Jan. 1880 bis ult. Dez. 1881.

Tafeln:

1. Plan der Ausgrabungen von Olympia.
2. Karte des Nigergebiets zur Veranschaulichung des Gebiets, in welchem Kauriemuscheln als Zahlmittel gebraucht werden.
3. **Köppen, W.** Dr.: Karte zur Veranschaulichung der Häufigkeit und mittleren Zugstrassen der barometrischen Minima.
4. **Flegel, Ed. Robert**: Ethnographische Gegenstände vom Niger-Benuë-Gebiet.

7. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1882-83.

Toeppen, Hugo Dr.: Corsica.

Müller-Beeck, F. G.: Der Seeverkehr der Chinesen im malayischen Archipel vor 1500.

Fischer, G. A. Dr. med.: Bericht über die im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg unternommene Reise in das Massai-Land.

I. Allgemeiner Bericht.
II. Begleitworte zur Original-Routenkarte.
III. Wissenschaftliche Sammlungen:
   A. Untersuchung der gesammelten Gesteine des Massai-Landes, von Dr. **O. Mügge.**
   B. Vorläufiger Bericht über das Herbarium, von Prof. Dr. **H. G. Reichenbach.**
   C. Zoologische Sammlungen.
      a. Verzeichniss d. Säugethiere, v. Dr. **H. A. Pagenstecher.**
      b. Verzeichniss der Vögel, von Dr. **G. A. Fischer.**
      c. Verzeichniss der Reptilien, Amphibien und Fische, von Dr. **J. G. Fischer.**
      d. Verzeichniss der Insekten von Prof. Dr. **A. Gerstäcker.**
      e. Verzeichniss der Tausendfüsse und Spinnenthiere, von Dr. **Karsch.**
   D. Dr. G. A. Fischer's ethnogr. Sammlung aus Ost-Afrika.

Miohow, H. Dr.: Die ältesten Karten von Russland, mit 3 Karten und einer in den Text gedruckten Kartenskizze. — Beilage: Pauli Jovii nouocomensis libellus de legatione Basilii magni Principis Moschouiae ad Clementem VII. Pont. Max. in qua situs Regionis antiquis incognitus, religio gentis, mores, et causae legationis fidelissime referuntur 1525.

Sitzungsberichte vom 1. Jan. 1882 bis ult. Dez. 1883.

Tafeln:

1. Moscovia aus Seb. Münster's Kosmographie 1544.
2. Moscovia des Anton Wied 1555.
3. Moscovia des Battista Agnese 1525.

4—6. Ethnographische Gegenstände aus dem Massai-Lande.

7. **Friederichsen, L.**: Routenkarte der im Auftrage der Geograph. Gesellschaft in Hamburg 1883 von Dr. G. A. Fischer ausgeführten Reise durch das Massai-Land von Pangani bis zum Naiwascha-See.

8. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1884.

Toeppen, Hugo. Dr.: Hundert Tage in Paraguay.

Sievers, W. Dr.: Das Erdbeben vom 26. März 1812 an der Nordküste Südamerikas.

Sievers, W. Dr.: Reisebericht aus Venezuela I.

Cordes, Albert.: Dscholtuga oder Neu-Californien.
Bevölkerung der Städte des Amur-Gebiets nach der Zählung von 1884.

Toeppen, Hugo. Dr.: Daniel Campos' vorläufiger Bericht über die bolivianische Expedition nach Paraguay.

Kaiserlicher Schutzbrief für die Neu-Guinea-Kompagnie.

Friederichsen, L.: Flächeninhalts-Berechnungen des unter Verwaltung der Neu-Guinea-Kompagnie gestellten Deutschen Schutzgebietes im westlichen Theile der Südsee.

Sitzungsberichte 1884.

Tafeln:

Toeppen, Hugo.: Kartenskizze von Paraguay.

Friederichsen, L.: Karte des westlichen Theiles der Südsee zur Veranschaulichung des unter Verwaltung der Neu-Guinea-Kompagnie gestellten Deutschen Schutzgebietes (1 : 3 000 000), nebst Spezialkarte der wichtigsten Häfen des Kaiser Wilhelm-Landes und des Bismarck-Archipels.

9. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1885—1886.

Sievers, W. Dr.: Reiseberichte aus Venezuela II—VIII.
Sievers, W. Dr.: Venezuela.
Sieveking, J. H.: Central-Asien und die Macht in Indien.
Schultess, Karl. Dr.: Die Nordküste des Golfs von Neapel im Alterthum.
Bötzow. Dr.: Unsere überseeische Auswanderung und die Deutschen im Auslande.
Friederichsen, L.: Dr. med. G. Fischer †. Nekrolog.
Toeppen, Kurt.: Handel und Handelsverbindungen Ost-Afrika's.
Frohberg, M.: Die barometrischen Höhenmessungen des Herrn Dr. W. Sievers in Colombia und Venezuela.
Neumayer, G. Dr.: Dr. Gustav Nachtigal †. Nekrolog.
Zintgraff, E. Dr.: Der untere Congo von Banana bis Vivi und die Bedeutung des Congo für die Erforschung der Hinterländer des deutschen Schutzgebietes Kamerun.
Weisser, J.: Der Bismarck-Archipel und das Kaiser Wilhelms-Land.
Hernsheim, F.: Die Marshall-Inseln.
Sievers, W. Dr.: Bemerkungen zur Original-Routenkarte der Venezolanischen Cordillere. — Census von Venezuela.
Sitzungsberichte 1885 und 1886.

Tafeln:

1. Porträt Dr. G. Adolf Fischer †.
2. Dr. W. Sievers' Original-Routenkarte der Venezolanischen Cordillere, bearbeitet und gezeichnet von L. Friederichsen.

10. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1887—88.

Neumayer, G. Dr.: Gustav Kirchenpauer, Dr. jur. †. Nekrolog.
Brückner, Ed. Dr.: Die Eiszeit in den Alpen.
v. Rijckevorsel, Dr.: Sumatra.
Friederichsen, L.: Ueber die Fortschritte der geographischen Forschung während der Jahre 1883—1888.
Kubary, J. und **Krause, R.**: Ein Beitrag zur Kenntniss der Ruk-Inseln.
Graeffe, E. Dr.: Ueber die Sprache, Sitten und Gebräuche der Samoaner.
Lindemann, E. Dr.: Mittheilungen über Helgoland in topographischer, hygienischer und klimatischer Beziehung.
von Binzer: Die Ueberschwemmungen an der Unterelbe im Frühjahr 1888.
Stuhlmann, Franz. Dr.: Bericht über eine Reise durch Usegua und Ungúu.
Brückner, Ed. Dr.: Grundwasser und Typhus.

Parkinson, R.: Beiträge zur Kenntniss des Deutschen Schutzgebietes in der Südsee.

Lumholtz, Carl: Unter den Australnegern am Herbert River in Nord-Queensland.

Precht, Wilh.: Zur Orientirung über die Nullmeridianfrage.

Sitzungsberichte 1887—1888, redigirt von **H. Michow.**

Tafeln:

1. Porträt Dr. Gustav Kirchenpauer's.
2. Karte des Ruk-Atolls (Nördl. Stiller Ozean).
3. Kartenskizze von Helgoland im Jahre 1845 und im Jahre 1887.
4. Graphische Veranschaulichung des Alters der Bewohner von Helgoland.
5. Plan des Hafens von Parapat (Ost-Afrika).
6. Karte der Deichbrüche und Strömungen im Ueberschwemmungsgebiete der Elbe im Frühjahre 1888.
7. Dr. **F. Stuhlmann's** Original-Routenkarte durch Usegua und Ungúu, bearbeitet und gezeichnet von **L. Friederichsen.**

II. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1889—1890.

Precht, W.: Regionalzeit und Weltzeit. Ein Vorschlag zu ihrer Vereinigung.

Schumacher, Herm. A.: El Dorado. Aus der Geschichte der ersten Amerikanischen Entdeckungs-Reisen.

Wendt, G. Prof. Dr.: Auf den Normannischen Inseln.

Arendt, C. Prof.: Peking und die westlichen Berge. Stadt- und Landschaftsbilder aus dem nördlichen China.

Gottsche, C. Dr.: Die Japanischen Frauen.

Precht, W.: Regionalzeit und Weltzeit. Nachtrag.

Warburg, O. Dr.: Die Liukiu-Inseln.

Moritz, B. Dr.: Die Verkehrsverhältnisse in Mesopotamien.

von Hesse-Wartegg, Ernst: Der Colombia und sein Stromgebiet.

Polakowsky, H. Dr.: Geschichte der neuesten Wirren in Mittel-Amerika.

Sitzungsberichte 1889 und 90, redigirt von **H. Michow.**

Tafeln:

1. **Arendt, C.**: Plan von Peking.
2. **Moritz, B.** Dr.: Karte zur Veranschaulichung der Verkehrsverhältnisse in Mesopotamien.

12. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1891—92.

Gürich, Georg, Dr.: Deutsch Südwest-Afrika. Reisebilder u. Skizzen aus den Jahren 1888 und 89.

Sievers, W., Dr.: Zur Kenntniss Puerto Rico's.

Sievers, W., Dr.: Das Erdbeben in Venezuela am 28. April 1894.

Petersen, Joh. Dr.: Die Reisen des »Jason« und der »Hertha« in das Antarktische Meer 1893—94 und die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen.

Friederichsen, L.: Begleitworte zur Karte des Dirk Gerritz-Archipels.

Sitzungsberichte 1891 und 92, redigirt von **H. Michow.**

Tafeln:

1. Winddiagramme zur Veranschaulichung der Vertheilung und Häufigkeit der Winde an den Stationen Walfischbai, Otyisewa, Rehoboth und Omaruru.

2 u. 3. Originalkarte der im Auftrage des Deutschen Goldsyndikates in den Jahren 1888—89 in Deutsch Südwest-Afrika unternommenen Reise, von Dr. **Georg Gürich.**

4. Kartenskizze zur Veranschaulichung der Reiseroute des Dr. W. Sievers quer durch Puerto Rico von Arecibo bis Ponce im August 1892. Gezeichnet von **L. Friederichsen.**

5. Karte zur Veranschaulichung der Ausdehnung des Erdbebens vom 28. April 1894 in Venezuela und Columbien. Gezeichnet von **L. Friederichsen.**

6. Dr. W. Sievers' Originalkarte der südlichen Hälfte der Venezolanischen Cordillere zur Veranschaulichung des Schauplatzes des Erdbebens vom 28. April 1894. Bearbeitet und gezeichnet von **L. Friederichsen.**

7. **Friederichsen, L.**: Originalkarte des Dirk Gerritz-Archipels zur Veranschaulichung der wissenschaftlichen Ergebnisse der im Auftrage der Dampfschiffs-Gesellschaft »Oceana« in Hamburg 1893—94 ausgeführten Reisen des Dampfschiffes »Jason«.

13. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Band XI.

Friederichsen, L.: Der Sechste Internationale Geographen-Kongress in London (26. Juli — 3. August 1895).

Michow, H. Dr.: Die Geographische Ausstellung auf dem Internationalen Geographen-Kongress in London 1895.

Heintze, W.: Eisenbahnen in der Türkei.

Petersen, Joh. Dr.: Die Erforschung des Dirk Gerritz-Archipels. Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze: »Das Wiedererwachen der antarktischen Forschung« in Dr. A. Petermann's Mittheilungen 1895, Heft 6.

Markow, Anatol, Dr.: Der zukünftige Handel China's.

Sitzungsberichte 1893, 94 und 95, redigirt von **H. Michow.**

Plan für eine Deutsche Expedition zur Durchforschung der Südpolar-Region.

14. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Band XII.

Sievers, Wilh. Prof. Dr.: Zweite Reise in Venezuela in den Jahren 1892—93, auf Kosten der Geographischen Gesellschaft in Hamburg ausgeführt.

Tafeln:

Sievers, Wilh. Prof. Dr.: Karte des Venezolanischen Gebirgslandes zwischen Coro- und Trinidad. Nach eigenen Aufnahmen in den Jahren 1884—85 und 1892—93 im Maasstabe von 1 : 1 000 000 bearbeitet und gezeichnet.

15. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Band XIII.

Gottsche, C. Dr.: Die Endmoränen und das marine Diluvium Schleswig-Holstein's. Theil I.

Dove, K. Dr.: Wissenschaftliche Aufgaben in Südwest-Afrika.

Geiger, Wilh. Prof. Dr.: Ceylon und seine Bewohner.

Baasch, Ernst Dr.: Die Anfänge des modernen Verkehrs Hamburgs mit Vorderindien und Ostasien.

Gottsche, C. Dr.: Die tiefsten Glacialablagerungen der Gegend von Hamburg.

Hartmann, Dr.: Bemerkungen zur Vorläufigen Karte des Koncessionsgebietes der South West Africa Co. Lim.

Sitzungsberichte 1896, redigirt von **H. Michow.**

Tafeln:

1—7. Abbildungen von Blockbestreuungen und Blockpackungen.

8. **Gottsche, C.** Dr.: Uebersichtskarte der Endmoränen Schleswig-Holsteins.

9. Vorläufige Karte des Koncessionsgebietes der South West Africa Co. Lim. Aufgenommen vom Premierlieutenant Dr. **Hartmann,** gezeichnet von **L. Friederichsen.**

16. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Band XIV.

Friederichsen, L.: Rückblick auf die Gründung und Entwickelung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg während der ersten fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens.

52. Liverpool (Grossbritannien): The Liverpool Geographical Society.
53. London (Grossbritannien): Royal Geographical Society.
54. Lübeck: Geographische Gesellschaft.
55. Lyon (Frankreich): Société de Géographie.
56. Madrid (Spanien): Sociedad Geográfica.
57. Mailand (Italien): Società d'Esplorazione Commerciale in Africa.
58. Manchester (Grossbritannien): The Manchester Geographical Society.
59. Marseille (Frankreich): Société de Géographie.
60. Melbourne (Australien): Royal Geographical Society of Australasia (Victorian Branch).
61. Metz: Verein für Erdkunde.
62. Mexico: Sociedad de Geografia y Estadistica de la Republicana Mexicana.
63. Montpellier (Frankreich): Société Languedocienne de Géographie.
64. München: Geographische Gesellschaft.
65. Nancy (Frankreich): Société de Géographie de l'Est.
66. Neapel (Italien): Società Africana d'Italia.
67. Neuchâtel (Schweiz): Société Neuchâteloise de Géographie.
68. New York (Nord-Amerika): American Geographical Society.
69. Oran (Afrika, Algerien): Société de Géographie et d'Archéologie de la Province d'Oran.
70. Ottawa (Canada): Geological and Natural History Survey.
71. Paris (Frankreich): Société de Géographie.
72. » » : Société de Géographie commerciale.
73. » » : Ministère des Colonies, Service géographique.
74. Pola (Oesterreich-Ungarn): K. K. Hydrographisches Amt.
75. Rio de Janeiro (Brasilien): Instituto Historico e Geographico Brasileiro.
76. Rio de Janeiro (Brasilien): Sociedade de Geographia.
77. Rom (Italien): Società Geografica Italiana.
78. Rouen (Frankreich): Société Normande de Géographie.
79. San Francisco (Nord-Amerika): Geographical Society of the Pacific.
80. » » : Geographical Society of California.
81. San José (Costa Rica): Observatorio Meteorologico National.
82. Sankt Gallen (Schweiz): Ostschweizerische Geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
83. Sankt Petersburg (Russland): Imperatorskoje Russkoje Geographitschesskoje Obschtschesstwo (Kaiserl. Russische Geographische Gesellschaft).
84. Santiago (Chile): Sociedad Científica Alemana.

85. Shanghai (China): Royal Asiatic Society. China Branch.
86. Stettin: Verein für Erdkunde.
87. » : Verein zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen.
88. Stockholm (Schweden): Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
89. Stuttgart: (Württembergischer Verein für Handelsgeographie.
90. Sydney (Australien): Royal Geographical Society of Australasia (New South Wales Branch).
91. » » : Royal Society of New South Wales.
92. Tokio (Japan): Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens.
93. » » : Kaiserliche Universität.
94. Toulouse (Frankreich): Société de Géographie.
95. Tours (Frankreich): Société de Géographie.
96. Upsala (Schweden): Geologisches Institut.
97. Valparaiso (Chile): Deutscher Wissenschaftlicher Verein.
98. Washington, D. C. (Nord-Amerika): Hydrographic Office. Bureau of Navigation. Navy Department.
99. » » (Nord-Amerika): Smithonian Institution.
100. » » (Nord-Amerika): United States Geological Survey.
101. Wien (Oesterreich-Ungarn): K. K. Naturhistorisches Museum.
102. » » » : K. K. Militär-geogr. Institut.
103. » » » : K. K. Geographische Gesellschaft.
104. Wilhelmshaven: Kaiserliches Observatorium.

Pauli, F. W. Dr.: Die Insel Chios in geographischer, geologischer, ethnologischer und kommerzieller Hinsicht.

Hertz, John E.: Die Kolanuss.

Müller-Beeck, F. G.: Kiyôto.

Sieglerschmidt, H. Dr.: Ueberblick über die Ergebnisse der Nordpol-Expeditionen unseres Jahrhunderts.

Flegel, Ed. Robert: Westafrikanische Scenerien.

Sitzungsberichte vom 1. Jan. 1880 bis ult. Dez. 1881.

Tafeln:

1. Plan der Ausgrabungen von Olympia.
2. Karte des Nigergebiets zur Veranschaulichung des Gebiets, in welchem Kauriemuscheln als Zahlmittel gebraucht werden.
3. **Köppen, W.** Dr.: Karte zur Veranschaulichung der Häufigkeit und mittleren Zugstrassen der barometrischen Minima.
4. **Flegel, Ed. Robert**: Ethnographische Gegenstände vom Niger-Benuë-Gebiet.

7. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1882-83.

Toeppen, Hugo Dr.: Corsica.

Müller-Beeck, F. G.: Der Seeverkehr der Chinesen im malayischen Archipel vor 1500.

Fischer, G. A. Dr. med.: Bericht über die im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg unternommene Reise in das Massai-Land.

I. Allgemeiner Bericht.
II. Begleitworte zur Original-Routenkarte.
III. Wissenschaftliche Sammlungen:
   A. Untersuchung der gesammelten Gesteine des Massai-Landes, von Dr. **O. Mügge.**
   B. Vorläufiger Bericht über das Herbarium, von Prof. Dr. **H. G. Reichenbach.**
   C. Zoologische Sammlungen.
      a. Verzeichniss d. Säugethiere, v. Dr. **H. A. Pagenstecher.**
      b. Verzeichniss der Vögel, von Dr. **G. A. Fischer.**
      c. Verzeichniss der Reptilien, Amphibien und Fische, von Dr. **J. G. Fischer.**
      d. Verzeichniss der Insekten von Prof. Dr. **A. Gerstäcker.**
      e. Verzeichniss der Tausendfüsse und Spinnenthiere, von Dr. **Karsch.**
   D. Dr. G. A. Fischer's ethnogr. Sammlung aus Ost-Afrika.

Michow, H. Dr.: Die ältesten Karten von Russland, mit 3 Karten und einer in den Text gedruckten Kartenskizze. — Beilage: Pauli Jovii nouocomensis libellus de legatione Basilii magni Principis Moschouiae ad Clementem VII. Pont. Max. in qua situs Regionis antiquis incognitus, religio gentis, mores, et causae legationis fidelissime referuntur 1525.

Sitzungsberichte vom 1. Jan. 1882 bis ult. Dez. 1883.

Tafeln:

1. Moscovia aus Seb. Münster's Kosmographie 1544.
2. Moscovia des Anton Wied 1555.
3. Moscovia des Battista Agnese 1525.

4—6. Ethnographische Gegenstände aus dem Massai-Lande.

7. **Friederichsen, L.**: Routenkarte der im Auftrage der Geograph. Gesellschaft in Hamburg 1883 von Dr. G. A. Fischer ausgeführten Reise durch das Massai-Land von Pangani bis zum Naiwascha-See.

8. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1884.

Toeppen, Hugo. Dr.: Hundert Tage in Paraguay.

Sievers, W. Dr.: Das Erdbeben vom 26. März 1812 an der Nordküste Südamerikas.

Sievers, W. Dr.: Reisebericht aus Venezuela I.

Cordes, Albert.: Dscholtuga oder Neu-Californien.
Bevölkerung der Städte des Amur-Gebiets nach der Zählung von 1884.

Toeppen, Hugo. Dr.: Daniel Campos' vorläufiger Bericht über die bolivianische Expedition nach Paraguay.

Kaiserlicher Schutzbrief für die Neu-Guinea-Kompagnie.

Friederichsen, L.: Flächeninhalts-Berechnungen des unter Verwaltung der Neu-Guinea-Kompagnie gestellten Deutschen Schutzgebietes im westlichen Theile der Südsee.

Sitzungsberichte 1884.

Tafeln:

Toeppen, Hugo.: Kartenskizze von Paraguay.

Friederichsen, L.: Karte des westlichen Theiles der Südsee zur Veranschaulichung des unter Verwaltung der Neu-Guinea-Kompagnie gestellten Deutschen Schutzgebietes (1 : 3 000 000), nebst Spezialkarte der wichtigsten Häfen des Kaiser Wilhelm-Landes und des Bismarck-Archipels.

9. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1885—1886.

Sievers, W. Dr.: Reiseberichte aus Venezuela II—VIII.
Sievers, W. Dr.: Venezuela.
Sieveking, J. H.: Central-Asien und die Macht in Indien.
Schultess, Karl. Dr.: Die Nordküste des Golfs von Neapel im Alterthum.
Bötzow. Dr.: Unsere überseeische Auswanderung und die Deutschen im Auslande.
Friederichsen, L.: Dr. med. G. Fischer †. Nekrolog.
Toeppen, Kurt.: Handel und Handelsverbindungen Ost-Afrika's.
Frohberg, M.: Die barometrischen Höhenmessungen des Herrn Dr. W. Sievers in Colombia und Venezuela.
Neumayer, G. Dr.: Dr. Gustav Nachtigal †. Nekrolog.
Zintgraff, E. Dr.: Der untere Congo von Banana bis Vivi und die Bedeutung des Congo für die Erforschung der Hinterländer des deutschen Schutzgebietes Kamerun.
Weisser, J.: Der Bismarck-Archipel und das Kaiser Wilhelms-Land.
Hernsheim, F.: Die Marshall-Inseln.
Sievers, W. Dr.: Bemerkungen zur Original-Routenkarte der Venezolanischen Cordillere. — Census von Venezuela.
Sitzungsberichte 1885 und 1886.

Tafeln:

1. Porträt Dr. G. Adolf Fischer †.
2. Dr. W. Sievers' Original-Routenkarte der Venezolanischen Cordillere, bearbeitet und gezeichnet von L. Friederichsen.

10. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1887—88.

Neumayer, G. Dr.: Gustav Kirchenpauer, Dr. jur. †. Nekrolog.
Brückner, Ed. Dr.: Die Eiszeit in den Alpen.
v. Rijckevorsel, Dr.: Sumatra.
Friederichsen, L.: Ueber die Fortschritte der geographischen Forschung während der Jahre 1883—1888.
Kubary, J. und **Krause, R.**: Ein Beitrag zur Kenntniss der Ruk-Inseln.
Graeffe, E. Dr.: Ueber die Sprache, Sitten und Gebräuche der Samoaner.
Lindemann, E. Dr.: Mittheilungen über Helgoland in topographischer, hygienischer und klimatischer Beziehung.
von Binzer: Die Ueberschwemmungen an der Unterelbe im Frühjahr 1888.
Stuhlmann, Franz. Dr.: Bericht über eine Reise durch Usegua und Ungúu.
Brückner, Ed. Dr.: Grundwasser und Typhus.

Parkinson, R.: Beiträge zur Kenntniss des Deutschen Schutzgebietes in der Südsee.

Lumholtz, Carl: Unter den Australnegern am Herbert River in Nord-Queensland.

Precht, Wilh.: Zur Orientirung über die Nullmeridianfrage.

Sitzungsberichte 1887—1888, redigirt von **H. Michow.**

Tafeln:

1. Porträt Dr. Gustav Kirchenpauer's.
2. Karte des Ruk-Atolls (Nördl. Stiller Ozean).
3. Kartenskizze von Helgoland im Jahre 1845 und im Jahre 1887.
4. Graphische Veranschaulichung des Alters der Bewohner von Helgoland.
5. Plan des Hafens von Parapat (Ost-Afrika).
6. Karte der Deichbrüche und Strömungen im Ueberschwemmungsgebiete der Elbe im Frühjahre 1888.
7. Dr. **F. Stuhlmann's** Original-Routenkarte durch Usegua und Ungúu, bearbeitet und gezeichnet von **L. Friederichsen.**

II. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1889—1890.

Precht, W.: Regionalzeit und Weltzeit. Ein Vorschlag zu ihrer Vereinigung.

Schumacher, Herm. A.: El Dorado. Aus der Geschichte der ersten Amerikanischen Entdeckungs-Reisen.

Wendt, G. Prof. Dr.: Auf den Normannischen Inseln.

Arendt, C. Prof.: Peking und die westlichen Berge. Stadt- und Landschaftsbilder aus dem nördlichen China.

Gottsche, C. Dr.: Die Japanischen Frauen.

Precht, W.: Regionalzeit und Weltzeit. Nachtrag.

Warburg, O. Dr.: Die Liukiu-Inseln.

Moritz, B. Dr.: Die Verkehrsverhältnisse in Mesopotamien.

von Hesse-Wartegg, Ernst: Der Colombia und sein Stromgebiet.

Polakowsky, H. Dr.: Geschichte der neuesten Wirren in Mittel-Amerika.

Sitzungsberichte 1889 und 90, redigirt von **H. Michow.**

Tafeln:

1. **Arendt, C.**: Plan von Peking.
2. **Moritz, B.** Dr.: Karte zur Veranschaulichung der Verkehrsverhältnisse in Mesopotamien.

12. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1891—92.

Gürich, Georg, Dr.: Deutsch Südwest-Afrika. Reisebilder u. Skizzen aus den Jahren 1888 und 89.

Sievers, W., Dr.: Zur Kenntniss Puerto Rico's.

Sievers, W., Dr.: Das Erdbeben in Venezuela am 28. April 1894.

Petersen, Joh. Dr.: Die Reisen des »Jason« und der »Hertha« in das Antarktische Meer 1893—94 und die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen.

Friederichsen, L.: Begleitworte zur Karte des Dirk Gerritz-Archipels.

Sitzungsberichte 1891 und 92, redigirt von **H. Michow.**

Tafeln:

1. Winddiagramme zur Veranschaulichung der Vertheilung und Häufigkeit der Winde an den Stationen Walfischbai, Otyisewa, Rehoboth und Omaruru.

2 u. 3. Originalkarte der im Auftrage des Deutschen Goldsyndikates in den Jahren 1888—89 in Deutsch Südwest-Afrika unternommenen Reise, von Dr. **Georg Gürich.**

4. Kartenskizze zur Veranschaulichung der Reiseroute des Dr. W. Sievers quer durch Puerto Rico von Arecibo bis Ponce im August 1892. Gezeichnet von **L. Friederichsen.**

5. Karte zur Veranschaulichung der Ausdehnung des Erdbebens vom 28. April 1894 in Venezuela und Columbien. Gezeichnet von **L. Friederichsen.**

6. Dr. W. Sievers' Originalkarte der südlichen Hälfte der Venezolanischen Cordillere zur Veranschaulichung des Schauplatzes des Erdbebens vom 28. April 1894. Bearbeitet und gezeichnet von **L. Friederichsen.**

7. **Friederichsen, L.**: Originalkarte des Dirk Gerritz-Archipels zur Veranschaulichung der wissenschaftlichen Ergebnisse der im Auftrage der Dampfschiffs-Gesellschaft »Oceana« in Hamburg 1893—94 ausgeführten Reisen des Dampfschiffes »Jason«.

13. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Band XI.

Friederichsen, L.: Der Sechste Internationale Geographen-Kongress in London (26. Juli — 3. August 1895).

Michow, H. Dr.: Die Geographische Ausstellung auf dem Internationalen Geographen-Kongress in London 1895.

Heintze, W.: Eisenbahnen in der Türkei.

Petersen, Joh. Dr.: Die Erforschung des Dirk Gerritz-Archipels. Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze: »Das Wiedererwachen der antarktischen Forschung« in Dr. A. Petermann's Mittheilungen 1895, Heft 6.

Markow, Anatol, Dr.: Der zukünftige Handel China's.

Sitzungsberichte 1893, 94 und 95, redigirt von **H. Michow.**

Plan für eine Deutsche Expedition zur Durchforschung der Südpolar-Region.

14. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Band XII.

Sievers, Wilh. Prof. Dr.: Zweite Reise in Venezuela in den Jahren 1892—93, auf Kosten der Geographischen Gesellschaft in Hamburg ausgeführt.

Tafeln:

Sievers, Wilh. Prof. Dr.: Karte des Venezolanischen Gebirgslandes zwischen Coro- und Trinidad. Nach eigenen Aufnahmen in den Jahren 1884—85 und 1892—93 im Maasstabe von 1 : 1 000 000 bearbeitet und gezeichnet.

15. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Band XIII.

Gottsche, C. Dr.: Die Endmoränen und das marine Diluvium Schleswig-Holstein's. Theil I.

Dove, K. Dr.: Wissenschaftliche Aufgaben in Südwest-Afrika.

Geiger, Wilh. Prof. Dr.: Ceylon und seine Bewohner.

Baasch, Ernst Dr.: Die Anfänge des modernen Verkehrs Hamburgs mit Vorderindien und Ostasien.

Gottsche, C. Dr.: Die tiefsten Glacialablagerungen der Gegend von Hamburg.

Hartmann, Dr.: Bemerkungen zur Vorläufigen Karte des Koncessionsgebietes der South West Africa Co. Lim.

Sitzungsberichte 1896, redigirt von **H. Michow.**

Tafeln:

1—7. Abbildungen von Blockbestreuungen und Blockpackungen.

8. **Gottsche, C.** Dr.: Uebersichtskarte der Endmoränen Schleswig-Holsteins.

9. Vorläufige Karte des Koncessionsgebietes der South West Africa Co. Lim. Aufgenommen vom Premierlieutenant Dr. **Hartmann,** gezeichnet von **L. Friederichsen.**

16. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg Band XIV.

Friederichsen, L.: Rückblick auf die Gründung und Entwickelung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg während der ersten fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens.

Hübbe-Schleiden, Dr.: Indien und die Indier, kulturell, wirthschaftlich und politisch betrachtet.

Friederichsen, Max: Der Südliche und Mittlere Ural. Mit 23 Original-Abbildungen.

Fernow, B. E., Ph. D., L. L. D.: Die Wälder und Wüsten von Arizona.

Jerrmann, Ludw., Capt.: Der Unterlauf des Igatimi und der Gran Salto Guayrá des Alto Paraná. Mit 2 Kartenskizzen.

Gottsche, C. Dr.: Die Endmoränen und das marine Diluvium Schleswig-Holstein's. Theil II. Das marine Diluvium.

Sitzungsberichte 1897, redigirt von **H. Michow.**

Tafeln:

1—14. Ansichten aus dem Ural nach photogr. Original-Aufnahmen von **Max Friederichsen** und **Arsentjew.**

Karte 1: Skizze des Unteren Laufes des Rio Igatimi im Süden der Provinz Matto Grosso (Brasilien). 1 : 376 000. Nach eigenen Beobachtungen und Erkundigungen während seiner Reise 1896 entworfen und gezeichnet von Capt. **Ludw. Jerrmann.**

Karte 2. Skizze vom Gran Salto Guayrá, entworfen von Capt. **Ludw. Jerrmann** 1896.

XI.

Verzeichniss der mit der Geogr. Gesellschaft in Hamburg in Schriftenaustausch stehenden Gesellschaften und Institute.

1. Aarau (Schweiz): Mittelschweizerische Geographisch-Kommerzielle Gesellschaft.
2. Amsterdam (Niederlande): Koninglyk Nederlandsch Aardryks-kundig Genootschap.
3. Antwerpen (Belgien): Société Royale de Géographie.
4. Batavia (Java): Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
5. Berlin: Gesellschaft für Erdkunde.
6. » Geodätisches Institut.
7. » Deutsche Kolonial-Gesellschaft.
8. » Reichsmarine-Amt. Nautische Abtheilung.
9. Bern (Schweiz): Geographische Gesellschaft.
10. Bordeaux (Frankreich): Société de Géographie Commerciale.
11. Bremen: Geographische Gesellschaft.
12. Brüssel (Belgien): Société Royale Belge de Géographie.
13. Budapest: Magyar Földrajzi Társaság (Geogr. Gesellschaft).
14. Buenos Aires (Argentinien): Instituto Geografico Argentino.
15. Bukarest (Rumänien): Societatea Geografica Româna.

16. Christiania (Norwegen): Norske Geografiske Selskab.
17. Constantine (Algerien): Société de Géographie.
18. Cordova (Argentinien): Academia nacional de ciencias de la Republica Argentina.
19. Darmstadt: Verein für Erdkunde u. verwandte Wissenschaften.
20. Douai (Frankreich): Union géographique du Nord de la France.
21. Dresden: Verein für Erdkunde.
22. Edinburg (Grossbritannien): Royal Scottish Geographical Society.
23. Florenz (Italien): Società di Studi geografici e coloniali.
24. Frankfurt a. M.: Verein für Geographie und Statistik.
25. Genf (Schweiz): Société de Géographie.
26. Giessen: Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde.
27. Greifswald: Geographische Gesellschaft.
28. Guatemala (Central-Amerika): Direccion General de Estadistica.
29. Halle a. d. Saale: Verein für Erdkunde.
30. Hamburg: Deutsche Seewarte.
31. » : Naturwissenschaftlicher Verein.
32. » : Verein für Naturwissenschaftliche Unterhaltung.
33. Hannover: Geographische Gesellschaft.
34. Havre (Frankreich): Société de Géographie commerciale.
35. Helsingfors (Russland): Geografiska Föreningen i Finland.
36. Hermannstadt (Oestr.-Ung.): Siebenbürgischer Karpathen-Verein.
37. Jena: Geographische Gesellschaft (für Thüringen).
38. Igló (Oestr.-Ung.): Ungarischer Karpathen-Verein.
39. Irkutzk (Russisch Sibirien): Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft. Ostsibirische Sektion.
40. Kairo (Aegypten): Société Khédiviale de Géographie.
41. Kiel: Ministerial-Kommission zur Untersuchung der Deutschen Meere.
42. » : Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
43. Königsberg i. Pr.: Geographische Gesellschaft.
44. » : Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
45. Kopenhagen (Dänemark): Det Kongelige Danske geografiske Selskab.
46. Laplata (Argentinen): Direccion General de Estadistica de la Provincia de Buenos Aires.
47. Leiden (Niederlande): Ethnographisches Reichsmuseum.
48. Leipzig: Verein für Erdkunde.
49. » Deutscher Palästina-Verein.
50. Lima (Peru): Sociedad Geografica.
51. Lissabon (Portugul): Sociedade de Geographia.

52. Liverpool (Grossbritannien): The Liverpool Geographical Society.
53. London (Grossbritannien): Royal Geographical Society.
54. Lübeck: Geographische Gesellschaft.
55. Lyon (Frankreich): Société de Géographie.
56. Madrid (Spanien): Sociedad Geográfica.
57. Mailand (Italien): Società d'Esplorazione Commerciale in Africa.
58. Manchester (Grossbritannien): The Manchester Geographical Society.
59. Marseille (Frankreich): Société de Géographie.
60. Melbourne (Australien): Royal Geographical Society of Australasia (Victorian Branch).
61. Metz: Verein für Erdkunde.
62. Mexico: Sociedad de Geografia y Estadistica de la Republicana Mexicana.
63. Montpellier (Frankreich): Société Languedocienne de Géographie.
64. München: Geographische Gesellschaft.
65. Nancy (Frankreich): Société de Géographie de l'Est.
66. Neapel (Italien): Società Africana d'Italia.
67. Neuchâtel (Schweiz): Société Neuchâteloise de Géographie.
68. New York (Nord-Amerika): American Geographical Society.
69. Oran (Afrika, Algerien): Société de Géographie et d'Archéologie de la Province d'Oran.
70. Ottawa (Canada): Geological and Natural History Survey.
71. Paris (Frankreich): Société de Géographie.
72. » » : Société de Géographie commerciale.
73. » » : Ministère des Colonies, Service géographique.
74. Pola (Oesterreich-Ungarn): K. K. Hydrographisches Amt.
75. Rio de Janeiro (Brasilien): Instituto Historico e Geographico Brasileiro.
76. Rio de Janeiro (Brasilien): Sociedade de Geographia.
77. Rom (Italien): Società Geografica Italiana.
78. Rouen (Frankreich): Société Normande de Géographie.
79. San Francisco (Nord-Amerika): Geographical Society of the Pacific.
80. » » : Geographical Society of California.
81. San José (Costa Rica): Observatorio Meteorologico National.
82. Sankt Gallen (Schweiz): Ostschweizerische Geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
83. Sankt Petersburg (Russland): Imperatorskoje Russkoje Geographitschesskoje Obschtschesstwo (Kaiserl. Russische Geographische Gesellschaft).
84. Santiago (Chile): Sociedad Científica Alemana.

85. Shanghai (China): Royal Asiatic Society. China Branch.
86. Stettin: Verein für Erdkunde.
87. » : Verein zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen.
88. Stockholm (Schweden): Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
89. Stuttgart: (Württembergischer Verein für Handelsgeographie.
90. Sydney (Australien): Royal Geographical Society of Australasia (New South Wales Branch).
91. » » : Royal Society of New South Wales.
92. Tokio (Japan): Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens.
93. » » : Kaiserliche Universität.
94. Toulouse (Frankreich): Société de Géographie.
95. Tours (Frankreich): Société de Géographie.
96. Upsala (Schweden): Geologisches Institut.
97. Valparaiso (Chile): Deutscher Wissenschaftlicher Verein.
98. Washington, D. C. (Nord-Amerika): Hydrographic Office. Bureau of Navigation. Navy Department.
99. » » (Nord-Amerika): Smithonian Institution.
100. » » (Nord-Amerika): United States Geological Survey.
101. Wien (Oesterreich-Ungarn): K. K. Naturhistorisches Museum.
102. » » » : K. K. Militär-geogr. Institut.
103. » » » : K. K. Geographische Gesellschaft.
104. Wilhelmshaven: Kaiserliches Observatorium.

Indien und die Indier,

kulturell, wirthschaftlich und politisch betrachtet.

Von

Hübbe-Schleiden

Dr. jur.

HAMBURG:

L. Friederichsen & Co.

(Inhaber Dr. L. Friederichsen.)

1898.

Inhalt.

		Seite
I.	**Einleitung**	1
II.	**Hinduismus und Brahmanenthum**	18
III.	**Charakteristik der Hindus**	29
IV.	**Das Familienwesen der Hindus**	44
V.	**Die Gesellschafts-Ordnung der Hindus**	69
VI.	**Die Kulturleistungen der Hindus**	89
VII.	**Religion und Philosophie der Hindus**	105
VIII.	**Die Mohammedaner in Indien**	146
IX.	**Die Zivilisation in Indien**	167
X.	**Die kommerzielle Entwickelung**	205
XI.	**Die britische Staatswirthschaft**	220
XII.	**Indiens Zukunft**	243

Indien und die Indier,

kulturell, wirthschaftlich und politisch betrachtet.

Von

Hübbe-Schleiden, Dr. jur.

I. Einleitung,

Von einer zweijährigen Studienreise in Indien, während der Jahre 1894 bis 96, zurückgekehrt, möchte ich hier einige der hauptsächlichsten Eindrücke schildern, die sich mir in diesem alten Wunderlande unwiderstehlich aufgedrängt haben. Aber ich will hier nicht erzählen, was jeder weiss oder anderwärts lesen kann, auch nicht das, was jeder sehen kann, der Indien bereist; ich möchte vielmehr eben diejenigen Anschauungen hier vortragen und begründen, durch deren Annahme in Indien ich eigene frühere Vorurtheile gegen Indien und die Indier als irrthümlich erkannt und abgelegt habe. Da diese Vorurtheile, besonders in Betreff der Hindus, in Europa die herrschenden Ansichten sind, so sollen die nachfolgenden Zeilen dazu dienen, diese richtig zu stellen. Es betrifft dies hauptsächlich die Geisteskultur der Hindus. Aber auch die wirthschaftliche und politische Beurtheilung Indiens, der man ziemlich allgemein in Deutschland begegnet, beruht meistens auf Unkenntniss der Verhältnisse oder doch auf deren sehr einseitiger, oberflächlicher Betrachtung; auch diese Irrthümer möchte ich berichtigen.

Bekannt ist ja, dass unter den 300 Millionen Bewohnern Indiens die etwa 216 Millionen Hindus der Kultur des Landes ihr sehr eigenartiges Gepräge geben. Was aber die Hindus ihrem geistigen und kulturellen Werthe nach eigentlich sind, das ist heute überhaupt

nur Wenigen bekannt. Verstehen kann man sie und ihre uralte Kultur auch nur, wenn man sie nicht vom Standpunkt unserer heutigen Kultur beurtheilt, sondern sie in ihrer Eigenart selbstständig gelten lässt und würdigt. Ja, ich möchte sagen, dass man sie kaum eher recht verstehen wird, bis man nicht fühlt, dass man vielleicht etwas von ihnen lernen könnte, und dass sie in ihrer geistigen Kultur wie auch vielleicht sogar in ihrer Lebens-Ordnung einige Grundsätze ausgestaltet haben, die wir Enropäer uns in künftiger Zeit einmal würden zu Nutze machen können.

Bisher aber hat — von einigen Gelehrten und Beamten abgesehen [1]) — kaum ein Europäer dies versucht; es werden heutzutage auch nicht viele der unter uns Lebenden dazu im Stande sein, am wenigsten wohl diejenigen Engländer, die keine fremde Eigenart als der ihrigen gleichwerthig anerkennen, um so weniger, wenn sie überdies in ein bigottes Kirchenthum verrannt sind, und auch nicht die »Anglo-Indier«, die Engländer in Indien, die doch diese Hindus so erfolgreich beherrschen und meist wohlwollend regieren; denn sie beabsichtigen ja nicht die idealistische Kultur der indischen Arier dort zu fördern, sondern nur die materielle der europäischen Arier.

Viel eher noch vermögen wohl wir Deutsche uns in eine fremde Geisteskultur, wie die indische, hinein zu denken und zu leben; denn es ist kein europäisches Volk den Hindus so verhältnissmässig ähnlich, wie wir Deutschen, und kein anderes Volk hat auch so viele Uebereinstimmung in seiner geschichtlichen Entwickelung mit derjenigen der Hindus aufzuweisen, wie gerade wir. Man könnte wirklich in gewissem Sinne Deutschland ein »europäisches Indien« nennen und uns Deutschen die »westlichen Hindus«.

Die indische Kultur hat in den letztvergangenen Jahrtausenden die ganze Welt des Ostens mehr und mehr beherrscht und ihr den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, ebenso wie seit den letztvergangenen Jahrhunderten die germanische Kultur durch die angelsächsische Rasse sich die Herrschaft der modernen Welt errungen und der heutigen Zivilisation den Stempel ihres Geistes aufgedrückt hat. — Wie Ariâwarta, das uralte Stammland der Brahmanen und des Hinduismus, der Boden war, von dem aus jene indische Kultur ihren Ursprung nahm, so ist Deutschland das Gebiet und so ist unser Volk die Wurzel, woraus jene heut die Welt beherrschende angelsächsische Kultur ent-

---

[1]) Wenn ich von Europäern schlechthin rede, schliesse ich fast immer auch die Mitglieder der »Theosophischen Gesellschaft« aus, weil diese sich mit Vorliebe auf den Standpunkt der indischen Anschauung stellen.

sprungen ist. — Unsere Industrie war die Mutter der englischen, unsere Philosophie bildet die Erkenntnissgrundlage unserer europäischen Rasse, unsere Wissenschaft übt schon seit Kopernikus und Keppler einen tonangebenden Einfluss im Westen aus; und unsere Kunst ist, wenn wir Niederland einschliessen, fast die ganze Kunst des germanischen Stammes, und dies betrifft vornehmlich auch unsere Musik. All dieses gilt in gleichem Maasse von der Bedeutung der Kulturleistungen der Hindus im Osten, in Vorder- wie in Hinder-Indien. — Mehr noch aber trifft diese Parallele für das religiöse Leben zu. Wie aus den Weden der Hindus mittelbar oder unmittelbar fast alle Religionsanschauungen des südöstlichen Asiens erwachsen sind, so die des heutigen Europas aus dem Aufblühen des Christenthums unter den Germanen. Und wie einst im Osten eben jenes religiöse Leben der brahmanischen Kultur durch den Buddha Gotama reformirt wurde und so wiederum vom Boden des Hinduismus aus sich über den ganzen Osten verbreitete, so hat auch von Deutschland aus die Reformation Luthers den Charakter der europäischen Kultur in der ganzen neueren Zeit bestimmt. — Wie ferner das deutsche Volk aus vielen grundverschiedenen Stämmen sich zusammensetzt, so umfasst der Hinduismus in seiner Volksgemeinschaft zahlreiche und sehr verschiedene Völkerschaften, unter deren Sprachen mehr als 70 unterschieden werden. — Wie aber das deutsche Volk seit vielen Jahrhunderten sich als eine ideelle Einheit gefühlt hat, so auch seit Jahrtausenden die vielen Millionen Menschen, die der Hinduismus umfasst. — Dabei war Indien, so gut wie Deutschland, meistens nur ein »geographischer Begriff«; es war fast immer politisch zersplittert, und ein Stamm bekämpfte dort den anderen. — Ebenso wie Deutschland wurde Indien wiederholt von fremden Eroberern überfallen und unterjocht; und ebenso wie Deutschland war es auch zu verschiedenen Zeiten durch mächtige Beherrscher zu einem grossen einheitlichen Ganzen vereinigt, so besonders durch Ashoka im dritten Jahrhundert vor Chr. und durch Akbar im 16. Jahrhundert nach Chr. — Stets war Indiens Boden das Schlachtfeld für alle grossen geistigen Entwickelungskämpfe des Ostens, wenn auch diese Kämpfe wohl niemals so unsägliches Elend, wie bei uns der 30jährige Krieg, zur Folge hatten.

Aehneln so uns Deutschen die Hindus schon in ihrer Kulturbedeutung und ihrer Geschichte, so gleichen sie uns vielfach auch in der inneren Ausgestaltung ihrer Kultur, wenn auch mehr unserer Kultur in früheren Jahrhunderten. Ihr emsiger Gewerbfleiss und dabei ihre Liebe zu dem Gegenstande ihres Schaffens mehr als ein

Insaugefassen des bestmöglichen Lohnes für ihre Arbeit hat unter den Hindus ein Kunsthandwerk gezeitigt, dessen einzelne Erzeugnisse oft alles übertreffen, was wir selber heute liefern können; und dabei gleicht ihr Gewerbebetrieb noch mehr dem unseres Mittelalters als unserer Gegenwart. Ihre Handwerke sind dieselben wie die unsrigen, und dasselbe gilt von ihrem Landwirthschaftsbetriebe.

Ganz besonders tritt uns diese Aehnlichkeit entgegen in den Vorbergen des Himalaya, wo man in Bayern oder in Tirol zu sein glaubt, wenn man um die Bauernhöfe Kühe mit Glocken um den Hals weiden sieht und die Lastwagen mit Ochsen bespannt findet; und so ein stattlicher Familienhof in jenen Bergen mit dem patriarchalischen Stammherrn der zahlreichen um ihn wohnenden Familie und die schmucken reingehaltenen Gebäude, sie zaubern leicht vor unserem deutschen Geistesauge jenes Bild hervor, das Immermann in seinem »Münchhausen« uns als den »Oberhof« gezeichnet hat.

Nun aber gar die Organisation der Dorfschaften bei den Hindus. Diese sind nicht nur den unseren in allen Hauptstücken ähnlich, sie sind wahrscheinlich auch deren Original; und unsere germanischen Vorfahren gehören nicht allein demselben Sprachstamme wie die Hindus an, sondern sie haben wohl auch die Grundzüge ihrer und unserer Kultur von den Vorfahren der heutigen Hindus übernommen.

Ebenso und mehr noch gleichen uns die Hindus in ihrem Wesen und ihrem Charakter, in ihren Anlagen und ihren Idealen, ja schon in ihrer äusseren Erscheinung. Freilich, in Bengalen sieht man häufiger den italienischen als den germanischen Gesichtstypus, obwohl man auch dort vielen deutsch aussehenden Hindus begegnet. Durchweg aber fand ich letzteres in den nordwestlichen Theilen Indiens, besonders in den Bergen. — Und was nun weiter das Wesen der Hindus betrifft, so sind vor allem ihr Familiensinn und ihre Liebe zur Häuslichkeit ganz dieselben wie bei uns. Ihr Ideal des Weibes ist genau dasselbe, wie es Schiller in seiner »Glocke« und die besten unserer anderen Dichter schildern. Ihre Begriffe und Methoden der häuslichen Kindererziehung weichen kaum von unseren eigenen ab; und nirgends habe ich das Verhältniss zwischen den Eltern und Kindern, und besonders auch die Anhänglichkeit der Söhne an ihren Vater und an ihre Mutter, so ideal gefunden, wie unter den Hindus. Ihre Charakter-Ideale sind gleichfalls die unsrigen. Treue und Wahrhaftigkeit, Tapferkeit und Dankbarkeit gelten ihnen als die nothwendigsten Tugenden des Menschen. Ich habe viele Hindus als treue Freunde erkannt, und ich habe auch bei ihnen Fälle gefunden, in denen sich ein Freund bewusst ist, für

sprungen ist. — Unsere Industrie war die Mutter der englischen, unsere Philosophie bildet die Erkenntnissgrundlage unserer europäischen Rasse, unsere Wissenschaft übt schon seit Kopernikus und Keppler einen tonangebenden Einfluss im Westen aus; und unsere Kunst ist, wenn wir Niederland einschliessen, fast die ganze Kunst des germanischen Stammes, und dies betrifft vornehmlich auch unsere Musik. All dieses gilt in gleichem Maasse von der Bedeutung der Kulturleistungen der Hindus im Osten, in Vorder- wie in Hinder-Indien. — Mehr noch aber trifft diese Parallele für das religiöse Leben zu. Wie aus den Weden der Hindus mittelbar oder unmittelbar fast alle Religionsanschauungen des südöstlichen Asiens erwachsen sind, so die des heutigen Europas aus dem Aufblühen des Christenthums unter den Germanen. Und wie einst im Osten eben jenes religiöse Leben der brahmanischen Kultur durch den Buddha Gotama reformirt wurde und so wiederum vom Boden des Hinduismus aus sich über den ganzen Osten verbreitete, so hat auch von Deutschland aus die Reformation Luthers den Charakter der europäischen Kultur in der ganzen neueren Zeit bestimmt. — Wie ferner das deutsche Volk aus vielen grundverschiedenen Stämmen sich zusammensetzt, so umfasst der Hinduismus in seiner Volksgemeinschaft zahlreiche und sehr verschiedene Völkerschaften, unter deren Sprachen mehr als 70 unterschieden werden. — Wie aber das deutsche Volk seit vielen Jahrhunderten sich als eine ideelle Einheit gefühlt hat, so auch seit Jahrtausenden die vielen Millionen Menschen, die der Hinduismus umfasst. — Dabei war Indien, so gut wie Deutschland, meistens nur ein »geographischer Begriff«; es war fast immer politisch zersplittert, und ein Stamm bekämpfte dort den anderen. — Ebenso wie Deutschland wurde Indien wiederholt von fremden Eroberern überfallen und unterjocht; und ebenso wie Deutschland war es auch zu verschiedenen Zeiten durch mächtige Beherrscher zu einem grossen einheitlichen Ganzen vereinigt, so besonders durch Ashoka im dritten Jahrhundert vor Chr. und durch Akbar im 16. Jahrhundert nach Chr. — Stets war Indiens Boden das Schlachtfeld für alle grossen geistigen Entwickelungskämpfe des Ostens, wenn auch diese Kämpfe wohl niemals so unsägliches Elend, wie bei uns der 30jährige Krieg, zur Folge hatten.

Aehneln so uns Deutschen die Hindus schon in ihrer Kulturbedeutung und ihrer Geschichte, so gleichen sie uns vielfach auch in der inneren Ausgestaltung ihrer Kultur, wenn auch mehr unserer Kultur in früheren Jahrhunderten. Ihr emsiger Gewerbfleiss und dabei ihre Liebe zu dem Gegenstande ihres Schaffens mehr als ein

Brennstoff vorhanden ist, und dessen Schöpferkraft zum Leben Alles auferwecken kann, was noch in Lebenskeimen schlummert, wenn nur erst »die Zeit erfüllet ist« und wenn erst wiederum für den deutschen Geist ein neuer jugendfrischer Frühling anbricht, der das starre Eis des blinden, hoffnungslosen Materialismus sprengt und der in jedem klar denkendem Kopfe auch den Muth erweckt, sich der Gewissheit seiner höheren Natur bewusst zu werden. dass er sich die schlaftrunkenen Geistesaugen reibt und die sich endlos vor ihm ausdehnende Zukunft seiner eigenen Entwickelung erkennt.

Wird uns dies der indische Geist bringen können? Oder werden es nur wenige Einzelne bleiben, die sich diese Kraft zu Nutze machen werden? Sollten alle Anderen aus Indien nichts als materielle Vortheile ziehen können?

Es muss übrigens hier doch hervorgehoben werden, dass auch nicht allein Europa materielle Vortheile von Indien hat. Auch Indien hat sehr grossen Nutzen durch das Eindringen der europäischen Kultur; und dieser Nutzen liegt auch nicht blos auf der materiellen Ebene. Auch die Methode unserer wissenschaftlichen Beobachtung und Ausarbeitung und die Grundlage unserer philosophischen Erkenntniss werden schon von den Brahmanen nutzbringend verwerthet. Je vollständiger und lebendiger der Austausch des Ostens und des Westens, zwischen Indien und Europa, sich anbahnen und vollziehen wird, um desto segensreicher wird er sein — für beide Theile.

Trotz jener Aehnlichkeit der Hindus mit uns Deutschen herrscht jedoch im Allgemeinen auch bei uns, sowie in England, noch die Meinung, dass die Hindus doch nicht ein Kulturvolk ersten Ranges seien, dass sogar die herrschende Gesellschaftsklasse unter ihnen, die Brahmanen, nur halb kultivirt seien. Man will sie wohl als sehenswerthe Merkwürdigkeit gelten lassen; aber unter ihnen nachahmungswerthe Vorbilder zu suchen, das lässt sich Niemand träumen.

Nun, ich glaube, dass, als ich nach Indien hinauszog, ich so ziemlich mit dem besten Bildungsmateriale ausgerüstet war, was unsere deutsche Geisteskultur bietet. Ich aber habe jedenfalls in Indien viel gelernt und vor allem von den Brahmanen. — Wird man mir verdenken, wenn ich daher auch für sie das Interesse und die Sympathie Anderer erwecken möchte?!

Freilich bedarf es hier wohl kaum besonderer Hervorhebung, dass ich selbstverständlich nicht meine, dass jeder Brahmane ein Idealmensch sei und uns als Vorbild dienen könne. Nein, die Idealmenschen sind in Indien nicht viel häufiger als bei uns, und dort könnte ein Diogenes fast mit gleichem Rechte wie unter uns mit seiner

Laterne umhergehen. Es kann sich hier nur um eine Vergleichung der verschiedenen Strebensziele handeln dort und hier, bei ihnen und bei uns, und insbesondere darum, ob etwa den echten Brahmanen, wie er sein soll und will, mehr geistige und ideelle Gesichtspunkte leiten als den entsprechend gestellten Europäer.

Aber andererseits muss ich hier auch von vorne herein erwähnen, dass ich mich bei meinen Beobachtungen in Indien durchaus nicht einseitig auf den Standpunkt der Hindus gestellt habe. Ich kann freilich nicht leugnen, dass ich mit einem gewissen Vorurtheile gegen die britische Verwaltung hinausging. Ich meinte, dass die Hindus von den Engländern dort unterdrückt würden. Diesen Irrthum erkannte ich sehr bald. Ich fand, dass die Hindus sich unter ihrer britischen Regierung sogar sehr viel freier bewegen können, ihre Meinungen in Wort und Druck viel unumwundener äussern und selbständiger bethätigen dürfen, als wir dies in Deutschland können. Und ich bin heimgekehrt als ein entschiedener Bewunderer der grossartigen Beherrschung und Verwaltung jenes Riesenreiches von 300 Millionen Einwohnern durch eine Handvoll von selbständigen Beamten, deren Anzahl sich nicht einmal auf ein Tausend beläuft. Von dieser Verwaltung Indiens könnten wir Deutschen vielleicht noch mehr lernen als von den Brahmanen, mindestens für die Behandlung unserer Kolonien, vielleicht sogar für unsere einheimische Verwaltung.

Ich bin unserem Auswärtigen Amte in Berlin zu grossem Danke verpflichtet für ein Empfehlungsschreiben an die Vertreter des Deutchen Reiches in Indien. Dadurch wurde mir unter anderem auch ein weiteres Einführungs-Reskript der vice-königlichen Regierung in Calcutta zu theil, gerichtet »an alle britischen Beamten, deren Beistandes ich bedürfen könnte.« Dieses hat es mir ermöglicht, manches von Indien und seiner Verwaltung mit eigenen Augen zu sehen, was für mich sonst fremde Theorie geblieben wäre.

Noch einen anderen Vortheil hatte auch dies Einführungschreiben für mich. Meine Reisen führten mich mehrfach ab von den gewöhnlichen Routen, den Eisenbahnen und den sonst von Europäern bereisten Wegen. In solch abgelegenen, völlig unter der brahmanischen Kultur stehenden Gegenden findet ein Europäer ausser seinem eigenen Zelte kein anderes Unterkommen als etwa in einem Inspektions-Gebäude der Regierung; und ein solches konnte ich so gelegentlich selbst mit meinen brahmanischen Freunden, die in solcher Gegend selber fremd waren, benutzen. Ohne Beziehungen persönlicher Freundschaft oder Bekanntschaft ist es oft sogar für den Brahmanen schwer in solcher Gegend eine Gastfreundschaft zu finden, die ihm ein ge-

eignetes standesgemässes Unterkommen bietet, zumal wenn er ein modern gebildeter Brahmane ist. Dieselbe Schwierigkeit bestand für einen Europäer selbstverständlich in noch höherem Maasse trotz meiner intimen Stellung zu den Brahmanen. Und noch einen weiteren Vorzug gewährte mir die Hülfsbereitschaft der britischen Beamten.

Als Beförderungsmittel in einer Gegend ohne Landstrassen dient weitaus am besten der Elephant, besonders in der Ebene, wo er leicht sogar Flüsse und Waldungen durchschreitet. Ja, wenn man einen tüchtigen Elephantenführer dazu hat, kann man dieses Riesenthier auch in bergigem Terrain verwenden; nur muss man sich dort noch mehr als sonst vorsehen, dass solch schlaues Thier sich nicht so dicht unter den Aesten der Bäume hindurchdrängt, dass es Einen sammt seinen Freunden, Dienern und allem Gepäck, das man aufgeladen hat, von seinem Rücken abstreift. Aber auch gute sichere Elephanten wurden mir mehrfach durch die Regierungsbeamten zur Verfügung gestellt.

Mehr jedoch, als das Land und seine Verwaltung kennen zu lernen, lag mir — wie gesagt — auf meiner ganzen Studienreise daran, mich in das Wesen der Hindus, insbesondere des Brahmanenthums, hineinzuleben und zu denken und womöglich ihre Eigenart ganz verstehen zu lernen. Und dass das freilich nicht ganz leicht sein würde, das wusste ich von vorne herein.

Bei dem scharfen Gegensatze zwischen der feingeistigen Kultur der Brahmanen und unserer viel materielleren und äusserlicheren, europäischen Kultur ist es begreiflich, dass sich der Brahmane allem Europäerthum gegenüber wie eine Mimose verschliesst, um so mehr, da er bisher die Europäer ihm fast nur mit dem verständnisslosen Anspruche auf unsere unbedingte geistige Ueberlegenheit entgegentreten sieht, während doch offenbar unsere Kultur nur auf das praktische Leben und die materielle Welt das Hauptgewicht legt, diese aber dem Hindu lediglich Mittel zu höheren Zwecken sind. Dabei ist es für uns Europäer doch sehr schwer, den meisten ganz unmöglich, die geistige Kultur der Brahmanen zu bemeistern; den Brahmanen aber wird es in der Regel spielend leicht, sich auch unsere äussere und intellektuelle Kultur anzueignen und deren Formen zu handhaben. So kommt er auch dem Europäer liebenswürdig, höflich und gewandt entgegen; zugleich aber verbirgt er ihm gegenüber sein eigenstes inneres Wesen, und zwar um so mehr, je mehr man ihm als »Europäer«, d. h für ihn soviel wie ganz verständnisslos, entgegentritt.

Zur Einführung bei den Brahmanen hatte ich ungewöhnlich gute Beziehungen als langjähriges Mitglied der Theosophischen

Gesellschaft, die sich in Indien besonders der Förderung und dem Studium der brahmanischen Kultur gewidmet hat. Und es war auch von Seiten dieser Gesellschaft für meine Studienreise in allen Theilen Indiens schon vor meiner Ankunft dort durch Zeitungs-Mittheilungen die Aufmerksamkeit der Hindus erregt worden. Aber ich musste mir natürlich sagen, dass ich trotzdem meinen Zweck bei den Hindus nicht erreichen würde, wenn ich ihnen gegenüber als Europäer aufträte und gleichzeitig mit den Europäern in Indien, den sogenannten Anglo-Indiern, hätte verkehren wollen. Auf diesen Verkehr musste ich also verzichten. Die wenigen Europäer, mit denen ich in Indien Umgang hatte uud zwar einen überaus werthvollen und geistig inhaltreichen Umgang, gehörten auch ganz den Gedankenkreisen an, denen ich meine Studien dort widmete.

Meine Verbindnng mit der theosophischen Gesellschaft ebnete mir überall in Indien die Wege, wie es für meine Zwecke keine andere Macht der Erde hätte thun können. Aber trotzdem ich eigentlich anderer persönlicher Empfehlungen bei Indiern nicht bedurft hätte, war ich doch von Freunden und Bekannten mit solchen versehen worden. Das brachte mich in fremdere Gesellschaftskreise unter den Hindus; und dort galt ich selbstverständlich nur als Europäer *sans phrase*, wenn auch präsumtiv als ihnen sympathisch gegenüber stehend. So kam ich sehr bald nach meiner Ankunft auf indischen Boden in einen Club von Hindus in Bombay.

Dort wurde ich sehr freundlich und höflich aufgenommen; aber mir fiel auf, dass jeder, dem ich, zuvorkommend, die Hand gab, sich sogleich darauf ostentativ seine Hand an seiner Kleidung abwischte. Mich amüsirte das. Ich fragte meinen Freund, der mich dort eingeführt, nach der Erklärung dieser sonderbaren Sitte, und wurde dann daran erinnert, dass wir Europäer dort für unrein gelten, da wir uns ja völlig ausserhalb der einheimischen Gesellschafts-Ordnung stellten. Zwar betrachte keiner der Herren mich geringschätzig und würde auch diese Geste sicherlich nicht gemacht haben, wenn er mit mir allein gewesen wäre; aber um nicht seine »Kaste« zu verletzen, müsse er vor den Augen seiner Genossen die Form der Reinigung nach der formell unreinen Berührung machen.

Dass die Europäer von den Hindus verächtlich als *Mletschtschhas* angesehen werden, als Barbaren, die ihrer Sanskrit-Kultur fern stehen, das war mir bekannt. Die alten Indo-Arier gebrauchten diese Bezeichnung für die Ureinwohner Indiens, die nicht Sanskrit sprechen lernen konnten. Aber ich hatte nicht erwartet, diese Behandlung an meiner eigenen Person so bald zu erfahren. Das beschloss ich schnell zu ändern.

Vor allem fügte ich mich fortan ganz der indischen Begrüssungsform, einfach die zusammengelegten Hände an die Stirn zu halten. Aber ich bestand darauf, dass ich selbst ein Brahmane sei und forderte deshalb auch das Begrüssungswort, *(Namaskar* oder *Namaste)*, das den Brahmanen zukommt. Das rechtfertigte ich, wo es nöthig ward, indem ich die betreffenden Hindus selbst bei ihrer Ehre packte.

Wie schon erwähnt, trifft nichts den Hindu so sehr, als wenn man ihm vorwirft, dass er seine heiligen Schriften *(Shastras)* nicht kenne. — Also ich berief mich darauf, dass sie doch jedenfalls ihre eigene Garga-Purana kennten; deshalb müssten sie auch mich als einen Brahmanen anerkennen. — »Ja, wie so denn?« —

In der Garga Purana wird nämlich erzählt, dass Garga, der geistige Führer und Erzieher Krishnas, des Lieblings-Gottes oder göttlichen Lehrers der meisten Hindus, mit Krishna und dessen Genossen unzufrieden gewesen sei und deshalb Indien verlassen habe. Er sei nach Jawana (Jonien, Griechenland) gegangen.

Nun sagte ich: »Jawana ist natürlich *Germany* (Deutschland); und wir deutschen Gelehrten sind bessere Brahmanen, als ihre Nachkommen von den Schülern, mit denen euer Geistesmeister (Rischi) Garga unzufrieden war.« Und dieser Scherz wurde, wo ich gelegentlich ihn vorbrachte, im Ernste angenommen.

Die Garga-Legende stellt ja wirklich auch eine kulturhistorische Wahrheit dar. Die ersten Griechen, welche eine wahrhaft geistige Philosophie lehrten, waren Pythagoras und Xenophanes, der Begründer der eleatischen Schule. Beide lebten zwar in Unteritalien, aber beide waren aus Kleinasien *(Jawana)* gebürtig. Was sie lehrten, war unzweifelhaft indische Philosophie, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass sie dieselbe von den Indo-Ariern, den Brahmanen, überkommen haben.

Was aber die Verwerthung dieser Garga-Sage für mich selbst betrifft, so sind zwar die Brahmanen sehr intelligent, es fehlt ihnen aber oftmals an der Kenntniss von nicht-indischen Verhältnissen, da sie, altem Herkommen getreu, Indien nicht zu verlassen pflegen; insbesondere ist ihnen die Bedeutung ihrer eigenen Bezeichnung ausländischer Gegenden ebenso unklar wie gleichgültig. Warum sollte, meinen sie, Jawana gerade Jonien und Griechenland, warum nicht *Germany* bedeuten?! Dass Germanien damals noch nicht existirte, dürfen wir bei den Brahmanen nicht betonen, weil wir nicht in ihrer Achtung dadurch steigen, dass unsere Kultur um ein paar Tausend Jahre jünger ist als ihre eigene.

Uebrigens ist aber ja auch thatsächlich die Sache richtig. Denn dem Geiste nach sind doch die Deutschen, wir, »Das Volk der Denker«, nicht allein die Geisteserben der alten Hellenen, sondern unsere Philosophie und unser ganzes Geistesleben kennzeichnet uns auch als europäische »Brahmanen« im Sinne dieser »Geistmenschen« des Ostens.

Da ohnehin für mich nun durch die Theosophische Gesellschaft unverdienter Weise, als für einen »hervorragenden deutschen Gelehrten«, Aufsehen gemacht worden war, so fand ich sehr leicht Anerkennung. Dazu kam auch noch, dass bei den Hindus schon von vorn herein die Deutschen sehr gut angeschrieben sind, viel besser als die Engländer. Ich begegnete in dieser Hinsicht stellenweis den übertriebensten Begriffen, wie der Hindu ja leicht überschwänglich ist. Es meinte Einer, Deutschland sei so viel gebildeter und gelehrter als das heutige Indien, dass bei uns selbst in den Volksschulen Sanskrit gelehrt werde; ein Anderer meinte, dass doch wenigstens ein Mann, wie Bismarck, fertig Sanskrit spräche. Mir sind jedenfalls alle solche Legenden da zu statten gekommen, wo ich ausserhalb des Einflusses der Theosophischen Gesellschaft unter den Hindus auftrat.

Wie man sieht, haben die Indier von uns Deutschen eine ebenso unklare Vorstellung, wie die Deutschen von ihnen. Warum aber sollten wir sie nicht von vorne herein mit ebenso günstigen Augen ansehen, wie sie uns?! Ist vielleicht auch Indien nicht die »Wiege des Menschengeschlechts«, vielleicht nicht einmal »das Mutterland des Arierthums«, so sind doch jedenfalls die Hindus ältere Brüder unserer eigenen Kultur.

Dass nicht Indien sondern Hellas die erste Morgenröthe unserer Kultur gesehen habe, dass die Anfänge unserer Geistesschätze bei den alten Griechen zu suchen seien, das ist ein längst explodirtes Dogma gelehrter Unwissenheit. Freilich noch vor einem Menschenalter war die Litteratur der Brahmanen in Deutschland so gut wie unbekannt, kaum ein halbes Dutzend von Gelehrten hatte eine Ahnung von dem Inhalte ihrer philosophischen Bücher, andere bezweifelten sogar die Existenz der Weden; einige erklärten sie für »moderne Täuschungen«, und klassische Philologen hielten das Sanskrit für einen vom Alt-Griechischen abstammenden Dialekt. Ist nun auch heutzutage bei uns die geistige Nachkommenschaft der so beschränkten Akademiker lange noch nicht ausgestorben, so dämmerte doch schon mit dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts bei uns die Erkenntniss auf, dass auch den alten Griechen nicht die arische Kultur vom Himmel gefallen ist, sondern dass sie die meisten Keime und Ideen zu all ihren grossen

Kulturleistungen direkt oder mittelbar von älteren Ariern überkommen haben, deren Kulturblüthe wir in der Sanskrit-Litteratur wiedergefunden haben.

Allerdings sind die heutigen Brahmanen nicht mehr dieses Sanskrit-Volk, doch aber sind sie dessen direktere Nachkommen und Verwandten, als wir, und haben den Charakter der Kultur ihrer Vorfahren besser bewahrt, als wir. Ihre Kultur ruht heute noch auf gleichen idealistischen Grundlagen, unsere hat in andere Bahnen eingelenkt und wird zunehmend materieller. Welche dieser beiden Geistesrichtungen man höher schätzt, das ist Sache der eigenen Entwickelung. Ist es aber wohl billig, vom Standpunkte der einen Geistesrichtung die Produkte der anderen durchweg zu verurtheilen? Sollte diese andere Richtung nicht beanspruchen dürfen, auch von ihrem eigenen Standpunkte betrachtet und geschätzt zu werden?

In indischen Reisebeschreibungen, ja selbst in einigen wissenschaftlichen Werken über Indien und die Indier, habe ich fast ausschliesslich den einseitigen Standpunkt unserer europäischen Zivilisation vertreten gesehen. Objektiv erscheint mir solche Betrachtungsweise nicht; mir scheint eine Beurtheilung der fremden Kultur von ihrem eigenen Boden aus um ihrer grösseren Objektivität willen mehr wissenschaftlichen Werth zu haben.

Stellen wir uns einmal vor, ein Hindu, der eine Reise durch Europa und Amerika macht, wollte unsere Kultur einseitig von seinem Standpunkte aus beschreiben. Dabei würden wir Europäer mit all unseren irreligiösen Lebens-Einrichtungen und Gewohnheiten, mit unserer rastlosen Unruhe und Vergnügungssucht schlecht wegkommen. Zwar anerkennt der Brahmane unsere materielle und intellektuelle Kultur als in ihrer Weise werthvoll, aber doch als nebensächlich gegenüber den nach seiner Ansicht »Einem, was Noth thut«. Von der ganz anderen Geistesebene aus, auf der sein Denken sich bewegt, würde es ihm ebenso leicht sein, sich lustig zu machen, wie unsern europäischen Reisenden in Indien, die sich nicht die Mühe genommen haben, sich in die brahmanischen Anschauungen und Einrichtungen hineinzudenken; und solche Reisebeschreibungen, die von den Hindus doch gelesen werden, bestärken diese nur in der irrthümlichen Vermuthung, dass wir Europäer doch nur eine oberflächliche und daher geistig minderwerthige Rasse seien.

Keine der freilich seltenen Beschreibungen von Reisen, die Indier in Europa gemacht haben, stellt sich auf einen so einseitigen Standpunkt. Nehmen wir aber einmal an, ein Brahmane hätte das gethan: würden wir solcher Beurtheilung unserer Kultur irgend welchen

Werth beimessen? — Gewiss nicht, wir würden sagen: Das Buch ist blos eine Kuriosität, eine Dilettantenarbeit ohne wissenschaftlichen Werth. — Ganz mit Recht. Aber eben solche »Dilettantenarbeit« sind dann auch die meisten Urtheile über indische Kultur, die man jetzt noch in Reisebeschreibungen und sonstigen Werken über Indien liest.

Wollen wir jedoch den Hindus, insbesondere den Brahmanen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so fehlt uns dazu keineswegs die völlig ausreichende Grundlage in unsrer eigenen Kultur, namentlich uns Deutschen im Vorzuge vor anderen europäischen Völkern. Unsere Philosophie und unser Idealismus sind genau derselbe Boden, auf dem auch das Brahmanenthum erwachsen ist. Auf diesem Boden standen mehr oder weniger bewusst alle grossen Geistesmänner unserer deutschen Kultur. Nur das oberflächliche Interessen-Leben der Gegenwart hat diese Welt der Ideale bei uns in Verruf gebracht. Dazu mag sich jeder Einzelne stellen, wie er will. Stellt er sich auf den Boden des äusserlichen Lebens, so wird ihm die heutige Kultur der Hindus den reichsten Stoff bieten, um seinem Humor in billiger Weise die Zügel schiessen zu lassen. Stellt er sich aber auf den Boden geistiger Ideale, dann findet er eine noch reichere Ausbeute in der brahmanischen Kultur.

Diesen letzteren Standpunkt nehme ich meinerseits in Betreff des Hinduismus ein; ich lasse gleichsam den Brahmanen seine eigenen Anschauungen vortragen und seine Einrichtungen rechtfertigen. Nur so ist, wie mir scheint, ein sicherer Boden zu gewinnen für die Frage, ob die brahmanische Kultur für uns irgend welchen Werth und Nutzen haben kann oder nicht. Hätte sie gar keinen Werth für uns, dann wäre es auch nur nutzloser Zeitvertreib, uns geistig mit dieser uns fernliegenden Kultur zu befassen.

In den folgenden Abschnitten aber möchte ich den Lesern auch noch weiteres Material bieten, um sich selbst ein stichhaltiges Urtheil zu bilden, nicht allein über den kulturellen Werth Indiens, sondern auch über seine wirthschaftliche und politische Bedeutung für unsere gesammte europäische, die Welt umspannende Zivilisation.

II. Hinduismus und Brahmanenthum.

Nicht alles orientalische Wesen ist indisch. Ist schon zwischen den Japanern und Chinesen, oder den Javanen und Malayen ein grosser Unterschied, so besteht ein noch grösserer zwischen all diesen Rassen und den indischen Völkern; nur stehen diesen die Javanen noch ver-

der Christenheit sich die beiden katholischen Kirchen, die römische und die griechische, durch verschiedene Dogmen und Riten unterscheiden, so bei den Hindus auch die Waishnavas und Shaiwas; und wie neben beiden hier noch viele protestantische Sekten bestehen, so auch in Indien eine Menge anderer Verehrungsformen des Göttlichen. Und wie bei den Christen sich alle Partheien in dem einen Bekenntnisse einer »Trinität« der Gottheit vereinigen, so alle Anhänger des exoterischen Brahmanenthums in der Anerkennung des *Trimúrti*, der dreifachen Offenbarung der göttlichen Urkraft, schaffend, erhaltend und zerstörend oder umgestaltend, welche drei verschiedenen Thätigkeiten des einheitlichen göttlichen Wesens in den drei Personen, Brahma, Wischnu und Shiwa (Rudra) vorgestellt werden. Nur das eine haben die Hindus mit den Christen nicht gemein. Bei diesen befehden die verschiedenen Konfessionen einander, bei den Hindus schliesst die eine nicht die andere aus.

Ferner aber haben alle Hindus soviel von dem geistigen Brahmanenthum mit einander gemein, dass sie es als Aufgabe jedes Menschen ansehen, die höchste Vollendung seines eigenen Wesens zu erstreben; und thatsächlich anerkennt auch jeder Hindu theoretisch die Möglichkeit, ja sogar die Gewissheit, dies Ziel zu erreichen, ausnahmslos für jeden Menschen an, zwar nicht im gegenwärtigen Leben jedes Menschen, aber doch in irgend einem späteren Erdenleben auf fortgeschrittener Entwicklungsstufe.

Jeder der nach diesem Ideale strebt und deshalb schon Idealist sein muss und mehr in der Ideenwelt als in der Sinnenwelt lebt, der sich dann nur der Lebens- und Gesellschaftsordnung des indischen Arierthums einfügt, der wird als ein Hindu anerkannt, mag er selbst Buddhist oder Christ oder Mohammedaner sein. Nur weil und insofern sich solche Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften selbst von dieser idealistischen Kultur und Lebensanschauung ausschliessen, sich zu ihnen in bewussten Gegensatz stellen und andere Strebensziele und Gewohnheiten vorziehen, werden sie nicht als Hindus betrachtet.

II (zu 2). Selbst solchen fremden Anschauungen und Bestrebungen tritt der Hindu mit weitherzigster Duldsamkeit gegenüber. Da er Niemanden nach seinem Glaubensbekenntnisse fragt, so schliesst er auch Niemanden von dem Hinduismus aus, der sich nicht — wie es oft geschieht — aus Missverstand von dieser allumfassenden Gemeinschaft ausschliesst, in der ja nach ihrer geistigen Entwicklungsstufe ebensogut Fetischanbeter Raum finden können wie Polytheisten aller Art oder Monotheisten oder Pantheisten oder Atheisten.

sehr viel auf Wahrhaftigkeit und schämen uns, wenn wir auf Lügen ertappt werden. Der Orientale ist weitschweifig, unbestimmt, blumenreich; wir lieben Genauigkeit, Bestimmtheit und Gewissenhaftigkeit im Ausdruck. Ferner ist der Orientale stets gastfrei; wir dagegen haben eine Scheu fremde Privatleute zu belästigen, wir ziehen auch unsere Unabhängigkeit in einem Gasthofe vor. Wenn der Orientale eine Wohnung betritt, behält er seine Kopfbedeckung auf dem Haupte, zieht aber seine Schuhe ab, weil angeblich die bestaubte Fussbekleidung die Zimmerteppiche mehr verunreinigen würde als seine nackten Füsse; wir nehmen den Hut ab, weil er uns im Zimmer zu warm würde, und behalten unsere festeren Schuhe an, trotz unseres schmutzigeren Klimas, weil deren Ausziehen viel umständlicher ist als deren gutes Abputzen. Der Orientale trägt weisse und weite Kleider, wie vor Jahrtausenden; wir lieben, besonders zu Festlichkeiten, dunkle Kleider, diese schliessen sich wärmend enger an unsere Glieder an, eignen sich deshalb besser für unser arbeitsthätiges Leben, wechseln aber schnell in ihrem Modeschnitt. Der Orientale rasirt sein Haupthaar ab, wir halten dieses für einen Kopfschmuck auch beim Manne. Und so geht es fort bis in die meisten Einzelheiten des täglichen Lebens. Was der Orientale liest, das singt er ab mit einförmigem Tonfall, ungefähr wie eine protestantische Altarlithurgie; das hilft ihm, seine Aufmerksamkeit auf das Gelesene zu sammeln und zu fesseln. Uns Europäer würde dies nur stören; je ernster und aufmerksamer wir sind, desto stiller und unbeweglicher werden wir. Trotz ihres vielen Singens ist aber die Musik aller Orientalen für unser Ohr nur einförmig und melancholisch, so dass dagegen selbst unsere traurigsten Volkslieder munter und frisch klingen. Das sind so einige der Eigenthümlichkeiten, die den Indier als Orientalen von uns Europäern unterscheiden.

So ist also das indische Wesen einerseits arisch, andererseits orientalisch. Das nun, was der orientalischen Kultur Indiens den uns trotz all dieser Unterschiede doch so nah verwandten arischen Charakter aufgeprägt hat, ist der Hinduismus, insbesondere das Brahmanenthum.

Dennoch sind lange nicht alle Hindus Arier und nicht alle Arier Indiens sind Hindus.

Indien gilt in Europa meist für ein einheitliches Land mit einer einheitlichen Bevölkerung. Das ist durchaus ein Irrthum. Indien ist vielmehr ein Kontinent wie Europa und hat fast ebenso viele Einwohner; Europa hat etwa 350-, Indien 300 Millionen Bewohner. Nach ihren Kulturverhältnissen vertheilen sich diese Indier ungefähr folgendermaassen:

I. Bevölkerung Indiens,
nach ihrer Kultur-Angehörigkeit betrachtet.

Hindus	216	Millionen
Mohammedaner	60	»
Urvölker	10	»
Buddhisten und Djains	9.5	»
Christen	2.3	»
Sikhs, Parsen und andere	2.2	»
Gesammtzahl:	300	Millionen

Dagegen vertheilt sich dieselbe Bevölkerung nach ihren Sprachen, also annähernd auch ihrer Rassenangehörigkeit, wie folgt:

II. Bevölkerung Indiens,
nach ihrer Rassen-Angehörigkeit betrachtet.

Millionen Menschen		Zahl der Sprachen
Arisch	221	20
Dravidisch	59	15
Mongolisch	10	30
Urvölker	10	12
Millionen	300	77 Sprachen.

Unsere europäische Kultur trägt nun freilich auch ein völlig arisches Gepräge. Aber während hier den 91 Prozent Ariern nur 9 Prozent Nicht-Arier gegenüberstehen, ist dieses Verhältniss in Indien wie 74 (Arier) zu 26 (Nicht-Arier); und dennoch hat sich dort das Uebergewicht der arischen Kultur so mächtig gezeigt, dass es unbedingt herrscht, trotzdem sie dort den stärksten aller ihrer Gegner, den Mohammedanismus, in sehr grosser Volkzahl sich gegenüberstehen sieht. Wenn man bei uns in Europa schon den Buddhismus als gefürchteten Gegner abmalen kann, der unsere Kultur bedrohe, wo es doch bis jetzt noch gar keine Buddhisten in Europa giebt und auch gewiss nie eine grössere Anzahl derselben geben wird, wieviel mehr würde man erst hier in Deutschland den Islam fürchten, wenn statt der für uns ganz harmlosen 5 Millionen Türken schliesslich, wie in Indien der Fall, 60 Millionen fanatisirte Moslims uns gegenüber ständen. Da muss dem Hinduismus doch eine merkwürdige Kultur-

kraft innewohnen, die wir uns bisher nicht zutrauten, dass er diesem drohenden Feinde gegenüber so sicher sein Uebergewicht behält!

Leichter begreiflich wird übrigens diese wunderbare Thatsache, wenn man erwägt, dass der Hinduismus Indien schon seit Jahrtausenden völlig beherrscht, dass die 59 Millionen Dravidas in Süd-Indien und mindestens noch eine halbe Million mongolischer Rassenangehöriger schon seit langer, wenn nicht seit uralter Zeit vollständig hinduisirt worden sind, und dass andererseits die Mohammedaner in Indien fast ausnahmslos der arischen Rasse angehören und ursprünglich nur mohammedanisirte Hindus sind, wenn auch dieses schon z. Th. seit 4 bis 5 Jahrhunderten durch viele Generationen hindurch. Diese 280 Millionen Arier und Dravidas, ohne die Urvölker und die Hauptmasse der mongolischen Stammesangehörigen, vertheilen sich also nach Abstammung und Kultur, wie folgt:

III. Bevölkerung Indiens,

in Millionen angegeben

nach Abstammung:		u. Kulturangehörigkeit:
Arier	221	216 Hindus
Dravidas	59	60 Mohammedaner
Mongolische Stämme	0.5	2.3 Christen
		2.2 Sikhs und Parsen
	280.5	280.5
Mongolische Stämme	9.5	9.5 Buddhisten
Urvölker.....	10	10 Urvölker
Millionen	300	300 Millionen

Die Urvölker stehen in keinerlei Gegensatz zum Hinduismus, sind nur noch zu unentwickelt, um irgend eine höhere Geisteskultur begreifen zu können. Unsere christlichen Missionare machen an ihnen mit Selbstaufopferung die ersten Versuche einiger Kultur-Erziehung. Die 9½ Millionen mongolischer Abstammung sind aber ausnahmslos Buddhisten, stehen daher mittelbar vollständig unter dem geistigen Einflusse der arischen Kultur. Sie unterscheiden sich irgendwie wesentlich von den Hindus auch nur da, wo sie weit getrennt von den Kulturzentren des Hinduismus leben, wie die Barmanen, welche die grosse Masse dieser Buddhisten ausmachen. [1])

[1]) Viel weniger ist dies schon bei den Bewohnern Ceylons der Fall. Diese stehen den Hindus sehr viel näher als die Barmanen. Von den 3 Millionen Ceylonesen sind etwas über 600 000 Tamilen, das sind völlig hinduisirte Dravidas, und fast 200 000 Moham-

Die wenigen Buddhisten aber, die es gegenwärtig noch im eigentlichen Indien, Vorder-Indien, wie wir es im Deutschen nennen, giebt, werden dort fast ganz als Hindus betrachtet. Wenn sie selbst sich nicht als solche bezeichnen, so beruht das nur darauf, dass sie das Ideal des Brahmanen nicht als in der Brahmanen-Kaste ausgeprägt anerkennen.

Die Parsen und die Sikhs gehören heutzutage auch ihren socialen Verhältnissen nach fast ganz zum Hinduismus; nur anerkennen auch sie nicht die Autorität der Brahmanen als Kaste. Aber sowohl die Sikhs, wie wahrscheinlich auch die Parsen, gehören dem arischen Rassenstamme an. So ist es begreiflich, dass trotz des sehr entschiedenen Gegensatzes den nur die mohammedanisirten Indier gegen die arische Kultur der Hindus bilden, dieser Hinduismus Indien kulturell doch vollständig beherrscht.

Was sind nun aber diese Hindus? Und worin besteht eigentlich das gemeinsame Wesen dieses Hinduismus, der mit seinem weiten Herzen so viele verschiedene Völker und Rassen umfasst? Worin beruht seine Kulturkraft, die ihm eine Widerstandsfähigkeit gegeben, vermöge deren er sich ohne alle staatliche Organisation oder Gewalt (wie unsere oder die chinesische Kultur) durch die Jahrtausende erhalten hat und sich noch heute ohne alle äusserlichen Mittel weiter ausdehnt?

Was die Hindus sind? — Das Wort ist gleichbedeutend mit Arier. Entstanden ist es aus dem Sanskrit-Worte Sindhu, d. h. grosses Wasser, als welches schon seit ältesten Zeiten derjenige Fluss bezeichnet wird, den auch wir noch heute Indus nennen. Die alten Perser sprachen »Sindhu« aus wie »Hindhu« und übertrugen diesen Namen auf alle Arier, die am Indus oder jenseits desselben wohnten. Daraus machten die alten Griechen Indos (*Ἰνδος* bei Herodot IV, 44 u. V, 43) und wir Inder oder Indier. Von den Persern und Arabern haben die in Indien eingedrungenen Mohammedaner die Bezeichnung Hindu überkommen und von diesen haben auch wir diese letztere Wortform angenommen. Sie kennzeichnet also den indischen Arier. Soweit die Entwicklung dieser Namen, eines aus dem anderen.

---

medaner. 2 Millionen Singhalesen aber sind Buddhisten; weil sie jedoch reine Arier, wahrscheinlich ihrer Herkunft nach Bengalen sind, denen sie am meisten gleichen, so ähneln sie auch in ihrem ganzen Wesen sehr den Hindus. Da auch sie sich in sogenannte Kasten gruppiren, so würde sogar, wenn Ceylon zu Indien gehörte, nicht viel im Wege stehen, dass sie sich fast ganz in den Hinduismus einfügten. Uebrigens aber gehört Ceylon nicht zu Indien, wenigstens nicht zu Britisch-Indien; es ist eine völlig von Indien unabhängige und nach ganz anderem System regierte britische »Kron-Kolonie«.

Das Land dieser indischen Arier, den Pandjab, das Ganges-Thal und dann Central-Indien — das Gebiet vom Himalaya bis zum Windhya-Gebirge und selbst bis zur Malabar-Küste hinunter, — nannten die Mohammedaner Hindústán, das Land der Hindus. Erst durch diese Eindringlinge und jetzt durch die europäischen Eroberer und Organisatoren Indiens haben die arischen Indier die fremdländische Bezeichnung als »Hindus« für sich angenommen. Ihre eigentliche ursprüngliche Benennung ihrer selbst ist nur Arier (*Arya*, d. h. der »Edle«); und ihr Land, das Hindústán, nennen sie Aryawarta. Auch die Wortbildung »Hinduismus« ist nicht indisch. Die Hindus sagen dafür in ihrer eigenen Ausdrucksweise nur *Arya-dharma*, das heisst »das Arierthum«. Um das richtige Erfassen dieses Wortes *Dharma* dreht sich das ganze Verständniss des Begriffes Hinduismus.

Zunächst ist hier wieder einem fast ganz allgemein verbreiteten Irrthume entgegenzutreten, nämlich dass der Hinduismus eine Religion in unserm Sinne dieses Wortes bezeichne, also ein System von Glaubenslehren oder gar eine kirchenartige Organisation, wie wir sie im Christenthum, im Mohammedanismus und z. Th. sogar im Buddhismus sehen. Dergleichen giebt es im Hinduismus nicht; von irgendwelchem festgesetzten Glaubensbekenntniss ist dies indische »Arierthum« vollständig frei. *Dharma* heisst auch freilich wohl Lehre, aber nicht im dogmatischen Sinne, sondern mehr im rechtlichen und gesellschaftlichen. *Dharma* heisst Gesetz und Ordnung, Satzung, Vorschrift, Norm, Gebot, Richtschnur oder Verhaltungsregel. Thatsächlich bezeichnet daher auch *Arya-dharma* Arierthum oder Hinduismus, in erster Linie die ganze Lebens- und Gesellschafts-Ordnung der Hindus. In deren Anerkennung beruht hauptsächlich der Begriff des »Hindu«. Und nur weil diese ganze Lebens- und Gesellschaftsordnung für den Hindu religiöser Natur ist, ihm als göttliche Satzung gilt, nur deshalb kann man in diesem Sinne den Hinduismus eine Religion nennen, aber durchaus nicht in unserem Sinne dieses Wortes.

Soweit die formelle Feststellung des Begriffes »Hinduismus«. Wichtiger ist aber dessen geistiger Inhalt; und hinsichtlich dessen kann man wohl behaupten, dass der Hinduismus die uns bis heute in den Grundzügen erhaltene Urform des Arierthums ist. Diese Angabe mag um so mehr überraschen, als man gewohnt ist, die Lebens- und Gesellschafts-Ordnung der Hindus mit dem verrufenen »Kastenwesen« und mit »abgöttischer Verehrung von Brahmanen« zu identifiziren: — an diesen Einrichtungen soll der Hindu mit inniger Religiosität hängen? und das soll überdies ein edles Arierthum sein? So mag man fragen.

Nun, entartet ist freilich jetzt manches oder vieles an der heutigen Lebens- und Gesellschaftsordnung der Hindus, insbesondere an dem sogenannten »Kastenwesen«. Darüber wird im Weiteren unten Ausführlicheres mitgetheilt. Aber schon die dieser »Kastenordnung« ursprünglich zu Grunde liegenden Gedanken und natürlichen Thatsachen sind wohl anerkennenswerth. Wichtiger noch ist der Umstand, dass die Regeln und Satzungen dieser Ordnung, dieser von uns sogenannten »Kasten« (*Djáti* [1]) keineswegs unwandelbar sind, wie immer behauptet wird. Wie sich schon die unendlich vielen jetzigen Zersplitterungen der »Kasten« (*Djáti*) aus vier grossen Gesellschaftsklassen (*Warna*) nach und nach herausgebildet haben, so geht ganz naturgemäss diese Zersetzung weiter vor sich, wenn auch langsam, und bereitet so eine bessere Ordnung vor. Schon heute weichen nicht allein die Anforderungen der verschiedenen »Kasten« an ihre Mitglieder sehr weit von einander ab, sondern sogar die Gebräuche und Gewohnheiten der gleichen oder entsprechenden »Kasten« an verschiedenen Orten. Nöthig ist für einen Indier, der als Hindu anerkannt sein will, nur, dass er irgend einer Gemeinschaft (*Djáti* oder *Somadj*) angehört, die sich der arischen Gesellschaftsordnung Indiens einfügt.

Zu diesem sich Einordnen irgend einer Gemeinschaft in das gesellschaftliche System der Hindus sind aber kaum irgend welche Aeusserlichkeiten erforderlich, sondern vielmehr nur ein völlig innerlicher Idealismus. Zumal heutzutage mischt sich kaum irgend eine der sogen. »Kasten« (*Djáti*) in die Ordnungen und Gewohnheiten, die eine andere »Kaste« für ihre Mitglieder fordern mag. Bildete sich also innerhalb des Hinduismus eine neue derartige Gemeinschaft, so würde sie ihr Thun und Leben, ihre Gewohnheiten und Vorschriften regeln können, wie sie will. Gefordert werden würde nur ein Idealismus, der sich vorzugsweise in zweifacher Hinsicht äussern muss:

1. in der Anerkennung des Brahmanenthums, und
2. in der weitestgehenden Duldsamkeit oder Nichteinmischung in die sonstigen religiösen oder weltlichen Anschauungen anderer Menschen.

Ohne diese Eigenschaften wird sich keine noch so grosse Gemeinschaft in den Hinduismus einfügen und sich wirkliche Achtung und Anerkennung erwerben können. Richtig betrachtet, sind aber gerade diese beiden Forderungen der Ausdruck des höchsten religiösen

[1]) *Dj* steht hier in allen Sanskrit-Worten für einen Buchstaben, der dem englischen *j* gleich kommt. Wenn also hier unserem *j* ein *d* vorgesetzt ist, so sollte das *j* wie im Französischen gesprochen werden, nicht wie unser sch; deshalb habe ich auch diese gewöhnliche Transkription nicht angenommen.

Idealismus; und deswegen eben halten auch die indischen Arier so stark an ihrem Hinduismns fest.

I (zu 1). Bei den Hindus beruht Alles auf der Idee: sie leben nicht im Sinnlichen, sondern im Ideellen. Das kennzeichnet ihre ursprüngliche »Kastenordnung« *(Warnas)* uud besonders auch ihre Verehrung für die Brahmanen. Diese gilt nämlich nicht den Personen irgend welcher Brahmanen, sondern nur dem Ideal, wie der Brahmane nach uralter Kultur-Ueberlieferung sein soll, jenem idealen Ziel, das jeder Mensch zu erreichen streben sollte, dem höchsten Ideale gottmenschlicher Vollendung. Deshalb ist das Festhalten der Hindus an ihrem »Arierthum« mit aller Zähigkeit auch sehr wohl als Ausfluss inniger Religiösität zu verstehen.

Diese Idee des Brahmanenthums ist der eigentliche Lebensnerv, der den ganzen Hinduismus durchdringt und ihm seine fast einzig dastehende Zähigkeit und Widerstandskraft verliehen hat und noch verleiht, überdies ohne irgend welche äussere Gewaltmittel lediglich durch die Macht der Gedanken, die in einer ganz freiwilligen Organisation der Gesammtheit zur Gewohnheit wurden. Und diese Gedanken beziehen sich auch nur auf die zweckmässigste Gestaltung der Gesellschaftsordnung, des Familien- und des Einzel-Lebens, wie sie eben jenem religiösen Streben des Brahmanenthums am förderlichsten sein sollen, Aber irgend welche Formen religiöser oder sonstiger Anschauungen sind dabei Niemandem vorgeschrieben; er kann glauben, was er will, und kann anbeten, wie er will.

Freilich ist hier zwischen exoterischem (äusserlichem) und esoterischem (geistigem) Brahmanenthum zu unterscheiden. Ersteres ist dessen volksthümliche Anschauung gleichsam von aussen und von unten, während nur das letztere, das geistige Brahmanenthum dessen inneres Wesen ist. Dieses nur wird hier gemeint, wenn von Brahmanenthum schlechthin die Rede ist.

Dass die grosse Masse der Hindus, ja vielleicht sehr viele Brahmanen selbst, das Brahmanenthum nur äusserlich auffassen, ist so wahrscheinlich, so sicher, wie das Gleiche bei allen Menschen, selbst bei den höchst kultivirten Völkern und selbst bei den meisten sogenannten »Gebildeten« unter den Europäern der Fall ist. — Thatsächlich ist für die grossen Volksmassen, die den Geist des Brahmanenthums kaum recht erfassen, dieses auch nur eine Form, eine religiöse und gesellschaftliche Einrichtung; und an diese knüpfen sie dann ganz konkrete dogmatische Vorstellungen. Und gerade so wie auch bei uns die exoterischen Religionsgemeinschaften in sehr verschiedene Konfessionen zerfallen, so auch bei den Hindus. Wie in

der Christenheit sich die beiden katholischen Kirchen, die römische und die griechische, durch verschiedene Dogmen und Riten unterscheiden, so bei den Hindus auch die Waishnavas und Shaiwas; und wie neben beiden hier noch viele protestantische Sekten bestehen, so auch in Indien eine Menge anderer Verehrungsformen des Göttlichen. Und wie bei den Christen sich alle Partheien in dem einen Bekenntnisse einer »Trinität« der Gottheit vereinigen, so alle Anhänger des exoterischen Brahmanenthums in der Anerkennung des *Trimúrti*, der dreifachen Offenbarung der göttlichen Urkraft, schaffend, erhaltend und zerstörend oder umgestaltend, welche drei verschiedenen Thätigkeiten des einheitlichen göttlichen Wesens in den drei Personen, Brahma, Wischnu und Shiwa (Rudra) vorgestellt werden. Nur das eine haben die Hindus mit den Christen nicht gemein. Bei diesen befehden die verschiedenen Konfessionen einander, bei den Hindus schliesst die eine nicht die andere aus.

Ferner aber haben alle Hindus soviel von dem geistigen Brahmanenthum mit einander gemein, dass sie es als Aufgabe jedes Menschen ansehen, die höchste Vollendung seines eigenen Wesens zu erstreben; und thatsächlich anerkennt auch jeder Hindu theoretisch die Möglichkeit, ja sogar die Gewissheit, dies Ziel zu erreichen, ausnahmslos für jeden Menschen an, zwar nicht im gegenwärtigen Leben jedes Menschen, aber doch in irgend einem späteren Erdenleben auf fortgeschrittener Entwicklungsstufe.

Jeder der nach diesem Ideale strebt und deshalb schon Idealist sein muss und mehr in der Ideenwelt als in der Sinnenwelt lebt, der sich dann nur der Lebens- und Gesellschaftsordnung des indischen Arierthums einfügt, der wird als ein Hindu anerkannt, mag er selbst Buddhist oder Christ oder Mohammedaner sein. Nur weil und insofern sich solche Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften selbst von dieser idealistischen Kultur und Lebensanschauung ausschliessen, sich zu ihnen in bewussten Gegensatz stellen und andere Strebensziele und Gewohnheiten vorziehen, werden sie nicht als Hindus betrachtet.

II (zu 2). Selbst solchen fremden Anschauungen und Bestrebungen tritt der Hindu mit weitherzigster Duldsamkeit gegenüber. Da er Niemanden nach seinem Glaubensbekenntnisse fragt, so schliesst er auch Niemanden von dem Hinduismus aus, der sich nicht — wie es oft geschieht — aus Missverstand von dieser allumfassenden Gemeinschaft ausschliesst, in der ja nach ihrer geistigen Entwicklungsstufe ebensogut Fetischanbeter Raum finden können wie Polytheisten aller Art oder Monotheisten oder Pantheisten oder Atheisten.

Wegen seines Uebertritts zum Christenthum oder zum Mohammedanismus braucht auch kein Hindu aus seiner »Kaste« (*Djáti*) ausgestossen zu werden, wenn er sich nur noch den gesellschaftlichen Anforderungen seiner »Kaste« fügt; nur wenn er selbst aus seiner »Kaste« austritt, scheidet er sich damit selbst vom Hinduismus aus Wenn sich dagegen Christen oder Mohammedaner, sogar solche, die nie Hindus waren, zu einer Gemeinschaft oder Gesellschaft zusammenschlössen und als solche in die Gesammtordnung und in das idealistische Wesen und Streben der Hindus einfügten, so könnten sie von diesen wohl als Hindus anerkannt werden. Vielleicht würde dazu nicht einmal das Geborensein auf indischem Boden für erforderlich erachtet werden. [1])

Der Hindu ist vor allem niemals aggressiv in der Vertretung seiner religiösen Anschauungen. Der Katholizismus hat das Protestantenthum nicht wiederum für sich zurückgewinnen können, weder mit Gewalt noch mit Ueberredung. Das Brahmanenthum hat aber ohne Feuer und Schwert nur durch vernünftige Ueberzeugung sich in ganz Indien den Buddhismus wieder assimilirt und ihn gleichsam aufgesogen, so dass dieser schon seit vielen Jahrhunderten aus Indien ganz verschwunden ist. So wird sich der Brahmane auch niemals mit äusserer Gewalt der Ausbreitung irgend welchen, wenn auch noch so kindlichen Religionsanschauungen oder der Propaganda und Mission einer ihm feindseligen Religionsgemeinschaft widersetzen. Nur durch ruhige Belehrung wird er Irrthümern und Missverständnissen entgegen zu wirken suchen; und auch diese Belehrung wird er mehr durch ein lebendiges Beispiel als durch dogmatirche Erklärungen zu geben suchen.

Religiöse Duldsamkeit ist offenbar eine Eigenschaft, die den Arier besonders auszeichnet. Uns Europäern fehlte sie bisher wohl auch nur deshalb, weil unsere Kulturerziehung durch semitische

---

[1]) Als einzelner Mensch kann man freilich nur durch die Geburt von Hindu-Eltern ein Hindu werden, eben weil die ganze Rechts- und Lebensordnung der Hindus eine gesellschaftliche ist. Als geborener Hindu gehört man ganz von selbst zur »Kaste«, *Warna* und *Djáti* seiner Eltern und nur als Angehöriger einer *Djáti* kann man Hindu sein oder werden. In eine der bestehenden *Djátis* eintreten kann man aber auch nicht, weil das dem Geiste des Hinduismus widerspricht. Es müssten also schon eine Gesellschaft Gleichgesinnter sich als neue *Djáti* in eine Gesammtordnung der Hindus einzufügen streben. — Nur eine Ausnahme giebt es für die Hindus, wie ein Einzelner sich unter ihnen zur Geltung bringen kann, ohne sich auf eine *Djáti* zu stützen. Er mus nämlich ein Heiliger, ein hervorragender Asket sein und muss als solcher sich bei den Brahmanen Anerkennung erringen. Als solcher steht er ausserhalb und über allen *Djátis;* als solcher darf er sich aber auch mit irgend welchen weltlichen Dingen des menschlichen Lebens überhaupt nicht mehr befassen.

Charakterzüge vermittelst des Christenthums beeinflusst worden ist. Die christliche Kirche kennzeichnete sich von jeher durch ihre starre Unduldsamkeit als nicht arischen, sondern semitischen Ursprunges. wie ja denn im kirchlichen Christenthum auch mindestens eben so viel altes wie neues Testament verkörpert ist. Hinsichtlich der Intoleranz und des Fanatismus steht das Christenthum nicht hinter dem alten Judenthume oder dem Mohammedamismus zurück; der Einzug der Israeliten in Kanaan und die Ausbreitung des Islám mit Feuer und Schwert finden ihr Gegenstück vielfach in der Christianisirung der Germanen, in den Kreuzzügen und in der Eroberung Amerikas, in der Inquisition und in all unseren Religionskriegen. Solche fanatische Unduldsamkeit ist dem viel reineren Arierthum der Hindus und seinen Verzweigungen, wie dem Buddhismus, völlig fremd. Der Brahmane oder der Buddhist lassen es sich nicht einfallen, den Geist durch physische Gewalt bezwingen zu wollen; solche materielle Denkungsart ist ihnen gänzlich unverständlich. Sie wissen, dass durch solche äusseren Gewaltmittel der widerstrebende Geist nur zu stärkerem Widerstande getrieben und dadurch gekräftigt wird. Diese Weisheit könnte unsere eigene Regierung jetzt noch von den Hindus lernen.

Ich fasse nunmehr die Bestimmung des Begriffes »Hinduismus« kurz zusammen. Er ist nicht, wie man irrthümlich annimmt, eine Religions- oder Konfessionsgemeinschaft. Wohl besteht das Brahmanenthum im Lehren und im Leben (Theorie und Praxis) von idealistischen religionsphilosophischen Ueberzeugungen. Dagegen erfordert der Hinduismus keineswegs die Annahme dieser Anschauungen oder irgend welcher anderer religiöser Dogmen oder Konfessionen; er sieht in duldsamster Weise von den Unterschieden aller religiösen Neigungen und Vorstellungen ab, und er umfasst sie alle mit weitherzigster Philosophie. Dabei besteht aber der Hinduismus ausschliesslich in der Anerkennung der brahmanischen Lebens- und Gesellschafts-Ordnung. Wer sich in diese Ordnung hineinfügt, der ist ein Hindu.

Nun noch ein besonderes Wort hier über das Brahmanenthum. Es ist die Spitze und das Ziel des Hinduismus, seine treibende Kraft und die Krönung seiner ganzen Lebens- und Gesellschafts-Ordnung.

Es mag heutzutage wenige Brahmanen geben, die das sind, was sie sein sollen; vielleicht hat es niemals viele solche Idealmenschen gegeben. Wer vermag dies zu bestimmen? Wer vermag den Menschen in das Herz zu sehen, seinen Mitmenschen und nun gar erst denen, die vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden gelebt haben? Ich kann

nur sagen, dass es jedenfalls jetzt einige ideal entwickelte Brahmanen in Indien giebt. Wenn ich dagegen zu vermuthen wage, dass deren Zahl nicht gross ist, so schliesse ich dabei von uns selbst auf die Hindus; bei uns sind Idealmenschen nicht eben zahlreich anzutreffen, und dass viele heute lebenden Brahmanen es nicht sind, das schien mir so. Aber das ist für uns nicht das Wesentliche, wenn wir das Brahmanenthum beurtheilen und mit unserem Europäerthum vergleichen wollen. Dies kann nur durch eine Gegenüberstellung ihrer Ideale geschehen.

Das Ideal des Europäers ist der *Gentleman*, d. h. der Edelmann des Geistes und Charakters, der zugleich den hohen oder höchsten Anforderungen des praktischen Lebens voll gerecht wird, sei es als ein Staatsmann, als Gelehrter, als Geschäftsmann oder auch als Arbeiter. Dieses Ideal lässt der Brahmane nur für die nächst-niedre Stufe gelten, unter derjenigen, die er in sich selber zu verwirklichen bestrebt ist. Für sich selbst erhebt er nicht die Anforderungen des praktischen Lebens, selbstverständlich aber doch die höchsten des Charakters und des Geistes. Dabei ist indessen unter »Geist« schon mehr Vernunft als blos Verstand zu denken, denn es handelt sich für den Brahmanen fast ausschliesslich um die philosophische metaphysische Erkenntniss. Doch das Alles ist ihm auch noch nicht das Wesentlichste. Das Brahmanen-Ideal ist vielmehr ein religiöses. Er erstrebt nichts weniger, als in sich die Stufe höchster göttlicher Vollendung zu verwirklichen.

Verstehen kann man dabei den Brahmanen nur im Sinne unserer höchsten philosophischen Idealisten des Abendlandes, eines Platon, eines Bruno, eines Kant und seiner nächsten Nachfolger und auch schon unsrer grossen Mystiker des Mittelalters, wie des Meister Eckardt, aus deren Gedankenarbeit unsre ganze deutsche Philosophie erwachsen ist. Der Brahmane ist Monist, und in den Rahmen seines abstrakten Monismus fasst er einen Idealismus, der den Thatsachen des Weltdaseins in allen Einzelnheiten völlig Rechnung trägt. In solcher theoretischen und praktischen Ausgestaltung seines Denkens und Lebens geht der Brahmane sehr weit über irgend einen Idealismus unserer abendländischen Kultur hinaus.

Will man aber den Brahmanen in seinem Denken und Streben recht verstehen, so muss man ihn vor allem im Sinne des höchsten religiösen Idealisten betrachten, dessen »Reich nicht von dieser Welt ist.« Für den Brahmanen ist das Erdenleben stets nur eine Durchgangsstufe; und die Sinneswelt ist ihm nicht wirklicher als uns die Traumwelt. Er ist sich vor allem stets bewusst, dass das eigent-

liche geistige Wesen des Menschen einer Bewusstseinsebene angehört, die weit höher und weit innerlicher ist, als die unserer Träume oder unsres Tageslebens.

Was der Brahmane sein will oder soll, bezeichnet auch schon die Herkunft und Bedeutung seines Namens. *Bráhmana* ist abgeleitet von dem Worte, welches in der Sanskrit-Litteratur für »das Ding an sich«, das Wesen alles Daseins, also auch das eigentliche geistige Wesen des Menschen, hauptsächlich gebraucht wird: das *Brahman*[1]). Weil er eben dieses »geistige« oder »göttliche« Wesen in sich zum Bewusstsein bringen und verwirklichen soll, deshalb heisst er ein Brahmane; und nur insofern er dieses aufrichtig erstrebt, ist er ein wirklicher Brahmane.

Jedoch mag mir vielleicht hier mancher Leser einwenden: die angegebene Unterscheidung zwischen Europäern und Brahmanen nach ihren Vorbildern und Strebenszielen treffe nicht mehr zu. Der *Gentleman* sei lange schon nicht mehr unser höchstes Ideal, besonders nicht mehr seit der unglückliche Nietzsche seine Phantasien eines »Übermenschen« aufgestellt und damit grosse Schaaren von begeisterten Anhängern unter den jüngeren und jüngsten Generationen, den sogenannten »Grün-Deutschen«, gefunden habe.[2]) — Dieser Einwurf erledigt sich sehr schnell vom Standpunkt des Brahmanen.

Dieser definirt und klassifizirt Alles mit der grössten Gründlichkeit, Subtilität und Vollständigkeit. So unterscheidet er drei verschiedene Wesensarten oder Eigenschaften (*Gunas*): *tamo-*, *radjasa-* und *sattwa-guna*.

Tamo-guna ist das Niedre, Alltägliche, Dunkle; daher alles, was in Unwissenheit oder Stumpfsinn oder niedriger Gesinnung geschieht.

Radjasa guna ist das Edle, Thätige und Tüchtige, aber Leidenschaftliche; mag es daher schön und gross erscheinen, es bringt doch noch Schmerz und Sorge.

Sattwa guna endlich ist das Reine, Gute, Wahre; es ist Glückseligkeit, die nichts mehr trübt.[3])

---

[1]) Das Wort *Brahman* bezeichnet etwa »das Wachsende«, vom Stamm *Brih* oder *Wrih*. — Ein noch älteres Wort für denselben Begriff des einheitlichen abstrakten Urwesens im Menschen wie im All ist: der *Atmá*, der Lebensathem oder das Selbst. Später unterschied man die Manifestation dieses Wesens im Menschen als *Bráhmana* oder *Atmá*, von *Parabrahman* oder *Paramátma*, dem Wesen des Alls.

[2]) Andere Deutsche haben übrigens schon sehr viel höhere Ideale aufgestellt als Nietzsche's »Übermensch«, aber haben weniger Aufsehen gemacht, weil sie sich nicht so sehr an die harten Instinkte der Menschen wendeten.

[3]) Treffend versinnbildlicht werden diese Wesensarten durch Farben: *tamo* als schwarz, *radjasa* als roth und *sattwa* als weiss.

Will man nun Nietzsche's wirre Phantasien irgendwie klassifiziren, so ist das in sofern schwierig, als sie wenig positiv sind und nur allen klaren Begriffen, und vor allem sich selbst widersprechen. Jedenfalls aber lag ihm die letzte Eigenschaft, *sattwa*, am fernsten. Während jedoch der *Gentleman* das Ideal des *radjasa* ist, hat Nietzsche dieses Ideal nur durch einige der hässlichsten Züge des *tamo* verunstaltet, besonders durch eigenartige Selbstsucht und Grausamkeit. Annehmbar wäre höchstens, in etwas verändertem Sinne, seine Unterscheidung von »Herrenart« und »Sklavenart«[1]). Auf unsere *Gunas* angewandt würde die Sklavenart das *tamo* und die Herrenart das *radjasa* sein.

Dem gegenüber könnte man alsdann das Ideal der Hindus, der Brahmanen, *sattwa*, nur als »Götterart« bezeichnen. Nur muss man dabei nicht an unsichtbare Götter denken, wie die Griechen und Germanen sie sich vorstellten. Solche *Dewas*, (lateinisch *deus*, griechisch *Zeus*) oder »Geister« kennt der Hindu auch; sie sind ihm aber etwas Untergeordnetes. Das *sattwa* Ideal ist ihm vielmehr der »Gottmensch«, der *Mahátmá*, das »grosse Selbst« dessen, der in Menschengestalt lebt, aber alle Wesen und alle Kräfte der Natur beherrscht, ein Wesen, das in beschleunigter Evolution sich soweit über das Menschenthum hinausgearbeitet hat, wie wir über den Affenmenschen. — Ob es solche höheren Evolutionsstufen in Indien oder irgendwo sonst auf der Welt schon ausgebildet giebt oder jemals geben wird, ist nebensächlich, auch das, dass jeder Hindu an deren schon gegenwärtiges Vorhandensein glaubt. Jedenfalls ist dieses Ideal das mehr oder weniger bewusste Strebensziel jedes Hindus. Zwar bildet Niemand dort sich ein, in seiner jetzigen Persönlichkeit dies Ideal verwirklichen zu können; aber jeder weiss, dass er so oft in immer besserer und edlerer Persönlichkeit ins Erdenleben zurückkehren wird, bis er, wie schliesslich die gesammte Menschheit, dieses Ziel erreicht, sei es auch erst nach vielen Millionen Jahren.

Welches der beiden Ideale höher zu schätzen ist, das europäische oder das indische, das mag jeder nach seinen eigenen Aspirationen entscheiden. Erwähnt werden sollte dazu aber doch, dass wir das religiöse Ideal der Brahmanen auch im Ur-Christenthume hatten[2]);

[1]) Nietzsche redet freilich nur von »Moral«; er umfasst damit aber thatsächlich die Art des ganzen Charakters.

[2]) In der kirchlichen Ausdrucksweise findet sich noch heute dieses Ideal in der Forderung wieder, dass jeder in sich das vollendete »Ebenbild Gottes« darzustellen streben solle. Der Apostel Paulus drückte dies so aus, dass wir den »Christus in uns« ausgestalten sollten, so in *Röm.* VIII, 10; *Gal.* IV, 19; *Eph.* IV, 13, *Kol.* I, 27 und auch vielfach sonst. Die Kirche hat sich diese unbequeme Forderung durch allerhand bildliche Auslegung vom Halse geschafft.

nur ist es nicht das unserer europäischen Kultur geworden. Diese hat dasselbe nur den Mystikern und Mönchen überlassen.

Auch in der Art und Methode, wie die Brahmanen dies Ideal in sich zu verwirklichen streben, stimmen sie vollständig mit den christlichen Mystikern überein. Man könnte sogar kurzhin das Brahmanenthum als die Originalform aller religiösen Mystik bezeichnen. Doch einen grossen Vorzug haben die Brahmanen vor all unsern abendländischen Mystikern, dass sie nämlich mit ihrer sehr weit gehenden Praxis eine Theorie oder, besser gesagt, eine philosophische Erkenntniss verbinden, welche anerkanntermaassen noch von keiner anderen Metaphysik der Welt erreicht, noch weniger übertroffen worden ist.

Im Lichte ihrer Einsicht, dass das Wesen alles Daseins ein einheitliches ist, und dass alle Unterschiede der Erscheinungsformen nur verschiedene Stufen der Entwickelung zur höchsten Vollendung darstellen, erkennen die Brahmanen auch eine theoretische Begründung und Berechtigung für ihre ausnahmslose Duldsamkeit gegenüber allen von den ihrigen abweichenden Anschauungen. Es ist selbstverständlich, dass ein Neger nicht in seinem gegenwärtigen Leben ein Arier werden kann. Wenn aber ein Mensch oder ein Volksstamm gegenwärtig auch erst reif ist für den Fetischmus der Naturvölker oder ein anderer für den halb-geistigen Monotheismus des Islám, so wird er doch im Laufe der Jahrtausende bei der unaufhaltsamen Fortentwickelung jedes Wesens ganz von selbst noch einmal für den Geist des Arierthums reif werden.

In jenem hoch fliegenden Idealismus des Brahmanenthums, in der erfahrungsmässigen Realisirbarkeit ihres Ideals und in der weitherzigen Assimilationsfähigkeit aller verschiedenen, selbst der primitivsten Anschauungen, darin liegt die bisher sonst noch nicht erreichte geistige Triebkraft und die unverwüstliche Lebensfähigkeit des Hinduismus. Darin übertrifft er selbst die katholische Kirche.

Lord Macaulay schwang sich im Eingange seiner früher oft erwähnten Besprechung von Ranke's »Geschichte der Päpste« zu der phantastischen Prophezeihung auf, dass wenn einst all unsere Kultur verfallen sein werde, wenn London in Trümmern liegen werde, wenn alsdann ein einsamer Reisender, inmitten dieser weiten Einöde, sich auf einem zerbrochenen Brückenbogen der alten Themse-Brücke stellen werde, um die Ruinen der St. Paulskirche zu zeichnen«, werde dieser Reisende ein Katholik, ein Anhänger des Papstthums sein. Das glaube ich doch nicht; viel eher noch ist er ein Hindu.

III. Charakteristik der Hindus.

Es kann nicht die Aufgabe dieser kurz zu fassenden Studien sein, ein vollständiges Bild von den Hindus ihrem ganzen Wesen nach zu entwerfen. Als Menschen sind sie selbstverständlich allen menschlichen Schwächen unterworfen, wie alle anderen Menschen auf der Erde, und es finden sich bei ihnen auch dieselben Unterschiede von der niedrigsten bis zu der höchsten Stufe, ethisch, intellektuell und materiell. Als Arier haben sie natürlich auch in ihrem Wesen sehr viel mit uns Europäern, insbesondere mit uns Deutschen, gemein. Das Alles liesse sich aus ihrem Leben anekdotenweise schildern. Aber darauf kann es hier nicht ankommen; es gilt hier vielmehr in den kürzesten Zügen ihre Charakteristik zu zeichnen, in so fern sie von der eines heutigen Europäers abweicht.

Gerade diese Seiten des Wesens der Hindus sind eben deshalb weil sie zu dem unsrigen im Gegensatze stehen, meistens von den europäischen Beurteilern subjektiv missverstanden und nur ablehnend behandelt worden. Da aber diese abfälligen Urtheile einseitig vom Standpunkte des Europäers aus gefällt sind, so kennzeichnen sie objektiv, d. i. wissenschaftlich betrachtet, fast mehr den Charakter des Beurtheilers als den des Beurtheilten.

Allerdings ist aus meinen obigen Angaben über das Wesen des Hinduismus wohl bereits ersichtlich, dass ich Gelegenheit gehabt habe, die Hindus von einer ganz anderen Seite zu sehen und zu beobachten als fast alle, die bisher über sie geschrieben haben; und in der That ist mir kein einziger Schriftsteller über diesen Gegenstand bekannt geworden, der wirklich ganz mit und unter den Hindus, nicht aber als »Europäer«, gelebt hätte. Als solcher ist es fast unmöglich, überhaupt den Hindu, wie er eigentlich ist, kennen zu lernen, denn alle Hindus, die mit der europäischen Kultur in Verbindung kommen, verändern ihr Wesen ganz beträchtlich; und die niedere Bevölkerung wird dadurch, soweit ich es habe beurtheilen können, ausnahmslos verdorben und entartet.

Nun aber mag mein somit heute fast alleinstehendes Urtheil von meinen Lesern angezweifelt werden; man wird abwarten wollen, bis dasselbe sich von anderer Seite bestätigt. Diesem nicht unberechtigten Verlangen will ich hier von vorn herein entgegenkommen, indem ich die Urtheile zweier Männer anführe, von denen der eine die Hindus kennen lernte, ehe noch ein Europäer sie beeinflusst hatte, und der andere schon am Anfange dieses Jahrhunderts wenigstens die Hindus unter verhältnissmässig objektiven Umständen beobachten konnte.

Der erstere ist Abûl Fazl, der berühmte Minister des grössten Moghuls Akbar (1542—1605). Dieser schrieb in seinem »Leben Akbars« die nachfolgende Charakteristik, obwohl er als Mohammedaner gegen die Hindus eher feindlich gesinnt sein konnte:

»Die Hindus sind religiös, freundlich, höflich gegen Fremde, stets bereit sich harter Selbstzucht zu unterwerfen, gerecht gegen Andere, zum stillen Leben geneigt, tüchtig zum Geschäftsbetrieb, dankbar, wahrheitsliebend und von unbegrenzter Treue. Ihr Charakter leuchtet am hellsten unter dem Drucke widrigen Geschickes. Als Soldaten kennen sie keine Flucht vom Schlachtfelde. Wenn der Erfolg des Kampfes zweifelhaft wird, so sitzen sie von ihren Pferden ab und schlagen ihr Leben in die Schanze, als ob Tapferkeit selbstverständlich wäre. Sie haben grosse Achtung vor ihren geistigen Führern und opfern gern ihr Leben im Dienste Gottes. Sie glauben an eine einige Gottheit, und obwohl sie Bilder bei ihrem Gottesdienst benutzen, sind sie doch nicht Götzendiener, wie nur Unwissende behaupten.«

Der andere ist Horace Hayman Wilson, der berühmte Sanskrit-Gelehrte, weiland Professor in Oxford. Er hat James Mill's »Geschichte von Britisch-Indien« herausgegeben, in der Mill das denkbar gehässigste und einseitigste Urtheil über das Wesen der Hindus fällt. Im Gegensatz dazu kann Wilson sich doch nicht enthalten, seine eigene Erfahrung anzuführen (Bd. I, S. 375):

»Ich lebte, sowohl nothgedrungen, als auch aus freier Wahl sehr viel unter den Hindus, und hatte Gelegenheit mit denselben in mancherlei Lagen bekannt zu werden, die eine grössere Vielseitigkeit der Beobachtungen darboten, als sie gewöhnlich Europäern zu Theil wird. In der Münze von Calcutta z. B. war ich in täglichem persönlichen Verkehr mit einer grossen Anzahl von Handwerkern, Mechanikern und Tagelöhnern, und habe unter denselben stets Lust und Liebe zur Arbeit, Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen ihre Vorgesetzten, sowie Bereitschaft gefunden, sich jeder Mühe zu unterziehen, die von ihnen verlangt wurde. Trunksucht, Unordnung und Widersetzlichkeit kamen unter ihnen nicht vor. Es wäre unwahr, wollte ich sagen, dass es keine Unredlichkeit unter ihnen gab; aber sie war verhältnismässig selten, ohne Ausnahme geringfügiger Natur, und lange nicht so beunruhigend wie die, gegen welche man in den Münzen anderer Länder Vorsichtsmassregeln ergreifen muss. Die Leute zeigten ein erhebliches Geschick und bereitwillige Gelehrigkeit. Es gab unter ihnen keine unterwürfige Kriecherei, wohl aber die höchste Offenheit; und ich möchte sagen, dass dies einer der häufigsten Züge des indischen Charakters ist, wo Vertrauen ohne Furcht herrscht.

Das Volk braucht nur der Stimmung und des guten Willens seiner Vorgesetzten sicher zu sein, und Zurückhaltung und Schüchternheit haben ein Ende, ohne dass der Respekt im mindesten darunter leidet.«

Diese beiden Urtheile[1]) stimmen mit meinen eigenen Beobachtungen überein; nur möchte ich sagen, dass sie doch verfehlen das eigentliche Wesen des Hindus zu kennzeichnen und den Mittelpunkt zu treffen, um den sich alles Hinduwesen gruppirt. Dieser Kernpunkt ist der Idealismus aller wirklichen Hindus, aller derer, die noch nicht durch europäische Civilisation verdorben sind.

Bei den hochgebildeten Brahmanen hat dies ideale Streben bekanntlich eine metaphysische Philosophie gezeitigt, die sich mit dem höchsten, was die Menschheit je geschaffen hat, leicht messen kann. Bei der grossen Masse der gebildeten, aber im Weltbetriebe thätigen Hindus zeigt ihr ideales Wesen sich nicht nur darin, dass sie das höchste Strebensideal als Zweck ihres Daseins wenigstens anerkennen, sondern auch darin, dass bei ihnen stets der Intellekt das Materielle überwiegt. In der grossen Masse des ungebildeten Volkes aber kommt der Idealismus fast am stärksten zum Ausdruck, und zwar durch ein üppiges sich geltend Machen einer überschwänglichen Phantasie. Die Wirklichkeit der Sinnenwelt ist ihnen nur eine nebensächliche Episode ihres Gesammtdaseins; sie leben wie harmlose Kinder ganz in einer Märchenwelt; und dabei sind sie glücklicher Weise ebenso sorglos und ebenso leicht zufrieden gestellt wie Kinder. Diese Phantasie-Welt beherrscht übrigens auch das Gedankenleben der gebildeten Hindus; ja, man könnte sagen, dass auch diese nur in der Gedankenwelt leben. Ein Beispiel für tausende mag hier veranschaulichen, wie dieses gemeint ist.

In Benares fuhr ich mit einem jungen Brahmanen in einer Barke auf dem Ganges. Wir kamen an der Landungsbrücke vorbei, die das »Pantscha-Ganga-Ghat« genannt wird, d. h. »die Treppe der fünf Flüsse«. Ich fragte, woher wohl der Name komme, ich sähe nur den Ganges, aber keine anderen Flüsse, seien da vielleicht früher kleine Flüsse oder Bäche gewesen, die hier in den Ganges gemündet

---

[1]) Beiläufig mag hier darauf hingewiesen werden, dass die massgebenden Vorschriften der Brahmanen auch gerade Eigenschaften von ihnen fordern, welche diesen Urtheilen entsprechen. So heisst es im *Shantiparwan* des *Mahábhárata:* »Nur der ist ein Brahmane, der aufrichtig, freigebig, geduldig, tapfer, schuldlos, mitfühlend und begeistert ist.« Auch sagt sogar der alte Grammatiker Patandjali im *Mabàbhâshya:* »Ein Brahmane ist nur, wer nach innerer Erleuchtung strebt, ein streng religiöses Leben führt und Kenntnisse in geistiger Weisheit und weltlichem Wissen hat.« Das letztere Citat betrifft besonders die Brahmanen, das erstere auch andere Hindus.

hätten. Die Antwort war ein langgezogenes, ganz abweisendes »Nein«. Ich sagte weiter: »Dann haben diese andern vier Flüsse also immer nur in der Phantasie bestanden.« Antwort: »Ja gewiss! ist das denn nicht genug?!«

Will man überhaupt die Hindus mit uns selbst vergleichen, so muss man schon anerkennen, dass auch der gewöhnliche Hindu sehr viel methaphysischer und geistiger denkt als bei uns selbst die gebildeten Klassen. Ihm sind abstrakte Begriffe vollständig geläufig, die bei uns kaum die Gelehrten haben, unsererseits zwar meistens nicht aus Unfähigkeit, sondern aus Interesselosigkeit, weil man diese Begriffe für werthlose Phantasterei hält. Beispielsweise fasst jeder Hindu die Kausalwirkung alles Handelns und Denkens der Menschen (sanskrit: *Karma*) nicht bloss materiell, sondern zugleich metaphysisch auf; er weiss, dass sie in den Schicksalen derselben Individualität während späterer Lebenszustände nachwirkt. So ist auch ferner jeder Hindu mit der Thatsache einer stattfindenden Entwickelung vertraut, fasst aber auch diese metaphysisch auf, d. h. nicht generell, wie die Darwinisten, sondern individuell; jedes Einzelwesen entwickelt sich danach durch alle Lebensstufen hindurch vom Affenmenschen bis zum vollendeten Gottmenschen.

Die intelligente Kindlichkeit der Hindus macht einen ungemein liebenswürdigen Eindruck, ganz im Gegensatz zu der Kindlichkeit unkultivirter Naturvölker wie die Neger. Diese habe ich durchweg auch harmlos gefunden; aber im Vergleiche zu den Hindus recht stupide. Zwischen beiden Entwickelungs-Stufen liegt unzweifelhaft ein fast unermesslicher Zeitraum. Die Begriffe und Anschauungen beider Arten von Volkstypen sind uns Europäern fremd und meistens nicht leicht verständlich. Es lohnt sich aber für den Kulturforscher sehr wohl den feinsinnigen, phantastischen Gedankenzügen der Hindus nachzugehen; dagegen haben die der Neger fast nur Interesse für den Ethnographen, den Naturforscher.

Vielleicht wird mir hiergegen mancher, der in Indien gereist ist, einwenden, das sei eine grundlose Unterscheidung. Die Kulies, Droschkenkutscher, Bootsruderer, Palankinträger u. dergl. Hindus mehr, mit denen er in Verbindung gekommen sei, hätten auf ihn einen ebenso plattsinnigen, schwerfälligen und zugleich unverschämten Eindruck gemacht wie die Afrikaner in Aden oder Sansibar. Freilich, es scheint leider, dass die europäische Kultur in allen fremden Rassen zum Anfange mehr deren schlechte als gute Seiten zur Darstellung bringt. Fogt man aber zwei verschiedenen Rassen, wie den Hindus und den Negern, in ihre Heimathsdörfer, dann wird man den Unterschied wie Tag und Nacht bald merken.

Die Interessen des Negerstammes drehen sich überhaupt nur um das Materielle, einerlei ob sie unter sich sind oder Fremden gegenüber stehen. Auch die Dorfbewohner bei den Hindus unterhalten sich für gewöhnlich, wenn sie unter sich sind, fast ausschliesslich über die Geschäfte des täglichen Lebens und die persönlichen Interessen der Einzelnen. Das ist ja auch bei uns nicht anders. Tritt an die Hindus aber von aussen eine ungewöhnliche Anforderung hinan, dann zeigt sich ihre Eigenart.

Beide Völkerstämme, die Hindus wie die Neger, sind dem Europäer gegenüber, so lange er ihnen fremd ist, scheu und furchtsam. Um aber den Neger aufsässig zu machen, muss sein Handelsinteresse in das Spiel kommen. Die Bewohner eines Hindudorfes werden sich dagegen alle Benachtheiligungen und Bedrückungen gefallen lassen; und wenn diese nur den Einzelnen persönlich oder eine einzelne Familie betreffen, werden sie diesen unter sich zu helfen suchen. Sie werden aber den äussersten passiven Widerstand leisten, wenn man das angreift, was sie für ihre ideellen Güter halten, ihre Gesellschaftsordnung, die Wohlfahrt ihrer Gemeinde, oder ihre religiösen Gebräuche.

Beiläufig mag hier erwähnt werden, dass — auch im Gegensatze zu den Negern — die Hindus körperlich zarter und schwächlicher gebaut zu sein scheinen in demselben Maasse, wie sie sensitiver und geistiger veranlagt sind. In ihrer Arbeitsleistung habe ich sie aber keineswegs den Negern nachstehend gefunden. Sie tragen mit derselben Leichtigkeit und Ausdauer den ganzen Tag lang ihre Last von 50 oder 60 Pfund. Man hat auch behauptet, dass die Hindus ihrer schwächlichen Konstitution wegen leichter als andere Völker zu unterwerfen und zu regieren seien; auch das halte ich nicht für richtig. Zwar ist es wahr, dass sie im höchsten Grade fügsam sind; das aber glaube ich durchaus nicht, auf eine Unfähigkeit zu äusserem, physischen Widerstande zurückführen zu können, sondern lediglich auf ihre innere psychische Veranlagung. Sie sind deshalb fügsam, weil ihnen das Erdenleben eine Nebensache ist, ein Mittel nur zu höherem Zweck. Aus eben diesem Grunde fügen sie sich auch in alles Leid. Sie tragen jedes Unglück leicht und sind auch leicht wieder zufrieden und glücklich zu machen.

Ihrem Idealismus entspringen auch alle ihre sonstigen Charakter-Eigenschaften, so ihre Genügsamkeit, ihr Sinn für Einfachheit und auch die uns fast unverständliche Art ihres Reinlichkeitsbedürfnisses.

Die vegetarische Lebensweise ist nicht eine für jeden Hindu bindende religiöse Vorschrift. Es giebt sogar einige *Djâtis*

(»Kasten«) unter den Brahmanen, die Fleisch essen, insbesondere in den nördlicher gelegenen Bergen, wo vielleicht das rauhere Klima hierzu die bleibende Veranlassung sein mag. Dass aber durchweg die Hindus jedes Tödten eines Thieres, das ja die nothwendige Voraussetzung des Fleischgenusses ist, verabscheuen, beruht lediglich auf ihren feinfühlenden, ideellen Anschauungen vom Wesen der Natur, von den Pflichten des Menschen allen Geschöpfen gegenüber und auch von der materialisirenden oder brutalisirenden Wirkung des Fleischessens auf den Esser selbst.

Auf gleiche Erfahrung und Erwägung ist auch die gänzliche Enthaltung aller irgend wie respektablen Hindus von jeder Art des Alkohol-Genusses zurückzuführen. Diese Vorschrift wird von den Brahmanen und wohl auch von allen irgend wie besseren und höheren Gesellschaftsklassen der Hindus strenge gehalten; ja selbst unter den niedersten »Kasten« und den Kastenlosen ist offenbar Trunkenheit eine äusserst seltene Ausnahme. Der Hindu hat als solcher heutzutage einen grossen Abscheu vor allen alkoholischen Getränken, selbst vor Wein und Bier; und eben das wirft er den Engländern als besonders uncivilisiert und unmenschlich vor, dass sie Wirthshäuser und besonders Schnaps-Schänken *(Grog-shops)* in Indien eingeführt haben.

Auffallend ist diese Erscheinung um so mehr, als zweifellos die ältesten Indo-Arier *Soma* (Wein) genossen, und als noch heute zwei berauschende Getränke in Indien einheimisch sind, der Arrack (Reisschnaps) und der Toddy (Palmwein). Wie Râjendradâla Mitra[1]) nachgewiesen hat, war vor Zeiten sowohl der Genuss von Fleisch, wie auch der von Alkohol-Getränken bei den Hindus allgemeiner Brauch. Es ist offenbar dem Krishna-Kultus zu verdanken, dass ersterer sehr beschränkt und letzterer so gut wie ganz beseitigt ist. Nur eine unfläthige Sekte giebt es noch unter den Hindus, die *Shâktis*, deren quasi-religiöse Orgien in Fleisch- und Alkohol-Genuss und in geschlechtlichen Excessen bestehen; aber jeder echte Hindu verabscheut dieses Ueberbleibsel einer demoralisirten Periode indischer Vergangenheit[2]).

Der Sinn der Hindus, insbesondere der Brahmanen, unter denen heutzutage vielfach wieder der alte Geist ihrer angestammten Kultur

---

[1]) In einem seiner Essays *„Indo-Aryans", 2 Vols.*, London 1881.

[2]) Ausserdem ist nur die *Djâti* der *Ahîrs*, der Kuhhüter in Benares, wegen ihres Toddy-Trinkens unter den Hindus berüchtigt. Aber auch bei dieser »Kaste« hört die Unsitte jetzt immer mehr auf (Vgl. hierzu Samuelson »*India past and present*«, London 1890, S. 253).

rege wird, ist ihrem innersten Wesen nach auf Veredelung und Verfeinerung gerichtet, auf die Ueberwindung aller Rohheit und Brutalität. Ihre einfache Lebensweise beruht dabei auf der ihnen überhaupt eigenen Genügsamkeit in ihrem alltäglichen Leben. Man wird zwar hiergegen einwenden, dass der eigentliche Grund dieser Einfachheit und Genügsamkeit nur ihre Armut, oder ihr dürftiges Einkommen sei; doch ist das wohl nicht zutreffend. Die Hindus sind meistens deshalb nur nach unseren Begriffen arm, weil sie eben so genügsam und bedürfnislos sind.

Es ist ja allerdings für einen Europäer fast unglaublich, wie wenig Mittel zum Lebens-Unterhalte der Hindus nöthig sind. Selbst in Bengalen, in Calcutta oder Umgegend, wo das Leben wohl am theuersten ist, kann man einen Mann für 2 Rupies [1]) monatlich und eine Familie für 10 Rupies pro Monat recht gut unterhalten. Im flachen Lande ist das jährliche Einkommen vieler Bauerfamilien nicht über einige 20 Rupies; und ein Sack Reis, dessen Werth etwa 6 bis 8 Rupies beträgt erhält mit sehr geringen Zuthaten dazu zur Noth einen Mann ein Jahr lang. Es fällt daher auch Fremden oftmals auf, wie wohlfeil man die schönsten, künstlichen Erzeugnisse des Kunsthandwerkes kaufen kann. Natürlich, wenn sie selbst in die Bazare gehen, werden ihnen europäische Preise abverlangt; die sind das 4- oder 5-fache des Marktwerthes der Waaren. Will man z. B. Siberwaaren kaufen, eine auf das künstlichste gearbeitete Filigran-Broche oder dgl., so fordert man eine Wage, legt das silberne Kunstwerk auf die eine, und gewöhnliches Silbergeld von gleichem Gewichte auf die andere; darüber hinaus zahlt man nur ein lächerlich geringes Aufgeld und nimmt seine Broche mit. Wäre das Volk nicht so genügsam, so würde es sich nicht bei so geringem Einkommen durchweg so glücklich und zufrieden fühlen. Würde man sie nur von ihren Wucherern befreien können, so würden sie wenig zu klagen finden, aber dort singt der Bauer ganz dasselbe Lied wie hier.

Ihre Genügsamkeit zeigt sich auch sonst in ihrem Sinne für Einfachheit. Es giebt ja auch reiche und vornehme Hindus genug, aber z. B. Möbeln halten sie alle für einen unnöthigen Luxus. In ihren Empfangszimmern findet sich meistens nichts, als einen Teppich oder ein Podium, um sich darauf niederzulassen, und ein Paar niedre Polster. Jeder Hindu, reich oder arm, hoch oder niedrig, setzt sich nach Hinduart nicht auf einen Stuhl, sondern auf den Fussboden. Die

[1]) Der Silberwerth des Rupie ist 2 Mk., der Goldwerth wechselt. Im December 1894 fiel er bis auf Mk. 1,05 ; jetzt ist er etwa Mk. 1,30.

überkreuzten Beine dienen ihm als Tisch um darauf zu schreiben, oder er lehnt sich mit einem Ellbogen auf ein Polster. Nur als Bettstellen gebrauchen die wohlhabenderen Hindus einfache, niedrige Gestelle (*Tscharpai*). Die Unbemittelten hüllen sich Nachts nur in eine Leinwand und legen sich auf eine Decke, wenn sie eine haben. Ihre Mahlzeiten nehmen alle Hindus vom Fussboden ein; als Tischtuch-Unterlage dienen ihnen dabei gerne die grossen Bananenblätter.

Ein wesentliches Moment in der äusserst genügsamen Einfachheit der Hindus bildet auch ihr höchst empfindliches Reinlichkeits-Bedürfniss; und auch dieses beruht wiederum vorzugsweise nur auf ideellen Anschauungen und Begriffen.

Ein Hindu kann es nicht verstehen, dass uns Europäern nicht davor ekelt, mit einem Löffel oder von einem Teller zu essen, die vor uns schon eine andere Person gebraucht hat. Seinen Vorstellungen nach haftet auch selbst nach der sorgfältigsten Reinigung solcher Geräthe an denselben immer noch etwas von dem Wesen und dem Temperamente desjenigen, der sie berührt hat. Seine Vorstellungen dabei haben einige Verwandtschaft mit unserer wissenschaftlichen Theorie vom Aether, der alles durchdringt. Das Sanskrit-Wort, welches unserem Begriffe des Aethers nahe kommt, ist *Akâsha*. Dieser Stoff wird noch feiner potenzirt gedacht als unser Aether, aber doch immer noch als »materiell«. Alle Gegenstände und Wesen sind von diesem *Akâsha*-Aether durchdrungen. So durchdringt der persönliche Aether des Essenden den Aether des Löffels, mit dem er isst. Und diese Vermischung der beiden Aether in dem Löffel kann keines unserer materiellen Reinigungsmittel wieder beseitigen. Daher ekelt es den Hindu, solche schon von anderen im Munde gehabten Gegenstände selbst noch weiter in den Mund zu nehmen.

Um sich vor all solcher Beeinflussung zu sichern, bedient der Hindu sich nur seiner vorher rein gewaschenen Finger zur Ueberführung der Speisen in seinen Mund. Die meisten Gefässe aber, irdene Schaalen und Becher, in denen er sich seine Speisen und Getränke serviren lässt, werden sofort nach jeder Mahlzeit zerbrochen und weggeworfen. Von solchen Gefässen kauft man etwa ein Dutzend für einen Pfennig. Wer aber ein solches Thongefäss zum zweiten Mal benutzten wollte, würde damit den grössten Ekel der Hindus erregen.

Es beruht wohl auch auf derselben Vorstellung, dass der Hindu beim Trinken das Gefäss mit der Flüssigkeit nicht an den Mund setzt, sondern senkrecht über seinen offenen Mund hält und so das Wasser oder die Milch aus dem Gefässe vorsichtig in den Mund giesst.

Die ärmsten Klassen, welche sich die zu zerbrechenden irdenen Gefässe nicht verschaffen können, behelfen sich auch ohne diese Hülfsmittel. Es hat nur jeder sein eigenes Messinggeschirr, das er, oder seine Frau für ihn, mit Sand und Wasser nach jeder Mahlzeit reinigt. Auch alles Kochgeschirr der Hindus ist von Messing und wird von Niemandem berührt, der nicht zu der betreffenden Familie gehört. Hinsichtlich des Essens mit den Fingern sollten übrigens wir Europäer nicht vergessen, dass die Griechen und die Römer auch nur mit den Fingern assen, und dass bei uns selber Gabeln erst im Lauf des 17. Jahrhunderts in Gebrauch gekommen sind.

Was dabei die Reinlichkeit der Hindus anbetrifft, so ist ja wohl bekannt, dass ihnen Waschungen mehrfach des Tages, Morgens und Abends, insbesondere auch vor und nach jeder Mahlzeit vorgeschrieben sind. Mehr oder weniger formell werden auch diese Gebote allgemein gehalten. Theoretisch also wird man jedenfalls die Hindus ein sehr reinliches Volk nennen müssen.

Seife freilich, die ja übrigens erst eine germanische Erfindung ist und von den alten Römern noch nicht zur Reinigung benutzt wurde, gebrauchen auch die Hindus nicht oder doch erst neuerdings, weil alle Seife, die man ihnen früher anbot, aus Thierfett hergestellt war, was sie verabscheuen. Statt dessen nehmen sie Sand und viel Wasser, und sind darin gewiss nicht weniger reinlich als die Völker unseres klassischen Alterthums. Wenn sie aber trotzdem von den Europäern oft als unreinlich bezeichnet werden, so beruht dies ausschliesslich darauf, dass ihre Reinlichkeits-Begriffe überwiegend ideell sind, die unserigen materiell. — Greifen wir, um dieses zu veranschaulichen, unter vielen nur zwei Beispiele heraus:

Nicht die physische Reinheit des Wassers ist ihnen das entscheidende, sondern dessen Herkunft, durch die seine ätherische (āksâhische) Qualität bestimmt wird. Alle grossen Ströme nun werden von den Hindus besonders verehrt, begreiflicherweise, denn sie sind ihnen nicht nur Verkehrsstrassen, sondern liefern ihnen auch das Wasser, von dem ihre ganze Existenz abhängt. Wenn einmal eine Regenzeit knapp ausfällt, so sind sie für die Bewässerung ihrer Aecker auf die weitverzweigten Kanäle dieser Flüsse angewiesen. So ist auch für sie das Wasser ihres vorzugsweise heiligen Stromes, des Ganges, »rein«, auch wenn er in der Regenzeit gelbbraun gefärbt ist, oder wenn sie selbst den Augenblick sich darin baden. Solches Wasser oder das aus einem Tempelteiche bleiben trotzdem für sie rein; aber solches, oder auch anderes, selbst das schönste krystallklare Wasser von der unwürdigen Hand eines nicht umgangsfähigen, niederer »Kaste«

angehörigen Menschen dargereicht, ist für sie unrein, trotz seiner Frische und Klarheit. Dies beruht wieder auf derselben Anschauung, wie die der Verunreinigung der Teller und Löffel. Der das Wasser durchdringende *Akâsha* (Aether) wird durch den *Akâsha* des niederen, unsympathischen Menschen verunreinigt. Der Brahmane behauptet sogar dieses an dem Wasser mit seinem Gefühle wahrnehmen zu können; und diese Feinfühligkeit mag ja vielfach auf Einbildung beruhen. Uebrigens darf aber nicht verkannt werden, dass die Brahmanen hierbei doch auch greifbare hygienische Gesichtspunkte verfolgt haben.

Was das Gangeswasser anbetrifft, so gleicht dieses in seiner Farbe während der trockenen Zeit mehr dem Rheine, während der Regenzeit mehr der Elbe. Es hat sich aber bisher glücklicherweise vollständig von allen Seuchen-Keimen frei erwiesen und ist daher sicherer zu geniessen, als zu Zeiten unser Elbwasser. Die gebildeten Brahmanen sehen sich auch überhaupt das Wasser sehr auf seine hygienische Reinheit an; und sie halten besonders auf die Benutzung möglichst guter Quellen, sowohl für das Wasser, was sie zum Waschen, wie für das, was sie zum Trinken und Kochen verwenden. Aber richtig ist daneben, dass den ungebildeten Volksklassen aus ihrem Idealismus grosse Gefahr erwachsen kann; wenn sie verständnisslos Wasser aus einem Tempelteiche entnehmen, der gerade mit Cholera-Bacillen oder anderen Krankheits-Keinem verseucht ist, so wird ihnen das natürlich sehr verhängnisvoll. Um die Aufklärung des Volkes in dieser Hinsicht bemüht sich die britische Regierung in der dankeswerthesten Weise.

Als anderes Beispiel mag hier die Verwendung des Kuhdüngers dienen. Von allen Hausthieren bringt die Kuh dem Hindu am meisten Nutzen und Segen. Deshalb ist auch sie ihm heilig, wie das Gangeswasser; und was von der Kuh herkommt, ist ihm deshalb in der Idee rein, wenn es auch in der äusseren Wirklichkeit nach unseren Begriffen schmutzig ist. In diesem Sinne der geistigen Reinigung seines Hauses hält der Hindu sich in dem offenen, mit grossen Steinplatten gepflasterten Hofe seines Hauses gerne eine oder zwei Kühe. Die Milch der Kühe ist für ihn nächst Reis und Brot das hauptsächlichste Nahrungsmittel. Des getrockneten Kuhmistes bedient er sich als Feuerungsmaterial, ähnlich unserem Torfe. Auch den halbtrockenen Mist gebraucht er zum Aufwischen von Räumlichkeiten, die er reinigen will, ähnlich wie bei unseren Bauern dazu Sand benutzt wird.

Hygienisch ist dieses Verfahren bei dem meist gesunden Viehstande in Indien eben so wenig anzufechten, wie das Waschen mit dem Gangeswasser. Die Erfahrung hat in Indien auch gelehrt, dass

dies gesundheitlich nicht unvortheilhaft ist; lässt man doch übrigens auch bei uns Lungenkranke gern über Kuhställen schlafen.

Wenn nun die Körperkraft und die Konstitution der Hindus nicht gerade schwächlich sind, so macht sich doch bei ihnen offenbar das heisse Klima in einer gewissen Langsamkeit und Entschluss-Unfähigkeit geltend. Sie sind sehr geduldig; die Zeit hat sichtlich für sie gar keine Bedeutung. Zur Erreichung irgend eines Zweckes wieder und immer wieder die möglichst einfachen und mühelosen, manchmal aber etwas umständlichen und verschmitzten Mittel auszufinden, wird der Hindu niemals müde. An Geduld fehlt es ihm eben niemals. Kräftig und grob aufzutreten, ist vollständig gegen all und jede Hinduart. Er bemüht sich möglichst klug zu sein und weiss, dass er mit Freundlichkeit und mit Bescheidenheit am Weitesten kommt. Und Eile hat er nie. Erreicht er seinen Zweck nicht, so schweigt er, leistet passiven Widerstand in ausweichender Höflichkeit und wartet seine Zeit für bessere Gelegenheit ab. Er versteht auch im gewöhnlichen Leben und Umgange viel besser zu schauspielern oder doch sich diplomatisch zu beherrschen, als dies Europäer unter entsprechenden Verhältnissen zu können pflegen. Niemals habe ich einen gebildeten Hindu schroff und unfreundlich auftreten sehen.

Wie der Hindu durchweg höflich und gefällig, liebenswürdig und zuvorkommend ist, so übt er auch im weitesten Masse Gastfreundschaft, soweit ihm dies seine gesellschaftlichen Umstände gestatten und unter den Beschränkungen des Zusammen-Essens u. s. w. [1]), die ihm von der *Djâti* (»Kaste«), der er angehört, vorgeschrieben sind. Ich habe nicht den Eindruck gehabt, dass diese Neigung zur Gastfreiheit nur auf der allgemein orientalischen Sitte beruht, sondern dass es recht eigentlich der Ausdruck des Charakters der Hindus, ihrer Hülfsbereitschaft, ist.

Eine Schwäche scheint uns Europäern dabei nur der Hang der Hindus zu Ruhe und Unthäthigkeit. Diese Neigung aber ist bei ihnen nicht eine Arbeitsscheu im Sinne einer Pflichtversäumniss, noch weniger eine Geistesträgheit. Ganz im Gegenteil, sie ziehen es nur vor, ihre Zeit phantastisch zu verträumen, zu verplaudern, oder mehr noch auf religiöse Uebungen zu verwenden, als gerade sich im rastlosen Schaffen zu bethätigen.

Was ferner die Entschluss-Unfähigkeit betrifft, so ist auch diese nicht etwa eine Folge von neurasthenischer Schwäche, sondern eher noch, eine Scheu vor der Verantwortung, die mit der Ausführung eines Entschlusses (*Karma*) verknüpft ist. Für den Eu-

[1]) Siehe darüber im 5. Abschnitte.

ropäer ist es allerdings wohl das allerschwerst Erträgliche im Umgang mit den Orientalen, dass sie selten hinsichtlich der Zeit Wort halten. Alles wird bis zum letzten Augenblicke und wo möglich noch darüber hinaus aufgeschoben, und es heisst sehr oft: »Morgen! Ja, morgen werde ich es thun!«

Nächst solcher Unzuverlässlichkeit nach europäischen Begriffen, wird den Hindus insbesondere Lügenhaftigkeit vorgeworfen. In erster Linie sollten wir uns aber dabei schon daran erinnern, dass bei uns auch Theorie und Praxis nicht immer ganz stimmen. Auch bei uns werden sehr viele Unwahrheiten gesagt, die unserem Bedürfnisse nach Wahrhaftigkeit gar nicht entsprechen. Wie sehr bei den Hindus Wahrheits-Sinn zu alten Zeiten die erste und hauptsächlichste Charakter-Anforderung war, dess ist die ganze Sanskrit-Litteratur Zeuge. Wie aber diese Litteratur noch heute das höchste Gedankenleben der Hindus ist, so ist auch heute noch der Wahrheitssinn eins ihrer weitest anerkannten Ideale. Wie kommt es nun, dass sie sich jenes Vorwurfes der Unwahrhaftigkeit und selbst des leichten Meineid-Schwörens schuldig machen?

Was zunächst die Klage der vielen vor den englischen Gerichten dort geschworenen Meineide betrifft, so bezieht sich auch auf diese in erster Linie das, was schon oben über die durch den europäischen Einfluss degenerirte Bevölkerung gesagt ist. Der eigentliche Hindu sucht zunächst sein Recht innerhalb der Gesellschafts-Ordnung seiner eigenen »Kaste« und Gemeinde, wenn er nicht streitsüchtig ist oder besondere Gründe hat, die ihn zwingen, vor ein europäisches Gericht zu gehen. Die Rechtspflege unter den Hindus selbst bietet aber überhaupt garkeine Gelegenheit zum Meineide, weil dort jeder den andern und all dessen Verhältnisse persönlich kennt.

Die europäische Gerichtsbarkeit dagegen nimmt der Hindu nicht in sittlich-geistigem Sinne ernst, sondern höchstens in weltlicher Hinsicht. Er betrachtet das Prozessverfahren vor unseren Gerichten mehr wie eine Art von Spiel, etwa ein Schachspiel, bei dem jedoch Geld- oder Vermögenswerte eingesetzt sind. Unsere Art zu prozessiren ist für die europäisch gebildeten Hindus eine Art von Sport, und sie sind in all solchen juristischen Spitzfindigkeiten ungeheuer fix; wie denn ja schon seit uralter Zeit alle logischen Spielereien und Kniffeleien eine besondere Virtuosität der indischen Arier waren. Dass durch unsere europäische Rechtspflege nicht wirkliches, materielles Recht geschafft wird, sondern nur formelles, ist eine wissenschaftliche Erkenntniss, die ihnen ganz besonders einleuchtet. Auch der Eid vor unseren Gerichten hat daher für sie nicht unsern sittlich bindenden

Werth, sondern ist ihnen nur eine Formensache, die dazu dient, die Kräfte oder das numerische Gewicht der Partheien gegen einander zu messen. Ihre Zeugen führen sie wie Schachfiguren oder wie Soldaten auf, mit denen der geschicktere Feldherr siegt, nicht der welcher das wirkliche Recht auf seiner Seite hat. Uebrigens soll hier nicht verkannt werden, dass sich diese Anschauung und Praxis der Behandlung fremder Gerichtsbarkeit gewiss nicht erst unter dem europäischen Regime entwickelt hat. Die Anfänge davon werden sich wohl schon unter der mohammedanischen Fremdherrschaft gefunden haben. Aber die gänzliche Verachtung der Hindus für alles ihnen unideell und rein äusserlich Erscheinende hat jedenfalls unter der Herrschaft unserer Kultur dort ganz besonders reichliche Nahrung gefunden.

In Anknüpfung an diese Bemerkungen muss hier nothwendig ein böser Schandfleck in der sonst so höchst vortrefflichen Organisation Britisch-Indiens erwähnt werden. Als solcher sind ganz allgemein die niederen Polizei-Organe anerkannt. Diese eingeborenen Polizisten werden nach Hindubegriffen bezahlt, kommen aber durch ihre Stellung in mehr oder weniger nahe Berührung mit der anspruchsvollen, europäischen Kultur. Das macht auch sie anspruchsvoll; und man sagt, dass gerade diese Polizisten von allen Hindus am meisten durch den europäischen Einfluss demoralisirt seien. Man sagt, dass sie ihr Amt fast ausschliesslich zu Erpressungen gebrauchen, und »dass ihr Hunger unersättlich ist und alles nimmt vom Peiss bis zum Hundert-Rupieschein«. Das sagt man; wie weit es zutrifft, habe ich nicht kontrolliren können. Begreiflich ist aber, dass, wenn man die 153 000 Polizisten in dem Lande von 300 Millionen Einwohnern europäisch disziplinriren und dann auch europäisch bezahlen wollte, dies das indische Budget in unerschwinglicher Weise belasten würde.

Nun aber die angebliche Lügenhaftigkeit der Hindus. Alles verstehen heisst alles verzeihen. Objektive Thatsachen gewinnen oft, mit subjektivem Verständnisse betrachtet, ein ganz anderes Ansehen. Das ist auch bei diesem schweren Vorwurfe der Fall. Zwar, wie die Wirkungen, so die Ursachen. Sind die Wirkungen unzulänglich, so werden wir auch bei den Ursachen eine Unzulänglichkeit erkennen. Ist aber diese Unzulänglichkeit nicht ethischer, sondern nur intellektueller Natur, so wird auch die moralische Belastung durch den gegen die Wirkung erhobenen Vorwurf wegfallen. Im Wesentlichen sind es drei Faktoren, aus denen sich die Thatsache der oftmaligen Unzuverlässigkeit von Angaben der Hindus zusammensetzt.

1. Die äussere Welt ist ihnen Nebensache; die innere Gedankenwelt ist für sie Wirklichkeit, das Erdenleben unreal. Zeit und

Raum haben für sie nur eine untergeordnete Bedeutung. Sie können daher auch nicht recht verstehen, warum jemand grossen Werth auf genaue Angaben legen kann. Wissenschaftlichkeit in unserem Sinne ist ihnen fremd, und es ist ihnen gleichgültig, genau (»exakt«) zu wissen, wie die Dinge dieser Welt sind und sich zu einander verhalten. Ob ein Weg hier oder dort hinführt, scheint ihnen unwesentlich. Auf Umwegen führt ja jeder Weg überall hin.

2. Das logische Verständniss der Welt, formell richtige Begriffsbestimmungen und scharfe Definitionen scheinen den Hindus viel wichtiger und interessanter als die Kenntniss äusserer Thatsachen und Sachverhältnisse. Es kann daher vorkommen, dass ein Hindu eine Frage, die an ihn gestellt wird, so beantwortet, wie er es selbst als unrichtig vermuthet, aber zunächst nur um den Frager zur klareren Definition seines Gegenstandes, zur schärferen Präcision seiner Frage, zu veranlassen. Hierzu kommt noch, dass die gewohnte Redeweise aller Orientalen in Uebertreibungen und Ueberschwänglichkeiten besteht; bei den Hindus aber wirkt hierbei noch überdies ihre Neigung zu Umbestimmtheiten und Umschreibungen mit. Nach der ihnen eigenen Logik pflegen sie alles negativ zu definiren. Sie sagen nicht, was ein Ding ist, sondern, was es nicht ist, und zwar dies dann in möglichst vielen Wendungen, mit Anwendungen von Gleichnissen und Bildern und bezeichnen die Eigenschaften des Gegenstandes andeutungsweise.

3. Das wichtigste Moment ist hier aber, dass es nach orientalischen Begriffen unhöflich ist, keine Auskunft zu geben. Es ist danach besser, mit Liebenswürdigkeit etwas Unrichtiges zu sagen, wenn man es nicht besser, oder sicher weiss, als garnichts. Der Orientale hat dabei das Gefühl, dem Fragenden wenigstens zunächst eine Freude machen zu wollen; ihm gar keine Auskunft zu geben, würde ihn enttäuschen. Viel mag bei den Hindus an solcher Orientalisirung ihres arischen Wesens wohl die lange Fremdherrschaft und die erdrückende Despotie, unter der sie so lange gestanden haben, Schuld sein. Irgend eine freundliche Antwort, die dem Fragenden angenehm ist, sichert sie den Augenblick wenigstens vor dessen Zorn bei seiner Enttäuschung. Schliesslich aber gilt es auch als unanständig, von sich selber negativ zu reden, dass man etwas nicht könne oder nicht wisse. Im Verkehr mit Hindus thut man also gut, sich gegenwärtig zu halten, dass der Grundton der Antworten, die man erhält, sich etwa in dem liebenswürdigen Zusatze ausdrücken lässt: »Es muss Ihnen aber nicht unangenehm sein!«

Das sind einige Entschuldigungs-Gründe für die viel verschriene Unaufrichtigkeit der Hindus. Ich aber kann aus meiner eigenen Erfahrung nur sagen, dass ich selbst davon wenig gemerkt habe. Man muss nur erst das Wesen der Hindus recht verstehen und ihre Ausdrucksweise kennen. Wenn man ihre Sprache ohne Weiteres ins Europäische übersetzt, nicht aber sie in unsere Gedankenformen umdenkt, wenn man sich nicht die Mühe nimmt, oder noch nicht gelernt hat, zu fühlen, was die eigentlichen Absichten und Gedanken der Menschen sind, mit denen man redet, dann freilich wird man infolge dieser eigenen Unzulänglichkeit sich oft enttäuscht sehen. Das trifft aber auch in Europa zu; denn auch bei uns sagt selbstverständlich nicht jeder gerade das, was er denkt und wünscht, vor allem auch nicht alles das, was er denkt und beabsichtigt.

Zum Schlusse mag hier aber noch darauf hingewiesen werden, dass in unserem europäischen Verkehr gar manche konventionelle Lügen oder Unwahrheiten umlaufen, die dem Hindu fremd sind. Als nur ein Beispiel sei hier darauf hingewiesen, dass wir, wenn wir jemanden nicht empfangen wollen, ihm die Unwahrheit sagen lassen: »Wir sind nicht zu Hause!« Der indische Pförtner sagt in diesem Falle: »*Darwasa band hai!*«, das heisst: »Die Thür ist geschlossen!«

Ist hier aber nun einmal von den besonderen Unzulänglichkeiten im Charakter der Hindus die Rede, so will ich noch erwähnen, dass ich viele, doch lange nicht alle Brahmanen an den gleichen Schwächen habe leiden sehen wie unsere herrschenden Gesellschaftskreise. Manche jener vornehmen Geschlechter geben unserem Adel nichts an Stolz nach, noch auch unseren Gelehrten an hochmüthigen Trumpfen auf ihr oft nur totes Wissen, noch auch unseren Orthodoxen an engherziger Bigotterie. Es ist aber meine sehr entschiedene Meinung, dass es durchaus ungerecht und unwahr ist, wollte man — wie es oft geschieht — diese ebengenannten Schwächen generalisiren und als allgemeine Charakter-Eigenschaften der Brahmanen hinstellen. Ich wenigstens habe dazu viel zu viel Idealismus unter ihnen gefunden.

Wenn ich zu der vorstehenden Charakterisirung aller Hindus noch einige der hauptsächlichsten Züge, die vor allen auch den Brahmanen eigen sind, hinzufügen sollte, so wäre dies, in aufsteigender Linie, ihre Anhänglichkeit an die Familie, Djâti und Gemeinde, ihr Patriotismus und ihre Religiosität. Ueber diese Gesichtspunkte wird Besonderes in den weiteren Kapiteln mitgetheilt.

Will man schliesslich die Hauptzüge, kurz zusammenfassen, die das Wesen des Hindus und insbesondere des Brahmanen kennzeichnen,

so thun dies Antithesen wie die folgenden: Er ist einfach in seiner Lebensweise, aber hochentwickelt in seinem Gedankenleben: er ist gleichgültig gegen die Anforderungen des äusseren Lebens, aber leicht begeistert für Ideen und für Ideale.

IV. Das Familienwesen der Hindus.

Indien ist ein Land, in dem man heutzutage noch die Formen der Kultur sieht, wie sie sich dort vor Jahrtausenden gestaltet haben. In denjenigen Lebensformen aber, in welchen seit dem Vordringen der Arier nach Indien eine wesentliche Wandlung vorgegangen ist, sieht man noch heute die verschiedenen Entwicklungsstufen vielfach neben einander bestehen. Das ist auch der Fall bei dem Familienwesen der Hindus.

Wir können deutlich in demselben drei oder gar vier Stufen unterscheiden.

Die älteste Familienform, wie wir sie aus den Weden entnehmen können, war die des Einzelhaushalts jedes Vaters mit seiner Frau und seinen unverheirateten Kindern — gerade so wie heutzutage noch bei uns. Solche Familien finden sich auch jetzt noch sogar in den eigentlichen Hindugemeinden und unter Umständen, die ihren Ursprung nur auf die Vergangenheit und nicht auf europäische Beeinflussung zurückzuführen gestatten. Jeder Sohn, der sich verehelicht, begründet seinen eigenen Haushalt.

Schon seit sehr alter Zeit hat sich aus dieser Einzelfamilie die patriarchalische Form der Gesammtfamilie gebildet.[1]) Die Kinder, Enkel und weiteren Nachkommen bleiben auch noch nach ihrer Verehelichung im Hauswesen des Vaters wohnen. Die Wirthschaft wird solidarisch betrieben. Die Mittel zum Betriebe des gemeinsamen Haushaltes werden hauptsächlich aus dem Vermögen des Stammvaters und aus seinem sonstigen Einkommen durch seine Geschäfte beschafft; doch tragen auch die jüngeren Mitglieder der Familie mit ihrem eigenen Einkommen und dem Erlöse ihrer eigenen Arbeit dazu bei. Mit dem Tode des Stammvaters und seiner Frau, theilt sich der Haushalt, und jeder der Söhne bildet mit seinen Nachkommen einen ebensolchen Haushalt für sich selbst.

Ob diese Form der Familie schon zur Zeit, in der das »Mahâbhârata« spielt, sich entwickelt hatte, ist nicht ganz klar zu erkennen. Zwar

---

[1]) Sir Henry Maine hält diese Familienform für die älteste, wie mir scheint, mit Unrecht.

heisstes, dass die hundert Söhne des Dhritaråschtra bei ihm lebten, und dass Durjodhana als der älteste des blinden Königs ihr Führer war; aber es wird nicht gesagt, ob sie ein gemeinsames Hauswesen bildeten, oder ob etwa nur all diese Prinzen aus dem Einkommen der königlichen Familie ihren Unterhalt (Apanage) bezogen. Die Beschreibung lässt eher vermuten, dass hier ein ganzer Stamm, als nur eine Familie, geschildert sein soll. In dem Râmâyama dagegen finden wir dass die Söhne des Dasharatha auch nach ihrer Verheirathung noch einen gemeinsamen Haushalt mit ihren Eltern führen. Dass aber diese Form des Familienwesens damals schon allgemein gewesen sei, braucht man nicht anzunehmen, weil diese fürstliche Familie eine Ausnahme in dem übrigen Volke gebildet haben mag. Indessen wird man jedenfalls vermuten dürfen, dass zu jener Zeit sich die Form der Gesammtfamilie auszubilden anfing. Diese Form ist heutzutage in Indien überall zu finden.

Fast noch gewöhnlicher ist aber die dritte Form der Familie. Diese besteht darin, dass auch nach dem Tode der Eltern sich die Söhne nicht trennen. In dieser Familienform, die man am besten wohl die kommunistische nennen könnte, finden sich Verwandte beisammen bis über den vierten Grad hinaus, Brüder, Vettern, Onkel, Neffen u. s. w. mit allen Frauen, Kindern, Wittwen insbesondere auch den Altersschwachen und den Kranken. Die Absonderung von diesem Haushalte steht im Ermessen jedes Einzelnen und hängt in erster Linie von seiner Möglichkeit und Fähigkeit dazu ab.

Als Rückschlag gegen diese dritte Form deren Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten auf der Hand liegen, bildet sich neuerdings unter dem Einflnss der europäischen Zivilisation wieder die Gewohnheit der Absonderung in Einzelfamilien heraus. Man wird dies wohl als eine vierte Form bezeichnen müssen, obwohl sie der ersten ähnelt oder gleicht. Die Entwickelung des Familienwesens hat hier offenbar eine Art von Kreislauf durchgemacht. Indessen sind nicht nur die Einflüsse, unter denen diese vierte Form sich ausbildet, sehr verschieden von denen der ersten, sondern auch die treibenden Motive und ihr sich ausprägender Charakter sind ganz andere.

Zwei Gesichtspunkte machen sich hierbei besonders geltend, der ethische und der wirthschaftliche.

Es ist unverkennbar, dass die Entwickelung von der ersten bis zur dritten Form einen Fortschritt vom Egoismus bis zum Altruismus, vom selbstsüchtigen Individualismus bis zu dem für andere sorgenden Solidaritäts-Gefühl war. Scheinbar ist der Uebergang von der zweiten durch die dritte bis zur vierten Form ein Rückschritt

zur Selbstsucht. Das ist aber nur scheinbar so. In Wirklichkeit habe ich das Gegentheil gefunden. Schwerlich sieht man in irgend einem Lande so viel selbstlose Aufopferung für die näheren und ferneren Verwandten und Genossen wie in Indien, speziell unter den Hindus. Ein wesentliches Motiv der Familiengründung von Seiten junger Hindus in der vierten Form ist eben das, dass sie auf diese Weise nicht allein sich selbst und ihren Kindern, sondern auch ihren übrigen Verwandten besser helfen können.

Hierbei kommt der zweite, wirthschaftliche Gesichtspunkt zur Geltung. Wie einerseits die Ausbildung des kommunistischen Familienwesens die Einzelnen zum solidarischen Eintreten für jeden anderen Angehörigen der Gesammtwirthschaft veranlasste, so hat es andererseits bei den weniger guten Elementen Trägheit und das sich Verlassen auf die Andern ausgebildet. Dadurch hat sich schliesslich in diesem kommunistischen Haushalte das Unheil des Drohnensystems, gerade wie im Bienenstock entwickelt. Was die Folgen davon sind und wie sich diese Schwierigkeit von selber löst, mag hier ein kurzes Beispiel zeigen.

Ein junger Hindu, der auf einer indischen Universität promovirt hat, wird mit einer Frau verheirathet, die ihm seiner Lebensstellung nach eine reiche Mitgift zuträgt. Er wird dadurch für einige Zeit der hauptsächlichste Miternährer seines kommunistischen Familienwesens. Aber die Mitgift ist nicht gross genug, um ein dauerndes Einkommen zu bieten, und auf sie allein hin lässt sich nicht die Wirthschaft standesgemäss fortführen. Der junge Hiudu wird auch schon von selbst durch seinen Ehrgeiz, aufgestachelt in Berührung mit der europäischen Zivilisation, getrieben, sich um eine Anstellung im Dienste der Regierung zu bewerben. Er erhält die Anstellung und mit ihr, sagen wir, ein monatliches Gehalt von 50 Rupies, d. i. 65 ℳ. Davon kann er als britischer Subalternbeamter und Hindu sehr gut leben. Nun will aber davon auch der ganze kommunistische Familienbetrieb unterhalten werden. Das ist einfach unmöglich. Er hat also nur die Wahl, entweder die gute Anstellung aufzugeben und das bisherige Loos mit seinen Verwandten weiter zu theilen oder sich von ihnen abzusondern. Selbstverständlich wählt er dann den letzteren Weg; und er thut so auch für seine Verwandten das Beste. Jetzt kann er sich wirthschaftlich hinaufarbeiten, und er kann nicht nur, sondern er wird auch sicherlich seinen Verwandten alles geben, was er selbst entbehren kann. Es ist mir aber auch ein Fall vorgekommen, dass ein jünger Hindu von seiner Familie aus religiös-gesellschaftlichen Rücksichten gezwungen wurde, seine Stelle aufzugeben

und bei der Familie zu bleiben; auch war seine Frau oder vielmehr seine verlobte Braut noch viel zu jung, um mit ihr schon eine eigene Familie begründen zu können.

Die zweite und die dritte Form des Familienwesens sind für den Fremden, ja oft auch für den Einheimischen schlecht auseinander zu halten. Wenn bei dem Tode des Vaters der Sohn schon bejahrt ist, keine Brüder hat, aber vielleicht noch einen Bruder seines Vaters im Hause behält, ja selbst wenn er jüngere Brüder bei sich behält, bis sie sich einen selbstständigen getrennten Haushalt bilden können, so erscheint dies als die kommunistische Form, ist aber in Wirklichkeit nur die einer Gesammtfamilie.

Jedenfalls ist der Typus einer wohlhabenden Hindufamilie durchweg patriarchalisch. Ich erwähnte schon, dass solche Familien in den nördlicheren Bergen mehr einen deutschen Charakter ausprägen, während man sich in Bengalen ganz wie in das alte Rom versetzt glaubt. Nicht nur ist der Typus der vornehmen Bevölkerung dort dem der heutigen Italiener und daher wohl auch der alten Römer zum Verwechseln ähnlich, auch schon die Tracht der Hindus und besonders der Bengalen ist fast genau die römische und besteht hauptsächlich aus der Tunika (*Dhoti*) und der Toga (*Tschaddar*), wozu bisweilen noch ein Hemd oder ein derartiges Kleidungsstück kommt, das aber dann lose über der Tunika getragen wird. Auch bei den Frauen soll die gleiche Aehnlichkeit mit der Tracht der Alten vorhanden sein.

Das Tragen der Kleidung, so wie das ganze Benehmen der vornehmen Bengalen ist so stattlich und so gewandt, dass es jedenfalls im alten Rom nicht schöner gewesen sein kann.

Ein Maler, der die Absicht hätte, uns mit seinem Pinsel das römische Alterthum zu vergegenwärtigen, würde dazu nirgends in der Welt bessere Studien machen können, als in Calcutta und von dort aus im Lande umher.

Auch was man von den vornehmen Hindufrauen sieht, ist überaus graziös. Bei Familienfesten bekommt man allerdings von ihnen nur Mädchen bis zum halberwachsenen Alter. d. i. etwa bis zum 10. Jahre zu sehen. Aber auch die Frauen der allergeringsten Klassen, die man auf der Strasse sieht, bewegen sich noch mit einer gewissen Grazie.

Beiläufig mag hier erwähnt werden, wie geschickt und anständig sich diejenigen Frauen zu benehmen wissen, welche in der freien Natur, in den Flüssen, wie im Ganges, oder auch in Tempelteichen baden. Selbstverständlich geschieht das stets abgesondert von den

Männern, kann aber nicht den Blicken der Oeffentlichkeit entzogen werden. Bei solchem Baden wechseln sie ihre Kleidung vollständig, und doch entblössen sie von ihrem Körper nichts ausser den Füssen und den Armen.

In den Dörfern, sogar in der Nähe von Calcutta kann man oftmals Knaben und auch Mädchen bis nahe an das Alter der Reife nackend im Orte umherstehen und gehen sehen. Man kann aus diesen anmuthigen Gestalten schliessen, dass dies Volk von der Natur mit Schönheit nicht spärlich bedacht sein kann.

In Indien, wie überall in der Welt, beruht der Charakter des Familienwesens hauptsächlich auf den Frauen. Die Männer mögen dem Hauswesen seine äussere Form geben, es nach aussen vertreten, so dass man nur sie zu sehen bekommt; ja, sie mögen auch dem Haushalte seine innere Ordnung vorschreiben, gleichsam ihm seine Gesetze geben: der Geist des Haushaltes und der Familie hängt dennoch im Wesentlichen von den Frauen ab, hauptsächlich von der Leiterin des Haushalts.

Die Frau hat in ihrer Stellung und Behandlung unter den Hindus sehr beträchtliche Wandlungen durchgemacht. Bei den alten Ariern, jedenfalls zur wedischen Zeit, aber wohl auch noch bis zum Anfange unserer Zeitrechnung hatte die Frau in Indien mindestens die gleich geachtete Stellung wie bei uns. Ihr Lob ist viel durch die ganze Sanskrit-Litteratur gesungen worden. Dabei genoss sie nicht nur die für sie wünschenswerthe Freiheit und Selbständigkeit, sondern mit ihrer Achtung auch das grösste Vertrauen der Männer. Jetzt ist diese Stellung der Frauenwelt sehr beeinträchtigt in Indien.

Die gegenwärtige, ganz un-arische Abschliessung der Frauen von der Oeffentlichkeit wird wahrscheinlich ganz allein auf den Einfluss der mohammedanischen Eroberer und früheren Beherrscher Indiens zurückzuführen sein. Jetzt herrscht bei allen irgend wie besseren Volksklassen der Hindus das Harem-System. Das Hinduwort dafür ist: *Pardâ*, d. h. Vorhang (ausgesprochen wird dies Wort wie Pörda). Es bezeichnet die Abgeschlossenheit der Frauen von aller Oeffentlichkeit, eben hinter Vorhängen. Die Frauen-Abtheilung selbst aber, der Harem, heisst bei den Hindus: der *Senana* des Hauses.

Ueber die Frauenwelt der Hindus kann aus diesem Grunde sich ein Fremder kein eigenes Urtheil erlauben, denn selbst wenn Einem ausnahmsweise und in strengster Heimlichkeit von einem Hindu gestattet wird, seine Frau oder verwittwete Tochter oder dergl. Weiblichkeit zu sehen und zu sprechen, so ist man doch nicht berechtigt, die so gewonnenen Eindrücke zu verallgemeinern. Und diejenigen

Hindufrauen, welche sich unter dem Einflusse der europäischen Kultur von dem *Pardá*-System emanzipirt haben, könnte man als nicht maassgebend bezeichnen. Wenn ich dennoch hier eine Charakterisirung der Hindufrauen geben möchte, wie sie nicht nur nach alter Ueberlieferung waren oder sein sollten, sondern heute wirklich sind, so muss ich schon das Urtheil kompetenter Hindus anführen. Was ich selber beobachten konnte, hat mir die so ausgesprochenen Urtheile wohl als zutreffend erscheinen lassen.

Ich will hier also einige Sätze aus einem Buche anführen, das Guru Prosad Sen als »Einführung in das Studium des Hinduismus« geschrieben hat.[1]) Der Verfasser ist der berühmteste Rechtsanwalt in Patna und Bankipur und ist zugleich Mitglied des Vize-königlichen Rathes von Bengalen. Er ist vollständig europäisch gebildet und hat sicherlich keine einseitigen Hindu-Anschauungen. Auch habe ich, was er sagt, durchweg von anderen Hindus in ganz ähnlicher Weise gehört. Gewiss haben die Frauen in Indien die gleichen menschlischen Schwächen wie anderwärts; es scheint mir aber sehr für die Frauenwelt der Hindus zu sprechen, dass die Männer durchweg solche Verehrung für sie kundgeben.

»Das gemeinsame Familienleben zeigt die Aufopferungsfähigkeit unserer Frauen in höchster Vollendung. Sie wissen kaum, was ihr Selbst ist. Die Sorge für den Haushalt nimmt ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Alles vom Besten bestimmt die Frau des Hauses für die Anderen, nie für sich selbst. Mit einer grossen Zahl von Dienerinnen und Mädchen zu ihrer Verfügung, schafft sie dennoch rüstig vom frühen Morgen bis zu den spätesten Stunden der Nacht und waltet ihres Amtes. Sie nimmt keine Einwendungen des Gatten an, dass sie sich schonen solle; auch des Nachts wacht sie noch am Krankenbette.

Man hat unsere Frauen verleumdet, dass sie zu grosse Liebhaberei für Schmucksachen hätten. Ich glaube aber, dass durchweg die Frauen anderer Zivilisationen von ihren Gatten ausserordentlich viel grösseren Aufwand für sich erfordern. Es kommen da ausser solchem Geschmeide noch viel anderer Putz, kostbare Kleider, Möbeln, Luxusgegenstände aller Art und die Vergnügungssucht des äusserlichen Lebens hinzu. Von dem allen weiss die Hindufrau garnichts und wenn es andrerwärts bescheidene, anspruchslose Frauen giebt, so finden sich deren auch hinsichtlich der Ansprüche auf Schmuck unter den Hindufrauen eben so

---

[1]) Calcutta 1893 bei Thacker, Spinck & Co. S. 102 ff. Diese Sätze sind hier nicht ganz wörtlich, sondern nur zusammengefasst, aber dem Sinne nach getreu wiedergegeben.

viele. Eine Frau, die bei uns als normal gilt, ist immer zufrieden mit dem, was gerade die Familie für sie übrig hat, ebenso wie für die anderen. Was aber noch den Schmuck von Edelmetallen oder Juwelen bei uns anbetrifft, so ist nicht zu vergessen, dass die darin angelegten Werthe der Familie nicht verloren gehen, wie etwa schöne Kleider es würden, die abgetragen werden. Der Schmuck behält seinen Einkaufswerth und kann wohl als Sparkassen-Anlage für etwaige schwere Zeiten der Familie angesehen werden.

»Es ist die Frau des Hauses, welche stets in Wirklichkeit für alle Angelegenheiten des Haushaltes sorgt. Sie sucht allen Mitgliedern der Familie das Leben angenehm zu machen. Die Einzelinteressen Aller durch Liebe in Einklang zu bringen, und sie giebt durch ihr gutes Beispiel in jeder Hinsicht den Ton des Hauses an.

»Mit Unrecht hat man behauptet, dass wenn ein gemeinsamer Haushalt getrennt wird, im Grunde daran nur die Frauen des Hauses schuld seien; wirklich sind dies in der Regel nur die Männer. Die Gesammtfamilie könnte keinen Tag bestehen, wenn die Frauen sie nicht aufrecht erhielten.

»Unsere jungen Leute beklagen sich heutzutage, dass unsere Frauen keine ebenbürtige Gesellschaft für sie seien; aber ethisch betrachtet, stehen sie selbst jedenfalls unter unseren Frauen, und sie könnten manche Tugend und vor allen Selbstlosigkeit von ihnen lernen. Vielleicht aber ist ihnen das Ideal unserer Frauen überhaupt unerreichbar.«

Soweit Guru Prosad Sen. Was er von der Tüchtigkeit und Rührigkeit der Hindufrauen im Hause sagt, hat jedenfalls seine Richtigkeit, denn wirklich sorgt die Frau für Alles dort.

Nehmen wir einen einfachen Brahmanen-Haushalt. Seinen religiösen Vorschriften gemäss, steht der Brahmane schon vor Sonnenaufgang auf, um seine religiösen Andachten und Waschungen zu verrichten, wobei alles nach Art und Zeit genau festgesetzt ist. Innerhalb der Tropen geht die Sonne immer ungefähr um 6 Uhr auf und unter. Morgen- und Abend-Dämmerung sind sehr kurz. Es ist noch dunkel, wenn sich der Brahmane von seinem Lager erhebt. Seine Frau muss aber schon lange vor ihm auf sein. Sie hat Licht zu machen, die Kinder zu besorgen, die Zimmer zu kehren, mit Wasser zu besprengen und aufzuwischen. Den Tag über spinnt sie oder sorgt für die Kleidungsstücke der ganzen Familie und thut oder beaufsichtigt alle übrigen zahlreichen Verrichtungen, die zu einem Haushalte gehören, der sich möglichst selbst erhält. Dazu gehört unter andern die gebrauchsfähige Zubereitung des Reises und anderer Nahrungs-

mittel. Ihr Hauptgeschäft ist die Besorgung der Küche. Nicht nur wird von allen Räumlichkeiten die Küche am peinlichsten rein gehalten, sondern auch die Zubereitung der Mahlzeiten ist stets ihre liebste Beschäftigung. Und die Zahl der verschiedenen, entweder sehr stark gewürzten oder sehr süssen Speisen, die der Hindu kennt, ist sehr gross. Unter diesen eine geeignete Zusammenstellung für den Tag auszuwählen, lässt sich die vornehme Hindufrau in wohlhabenden Verhältnissen nicht nehmen. Jede in bescheideneren Verhältnissen lebende Frau kocht selbst.

Ob die Hindufrauen ethisch wirklich so hoch stehen, — das gleiche Ideal haben unsere Frauen auch! —, das können wir nicht beurtheilen. Eines aber ist unbestritten, dass es ihnen nämlich durchweg an der regelmässigen Belehrung und Geisteserziehung fehlt, wie sie der Schulunterricht bei uns bietet. [1])

Schulen giebt es in der Kultur der Hindus fast nur für Knaben. Die Mädchen können, was sie lernen, nur von ihren Eltern oder Brüdern hören; oder sie erfahren es aus den Gesprächen, denen sie beiwohnen. Und diese Gelegenheit ist ohnehin unnöthig beschränkt, denn die Männer und Frauen nehmen nicht ihre Mahlzeiten zusammen ein. Es giebt aber auch eine Reform-Partei unter den Hindus, die unter andern auch dies verbessern möchte, ja die sogar ein Erziehungswesen für die Frau auf Grundlage der Hindu-Kultur anstrebt. So giebt es auch schon in Calcutta eine solche Mädchenschule, die ich wiederholt besucht habe; und es mag deren mehrere geben. Auch die britische Regierung würde gern in dieser Richtung wirken, kann jedoch nicht sehr viel thun, lässt aber den christlichen Missionaren freie Hand.

Eine andere Reform indessen, die von den Anglo-Indiern zu Gunsten der Hindufrauen ins Werk gesetzt ist, sollte hier erwähnt werden. Es ist dies die Sorge um die Krankenpflege der Frauen. Um diesen auch die Vortheile der ärztlichen Kunst Europas zu Gute kommen zu lassen, hat Lady Dufferin, die Gemahlin eines früheren Vize-Königs, einen Fond gestiftet, durch den europäisch gebildete Aerztinnen in Indien angestellt werden, um dort Frauen Hülfe zu leisten. Zu dem Zwecke ist auch in Calcutta ein Hospital errichtet, das bereits sehr segensreich wirkt. Die Chef-Aerztin desselben ist eine Deutsche, Frl. Dr. Bäumler, aus München, Tochter des verstorbenen

[1]) Obwohl die Hindus Kunst und Wissenschaft als Saraswatí (ebenso wie die Hellenen als Pallas Athéne und die Römer als Minerva) in weiblicher Personifikation symbolisiren, ist es doch den Mädchen und Frauen bei den Hindus nicht gestattet, an der religiösen Verehrung dieser »Gottheit« formell theilzunehmen.

Superindenten dort. Wir kommen hierauf bei Besprechung der Zivilisation in Indien zurück.

Bisher ist hier von einem Hauptfaktor in der Bedeutung der Frauen Indiens noch nicht die Rede gewesen. Man kann sie in gewissem Sinne als besondere Trägerinnen der Religösität bezeichnen. Mit Ceremoniell sind sie nicht so viel belastet wie die Männer, und mit der Philosphie der Hindu-Religion belasten sie sich selbst nicht. Aber das Gefühl, das doch in aller Religiösität die Grundlage ist, das ist vielleicht in der Frauenwelt keines Volkes so ungetrübt und so lebendig vorherrschend wie gerade bei den Hindufrauen. Nicht zum mindesten ist es auch wohl diesem Umstande zuzuschreiben, dass sich überhaupt in keinem Volke Religiösität so allbeherrschend geltend macht, das ganze Leben und (wenigstens angeblich) auch alles Denken der ganzen Bevölkerung so durchdringt und färbt, wie bei den Hindus. Die Erziehung der Kinder liegt bis etwa zum siebenten Jahre fast ausschliesslich in den Händen der Mutter, neben der Beeinflussung durch den Vater. Die Liebe aller Hindus zu ihren Eltern, insbesondere zu ihrer Mutter, hat wohl deshalb auch für sie fast einen religiösen Charakter. Obwohl die Frauen der Hindu-Gesellschaft wegen des Pardá-Systems die öffentlichen Tempel nicht besuchen können, so geht ihnen doch dadurch nichts verloren; denn zu jedem wohlgeordneten Hindu-Hause gehört ein Haus-Altar in einem eigenen Raume, den wir wohl eine Kapelle nennen könnten.

Dass in den Frauen der Hindus das beste Kultur-Material vorliegt, aus dem heraus all diese Völker Indiens zu hoher Bedeutung und zu geistiger Grösse erwachsen könnten, das bezweifle ich keinen Augenblick. Aber solche Entwickelung bleibt ein Ding hoffnungsloser Unmöglichkeit, so lange sich der Hinduismus nicht wieder auf den ihm angestammten Boden arischer Kultur stellt, solange er den Mohammedanismus nicht kulturell überwindet und dessen entehrendes Pardá-System nicht von sich abschüttelt.

Der Islám ist eine überwiegend sinnliche Religion und scheint auch sehr die Sinnlichkeit und Materialität seiner Anhänger zu stärken, der Hinduismus aber ist in seinem innersten Wesen übersinnlich und idealistisch. Es mag ja sein, dass der Mohammedaner weder seinen Frauen, noch seinen Freunden trauen kann; deshalb mag er seine Frauen hinter dem »Vorhange« seines Harems abschliessen und einsperren müssen. Der Arier, der Hindu, kann Vertrauen haben. Aus der ganzen klassischen Sanskrit-Litteratur ist ersichtlich, dass das Weib die gleiche ebenbürtige Stellung neben dem Manne hatte, wie bei uns. Warum sollte sie nicht heute in Indien mindestens eine

ebenso freie Stellung haben können, wie vor Jahrtausenden. Und heute unter europäischem Schutze in dem britischen Rechtsstaate brauchten auch die Hindus vor etwaiger Lüsternheit von Moslims keine Furcht zu haben.

Ein hauptsächliches Hinderniss für die Befreiung der Frauen ist nur, dass der Einfluss des Islám in der Hauptprovinz des Landes, in Bengalen, abgesehen vom Pandjab, am stärksten ist. In den Bergen aber, wo der Einfluss des Mohammedanismus nur gering ist, da ist auch die Anwendung der Absperrungsmittel der Frauen am wenigsten strenge und ängstlich. In allen Hauptfragen des Hinduismus giebt aber Bengalen den Ausschlag oder ist die stärkste Hochburg des Konservatismus, die erst zu erobern ist, ehe sich irgend eine Reform wird durchführen lassen. Jedenfalls ist gerade diese Reform, die Aufhebung des Pardá-Systems, für das Senána die allernothwendigste.

Der Hindu muss wieder sein einheitliches Heim haben. Hat er das wieder erreicht, dann wird sich die intellektuelle Erziehung der Frauenwelt diesem freieren Leben anpassen; und dann wird auch das Verhältniss der Geschlechter, insbesondere auch der in jüngeren Altersstufen, sich freier gestalten; dann wird mit der Freiheit sich grössere Selbständigkeit der Individualitäten herausbilden; dann wird mit dem frischeren Luftzuge eines mehr gekräftigten Seelenlebens auch wieder ein höherer Aufschwung auf allen Gebieten der Geisteskultur, äusserlich und vor allem innerlich, ermöglicht werden. Man hat viel von einer gegenwärtigen Degeneration des Hinduismus gesprochen: hierin ist der Anfang für eine Regeneration zu machen!

Die Form der Ehe bei den Hindus ist die Einehe. Indessen giebt es unter ihnen auch Ausnahmen vom monoganischen Prinzip.

Eine solche Ausnahme, die ein Vorrecht einer besonderen *Djáti* ist, betrifft die Kulin-Brahmanen. Diese galten früher für eine besonders hohe Ordnung unter den Brahmanen. Da nun angeblich ein Weib nur durch Verbindung mit dem Manne religiös erlöst werden kann, so ward es diesen Kulins überlassen, aus der Ehelichung von sonst nicht gut unterzubringenden Mädchen ein Geschäft zu machen. Ich hörte von mehreren solcher Kulins, die zwischen 40 und 80 Frauen geheirathet und sich durch deren Mitgiften bereichert hatten. Einen Haushalt errichten sie mit diesen Frauen nicht, sondern lassen sie bei ihren Eltern. Jetzt scheinen mir diese Kulin-Brahmanen eben wegen solcher widerwärtigen Praxis einer ziemlich allgemeinen Verachtung unter den besseren Hindus anheimgefallen zu sein.

Eine andere viel wichtigere, weil allgemein gültige Ausnahme von der Monogamie war bis vor kurzem durch die Anschauung der

Hindus bedingt, dass jeder Hindu einen Sohn haben muss. Nur der Sohn kann vollgültig die Begräbnissfeier des Vaters (*Shráddha*) vollziehen; nur der Sohn kann auch die an jedem Jahrestage des Todes nothwendigen, zu wiederholenden Zeremonien ausführen, die hauptsächlich in Fasten und Beten bestehen. Wenn nun ein Mann von seiner Frau keine Kinder oder doch keinen Sohn bekommen hatte, so war es bis vor zwei Generationen noch Sitte, dass er eine zweite Frau nahm in der Hoffnung, von dieser einen Sohn zu erhalten. Jetzt nimmt man in diesem Falle zu demjenigen Abhülfsmittel seine Zuflucht, das früher erst in dritter Linie zur Anwendung kam; es wird ein Sohn adoptirt.

Töchter sind den Hindus in der Regel unerwünscht. Der Familienstamm kann durch sie nicht fortgepflanzt werden, und sie sind für die Eltern nur eine Last, oder doch wenigstens die Ursache von schwerwiegenden Ausgaben. Da jedes Kind von den Eltern verheirathet werden muss und jede Braut schon bei ihrer öffentlichen Verlobung, in der Regel noch als kleines Kind, dem Gatten eine Mitgift zuzubringen hat, so ist, abgesehen von der Betheiligung an den Feierlichkeiten dabei, jede Verheirathung einer Tochter mit besonderem Kostenaufwande verknüpft.

Der Mindestbetrag einer Mitgift ist für die verschiedenen Lebensstellungen, besonders jetzt für die verschiedenen Universitätsgrade, des Bräutigams festgesetzt und beläuft sich für einige derselben immerhin auf einige Tausend Rupies. Je nach dem Gesellschafts- und Vermögensstande der Eltern der Braut und dem des Bräutigams sind aber jene genöthigt, eventuell sehr beträchtliche Summen mitzugeben. Man nimm tdaher an, dass drei Töchter fast jede Familie arm machen und mehr Töchter bankerott.

Obwohl ich Väter ihren noch kleinen Töchtern habe aufrichtige Zärtlichkeiten erweisen sehen, so bleibt es doch begreiflich, dass sie dieselben in ihrer Nachkommenschaft nicht für voll mitzählen. Ich sah einst einen meiner Freunde mit seiner kleinen Tochter spielen, während zwei kleine Söhne lernend im Zimmer beschäftigt waren. Ich fragte ihn, wie viele Kinder er habe. Antwort: »Nur diese zwei!« »»Dann ist das dritte ein fremdes Kind?«« Antwort: »Nein, dieses Mädchen ist auch meines«.

Es ist gewiss ein sehr guter Grundsatz der Hindukultur, dass jeder Mensch verheirathet sein solle. Die Pflicht, hierfür in Betreff ihrer Kinder zu sorgen, liegt den Eltern ob. Insbesondere aber ist dies noch für die Mädchen der Fall, denn nach der Vorstellung der Hindus kann ein Weib nur im Zusammengehen mit dem Manne

religiös fortschreiten. Die Verheirathung der Mädchen wird daher auch von allen Eltern und Verwandten als eine religiöse Pflicht betrachtet. Alte Jungfern giebt es thatsächlich in Indien nicht.

Eine Ausnahme hiervon bilden freilich diejenigen Frauen, welche sich den Weg ihrer Erlösung selbst erzwingen wollen. Diese sind religiöse Asketen und wandern, ebenso wie die Männer gleicher Art —, das sind die weiter unten zu wähnenden *Sannáysís* — frei und heimathlos im Lande umher. — Dies ist die einzige Art und Möglichkeit der Frauen-Emancipation, die es unter den Hindus giebt; und die Zahl solcher sogenannten *Yoginís* ist nicht gross. Unter den jüngeren Derselben soll es, ebenso wie unter den Sannyásís, zweifelhafte Persönlichkeiten geben. Es befinden sich aber unter ihnen meiner Beobachtung nach jedenfalls sehr gute, aufrichtige und hochstrebende Elemente. Wenn solche *Yoginís* älter werden, siedeln sie sich wohl bei einem Tempel an oder widmen sich Werken der Menschenliebe. So ist z. B. die soeben erwähnte Schule kleiner Mädchen von einer solchen *Yoginí* gegründet worden, die überdies aus fürstlichen Geschlechte ist. Sie ist jetzt hochbejahrt, muss aber einst sehr schön gewesen sein.

Das Verhältniss der Knaben und Mädchen zu einander und die Einleitung ehelicher Beziehungen zwischen ihnen ist bei den Hindus in durchaus anderer Weise geregelt, als bei uns Europäern. Wir überlassen unseren jungen Männern und Mädchen, wenn sie herangereift sind, in der Regel selbst die Wahl ihrer ehelichen Verbindung, die sie eingehen wollen, begünstigen auch zu dem Zwecke einen freien gesellschaftlichen Verkehr zwischen ihnen. In Indien dagegen bekommen nur die allernächsten Verwandten einander zu sehen, wenn sie verschiedenen Geschlechtes sind. Die Verlobung der Söhne und Töchter geschieht stets durch die Eltern und zwar im frühen Kindesalter. Dies ist fast die schwerste Sorge, die den Eltern obliegt. Den Anforderungen, die in dieser Hinsicht gestellt werden, ist nicht immer leicht gerecht zu werden, weil die Verbindung nicht über dieselbe Djáti (»Kaste«), der beide Eltern angehören müssen, hinausgehen darf. Die Frage des Wohlstandes der Partheien spielt dabei eine geringere Rolle, viel eher noch das erwünschte freundschaftliche Verhältniss zwischen den beiden Müttern der zu verlobenden Kinder.

Nach feierlichst geschlossener Verlobung wird die junge Braut, oft noch ein Kind von wenigen Jahren, allmählich an den Haushalt ihrer Schwiegermutter gewöhnt, in den sie schliesslich ganz überzugehen hat. Damit übernimmt die letztere einen immer grösseren

Antheil an der Erziehung des Mädchens. Dieses hält sich zuerst abwechselnd in den beiden Familien auf. Dabei sind anfangs die Perioden dieses Wechsels sehr kurz, auf ein paar Tage beschränkt; der Aufenthalt im Hause der Schwiegereltern dehnt sich aber zeitlich immer mehr aus, bis die Tochter ihrer eigenen Mutter nur noch gelegentliche Besuche macht, gerade wie bei uns.

Da der Sohn ausschliesslich unter dem Einflusse seiner Eltern bleibt und mit seiner Schwiegermutter überhaupt kaum in Berührung kommt, so fallen bei diesem Hindu-System alle Klagen weg, die in Europa so oft über »Schwiegermütter« laut werden. Dagegen hört man aber in Indien gelegentlich die Klage, dass die Schwiegertöchter in dem Hause ihres Mannes, insbesondere von dessen Mutter, hart und unfreundlich behandelt würden. Es wäre ja allerdings begreiflich, dass bei den Müttern unter den Hindus ebenso wie bei unseren Frauen, eine Parteilichkeit für ihre eigenen Kinder gegenüber fremden sich geltend machte, und dass sie lieber ihre eigenen Töchter schonten und möglichst die härtere Arbeit der kleinen Schwiegertochter aufbürdeten. Indessen ist es doch kaum wahrscheinlich, dass dieses allgemein der Fall sein sollte, denn jede Mutter ist doch einmal selbst eine solche Schwiegertochter in ihrem eigenen Hause gewesen, hätte also an ihrer eigenen Person die Unbill erfahren, die sie nun der eigenen Schwiegertochter wieder zufügen sollte. Dazu kommt noch, dass sie diese ja bereits in einem so frühen Kindesalter in ihr Haus nimmt, dass sie sich dieselbe heranziehen kann, ganz wie sie will. Und eine Einmischung der rechten Mutter des Kindes ist überhaupt ganz ausgeschlossen. Was überdies solche Klagen anbetrifft, so habe ich dieselben nie von Hindus, sondern immer nur durch Europäer berichten hören; und diese tragen vielleicht nur ihre eigenen Ideen in den Hindu-Haushalt hinein. Von den Hindus hörte ich die Berechtigung solcher Klagen sehr entschieden in Abrede stellen; dies geschieht unter andern auch durch den bereits erwähnten Guru Prosad Sen. Er erklärt dies durchaus für Verleumdungen und behauptet, dass die Eltern eines Mädchens, ehe sie das Kind verloben, sich ganz vor allen darnach umsehen, dass die weibliche Hand, in deren Pflege ihr Kind übergehen soll, sympathisch und möglichst tüchtig ist.

Diese Sitte der Kinder-Verlobungen ist jedenfalls nicht altarisch. Zur Zeit der Weden und der alten Heldengeschichte gab es dergleichen nicht.[1]) Damals kamen sogar Fälle vor, in denen sich

[1]) Auch nach dem (wohl späteren) Gesetzbuch des Manu giebt es acht verschiedene Formen der Ehe, aber keine Kinder-Verlobungen.

das Mädchen ihren Gatten wählte *(Swayamwara)*. Ermöglicht wurde auch die Erziehung der Schwiegertochter durch die Mutter ihres Bräutigams erst dann, als sich das Familienwesen bis zum Typus der patiarchalischen Gesammtfamilie fortentwickelt hatte. Und nothwendig wurde die Verlobung der Kinder durch die Eltern erst mit der Einführung des Pardá-Systems, welches den Verkehr zwischen den heranreifenden Knaben und Mädchen ganz ausschloss.

Jetzt kommen Liebesheirathen aus freier Wahl der sich Verlobendenden bei den Hindus kaum noch vor, in Bengalen nie. Nach dem aber, was ich allgemein in Indien gehört habe, sind die Ehen bei den Hindus viel öfter glücklich zu nennen als bei uns.

Wann die Ehe zwischen den verlobten Kindern vollzogen wird, ist ausschliesslich eine interne Angelegenheit des Gesammthaushaltes und unterliegt ebenfalls allein den Bestimmungen der Eltern. In den grossen Familienwesen werden dann dem jungen Paare ein oder mehrere Zimmer zur ausschliesslichen Verfügung gestellt.

Die oft von Europäern gehörte Behauptung, dass diese Kinderverlobungen zu frühzeitige eheliche Beziehungen der in demselben Hause heranwachsenden Verlobten zur Folge habe, halte ich ebenfalls nicht für zutreffend. Dass vorzeitige Verehelichungen zugelassen werden, mag wohl ausnahmsweise sein. Das würde dann aber nicht durch die Kinder-Verlobungen verursacht sein, sondern durch irrthümliche Begriffe der heutigen Hindus über das heirathsfähige Alter; und dass in dieser Beziehung durch Gesetz der britischen Regierung Direktiven gegeben worden sind, wird sicherlich jedermann billigen.

Erwähnen muss ich aber doch bei dieser Gelegenheit, dass in den Häusern, die ich besucht habe, solche zu frühen Heirathen meines Wissens nicht stattgefunden haben. In dem Haushalte eines meiner Hindu-Freunde in Bombay sah ich den einen Sohn von einigen zwanzig Jahren und seine Braut von etwa 17 oder 18 Jahren noch unverheirathet; und doch sind Beide hübsch von Gesicht und Gestalt. Eine Ausnahme mag dieser Fall eines nach indischen Begriffen so sehr weit hinausgeschobenen Ehevollzuges allerdings in so fern bilden, als der junge Mann auf mich einen ungewöhnlich vergeistigten Eindruck machte und so sehr zum religiösen, asketischen Leben geneigt schien, dass er sich vielleicht aller ehelichen Verbindung gänzlich zu entziehen beabsichtigte.

Von Europäern sind diese Kinder-Verlobungen viel geschmäht worden — wohl meistens aber ohne wirkliche Kenntniss der Sachlage. Man hat sie besonders dadurch diskreditiren wollen, dass man sie als

»Kinder-Verheirathungen« bezeichnet hat. Diese Verwechslung ist verzeihlich, weil bei uns in Europa nicht, wie dort, die Verlobungen mit Ceremoniell gefeiert werden, sondern nur die Hochzeiten; und für die Engländer ist dies noch mehr als bei uns Deutschen der Fall, weil ihnen die Sitte öffentlicher Verlobungen, wie in Deutschland, (*betrothal*) völlig fremd geworden ist. Die Einleitung einer Verbindung zwischen einem jungen Manne und Mädchen ist in England ganz Privatsache, und wenn dort freilich ein Eheversprechen die Unterlage zu einer gerichtlichen Klage bilden kann, so ist dasselbe trotzdem doch eine rein persönliche Angelegenheit zwischen den Betheiligten; dagegen wird von einer Ehe stets ein möglichst grosses Aufheben gemacht. In Indien wird aber eben nur die Verlobung öffentlich mit möglichst grossem Pomp gefeiert, und die spätere Eheschliessung kommt garnicht vor die Oeffentlichkeit.

Also so schlimm, wie die Sachlage von den Engländern gerne dargestellt wird, ist sie nicht. Was gegen die Kinder-Verlobungen hauptsächlich einzuwenden wäre, das ist nur die Ausschliessung jeder freien Wahl der zu Verlobenden und deren einseitige Bestimmung durch die Eltern. Aber dieses ist in erster Linie die Prinzipienfrage: durch welches Verfahren werden am besten glückliche Ehen erzielt?

Der Erfolg der Hindus scheint in dieser Hinsicht für ihr gegenwärtiges System zu sprechen. Aber das allein entscheidet diese Frage noch nicht ganz. Unter den jetzigen Verhältnissen der Frauenwelt und bei der gänzlich abgeschlossenen Stellung der Frauen im Pardá-System sind die Kinder-Verlobungen nicht nur nothwendig, sondern mögen sich auch bewähren, wenn sie mit Vernunft gehandhabt werden. Wie ich aber das Pardá-System für einen Fluch des Hinduismus halte, so möchte ich auch das System der Kinder-Verlobungen verurtheilen.

Auch dieses ist ebenso wenig arisch wie das Pardá-System; und dass es nicht mehr ausgeartet ist unter den Hindus, spricht entschieden für deren gediegenen arischen Charakter. Wie für die Frau im allgemeinen, so ist für die Individualität überhaupt in Indien mehr Freiheit nöthig. Diese wird anfangs missbraucht werden, sobald man sie gewähren wird; aber doch kann nur auf diesem Wege der Erfahrung erst die Selbständigkeit wachsen und die Individualität zur Reife gedeihen.

Das Gegenstück zu den Kinder-Verlobungen bildet die Behandlung der Wittwen bei den Hindus. Dabei handelt es sich insbesondere um drei Gesichtspunkte, um die den Wittwen zwangsweise auferlegte Trauer und die Härte der Durchführung dieser Maassregel, ferner

um das Verbot der Wiederverheirathung der Wittwen und endlich um die frühere Selbstverbrennung von Wittwen. Ueber all diese drei Punkte sind von den Europäern ebenso viel übertriebene und irrthümliche wie gehässige Behauptungen aufgestellt worden. Ebenso freilich, wie bei den Kinder-Verlobungen, wird man gerne verständigen Reformen zustimmen. Zunächst aber gilt es die thatsächliche Sachlage richtig darzustellen.

Zunächst die vorgeschriebene Trauer der Wittwen. Schön und angenehm ist allerdings das Loos der Wittwe nicht. Freilich werden ihr, wie jedermann in Indien, die nöthigsten Lebensbedürfnisse befriedigt. Wohnung und Nahrung erhält sie, wenn auch nur ein einfaches Mahl für den Tag. Aber ihre Kleidung soll stets farblos sein, ein einfaches Gewand; und Schmucksachen darf sie nicht tragen. Auch ihres Haarschmuckes hat sie sich zu entäussern. An keinen Festlichkeiten der Familie darf sie Antheil nehmen. Sie hat eben zu zeigen, dass sie trauert — für den Rest ihres Lebens.

Diese Sitte ist durchaus nicht in Indien allein zu finden; beispielsweise herrscht dieselbe noch auf Korsika wie auch bei anderen Völkern. Gewiss ist aber diese Sitte hart, wenn sie auf äusserem Zwange beruht und nicht dem seelischen Bedürfnisse der Wittwe selbst entspringt. Indessen hat bei uns schon manche Arbeiterfrau ein härteres Loos zu tragen, wenn sie ihren Mann mit einer Schaar kleiner Kinder überlebt und nun der Noth des Lebens gegenüber sich allein sieht, falls nicht etwa gar ihr Mann ein Säufer oder ein Verschwender war; dann wird sie seinen Tod nur als Erlösung empfinden. Aber mit den Verhältnissen unserer niederen Stände sind die Indiens nicht zu vergleichen, weil dort gegen äussere Noth für alle Fälle Vorsorge getroffen ist und dort nur allgemeine Noth durch grössere Naturereignisse, wie Hungersnoth und Seuchen, eintreten kann. Auch das Band zwischen den Ehegatten bei den Hindus ähnelt ja viel mehr dem in unsern oberen Ständen; es ist mehr ein geistiges. Sehr verschieden von diesem Verhältnisse ist aber das der Frau in Indien, weil diese viel weniger als bei uns Vergnügungen und Putz lieben gelernt hat und mehr als bei uns in ihren häuslichen Pflichten aufgeht. Diese werden der Wittwe nicht genommen und jene kann sie viel leichter entbehren. Man darf deshalb in die Beurtheilung ihrer Lage nicht die Begriffe unserer europäischen Damen hineintragen.

Das Loos der Wittwe bei den Hindus mag allerdings traurig genug sein; aber hart wird es nur da, wo sie von unverständigen Menschen nun auch, als eine vom Unglück Verfolgte, selbstsüchtig gemieden wird. Und dies wird dort besonders dadurch begünstigt,

dass ein jedes Unglück, das den Menschen trifft, als eine Wirkung seiner eigenen fehlerhaften Thaten und Gedanken in früheren Lebenszeiten angesehen wird. Dass man freilich deshalb eine solche Unglückliche ihr Loos möglichst hart empfinden lassen sollte, das ist selbstverständlich nur eine Thorheit von noch unentwickelten Menschen.

Besonders hart ist solches Wittwen-Loos auch eigentlich nur für die jungen und noch lebensfrischen Frauen. Ja, der Begriff einer Wittwe in diesem Sinne wird sogar auf die Verlobten ausgedehnt, deren zukünftiger Gatte gestorben ist. Deshalb giebt es unter den höheren Ständen bei den Hindus immer eine grössere Anzahl jungfräulicher Wittwen. Und deren Loos wird wieder in so fern erschwert, weil eben bei den höheren Ständen eine Wiederverheirathung selbst solcher früheren Bräute unzulässig ist.

Vorzugsweise um dieser jungfräulichen Wittwen willen, aber auch für alle andern, wird man gerne der Reform-Bewegung zustimmen, die besonders in Bengalen und Süd-Indien sich auf die Ueberwindung der noch anerkannten Hindernisse für eine Wiederverheirathung der Wittwen richtet. Immerhin aber sind dabei doch die Gegengründe der Brahmanen erst zu hören, obwohl diese metaphysischer Natur sind und sich auf die geistige und unlösbare Verbindung zwischen den Gatten berufen, die schon durch die Verlobung begründet oder sogar nur zum Ausdrucke gebracht wird; denn wie man ja auch bei uns sagt, »rechte Ehen wurden schon vorher im Himmel geschlossen«. Wie weit solche Annahme den Bedürfnissen einer bestimmten Kulturepoche entspricht und ob ihr deshalb Rechnung getragen werden müsse, das können Aussenstehende garnicht beurtheilen. Das haben die betheiligten Gesellschaftsklassen bei den Hindus unter sich allein abzumachen.

Was übrigens Europäer in dieser Hinsicht thun können, ist von Seiten der britisch-indischen Regierung längst geschehen. Schon durch ein Gesetz vom Jahre 1856 ward die Wiederverheirathung von Wittwen für gültig vor den britischen Behörden erklärt; und durch ein weiteres Gesetz vom 22. März 1872 ist in ganz Indien die Zivil-Ehe fakultativ eingeführt worden. Zugleich wurde durch dieses Gesetz das heirathsfähige Alter für die Männer auf 18 und für die Mädchen auf 14 Jahre und aufwärts festgesetzt, und bis zum 21sten Jahre die schriftliche Zustimmung der Eltern oder Vormünder gefordert.

Diese Massregeln haben bisher auf die Sitten und Gebräuche der Hindu-Gesellschaft durchaus keinen Einfluss; und das erklärt, warum gegenwärtig noch so viele weiteren Anstrengungen zu einer Reform dieser Verhältnisse gemacht werden. Dazu muss aber doch

bemerkt werden, dass das Bedürfniss für dieselben weder so dringend, noch auch so allgemein ist, wie gewöhnlich — besonders von den Europäern — angenommen wird.

Es ist schon nicht einzusehen, dass es selbst für die jungfräulichen Wittwen in Indien schlimmer sein sollte, sich nicht wieder zu verheirathen als für die zahllosen Mädchen in Europa, denen die ihnen passende Gelegenheit zu heirathen sich garnicht bietet. Aber weiter sind es auch nur beschränkte Gebiete Indiens, in denen jede Wiederverheirathung einer Wittwe für unmöglich gilt, also dann, wenn sie geschieht, mit einem Austritt aus dem Hinduismus gleichbedeutend ist, wie dies z. B. jede Zivil-Ehe selbstverständlich wäre. Eigentlich ist dieses nur in Bengalen und in einigen Theilen Süd-Indiens der Fall.

Nehmen wir schon z. B. das Bengalen benachbarte Behar mit einer Bevölkerung von 18 Millionen Hindus. Nur unter den Familien der Brahmanen, Radjputen, Kshatriyas, Babhuns und Kayasthas kommen dort solche Wiederverheirathungen nicht vor. Wohl aber bei allen Volksklassen unter den Kayasthas. Jene oberen Klassen umfassen jedoch nur 3 Millionen der Einwohner. Bei den übrigen $^5/_6$ der Bevölkerung ist daher eine Reformbewegung überflüssig (ebenso wie bei den $2^1/_2$ Millionen Mohammedanern dort); und wie in Behar, so ist es auch im übrigen Indien.

Diese Wittwenheirathen (*Shanghai*) unterscheiden sich von den Mädchenheirathen nur dadurch, dass bei ihnen kein Brahmane mitwirkt. Nicht selten ist es, dass der jüngste Bruder des Verstorbenen dessen Wittwe heirathet, falls er noch nicht verheirathet oder seine Braut etwa als Kind gestorben ist. Nur das widerspricht der guten Sitte allgemein, in Indien wie bei uns, dass eine Wittwe, die schon nicht mehr jung ist oder gar erwachsene Kinder hat, noch einmal eine Ehe eingeht.

Nach der Statistik Britisch-Indiens verhielten sich dort die Geschlechter im Jahre 1891 folgendermassen:

Bevölkerung Indiens
in Millionen.

Civilstand	Männer	Frauen
Ledig	65.1	43.6
Verheirathet	62.1	62.4
Verwittwet	6.4	22.7
Unbekannt	13.1	11.8
Summen	146.7	140.5

Aus der ersten Zeile dieser Tabelle wäre zu schliessen, dass die Knaben durchschnittlich um die Hälfte älter sind als die Mädchen, wenn sie verheirathet oder vielmehr verlobt werden (das letztere ist hier offenbar immer schon als Verehelichung gerechnet). In Wirklichkeit muss aber das Alter der Knaben durchschnittlich noch höher sein, denn dass die Zahl der Wittwen blos deshalb fast viermal so gross ist wie die der Wittwer (3 Reihe), kann nicht ausschliesslich darauf zurückzuführen sein, dass um so viel öfter Frauen ihre Männer überleben. Jedenfalls heirathen viele Wittwer zum zweiten Mal; und aus dieser Tabelle ist wohl zu entnehmen, dass sie dann öfter Mädchen heirathen als Wittwen, obwohl diese durchschnittlich doch ihrem Alter mehr entsprächen.

Zum Schlusse dieser Erörterung der indischen Eheverhältnisse möchte ich noch besonders hervorheben, dass hierin der eigentliche Schwerpunkt des Hinduismus liegt. Die Ehe betrachtet der Hindu als seine älteste, heiligste und unverletztlichste Institution. Sie ist für ihn, der Mittelpunkt, um den sich seine praktische Lebensreligion und seine Gesellschaftsordnung, seine Eigenthumsbegriffe und sein Erbrecht, seine Familiengebräuche und seine Verwandschaftsbegriffe drehen und vor allem auch die Stellung und die Erziehung, welche er der Frau gewährt. Eine Reform der Eheverhältnisse in Indien würde daher eine Reorganisation des jetzigen Hinduismus bedeuten; und es wäre fraglich, ob derselbe nach solcher wünschenswerthen Umgestaltung noch äusserlich wiederzuerkennen wäre. Würde dies nicht dahin wirken, dass dadurch der idealistische Geist des Hinduismus zu neuer Kraft und Lebensbethätigung erwachte, dann sollte man es lieber lassen, an ihm herum zu doktorn. Dadurch, dass man aus den Hindus braune »Europäer« macht, wird man sie nicht verbessern. Was für die Hebung des Hinduismus geschehen kann, sollte allein aus dem Geiste des ursprünglichen Brahmanenthums der alten Arier heraus begonnen werden.

Dieser Geist wirkt übrigens durchweg konform mit dem gesunden Menschenverstande, wie die britische Regierung ihn in allen Hauptfragen bisher bethätigt. So auch in der Verhinderung der früheren Wittwen-Verbrennungen. Da auch diese bisher durchweg irrthümlicher Beurtheilung ausgesetzt sind, so müssen wir hier auf sie wohl etwas näher eingehen.

Genauere Angaben darüber, wie vielfach solche Selbstverbrennungen von Wittwen *(Sati)* früher vorgekommen sind, liegen nicht vor. Schon im Jahre 1815 schrieb die britische Regierung in der Absicht diesem Uebelstande abzuhelfen, vor, dass jeder solcher

Fall, zu dem sich eine Wittwe freiwillig bereit erkläre, der britischen Polizei angezeigt werden müsse und nur unter deren Aufsicht stattfinden dürfe. Diese Absicht, Einhalt zu thun, schlug leider in das Gegentheil um; der religiöse Eifer liess die Zahl der Fälle, wie man sagt, sich sehr vermehren. Nach Schätzung eines damaligen britischen Beamten, [1]) sollten zwischen 1815 und 1828 an 300 Fälle jährlich in ganz Indien vorgekommen sein, in einem Jahre sogar bis 800. Im Jahre 1829 aber verbot Lord William Bentinck die Wittwen-Verbrennung gänzlich, mit völligem Erfolge und ohne Schwierigkeiten, die man vorher bei solchem Eingreifen in die Sitten und Gewohnheiten des Hinduismus gefürchtet hatte.

Wenn nun auch die Zahl der vorgekommenen Fälle während der Zeit ihrer Kontrolierung durch die britischen Behörden nicht zu hoch geschätzt sein sollte, was ich glauben möchte, so wird doch gleichzeitig anerkannt, dass hier ein idealistischer Trotz der Hindus mitwirkte; man wollte den verachteten europäischen Erobern zeigen, dass die Hindus, selbst die Frauen, ihr Leben und Schmerzen geringer achten, als die Europäer.

Jedenfalls waren solche Selbst-Verbrennungen vorher lange nicht so häufig. Jeder solche Fall galt als eine verehrungswürdige Ausnahme. Man setzte solchen sich opfernden Wittwen Denkmäler, die man zugleich als Altäre für sie benutzte. Deren Gestalt war die ihrer Fusssohlen; man heiligte gewissermassen ihre letzten muthigen, todverachtenden Schritte. So mögen im Laufe von 2½ Jahrtausenden wohl manche Tausende von solchen Fällen unter der Bevölkerung von Hunderten Millionen vorgekommen sein.

Das steht ausser Zweifel. Völlig unwahr aber scheint mir die sensationelle Behauptung, dass solche Selbstopfer durch priesterlichen Fanatismus erzwungen worden seien. Dass die Brahmanen zur Rechtfertigung eines vom Volke allgemein als heilig erachteten, ausnahmsweise erwiesenen Heldenmuthes Belegstellen in ihren heiligen Schriften suchten und gefunden zu haben glaubten, ist erklärlich. Aber welches erdenkliche Interesse hätten sie wohl daran haben können, ob solche Fälle selten oder oft vorkamen, es sei denn wo es galt, den fremden Eindringlingen die Kraft ihrer idealistischen Denkungsart zu beweisen! Darum mag es sich allen Eroberern gegenüber gehandelt haben, schon zu Alexanders Zeit, aus der wir durch Magasthenes zuerst davon berichten hören, dann auch

---

[1]) Seton-Karr; vergl. Monier-Williams: »*Indian Wisdom*«, London 1875 pg. 259.

wieder unter dem Grossmogul Akbar, der ein Verbot solcher Wittwen-Verbrennung erliess, und endlich unter dem Zwange der Engländer. Aber zu gewöhnlichen Zeiten, und wo die Hindus undemonstrativ unter sich lebten, kann hiervon doch keine Rede sein. Es leidet für mich gar keinen Zweifel, dass diese Selbstverbrennungen der Wittwen in der Regel freiwillig geschahen.

Die gegentheiligen Behauptungen entspringen lediglich wohl der Sensationslust von Reiseberichtern und dem Agitationsbedürfniss von Missionaren. Dass man aber dabei zur Erklärung auf den angeblichen Fanatismus der Brahmanen verfiel, erklärt sich nur daraus, dass man den Gegner hinter dem Busche suchte, hinter dem man selbst gesessen hat. Und doch sind die Brahmanen uns, den Europäern, in keinem Punkte unähnlicher, als in Hinsicht solches Fanatismus.

In Europa haben freilich Millionen von Scheiterhaufen »zur Ehre Gottes« geraucht — Hunderte gegen je ein solches Selbstopfer in Indien. Mit einander gemein haben diese Scheiterhaufen hier und dort aber nur das Feuer und das Holz; denn während die vereinzelten Selbstverbrennungen in Indien aus dem begeisterten Entschlusse der sich Opfernden hervorgingen, entsprangen unsere Ketzerverfolgungen einer thierischen und feigen Grausamkeit, für die wüthender Fanatismus nur den Deckmantel bildete. Wenn etwa Brahmanen jene Selbstopfer von Wittwen in eigner Begeisterung für solchen Heroismus begünstigten, aber sicher nicht erzwangen, so ist das doch wahrlich himmelweit verschieden von den teuflischen Unmenschlichkeiten eines Torquemada oder Arbues.

Doch schon früher haben Mohammedaner die Legende erfunden, dass die Wittwen-Verbrennungen durch ein Gesetz der oberen Hindu-Kasten eingeführt worden seien, zu dem Zwecke, um sich dadurch vor ihrer Ermordung, Vergiftung oder dergl. durch ihre eigenen Frauen zu schützen. Abgesehen davon aber, dass solches Gesetz niemals bestanden hat, nie nachgewiesen worden ist, und dass dazu auch jedenfalls die Fälle solcher Selbstopfer viel zu selten waren, so schliesst wieder diese gehässige Behauptung nur von dem Verläumder selbst auf seinen Gegner. — Mögen etwa die Mohammedaner ihre Frauen, die sie ja verachten und nur als zur Wollust oder Sklaverei geschaffen ansehen, zu fürchten haben. Der Hindu, der Arier, fürchtet seine Frau nicht und hat keinen Grund dazu.

Dass die Wittwen-Verbrennungen freiwillige Selbstopfer waren, ist auch um so weniger zu bezweifeln, als der Feuer-Tod der Indo-Arier seit alter Zeit durch viele Vorbilder, man könnte sogar

sagen Gewohnheit, als etwas besonderes Edles, dem »Arier« (d. h. dem Edlen) Würdiges geheiligt galt. Wenn die alten Krieger in den Kampf zogen, so nahmen sie stets ihre Frauen mit; und wandte sich das Schlachtglück gegen sie, so stürzten sie sich auf den Feind und opferten sich bis auf den letzten Mann; die Frauen aber zündeten das Lager an und verbrannten sich darin mit einander. Ja, wenn noch später Fürsten ihre Hauptstadt fremden Eroberern überlassen mussten, so gaben sie nicht sich und ihre Frauen preis, sondern verbrannten sich mit ihnen, so ähnlich noch z. B. bei der Einnahme von Tschitor durch Ala-ed-din um 1300. Auch die Gattin des Gottes Shiwa soll sich freiwillig im Feuertod geopfert haben. Sollte nun nicht der Gedanke der Nachahmung leicht haben auftauchen können? Sollte der Muth dazu, den die früheren Generationen bewiesen hatten, den spätern ganz gefehlt haben?

In den Berichten von Augenzeugen solcher Selbstopfer ist es sogar überliefert, dass den Wittwen wiederholt und bis zum letzten Schritte davon abgeredet wurde, ja, dass sie als Vorschmack dessen, was sie erdulden wollten, einen Finger über einer Lampe bis zum Verkohlen abbrennen lassen mussten, dass sie auch zuletzt, ehe sie sich endgültig entschlossen, den Scheiterhaufen zu besteigen, diesen sieben Mal zu umschreiten hatten.[1]) Zugleich ist aber aus solchen Berichten zu erkennen, dass man solchen Muth unter ruhigen geordneten Verhältnissen als etwas Ausserordentliches bewunderte.

Schon die *Garuda-purana* preist in Begeisterung die *Sati*, d. i. die sich selbst verbrennende Wittwe. Uebrigens werden auch Beispiele berichtet, dass die Mutter sich mit dem Leichnam ihres einzigen Sohnes verbrannt hat.

Um so unbegreiflicher ist die Behauptung der erzwungenen Wittwen-Verbrennung, wenn man sie von denen kommen sieht, die doch unter den Hindus leben oder lebten, und die damit nur bezeugen, dass sie deren Wesen durchaus nicht verstanden haben. Wer nur überhaupt etwas von den höheren Gesellschaftsklassen unter den Hindus kennt, der muss jedenfalls wissen, dass sie mindestens so feinfühlend, wenn nicht noch sensitiver sind, als wir, und dass sie insbesondere mit der innigsten, fast religiösen Verehrung an ihrer Mutter, selbst noch mehr als an den Vater, hängen. Und nun behauptet man,

[1]) Vgl. Shib Chunder Bose »*The Hindoos as they are*«. Calcutta und London 1881. Die Stelle ist in Uebersetzung wiedergegeben bei Reuleaux »Quer durch Indien«. Berlin 1884, pag. 115—120.

dass diese selben Hindus es für ihre Pflicht gehalten haben sollten, wenn ihr Vater gestorben war, dann auch mit dessen Leichnam gleich dazu noch ihre Mutter bei lebendigem Leibe zu rösten. Vielleicht lassen sich nicht viel krassere Beispiele dafür anführen, mit wie viel Unverstand sich Europäer einer fremden Geisteskultur, wie derjenigen der Hindus, gegenübergestellt haben.

Aber ist es überhaupt so schwer verständlich, dass eine Wittwe sich zu solchem Selbstopfer freiwillig entschliessen sollte? Glauben nicht auch in der Christenheit die Frauen, dass sie nach ihrem Tode mit dem ihnen vorangegangenen Ehegatten wieder vereinigt werden? Empfindet nicht bei uns wohl auch ein Weib namenlosen Schmerz, wenn sie den Gatten, der ihr alles war, die Freude ihres ganzen Lebens, im Tode verliert? Und wenn sie nun den Rest ihres Lebens leer und freudlos vor sich liegen sieht, würde nicht auch manches Weib bei uns dann wünschen, gleich mit ihrem Gatten sterben zu können?

Bei uns freilich giebt es noch Klöster, in denen dann ein solches auf die Welt verzichtendes Weib Frieden suchen kann. Ob sie ihn findet, ist freilich sehr fraglich; sagt man doch, dass in den Frauenklöstern mehr Zank, Eifersucht und Friedlosigkeit zu Hause sein soll als im Weltleben. Aber jedenfalls hat der Hinduismus Frauenklöster nie gekannt. Und sollte nicht die Wittwe auch bei ruhiger Ueberlegung schon den schnellen Selbstmord dem langsamen vorziehen können? Wie viel mehr in dem heroischen Entschlusse, der aus grossem Seelenschmerz entspringt!

Bei uns giebt es Klöster, und kommt es nicht trotzdem sogar bei uns in Deutschland ab und an vor, dass ein Weib sich in Verzweiflung über den Tod ihres Gatten selbst das Leben nimmt. Vor kurzem erst, im Jahre 1897, las man in den öffentlichen Blättern von einem derartigen Falle, wo sogar ein Gatte aus Schmerz über den Verlust seiner Frau Selbstmord beging. Und solche Fälle kommen auch bei uns nur in den besseren, gebildeten Gesellschaftsklassen vor, wo nicht die äussere Noth und Sorge zu solchem Verzweiflungsschritte drängen, sondern wo die Gatten ideell stark an einander gehangen haben. Auch in Indien ist es nicht die wirthschaftliche Noth, die eine Wittwe auf den Scheiterhaufen treibt. Und mir scheint — von aller sonstigen Beurtheilung abgesehen — der Entschluss zu einem solchen freiwilligen Tode zugleich mit dem geliebten und verehrten Lebensgenossen oder -genossin meistens ein Beweis von einiger Feinsinnigkeit des Gefühlslebens zu sein. Das würde wohl schon bei einer materialistisch denkenden Europäerin der Fall sein: sollte das nicht um so mehr von einer vorzugsweise idealistisch denkenden Indierin zu erwarten sein?!

Dazu kommt bei der Hindu-Wittwe noch der Einfluss ihrer Religiosität. Sie ist ihr Leben lang an den Gedanken gewöhnt, dass sie nur mit ihrem Manne vereint, religiös fortschreiten kann, dass er ihre naturgemässe Stütze ist in allen geistigen wie weltlichen Dingen. Je geringer nun dabei die intellektuelle Bildung und Entwickelung der Frau ist, desto unfreier muss sie sich fühlen und um so mehr ist sie auch abergläubisch dem Herkommen unterworfen.

Nun sieht sie noch dazu an den Beispielen der Ueberlieferung seit Jahrtausenden, dass vor ihr schon sehr viele Frauen ganz denselben Schritt gethan und dass sie durch solche Hingabe eines elenden Lebensrestes sich eine begeisterte Verehrung in dem dauernden Andenken der Bevölkerung weit umher errungen haben. Ist es da so schwer begreiflich, dass sich solche Frauen sollten freiwillig dem schnellen Flammentode hingegeben haben?

Aus dem spöttischen oder entrüsteten Unverstande solcher Europäer, die ein Interesse oder ein Vergnügen daran haben, alle Sitten der Hindus möglichst ungünstig darzustellen, höre ich die Selbstgefälligkeit des Faust'schen Famulus heraus, »wie herrlich weit wir Europäer es mit unserer materiellen Zivilisation gebracht« haben Ja, haben wir das wirklich? Sind wir um ein Haarbreit weiser oder besser als die Hindus, die Brahmanen?

Etwas anderes freilich ist die objektive Abschätzung fremder Kulturverhältnisse und ihre selbständige und naturgemässe Fortbildung. Von diesem Standpunkte wird man freilich die Beseitigung jeder Möglichkeit zu solchen Selbstmorden nur billigen können, nicht aus religiöser Bigotterie oder schwächlicher Sentimentalität.

Die Wittwen-Verbrennungen waren ebenso wenig arisch, waren dem ursprünglichen Hinduismus ebenso fremd wie das *Pardá*-System, die Kinderverlobungen und Aehnliches. Es findet sich davon weder etwas im Rig-Weda, noch in Manus Gesetzbuch, noch in den alten Heldengedichten. Die einzige Stelle im Rig-Weda, auf die man sich stützte (X, 18, 7), ist nur durch eine Entstellung so ausgelegt worden [1]; aber aus dem Texte, besonders auch der folgenden Verse, geht der Irrthum ganz unzweifelhaft hervor. Man nimmt an, dass diese Un-

[1]) Die Stelle lautet: »Ohne Thränen, ohne Kummer, geschmückt mit Edelsteinen, lasst die Frauen zuerst (*agre*) an den Altar (den Scheiterhaufen) hinantreten«. Statt des *agre* aber hat man *agneh* gelesen, d. h. von Feuer, und dies eben so ausgelegt, dass die Wittwe den Scheiterhaufen besteigen solle. Trotzdem besagt aber der folgende Vers ganz deutlich: »Erhebe Dich, o Weib! Kehre zurück zur Welt des Lebens! Du liegst ja bei einem todten Mann! Komm zurück! Du hast genug der Pflicht als Gattin und als Mutter dem Manne erfüllt, der um Dich warb und Deine Hand nahm!«

Familie von gleicher Art, Abstammung und Gewerbe bilden eine Genossenschaft (*Djáti*); und eine Anzahl von Angehörigen vieler solcher (*Djátis*), welche örtlich bei einander wohnen, bilden eine Stadt- oder Dorfgemeinde (*Gráma*). Ueber dieser stand einst und steht noch in den Staaten, die noch von Hindu-Fürsten regiert werden, der Rath des Königs. Trotzdem aber diese Spitze dem Kultursystem vielfach schon seit Jahrhunderten genommen wurde, besteht doch heute noch die arische Organisation der Gemeinden meistens ganz in alter Weise fort

Seitdem die geistige Trägerschaft dieses arischen Kultursystems mit dem Verfall der einheimischen Fürstenschaften nur auf dem Brahmanenthum beruht, ist jene Unverwüstlichkeit dieses Systems um so begreiflicher, weil ja die ganze Denkungsart der Brahmanen viel mehr ideell als materiell ist. Der Hindu ist sehr patriotisch; aber seine Vaterlandsliebe hat gar keine politische und nationale Färbung. Chauvinismus ist ihm völlig fremd, ganz unverständlich. Dem eigentlichen Hindu, der noch nicht modernisirt und europäisirt ist, fehlt der Sinn für Staatswirthschaft und Nationalpolitik. Er liebt sein Heimathland, das Land seiner Kultur, das Aryawarta; aber der Repräsentant dieser abstrakten Heimath ist ihm nur die kleine ganz konkrete Heimath der Stadt- oder Dorfgemeinde, der er angehört. Was weit ausserhalb dieser Gemeinde in Indien sonst noch vor sich gehen mag, davon erfährt er in den meisten Fällen wenig oder garnichts. — Die Heimathsliebe dieser noch nicht anglisirten Hindus hat sehr viel gemein mit jenem deutschen Patriotismus unsrer Partikularisten zur Zeit des alten »Deutschen Bundes« und vielleicht auch mancher heutzutage. Beide hängen sehr an der Idee des Vaterlandes; und diese Idee ist für sie weit und gross; die ihr entsprechende Wirklichkeit aber sehr eng und klein. Je weniger extensiv daher ihre Kirchthurmspolitik ist, um so mehr konservativ ist sie.

Ueberdies ist auch die Organisation der Hindus so natürlich, so einfach, so praktisch, dass sie auch schon deshalb in ihren Grundzügen unverändert fortbestehen musste, wenn nicht etwa ganz Indien zugleich unter dem Ocean verschwand. Hungersnoth und Pest haben allezeit grosse Theile des Landes heimgesucht; Erdbeben und Wasserfluthen haben weite Landstrecken entvölkert; innere Kriege haben die verschiedenen Völkerschaften Indiens zu Verwüstungskämpfen gegen einander aufgehetzt; ein Eroberer nach dem andern hat das Land nach seinen Anschauungen zu regieren versucht, schon frühe Darius mit seinen Persern, dann Alexander mit den Griechen, 327 Jahre vor Chr., dann die Turanier oder Skythen bis ins dritte

Jahrhundert nach Chr., endlich die Mohammedaner; und jetzt ist es gar in die Hände der modernen europäischen Kultur gerathen, die den Stempel ihrer Fremdherrschaft in weitem Maasse allen Einrichtungen des Landes aufprägt: und doch ist die Dorfgemeinde bei den Hindus heute fast genau dieselbe, wie wir es in ihrem ältesten Gesetzbuch finden, das den Namen Manus trägt, des mythischen Stammvaters des jetzigen Menschengeschlechts.

Diese indischen Gemeinden sind nun nicht bloss Dörfer im europäischen Sinne, sondern meist grössere Areale, manchmal bis 10 Quadratkilometer und mehr umfassend und mit mehreren Tausend Angehörigen; andere Gemeinden freilich sind kleiner und haben kaum 200 Einwohner. Zu solcher Gemeinde gehört ausser den Aeckern der Bauern immer auch Gemeindeland.

Jede solche Gemeinde ist eine kleine Republik für sich, und verwaltet ihre eigenen Angelegenheiten. Sie ist im Pandjab auch kollektiv der britischen Regierung zur Zahlung der Landrente verbunden. Einige der Bauern (*Rajots*) sind Eigenthümer ihres Landes und Kollektiv-Eigenthümer des Gemeindelandes; andere, die erst später zugezogen sind, haben Land in Pacht genommen. Nach einem anderen Landrenten-System, welches besonders in Bengalen herrscht, gehört das Land Grossgrundbesitzern (*Semindaren*), welche Pacht von ihren Bauern erheben und einen (geringen) Theil davon als Landrente an die Regierung abgeben. Ausser dieser Abgabe werden nur gelegentliche zwangsweise Lieferungen von Korn, Fuhrwerk, Zugvieh und Arbeitsleistungen, Gepäcktragen etc. von den Gemeinden gefordert.

Jeder solchen Gemeinde-Republik steht ein Vogt oder Amtmann vor, dessen Stelle, wie alles bei den Hindus, erblich ist; nur wenn der Sohn sich ganz unfähig zur Leitung der Gemeinde erweisen sollte, wird er abgesetzt und ein anderer gewählt, auf dessen Familie dann die Erblichkeit des Amtes übergeht. Zu den Befugnissen desselben gehört auch eine primitive Gerichtsbarkeit über Verletzungen von Personen und Eigenthumsrechten, Genossenschafts-Ordnungen und religiösen Gebräuchen.

Dem Amtmann zur Seite steht ein Rath von fünf Vertrauensmännern (*Pantschâyat*). Die Sitzungen dieses Rathes finden vielfach unter irgend einem alten Baume statt, am liebsten unter einem Pípalbaume (unserer Weisspappel ähnlich[1]), der den Hindus als besonders heilig gilt. Ausserdem gehört zur Verwaltung solcher Gemeinde ein Schreiber, eine Art von Notar, der die Geschäfte leitet und die

[1]) Sanskrit: *pippala*, botanisch: *ficus religiosa*.

Rechnungen führt. Aber fast noch wichtiger ist der amtliche Priester, der geistige Berather und Seelsorger der Gemeinde. Er ist selbstverständlich immer ein Brahmane; seine Macht und sein Einfluss sind oft sehr gross; er hat alle Ceremonien bei Geburten, Heirathen und Todesfällen zu leiten.

Weitaus die meisten Gemeindeglieder sind Ackerbauer; es gehören aber zu solcher Gemeinde auch alle übrigen Handtierungen, gerade so wie bei uns: Schulmeister, Barbier, Grobschmied, Kupferschmied, Zimmermann, Zuckerbäcker, Töpfer, Krämer, Banquier, Fleischer, Dorfbote, Ausrufer, Kuhhirte, Wäscher, Weber, Schuhmacher, Nachtwächter, Strassenkehrer und noch manche andere Gewerbe-Betriebe, unter denen auch ein Astronom oder Astrolog selten fehlt.

Alle diese Gewerbe-Betriebe sind nun durch Genossenschaften (*Djâtis*) vertreten und geschützt. Dieses sind die nächst kleineren Einheiten in der indischen Gesellschaftsorganisation. Man kann aber nicht sagen, dass die Gemeinden sich aus solchen Genossenschaften zusammensetzen, obwohl diese jenen untergeordnet sind. Die verschiedenen *Djâtis* umfassen wohl fast immer die gleichen Familien und Gewerbebetriebe in mehreren oder gar vielen Gemeinden. Diese *Djâtis* sind nun das, was man so oft in Europa als die indischen »Kasten« perhorreszirt hat. Allerdings haben diese *Djâtis* in ihrer gegenwärtigen Spezialisirung und in ihrer starren Abschliessung gegen einander grosse Nachtheile, die übrigens auch von fast allen denjenigen Hindus anerkannt werden, welche im Vergleich dazu unsere europäische Wirthschafts- und Gesellschafts-Ordnung kennen gelernt haben.

Uebrigens sind diese *Djâtis* ihrem Wesen nach den entsprechenden Gestaltungen unserer eigenen früheren Kulturpochen nah verwandt. Sie sind eine Verbindung von unseren alten Sippschaften und Zünften oder Innungen. Man könnte diese Körperschaften auch als »Kliken« oder »Kamaraderien« bezeichnen. Ich habe dafür hier den allgemeinen, modernen Ausdruck »Genossenschaften« gewählt, um in die Wortbezeichnung möglichst nicht eine Färbung hineinzulegen, die ein unberechtigtes Vorurtheil gegen die Einrichtung erwecken könnte.

Ehe ich aber Weiteres über deren Wesen mittheile, ist vorerst eine Begriffsverwirrung aufzuklären, welche in Europa allgemein verbreitet ist, das ist die Vermischung und Verwechslung dieser *Djâtis* mit den vier verschiedenen Ständen oder Gesellschaftsklassen (*Warnas*) der Hindus, die man auch, und zwar vorzugsweise, »Kasten« genannt hat: Die Brahmanen, die Kshatriyas, die Waishyas und die Shúdras. Sehen wir uns zunächst diese vier Stände an.

Was diese Stände in Indien ursprünglich waren oder sein sollten, das unterscheidet sich sehr wenig von den vier grossen Gesellschaftsklassen, deren Gegensätze sich erst jetzt bei uns vollständig herausbilden. Die Brahmanen sind unsere Geistlichen und Gelehrten. Die Kshatriyas sind unser Adel, unser Militär und unsere Beamten, die Waishyas sind unsere Ackerbauer und Gewerbetreibenden, und endlich die Shúdras sind unsere Arbeiterschaft. Thatsächlich sind auch bei uns immer die Geistlichkeit, die Ritterschaft, das Bürgerthum und die Dienstboten unterschieden worden. Auch der Begriffsinhalt dieser Standesunterschiede hat bei uns nur wenig mehr gewechselt als bei den Hindus. Indessen ist das Bürgerthum bei uns als Stand erst seit den letzten hundert Jahren anerkannt worden, und unsere Arbeiterschaft beginnt erst jetzt sich aus den Anhängseln des Bürgerthums als eigener vierter Stand herauszubilden.

Bei den ältesten Indo-Ariern waren von diesen Ständen selbst zur Zeit des Rig-Weda mindestens die drei oberen scharf unterschieden, wenn auch noch nicht fest organisirt; aber alle vier Gesellschaftsklassen waren bei den Hindus wohl schon vor 5000 Jahren so zu einem festen Ganzen ausgestaltet. Die scharfe Unterscheidung dieser vier Stände findet sich nicht nur in dem ältesten indischen Gesetzbuche des *Manu*, sondern auch schon in dem *Mahábhárata*, jenem ältesten Heldengedichte der Hindus, das Ereignisse schildert, die vor jezt 5000 Jahre geschehen sein sollen. Ob die Einfügung der vier Standes-Unterschiede in dieses Volksepos, insbesondere in dessen Episode der *Bhagavad-Gita*, etwas späteren Datums ist, kommt hier wenig in Betracht; jedenfalls sind unter den Hindus unsere vier Gesellschaftsklassen schon einige Jahrtausende früher anerkannt gewesen als bei uns.[1])

Diese Unterschiede rechtfertigen sich nicht allein durch ihre geschichtliche Entstehung in Indien so gut wie bei uns, sondern auch durch die wünschenswerthe Arbeitstheilung in jedem menschlichen Gemeinwesen. Stellen wir uns theoretisch selbst den äussersten Fall

[1]) Die ältere und älteste Zeit der indischen Geschichte chronologisch einzuordnen, ist für unsere Wissenschaft sehr schwer. Ein fester Punkt, wenigstens annähernd fest, ist die Zeit des Buddha Gotamo; sie fällt in das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Damals waren schon nicht nur das Brahmanenthum, sondern alle vier Hauptkasten degenerirt. Die Blüthe dieser Kasten muss daher unter einer so langsam lebenden Bevölkerung, wie der Indiens, schon Jahrtausende früher anzusetzen sein. Warum denn nicht, wie es die Ueberlieferung der Hindus wahrscheinlich macht, am Anfange des jetzigen Kaliyuga, vor 5000 Jahren, — Anno 3100 vor Chr.?

vor; sogar in einer sozialdemokratischen Organisation würden sich stets Gelehrte, Beamte, Techniker und Handarbeiter unterscheiden.

Wahrscheinlich aber waren diese Klassen-Unterschiede in Indien ursprünglich aus Volks- und Rassen-Unterschieden hervorgegangen, wie dieses das indische Wort für diese Klassen oder Kasten andeutet. Das Wort »Kaste« ist nicht indischen, sondern portugiesischen Ursprungs. »*Casta*« bedeutet so viel wie Familiengeschlecht, oder auch Art, Gattung, Rasse. Das Sanskrit-Wort für diese »Kasten« aber ist *Warna* und bezeichnet die Farbe, insbesonders die Hautfarbe. Dies ist wohl auch der Hauptgrund, weshalb die indischen »Kasten« sich von unseren Klassen dadurch unterscheiden, dass für sie Abstammung und Vererbung weit stärker maassgebend sind, als bei unseren Gesellschafts- und Erwerbsklassen. Indessen ist bei uns doch das Heraufarbeiten aus einem Stande in einen höheren nur immer eine Ausnahme; ebenso weist aber auch die indische Geschichte Beispiele dafür auf, dass die Standes-Unterschiede durchbrochen worden sind, dass Shúdras sich zu Fürsten (Kshatriyas) und dass sogar kastenlose Parias und Tshandalas sich durch religiöse Errungenschaften zu Heiligen (Rischis) emporgearbeitet haben, als welche sie mehr denn die Brahmanen galten.

Von diesen Ständen (*Warnas*) waren wahrscheinlich nur die drei obersten arischer Herkunft; sie alle werden als Zweimal-Geboren (*Dwidjas*) bezeichnet. Die besseren halbkultivirten Einwohner Indiens, vor dessen Einnahme durch die Arier, wurden von diesen zu Shúdras, zur dienenden und schwer arbeitenden Volksklasse gestempelt. Die fast noch ganz wilden Urvölker aber blieben »kastenlos«, und deren heutige Nachkommen sind es noch. Gehören sie nun freilich keiner der vier Stände (*Warna*) an, so bilden sie zum Theil doch unter sich *Djátis* oder derartige Genossenschaften.

In *Djátis* sind heutzutage alle vier Stände gespalten. Unter den Brahmanen allein wird deren Zahl auf 1800 bis 2000 geschätzt; es mögen aber sehr viel mehr sein. Während nun bei den Brahmanen mehr die Sippschaft, die Familienangehörigkeit zur Unterscheidung von *Djátis* Veranlassung gegeben hat, ist dieses bei den Waishyas mehr die Spezialisirung des Gewerbe-Betriebes.

Die *Djátis* haben fast allein heute noch organisatorische Bedeutung in der indischen Gesellschafts-Ordnung. Die *Warnas* bestehen nur rein ideell fort, ebenso wie bei uns die Stände als Gesellschaftsklassen.

Nach Angabe des alten indischen Gesetzbuches, das den Namen des ältesten Stammvaters Manu,[1]) des indischen Noah, trägt, sind

[1]) Buch X, Verse 11, 18, 26—41, 47—49.

die *Djâtis* durch Mischehen der verschiedenen *Warnas* entstanden, insbesondere durch Verbindung von Männern mit Frauen eines höheren *Warna;* so sollen beispielsweise die in Europa oft genannten und besonders als verachtet bezeichneten Tshandalen[1]) Nachkommen von Shûdras und Brahmaninnen sein. Solchen Mischlingen wurden anfangs insbesondere die unbeliebten oder verabscheuten Beschäftigungen aufgebürdet. Das heutige System der *Djâtis* ist aber offenbar durch Arbeitstheilung ausgebildet.

In Europa macht man sich schwer eine Vorstellung davon, bis zu welchen Einzelheiten die indischen Spezialisten auf diese Weise in ihren erblichen Vorrechten gesichert sind oder sein sollten. So giebt es ausser den Gärtnern auch solche, die sich besonders auf die Kenntniss verlegen, die Krankheiten der Bäume und Pflanzen richtig zu erkennen und zu behandeln, und wieder andere, die sich damit beschäftigen, das Alter der Bäume und Pflanzen zu bestimmen und sie dem entsprechend richtig zu pflegen.

Uebrigens haben sich die Privilegien der einzelnen *Djâtis* für diese Spezialitäten heutzutage sehr abgeschliffen, ja fast ganz verloren, wenigstens in den grossen Städten; die theoretischen Vorrechte sind wohl einfach durch die Bedürfnisse der Praxis überwunden worden. Ueberdies betreiben heute die Brahmanen und sogar die Shudras fast jedwegliches Gewerbe, das ihnen gefällt. Auch sieht man vielfach, dass Waishyas ganz andere Geschäfte und Handtierungen betreiben als der *Djâti*-Name, den sie führen, deutlich besagt, — ebenso wie bei uns, wo Einer, der den Namen »Schuster« hat, ein Schneider sein kann; »Bäcker« ein Schlachter u. s. w.

Der Stand der Kshatriyas aber ist heute fast ganz verschwunden; fast nur Radjputen und die einheimischen Fürstengeschlechter gelten noch als solche. Thatsächlich sind heute im indischen Staatsleben an Stelle des alten Kriegerstandes die Europäer getreten, aber ohne bisher als solcher Stand von den Hindus anerkannt zu werden. Auch sind die Anglo-Indier sehr weit entfernt davon, solche Anerkennung zu suchen, denn dazu müssten sie schon unser äusserliches europäisches Kulturideal aufgeben und das innerliche der Brahmanen anerkennen. Thäten einmal Europäer das, wer weiss, ob sie nicht die heutigen Brahmanen auch in innerer Entwicklung ebenso übertreffen würden wie in ihrer materiellen!

---

[1]) In Süd-Indien sagt man dafür *Parias*. Dies Wort ist vielleicht aus *Prae-Arias* gebildet, indisch ist es nicht.

Einen Begriff davon, wieweit die Abschliessung der einzelnen *Djâtis* gegen einander geht, mögen die hauptsächlichsten vier Anforderungen geben, welche an jeden Hindu gestellt werden:

1. Es darf Niemand Wasser oder gekochte Nahrung von einem Angehörigen einer anderen *Djâti* als der seinigen annehmen, es sei denn einer aus den drei niederen Ständen von einem Brahmanen. Obst und trockene Nahrung können unter Beschränkungen eine Ausnahme machen.

2. Ebenso dürfen Angehörige verschiedener *Djâtis* nicht zusammen essen.

3. Angehörige verschiedener *Djâtis* dürfen nicht einander heirathen.

4. Jeder muss die richtige Stellung seiner *Djâti* unter höheren, gleichstehenden und niederen nach altem Herkommen anerkennen. Alle niederen Warnas müssen insbesondere die Brahmanen als die höchste Klasse gelten lassen. Dieses Vorrechts kann kein einziger Brahmane äusserlich beraubt werden, mag er sich dessen innerlich auch noch so unwürdig beweisen; trotz Unbildung oder Verarmung, trotz niedrigem Geschäftsbetriebe oder moralischer Verkommenheit würde er doch Brahmane bleiben.[1]) Um so mehr dient er alsdann als warnendes Beispiel dafür, dass Niemanden Geburtsvorrechte vor dem gänzlichen Scheitern im Leben schützen. Aber die Hochachtung, die einem Brahmanen überhaupt gezollt wird, gilt ja doch niemals seiner Person, denn jeder weiss, das nie ein Mensch unfehlbar ist, auch selbstverständlich kein Brahmane; die Verehrung soll allein dem Strebensideal gelten, dem sich ganz zu widmen jeder Brahmane berufen ist. Erfüllt er diese Berufung nicht, so ist das seine Sache, nicht die irgend eines andern Menschen.

Erwägt man eingehender die zuerst genannten Mittel, durch welche die Abschliessung der *Djâtis* von einander bewirkt wird, so erscheint das Verbot des Zusammen-Essens von Angehörigen verschiedener *Djâtis* als unwesentlich; und doch ist gerade dieses in einem Lande, wo die Lebensbedürfnisse aller Menschen sehr gering sind und daher die äusseren Unterschiede der verschiedenen Menschenklassen fast verschwinden, so ziemlich das einzige Mittel, um den zu einander gehörigen Menschen das Bewusstsein ihrer Zusammen-

[1]) Auch in Europa giebt es verkommene Fürstensöhne; und doch erweisen auch diesen ihre Untergebenen die ihnen ihrem Range nach zukommenden Ehrenbezeugungen in der Anrede und im ganzen Benehmen ihnen gegenüber. Ja, wenn so ein Fürstensohn nicht als geisteskrank, als intellektuell unzurechnungsfähig nachgewiesen werden kann, so wird man ihm sogar die Erbfolge nicht streitig machen können — gerade so wie bei den Hindus.

gehörigkeit alle Tage gegenwärtig zu erhalten. Aber der innerliche, eigentliche Grund dieses Verbotes des Zusammenessens von Personen, die verschieden sind durch die Gedanken und Vorstellungen, mit denen sie sich beschäftigen und die ihr Wesen unterschiedlich ausprägen, ist der schon oben bei Gelegenheit der Reinlichkeitsbegriffe erwähnte. Beim Essen ist man mehr als sonst empfänglich für den individuellen *Akâsha*-Aether der Personen, die unmittelbar neben Einem sitzen, mit ihren Gedanken auf eben dasselbe Essen gerichtet. Will man daher von der Beeinflussung durch das Wesen fremder unsympathischer Menschen sich frei halten, so muss man vor allem nicht mit ihnen zusammen essen.

Ein nebensächlicher Rechtfertigungsgrund jener Maassregel ist auch hier wieder der, dass Krankheitskeime am meisten durch Wasser und durch Nahrung übertragen werden. Im tropischen Indien, das ein natürlicher Herd für so viele Infektionskeime ist, muss es daher als wünschenswerth erscheinen, Seuchen auf möglichst beschränkte Gesellschaftskreise einzudämmern. Freilich ward diese intuitiv gewonnene Erkenntniss der Hindus wohl vielfach durch den Unverstand der Massen vereitelt; sicherlich aber haben immer die Brahmanen wohl gewusst, warum sie aus der Hand niedrerer Stände weder Wasser noch Speise annahmen, warum sie allen Nichtbrahmanen verboten, ihre Brunnen zu benutzen und warum sie sich gegen die Berührung niedrerer Volksklassen möglichst abschlossen, ja sogar die Nähe der aller niedersten und unreinlichsten Bevölkerung möglichst vermieden, man könnte sagen, die Distanzweite, in der sie sich dieselbe vom Leibe hielten, nach deren Niedrigkeit und Unreinlichkeit bestimmten.

Was ferner das Verbot von Heirathen zwischen verschiedenen *Djâtis* anbetrifft, so hat man dagegen geltend gemacht, dass dies eine Art von Inzucht sei, eine Endogamie, durch welche die Nachkommenschaft degenerire. Dies ist Uebertreibung; denn Heirathen zwischen Blutsverwandten werden in Indien möglichst vermieden, mindestens ebenso sehr wie bei uns. Es ist dazu aber, mit Ausnahme von vielleicht einigen wenigen *Djâtis*, auch keine Veranlassung, weil die meisten dieser Genossenschaften immer doch eine recht grosse Zahl von Familien umfassen.

Ausser jenen Regeln, die von allen *Djâtis* ausnahmslos befolgt werden sollen, giebt es noch eine ganze Reihe von Vorschriften, zu denen die verschiedenen *Djâtis* sich verschieden stellen. Aber den Ansichten und Gebräuchen seiner *Djâti* muss sich jeder Hindu unbedingt fügen, wenn es ihm nicht etwa gelingt, sie zu seinen

Einen Begriff davon, wieweit die Abschliessung der einzelnen *Djátis* gegen einander geht, mögen die hauptsächlichsten vier Anforderungen geben, welche an jeden Hindu gestellt werden:

1. Es darf Niemand Wasser oder gekochte Nahrung von einem Angehörigen einer anderen *Djáti* als der seinigen annehmen, es sei denn einer aus den drei niederen Ständen von einem Brahmanen. Obst und trockene Nahrung können unter Beschränkungen eine Ausnahme machen.

2. Ebenso dürfen Angehörige verschiedener *Djátis* nicht zusammen essen.

3. Angehörige verschiedener *Djátis* dürfen nicht einander heirathen.

4. Jeder muss die richtige Stellung seiner *Djáti* unter höheren, gleichstehenden und niederen nach altem Herkommen anerkennen. Alle niederen Warnas müssen insbesondere die Brahmanen als die höchste Klasse gelten lassen. Dieses Vorrechts kann kein einziger Brahmane äusserlich beraubt werden, mag er sich dessen innerlich auch noch so unwürdig beweisen; trotz Unbildung oder Verarmung, trotz niedrigem Geschäftsbetriebe oder moralischer Verkommenheit würde er doch Brahmane bleiben. [1]) Um so mehr dient er alsdann als warnendes Beispiel dafür, dass Niemanden Geburtsvorrechte vor dem gänzlichen Scheitern im Leben schützen. Aber die Hochachtung, die einem Brahmanen überhaupt gezollt wird, gilt ja doch niemals seiner Person, denn jeder weiss, das nie ein Mensch unfehlbar ist, auch selbstverständlich kein Brahmane; die Verehrung soll allein dem Strebensideal gelten, dem sich ganz zu widmen jeder Brahmane berufen ist. Erfüllt er diese Berufung nicht, so ist das seine Sache, nicht die irgend eines andern Menschen.

Erwägt man eingehender die zuerst genannten Mittel, durch welche die Abschliessung der *Djátis* von einander bewirkt wird, so erscheint das Verbot des Zusammen-Essens von Angehörigen verschiedener *Djátis* als unwesentlich; und doch ist gerade dieses in einem Lande, wo die Lebensbedürfnisse aller Menschen sehr gering sind und daher die äusseren Unterschiede der verschiedenen Menschenklassen fast verschwinden, so ziemlich das einzige Mittel, um den zu einander gehörigen Menschen das Bewusstsein ihrer Zusammen-

[1]) Auch in Europa giebt es vorkommene Fürstensöhne; und doch erweisen auch diesen ihre Untergebenen die ihnen ihrem Range nach zukommenden Ehrenbezeugungen in der Anrede und im ganzen Benehmen ihnen gegenüber. Ja, wenn so ein Fürstensohn nicht als geisteskrank, als intellektuell unzurechnungsfähig nachgewiesen werden kann, so wird man ihm sogar die Erbfolge nicht streitig machen können — gerade so wie bei den Hindus.

betrieben würde. Thatsächlich wird dies aber nicht geschehen, weil gerade die Vielseitigkeit ein wesentlicher Vorzug des Fabrikbetriebes ist, und das der *Djáti* ist Einseitigkeit, Spezialisirung. In der Wirklichkeit gestaltet sich der Fortschritt so, dass der Freihandel den Hindus billigere und praktischere, englische und deutsche, zum Theil auch schon indische Fabrikwaaren in Läden anbietet. Damit kann der Handwerker dort ebenso wenig konkurriren, wie bei uns. So zerbröckeln in den grösseren, ja selbst schon in den kleineren Kulturcentren die *Djátis* mehr und mehr, oder es wird ihnen wenigstens die gewerbliche Unterlage entzogen. Und die frische Luft des freieren Wirthschaftsbetriebes fördert sicherlich den Fortschritt in materieller Tüchtigkeit und Brauchbarkeit.

Ob aber andrerseits dadurch auch der Charakter und die sittlich-geistige Entwicklung dieser Hindu-Bevölkerung unmittelbar gefördert wird, ob diese zunächst dabei ebenso viel geistig verliert, wie sie etwa materiell gewinnt, das scheint mir mehr als zweifelhaft. Es wäre aber freilich denkbar, dass sich für die verschiedenen Stände und Kulturschichten der Hindus die beiden Kulturideale, das mehr materielle der Europäer und das geistige, religiöse der Brahmanen, kombinirten. An und für sich widerspricht das nicht dem Grundgedanken des brahmanischen Systems, das stets die grossen Unterschiede der menschlichen Entwickelungsstufen anerkennt und auch verschiedenartige Kulturmittel für die Erziehung der verschiedenen Entwicklungsschichten zulässt. Möglich wäre es vielleicht, dass schon eine grössere Anzahl von handarbeitenden und gewerbtreibenden Hindus für die Demokratisirung als Erziehungsmittel reif wäre, dass sie sich auch die Vortheile der freien Konkurrenz zu Nutze machen könnten, ohne dabei gar zu viel von ihren innern Idealen zu verlieren. Möglich wäre das, wenn gleichzeitig sich das Brahmanenthum den Geist des europäischen Idealismus zur Belebung und zur innern Kräftigung, zu neuem Aufschwung und zu neuer Ausgestaltung dienen liesse. Denn in Indien wäre ausschliesslich das Brahmanenthum imstande das geistige Ideal hoch zu halten. Warum dies unsere christlichen Priester und Missionare dort nicht können und nie können werden, darüber Näheres weiter unten.

Wenn sich die hier angedeutete Entwickelung ausgestaltet — und es liegen Anzeichen genug schon dafür vor —, dann würden wir von den vier alten Ständen Indiens (*Warnas*) zwei sich reorganisiren sehen, den ersten, obersten der Brahmanen und den vierten, untersten der Sh[illegible]

Gunsten umzugestalten, was in nicht zu weitem Maasse einmal möglich ist, wenn auch nicht leicht.[1]) Zu solchen Vorschriften gehören u. a. folgende:

das Verbot gewisser Nahrung und Getränke, so z. B. das von Fleisch und Wein oder sonstigen alkoholhaltigen Narkoticis;

das bestimmte Alter, bis zu welchem jedes Mädchen verlobt sein muss;

das Verbot der Wiederverheirathung von Wittwen;

das Verbot, übersee in irgend ein anderes Land zu reisen als ein indisches oder nach Ceylon; u. s. w.

Erzwungen werden diese Vorschriften von allen Mitgliedern der *Djáti* durch ein vollständiges Boycottirungs-System. Von fremden *Djátis* ist ja jeder Hindu ohnedies abgeschlossen. Hat er nun gegen seine eigene gesündigt, so wird er exkommunizirt, bis er sich allen vorgeschriebenen Büssungen und Strafen unterwirft. Bis dahin spricht keiner seiner Genossen mit ihm; keiner giebt ihm Nahrung, nicht um irgend einen Preis; niemand schliesst irgend ein Geschäft mit ihm ab; er darf als Ausgestossener keinen Tempel betreten; wer ihn beherbergt, wird selbst mit ihm exkommunizirt. Will er sich nicht fügen, so bleibt ihm nichts übrig, als bei den Christen oder den Mohammedanern seine Zuflucht zu suchen. An sein Bekehrungsbedürfniss werden aber diese, wenn sie seinen Fall betrachten, auch nicht glauben.

Man wird vielleicht sagen, das sei hart. Nun ganz so systematisch führt man ja bei uns das Boycottiren noch nicht durch. Aber das System ist uns nicht fremd. Und ostrazirt und boycottirt nicht auch unsere »beste Gesellschaft« alle, die gegen ihre Vorurtheile und konventionellen Begriffe sündigen? Sondern sich unsere vornehmen Gesellschaftskreise nicht ebenso stolz gegen alle niederen ab? Und ist bei uns nicht ohnedies noch Geldbesitz oft viel gewichtiger entscheidend für die Lebensstellung als die Bildung, als die geistige oder Charaktertüchtigkeit des Menschen? Bei den Hindus ist dies

[1]) Die Regeln und Vorschriften der verschiedenen sogen. »Kasten« *(Djátis)* sind viel wandelbarer, als man in Europa glaubt. Sie weichen nicht nur in verschiedenen Landestheilen von einander ab, sondern wechseln auch mit der Zeit. Will jemand die Begriffe oder Vorurtheile seiner *Djáti* ändern, verbessern, so muss er, ganz wie bei uns, sich innerhalb der umwohnenden Gesellschaft *(Somadj)* seines Ortes eine Parthei (*Dal* oder *Dali-dali*) bilden und mit dieser die *Somadj* majorisiren. Dies kann ihm unter Umständen gelingen, dann setzt er seine Sache durch und kann seinen Standpunkt behaupten. Unter *Somadj* in diesem Sinne versteht man die 300 oder 400 Familien von zwei oder drei nächstliegenden Ortschaften; und mancherwärts sind schon fortschrittlich gesinnte, auch modern gebildete Hindus die geschickten Leiter solcher *Somadjes*.

wenigstens nicht im Prinzip der Fall, und mit Geld können in Indien niemals Standesunterschiede und geistige Mängel ausgeglichen werden. Und sind wir — auch nicht etwa allein unsere Frauen und Mädchen — nicht der Sitte, den Gebräuchen, dem zeitweilig »guten Ton«, der Mode, mindestens ebenso so sklavisch unterworfen wie die Hindus?

Betrachten wir jetzt jene arische Gesellschafts-Ordnung der Hindus, das sogenannte »Kastenwesen« der *Djâtis* ihrem Kulturwerthe nach, so kommen dabei drei Gesichtspunkte in Betracht: ihre Wirkung für das Volksleben, für den Einzelmenschen und für den Gewerbebetrieb.

Was den ersteren Gesichtspunkt anbetrifft, so ist nicht zu verkennen, dass eine Kontrollirung jedes Einzelnen in seinem ganzen Denken und Leben einen wohlthätigen Einfluss auf die Gestaltung des Volkslebens üben musste, insbesondere unter einer weit ausgedehnten Bevölkerung, der alle materiellen und geistigen Verkehrsmittel im grösserem Umfange, wie unsere europäische Kultur sie hat noch fehlten. Bei uns üben die Ansichten und Gewohnheiten unseres gesammten Volksbewusstseins eine so kräftige Wirkung auf das Verhalten des Einzelnen aus, dass er einer Beeinflussung durch eigens dazu organisirte Gemeinschaften wohl entbehren kann. In einem Lande aber, dessen Kultur sich über viele Millionen Menschen ausdehnt und doch zu keiner äusserlichen Gesammt-Organisation ausgestaltet ist, bedarf es kleinerer Organisationen, die als Träger dieser Kultur dienen. Daher genügte auch in Indien zu diesem Zweck nicht die Institution der vier grossen Stände *(Warnas)*; und andererseits sind die einzelnen Familien zu kleine Gemeinschaften, um für die Aufrechthaltung von Sitte und Ordnung die hinreichende Gewähr zu bieten. Also konnten nur die zwischen beiden stehenden Genossenschaften (*Djâtis*) diesen Dienst zweckmässig leisten, und sie haben thatsächlich bis heute diese Aufgabe erfüllt.

Diese haben sich als Zuchtmittel bewährt, um eine hoch geistig veranlagte Bevölkerung von vielen Millionen in geordnetem und glücklichem Zustande zu erhalten, vor allem auch die Neigung zu Vergehen und Verbrechen fast ganz auszurotten, denn in keiner Bevölkerung ist die Kriminalität so gering, so fast vollständig unbekannt, wie unter den von europäischer und mohammedanischer Kultur unbeeinflussten Hindus; sehr viel grösser dagegen ist die Zahl der gerichtlichen Verurtheilungen unter den Mohammedanern, und am grössten unter den Christen in Indien.[1])

[1]) Sogar innerhalb des Bereiches der vor die europäischen Gerichte gelangenden Fälle verhalten sich die Zahlen der verurtheilten Gefangenen zu den betreffenden

Aber durch diese Einordnung der Hindus in *Djâtis* wird auch ein enges Zusammenschliessen aller so zusammen Gehörigen bewirkt; dieselben leben so vertraut mit einander, dass jeder des Anderen Denken, Thun und Leben fast vollständig durchschauen kann. Dabei wirkt der wohlgesinnte Gemeingeist solcher Genossenschaft nicht nur dahin, die Entwickelung von Lastern und Thorheiten zu verhindern, vor allem wird mit solchem Gemeingeist in dem Einzelnen die Gewöhnung an eine opferbereite Hingabe und an eine freiwillige Unterordnung ihrer persönlichen Interessen unter die des grossen Ganzen anerzogen.

Ferner wirkt das dadurch gewonnene Gefühl der Solidarität auch wiederum zurück von der Gesammtheit auf den Einzelnen. Die Gemeinschaft der *Djâti* bewährt sich in ihrer Hülfsbereitschaft und in ihrer Sorge für das Wohlergehen jedes Angehörigen derselben. Man mag wohl die grosse Masse der Hindus arm nennen, weil sie wenig besitzen und spärlich leben; aber sie sind eben sehr bedürfnislos und befinden sich bei der einfachsten Lebensweise in ihrem warmen Klima am wohlsten. Armuth im Sinne unseres europäischen Pauperismus giebt es nicht in Indien. Jeder hat seine Pflicht zu thun, aber es wird auch für jedermann gesorgt. Hunger und Elend ohne die mögliche Pflege können den Einzelnen nur treffen, wenn die ganze *Djâti,* Gemeinde oder Landschaft davon befallen wird, wie bei Ernteausfall durch Regenmangel oder beim Grassiren einer Seuche.

Die Gesellschafts-Ordnung der Hindus ist und war niemals ein Polizeistaat. Jede *Djâti* übt gewissermaassen nur eine private Polizei-Aufsicht über alle ihre Angehörigen aus; die ganze Zusammenfügung dieser Ordnung ist aber ein grossartiges Vorbild einer Volks-Organisation. Diese so viel geschmähte »Kasten«-Ordnung ist so auch der Hauptgrund, weshalb es der Handvoll von Engländern möglich ist, das indische Reich von 300 Millionen Einwohnern zu regieren, trotzdem sich darunter 60 Millionen leicht zum Widerstand geneigte, fanatisirte Mohammedaner befinden. Die Lösung dieses Räthsels liegt eben darin, dass die Hindus durch ihre Jahrtausende lange Gewöhnung stets zur Ruhe und Ordnung geneigt sind; sie sind auch nicht an irgend welche Aktion in grossen Volksmassen gewöhnt, sondern erledigen alle ihre Angelegenheiten unter sich in ihren *Djâtis.* Auf diese Weise leisten sie naturgemäss nur allen die bestehende

---

Bevölkerungsmassen für die Hindus wie 5 zu 10000, für die Mohammedaner wie 8 zu 10000, und für die Christen wie 10 zu 10000 (*Bluebook: Moral and Material Progress of India for* 1892—93, *pg.* 30).

Ordnung störenden Bewegungen Widerstand, nicht aber der herrschenden Ordnung. Würden sie das thun oder gethan haben, so würde sich ihr Widerstand noch viel mehr gegen ihre Unterdrückung durch die ihnen feindseligen Mohammedaner gerichtet haben, als gegen die ihnen wohlwollende Beherrschung durch die Europäer. Aber die Hindus thun weder das eine, noch das andere. Sie sind eben durch ihre angestammte Selbst-Organisation zu sehr an Ordnung gewöhnt, und sie richten auch ihr Sinnen und ihr Denken so viel mehr auf das Uebersinnliche als auf das Sinnliche, dass sie sich freiwillig jeder über sie gesetzten Regierung fügen nach dem idealen Grundsatz: »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!«

Nun der zweite Gesichtspunkt, die Wirkung der *Djâti*-Ordnung in Hinsicht der Entwickelung des Wesens der Einzelmenschen. Für diese Entwickelung kommen zwei verschiedene Arten von Triebkräften in Betracht, durch deren Anregung vielleicht äusserlich ein gleiches oder ähnliches Ergebniss erzielt werden kann, innerlich aber jedenfalls ein sehr verschiedenes erzielt wird; dies sind einerseits die auf das Aeussere, Materielle, Praktische und andererseits die auf das Innere, Geistige und Ethische gerichteten Triebkräfte. Als jene äusserlichen kann man wohl den Ehrgeiz und den Erwerbstrieb bezeichnen, als innerliche dagegen die Befriedigung durch das Bewusstsein, nach besten Kräften seine Pflicht gethan zu haben, und dazu die Freude an dem Ergebniss dieser Pflichterfüllung, an dem geschaffenen Werke.

Der Hinduismus giebt in allen Stücken den inneren Gesichtspunkten und Trieben den Vorzug vor den äusseren. Es liegt einem Gesellschafts-System, dessen Zweck und Ziel die geistige Vollendung des Menschen ist, verhältnissmässig wenig an der äusseren Ausgestaltung der Kultur. Es liegt ihr mehr an der Begünstigung der Fortentwickelung des Einzelnen, als an derjenigen der Gesammtheit. Sie will daher den Einzelnen auch möglichst darauf hinweisen, dass sein Heil nicht in dem äusseren Emporkommen, sondern in dem inneren Reifen liegt. Deshalb bezweckt solche Kulturordnung vor allem, jeden Einzelnen daran zu gewöhnen, in möglichst vollkommener Weise seine Pflicht zu thun und dabei nicht auf den Erfolg zu sehen. Denn nicht die objektiv vollbrachte Leistung ist das Bleibende, sie vergeht wie alles Materielle, das »die Motten und der Rost fressen«; das Bleibende durch unendliche Zeitalter hindurch ist nur die Individualität des Menschen selbst, und für diese, für ihre Fortentwickelung, hat auch nicht das Werk Werth, das sie schafft, sondern allein die Art, wie sie es schaffte, die Kraft, die sie

dabei entwickelte, und die Uebung, durch die sie dabei sich fortgebildet hat.

Dies alles wird in weitem Maasse durch die feste Arbeitvertheilung in den *Djátis* erreicht.

In diesem Systeme ist fast jede Konkurrenz ausgeschlossen und mithin dem Ehrgeize sein hauptsächlichster Nährboden entzogen, wenigstens soweit der Ehrgeiz sich auf äussere Erfolge richtet. Jeder bleibt auf die ihm durch seine Abstammung angewiesene Lebenssphäre beschränkt. Er hat nur die mit dieser verbundenen Pflichten zu erfüllen, nicht die Aufgaben irgend einer andern *Djáti*, nicht die Pflichten eines höheren Standes, den ja zu erstreben ihm verschlossen ist. Es ist für seine innere Entwickelung auch fast gleichgültig, welcher *Djáti* er angehört und welche Pflichten er im äussern Leben zu erfüllen hat, wenn er nur seine Pflichten stets nach bestem Wissen und Können erfüllt, und wenn sie ihn nicht überanstrengen und ihm den besten Theil seiner Zeit und Kraft für sich selber übrig lassen. Das aber leistet eben diese *Djáti*-Ordnung.

Ebensowenig wie der Ehrgeiz kommt bei der *Djáti*-Ordnung der Erwerbstrieb zur Geltung. Dieser hat ja überdies in einem tropischen Lande und bei einer Bevölkerung mit so wenigen Bedürfnissen keine grosse Bedeutung. Man wird aber wohl annehmen dürfen, dass diese Anspruchslosigkeit den Hindus auch wohl durch die *Djáti*-Ordnung noch mehr anerzogen worden ist. Für die innere, geistige und ethische Entwickelung des Menschen ist es einerlei, wieviel äusseren Besitz er hat; dieser ist ihm dabei eher eine Last.

Ueber die sittlich-geistige Schädigung des Menschenwesens durch die Anwendung des Grundsatzes der Konkurrenz auf die Erziehung liesse sich sehr Vieles sagen, zu dessen Ausführung hier nicht Ort und Gelegenheit sind. Nur das eine mag zum Schlusse hier erwähnt werden: Indem wir schon in unseren Schulen den Ehrgeiz der Kinder aufstacheln, sodass jedes dem anderen voranzukommen sucht, bilden wir nur ihre engste Selbstsucht aus und unterdrücken alle Keime ihres Solidaritätsgefühles, die Neigungen zur Hülfsbereitschaft, das Bewusstsein, dass in Wirklichkeit ihr eignes Wohlbefinden mit dem ihrer Mitschüler und Genossen eng verknüpft ist. Schon durch diese ganze Konkurrenzmethode ziehen wir in unseren Kindern das gerade Gegentheil von den Lehren der Bergpredigt gross. Man könnte sagen, dass es mehr als irgend etwas anderes das System der Konkurrenz ist, was die heutige europäische Kultur so irreligiös gemacht hat. Unser westliches Kulturideal ist eben vorwiegend materiell und äusserlich, das der Brahmanen aber ist das innerliche, geistige.

Wichtiger mag manchem der dritte Gesichtspunkt erscheinen, die Wirkung des sogen. »Kastenwesens« auf die Regelung und Fortentwickelung des Gewerbebetriebes. Es kommen auch hier wieder zwei verschiedene Gesichtspunkte in Betracht, der subjektive und der objektive.

Subjektiv ist für den Einzelnen sicherlich seine Arbeitsleistung eines der besten Erziehungsmittel. Dadurch, dass der Hindu von Kind auf an gewöhnt wird an die Lebensaufgabe, die ihm als Angehörigen seiner *Djáti* gesetzt ist, lernt er sich auch schon früh in deren Handgriffen vervollkommnen, und seine ganze Kraft und seine ganze Aufmerksamkeit wenden sich nur dieser Lebensarbeit zu. Weiter aber wird dem Hindu von Kind auf gelehrt, dass jede Arbeitsleistung, jede Pflichterfüllung gleichsam ein Dienst Gottes ist, ein Opfer seiner Selbst, das er dem Gegenstande seiner höchsten Verehrung und seines ernstesten und letzten Strebens darbringt. Es ist ihm eine religiöse Aufgabe, die Pflicht so gut zu leisten, wie er kann, die ihm gestellte Anforderung bestmöglichst zu erfüllen. Das Alles lenkt seinen Sinn zugleich auf sein Werk selbst. Zwar eilt es für ihn niemals, denn Gott hat ja immer Zeit; also müssen es die Menschen auch haben. Aber aus dem Pflichtbewusstsein erwächst ihm die Liebe zu der Arbeit; und man wird wohl zugeben müssen, dass an Feinheit der Arbeit die Hindus den entsprechenden Stufen von Handwerkern und Arbeitern unter den Europäern gleichkommen. Was bei uns jetzt durch die Konkurrenz entwickelt wird, das wurde seit Jahrtausenden in Indien, ohne die harte Zucht unserer früheren Zünfte, durch religiöses Pflichtgefühl, gepaart mit Fleiss und Kunstsinn, auf Grundlage der *Djáti*-Ordnung grossgezogen. Soweit deren subjektive Wirkung.

Was nun andererseits die objektive Betrachtungsweise dieser Ordnung des Gewerbebetriebes anbetrifft, so fehlt derselben allerdings mit dem Geiste unseres modernen freiheitlichen Wirthschafts-Systems auch deren glänzender Erfolg, wie ihn die heutige europäische Kultur aufweist; und von diesem unseren europäischen Standpunkte betrachtet wäre allerdings die Wirthschafts-Ordnung der Hindus ganz zu verurtheilen. Man hat auch nicht mit Unrecht eine Parallele zwischen diesem indischen Industriebetriebe und dem unseres Mittelalters bis in unsere neuere Zeit hinein gezogen; und in der That ist das einheimische Wirthschaftsleben der Hindus auf dieser von uns überwundenen Entwickelungsstufe der äusseren Kultur fixiert geblieben. Immerhin wird man aber zugestehen müssen, dass die Verbindung der *Djáti*-Ordnung mit dem Gewerbebetriebe für die Ausbildung der

Arbeitstheilung in mindestens so hohem Maasse förderlich war wie unsere frühere Wirthschafts-Entwickelung; und in gleicher Weise ist dies auch für die lokale Gruppirung der Gewerbebetriebe der Fall. So findet man in den indischen Städten alle, die ein gleiches Gewerbe betreiben, in einer Strasse unmittelbar neben einander wohnen, gerade so wie man dies heute wieder in England und Amerika sich herausbilden sieht. Was in unserer individualistischen Gesellschafts-Ordnung der schärferen Ausbildung der Konkurrenz dient, das hat in Indien sich aus dem Gefühl der Solidarität heraus gestaltet.

Was die Betrachtung dieser indischen Wirthschafts-Ordnung für uns in Europa noch besonders interessant macht, das ist der ihr eigene sozialistische Grundzug der Solidarität. Freilich tritt diese dort nur erst in primitiver, patriarchalischer Gestalt auf; aber sie bewährt sich. Ueber die Wahl des Produktionsbetriebes entscheidet dort nicht wie bei uns die willkürliche Selbstbestimmung jedes Einzelnen. Aber die Genossenschaft, in die er hinein geboren wird, sorgt für ihn, solange er sich in sie hineinfügt; und sie zwingt ihn dazu, zwingt ihn seine Pflicht zu thun. Theorethisch kann der Einzelne sich widersetzen, ebenso wie bei uns theorethisch kein Arbeiter zur Arbeit gezwungen werden kann. Nur werden beide ausgestossen und müssen verhungern, wenn sie sich nicht fügen.

Damit ist bei den Hindus etwas von dem verwirklicht, was bei uns die Sozialisten anstreben. Erwerbs-Konkurrenz ist so gut wie ganz ausgeschlossen und eine weit reichende Solidarität bildet die Grundlage dieses Wirthschaftsbetriebes. Bei solcher Vergleichung drängt sich Einem der Gedanke auf, ob wohl dies indische System einen Anhalt für die etwaige Durchführbarkeit einer solidarischen Selbst-Organisation unseres Arbeiterstandes bietet. Würden in Europa ähnliche Erfolge wie in Indien zu erzielen sein, wenn man wie dort beim Produktionsbetriebe alle Kräfte der Selbstsucht, den Ehrgeiz und den eigennützigen Erwerbstrieb ausschlösse oder doch möglichst lahmlegte?

Abgesehen davon, dass man nicht von kleinen, primitiven Verhältnissen ohne Weiteres auf grosse, hoch-entwickelte schliessen darf, so scheint mir auch ein Vergleich unserer Bevölkerung mit den Hindus eher gegen die oben gedachte Möglichkeit zu sprechen. Es fragt sich, welche Beweggründe sollen die Menschen dazu treiben, dass sie möglichst gute Arbeit liefern, wenn man Selbstsucht ausschliesst?

Dass dies nicht die blosse Menschenliebe und die Brüderlichkeit thun werden, ist wohl sicher; aber freilich wirkt in dieser Richtung

das Gefühl der Solidarität. Es werden gegenwärtig manche Theilarbeiten schon an Gruppen von Arbeitern in Akkord gegeben, so z. B. bei den Maurern. Hier treibt dann das solidarische Interesse aller Betheiligten an dem Erwerbe, ihren Antheil an der Arbeitsleistung möglichst schnell und auch nicht gar zu schlecht zu erledigen. Dieses Motiv hält ja alle Genossenschaften zusammen; solche Gruppe von Akkord-Arbeitern ist gleichsam eine kleine zeitweilige Genossenschaft, auch könnte man sie einer sich vorübergehend bildenden *Djáti* vergleichen. Wenn man nun aber das Erwerbsinteresse gänzlich ausschlösse, was dann?

Dies ist wohl für uns ein noch ungelöstes Räthsel. Wenn wir aber sehen, wie die Hindus dieses Räthsel seit Jahrtausenden gelöst haben, dann wird man an der Möglichkeit der Durchführung der sozialistischen Lösungsvorschläge erst recht zweifeln. Die Solidarität der *Djáti*-Ordnung und deren Arbeitsmotive durch das Interesse, das der Angehörige der *Djáti* an derselben hat, gleicht eher unserem Genossenschaftswesen als einer sozialistischen Ordnung. Aber während man dort stark auf ideelle Triebkräfte rechnen kann, so sind doch diese wohl bei unserer Bevölkerung noch zweifelhaft. Bei uns richtet sich das Kulturstreben fast nur auf das Materielle, Aeusserliche; bei den Hindus aber vielmehr auf das Religiöse, Geistige.

Freilich hat unsere Arbeiterschaft in weitgehendem Maasse opferfreudiges Solidaritätsgefühl bewiesen. Das wirkt, so lange es einen gemeinsamen Zweck zu erreichen gilt, an dem der Einzelne ein lebhaftes unmittelbares Interesse hat. Aber später bei geordneten Verhältnissen verschwindet dieses greifbare ideale Ziel. Dem Hindu ist die Identität des Wesens aller Menschen der erste Grundsatz seiner Religionsanschauung. Darauf baut sich bei ihm das Bewusstsein und auch das Gefühl der Brüderlichkeit auf, zumal wenn es in der Genossenschaft, der jeder angehört, der *Djáti*, einen ganz konkreten Gegenstand des Interesses findet. Und mehr noch; dem Hindu wird durch seine Religion die Ueberzeugung eingepflanzt, dass er auch für sich selbst am besten thut, die Plage dieses Lebens, alle Pflichterfüllung auch der widerwärtigsten Art, willig auf sich zu nehmen, weil er dadurch das Endziel seiner höchsten Entwickelung im künftigen Leben um so schneller und sicherer erreicht.

Von dem Allen wissen unsere Arbeiter nichts und wollen auch nichts wissen. Aber eben deshalb, scheint mir, lehrt uns die indische Wirthschafts-Ordnung, dass eine solidarische Organisation ohne das Prinzip der Konkurrenz der neben einander Arbeitenden bei uns nicht durchzuführen wäre; und das Ziel, der Gegenstand solcher Konkurrenz

müsste auch noch ein selbstsüchtiger sein, Geld oder ein sonstiges Werthobjekt, Besitzerwerb oder irgend ein anderer Vortheil. Der Ertrag der Arbeit müsste auch nach Maassgabe der Arbeitsleistung des Einzelnen vertheilt werden. Also sehe man von sozialistischer Organisation ganz ab. Doch selbst zu einer eher im Bereich der Möglichkeit liegenden Ausbildung des Genossenschaftswesens wäre eine weitere Entwickelung des sich selbst vergessenden Solidaritätsgefühls nothwendig. In materieller Hinsicht wird solche Entwickelung schon durch das Zusammenzwängen von verschiedenen Arbeitern in das gemeinsame Interesse grosser Betriebe erreicht. Weiter aber wird sich die Entwickelung der Einzelnen auch ideeller ausgestalten müssen als bisher bei uns. In mancher Hinsicht könnten dazu unsere arischen Brüder im Osten wohl ein Vorbild liefern.

Ebensowenig aber, wie man die Grundzüge des indischen Wirthschaftsbetriebes bei uns anwenden könnte, so wenig könnte man in Indien ein sozialistisches Wirthschaftssystem nach europäischer Theorie durchführen. Eher schon in späterer Zeit unser Genossenschaftswesen; nur fehlt auch hierzu den Hindus noch die dazu nöthige demokratische Selbstständigkeit, und zu deren Ausbildung mangelt es ihnen an dem vorwiegend materiellen Sinne unserer Volksmassen. Nirgends in der Welt mehr, als in Indien, würde sich Lasalle über die »Bedürfnisslosigkeit« der Menschen haben ärgern können.

Aber das kann anders werden, und es wird schon stellenweise anders. Die wirthschaftliche Entwickelung in Indien geht, wenigstens theilweise, schon langsam jenem Ziel der Demokratisirung entgegen. Dahin wirkt jetzt das moderne Fabrikwesen, das sich in allen europäischen Kulturcentren in Indien immer mächtiger ausbildet. Dahin wirken auch der Eisenbahnverkehr und alle andern europäischen Kultur-Einrichtungen dort.

Es ist selbstverständlich, dass nur durch die Schule des freihändlerischen Wirthschaftsbetriebes des modernen Industrie-Systems grössere Volksmassen in Indien zu der nöthigen Selbstständigkeit und Welttüchtigkeit erzogen werden können, wie sie für feinere, höher entwickelte Formen der Selbst-Organisation die ersten Vorbedingungen und Erfordernisse sind. Dadurch wird nicht nur der nothwendige materielle Sinn geweckt, sondern auch praktische Organisationsfähigkeit ausgebildet. Theoretisch steht garnichts im Wege, dass eine Fabrik, auch in genossenschaftlicher Form, von einer oder mehreren *Djâtis* zusammen

betrieben würde. Thatsächlich wird dies aber nicht geschehen, weil gerade die Vielseitigkeit ein wesentlicher Vorzug des Fabrikbetriebes ist, und das der *Djáti* ist Einseitigkeit, Spezialisirung. In der Wirklichkeit gestaltet sich der Fortschritt so, dass der Freihandel den Hindus billigere und praktischere, englische und deutsche, zum Theil auch schon indische Fabrikwaaren in Läden anbietet. Damit kann der Handwerker dort ebenso wenig konkurriren, wie bei uns. So zerbröckeln in den grösseren, ja selbst schon in den kleineren Kulturcentren die *Djátis* mehr und mehr, oder es wird ihnen wenigstens die gewerbliche Unterlage entzogen. Und die frische Luft des freieren Wirthschaftsbetriebes fördert sicherlich den Fortschritt in materieller Tüchtigkeit und Brauchbarkeit.

Ob aber andrerseits dadurch auch der Charakter und die sittlich-geistige Entwicklung dieser Hindu-Bevölkerung unmittelbar gefördert wird, ob diese zunächst dabei ebenso viel geistig verliert, wie sie etwa materiell gewinnt, das scheint mir mehr als zweifelhaft. Es wäre aber freilich denkbar, dass sich für die verschiedenen Stände und Kulturschichten der Hindus die beiden Kulturideale, das mehr materielle der Europäer und das geistige, religiöse der Brahmanen, kombinirten. An und für sich widerspricht das nicht dem Grundgedanken des brahmanischen Systems, das stets die grossen Unterschiede der menschlichen Entwickelungsstufen anerkennt und auch verschiedenartige Kulturmittel für die Erziehung der verschiedenen Entwicklungsschichten zulässt. Möglich wäre es vielleicht, dass schon eine grössere Anzahl von handarbeitenden und gewerbtreibenden Hindus für die Demokratisirung als Erziehungsmittel reif wäre, dass sie sich auch die Vortheile der freien Konkurrenz zu Nutze machen könnten, ohne dabei gar zu viel von ihren innern Idealen zu verlieren. Möglich wäre das, wenn gleichzeitig sich das Brahmanenthum den Geist des europäischen Idealismus zur Belebung und zur innern Kräftigung, zu neuem Aufschwung und zu neuer Ausgestaltung dienen liesse. Denn in Indien wäre ausschliesslich das Brahmanenthum imstande das geistige Ideal hoch zu halten. Warum dies unsere christlichen Priester und Missionare dort nicht können und nie können werden, darüber Näheres weiter unten.

Wenn sich die hier angedeutete Entwickelung ausgestaltet — und es liegen Anzeichen genug schon dafür vor —, dann würden wir von den vier alten Ständen Indiens (*Warnas*) zwei sich reorganisiren sehen, den ersten, obersten der Brahmanen und den vierten, untersten der Shûdr.as.

Die Brahmanen werden nach wie vor Gelehrte und Beamte sein. Die Presse und die ganze litterarische, überhaupt die öffentliche Thätigkeit liegt heute schon zumeist in ihren Händen. Die meisten Regierungsämter fallen ihnen zu. Vor allem aber sollten sie mehr denn je den Geist ihrer arischen Religionsphilosophie in Indien vertreten und wach halten.

Der neue Shùdra-Stand dagegen wird sich sehr gemischt zusammensetzen. Die Klasse der heutigen Gewerbetreibenden in den grösseren Städten rekrutiren sich schon jetzt aus allen Ständen. Die Fabrikarbeiter sind fast noch verschiedenartiger zusammengewürfelt, obwohl durchweg niedreren Gesellschaftsklassen angehörig. Viele darunter sind kastenlos, d. h. zu keiner *Warna* gerechnet, wenn sie auch mit ihres Gleichen eine *Djáti* bilden mögen. Auch sind sie oft aus weit entfernten Gegenden herbeigeholt und durcheinander gemischt. Sollte sich je aus all diesen am Produktionsbetrieb Betheiligten, etwa in genossenschaftlichen Formen, ein neuer Stand (*Warna*) organisiren, so würden dies, als Arbeiterstand, die neuen Shùdras sein.

Es wird nun aber weiter an den beiden andern Ständen auch in Zukunft dort nicht fehlen.

Die neuen Krieger und Staatsmänner, die Kshatriyas, werden von selbst die Europäer sein. Ohne uns, ohne unsere Thatkraft und Regierungsfähigkeit wird Indien nie gedeihen, nie als ein selbstständiges Kulturland im Kreise der Zivilisation bestehen können. Aber andrerseits wird sich das Europäerthum in Indien auch nicht halten können, wenn es mit der Zeit sich nicht in das Kultursystem des Landes, in den Hinduismus, einfügt. Darüber wird weiter unten noch ausführlicher gesprochen.

Das wäre der zweite Stand, nun aber der Dritte, die neuen Waischyas. Diese bleiben im Wesentlichen das, was sie jetzt sind; und wie sie heute schon die Hauptmasse der Hindu-Bevölkerung bilden, so werden sie es immer thun. Von den Bewohnern Indiens sind 61 Prozent Ackerbauer und sogar 90½ Prozent wohnen im offnen Lande; nur 9½ Prozent gehören zu irgend welchen Stadtgemeinden, einschliesslich derer von kleinster Volkszahl. Diese Landbewohner lassen sich weder demokratisiren noch anders organisiren; sie sind aussichtslos konservativ. Sie leben heute unverändert wie schon vor 5000 Jahren, und sie wissen heutzutage noch nicht mehr als damals, unter welcher Regierung sie leben. Sie haben nur mit ihrem Amtmann und mit dessen *Panchâyat* zu thun, und anerkennen nur die Ueberlegenheit der Brahmanen, jetzt genau so wie »zu olims Zeiten«; und die sind ihre Regierung, heut wie damals, und sie werden es

auch immer sein. Jedem fremden, gewaltsamen Eingreifen setzen sie nur passiven Widerstand entgegen; aber geistig fügen sie sich nur dem Geiste ihrer eignen Denkungsart.

Unter dieser Landbevölkerung wird es auch immer *Djâtis* geben, und die alte Ordnung wird auch nur wenig gelockert und verändert werden. Unverwüstlich wie der Hinduismus sich durch die Jahrtausende in der Vergangenheit erwiesen hat, so wird er es auch bis in die fernste Zukunft sein. Auch seine *Warnas* sind so selbstverständlich, so naturgemäss so menschlich, dass es sie in dieser oder jener Form in Indien immer geben wird. Mag es sonst in der Welt hergehen, wie es will: die Hindus werden immer Hindus bleiben.

VI. Die Kulturleistungen der Hindus.

Wenn es sich darum handelt zu erwägen, was ein Volk für die Kultur der Menschheit leistet, so wird man zunächst daran denken, was das Volk gegenwärtig an Leistungen für die Zivilisation liefert, und man wird sich nicht damit begnügen wollen zu erwägen, was die Vorfahren des jetzigen Volkes einst geschaffen und gedacht haben. Viel eher wird man sich noch darüber klar werden wollen, was das Volk an demnächstigen oder zukünftigen Leistungen zu liefern verspricht.

In dieser Hinsicht nun scheint es mir völlig zweiffellos, dass die Hunderte von Millionen Hindus wohl imstande sein werden, bei einer modernen Ausgestaltung des indischen Wirthschaftslebens in weitgehendem Maasse auf dem Weltmarkte zu konkurriren. Die ungeheure Arbeitskraft ihrer so grossen Volkszahl hat bereits der europäische Wirthschaftsbetrieb dort vielfach zu verwerthen angefangen, und mit gutem Erfolge. Wenn man von dem Vergleiche unserer früheren Wirthschaftsepoche mit der jetzigen der Hindus Schlüsse auf die Zukunft ziehen kann, so wird man wohl vermuthen dürfen, dass man mit der Arbeitsleistung auch schon einer kleineren Elite aus dieser übergrossen Kulturbevölkerung alles sollte produziren können, was nur jemals irgend welche Kulturbedürfnisse wünschen mögen, und das überdies mit nur geringen Kosten.

Wollen wir nun über die wirthschaftliche Tüchtigkeit der Hindus allgemein urtheilen, so werden wir sagen müssen, dass es ihnen zwar nicht an der Kraft und Ausdauer zum Arbeiten mangelt, wenn sie diese in der ihnen altgewohnten Art bethätigen können; aber die Anstrengung unseres europäischen Fabrik-Reglements sagt

wenig ihrem bisherigen Wesen zu. Sie würden sich daran wohl mit der Zeit gewöhnen können; aber hoffentlich wird die Anstrengung unserer Fabrikarbeiter baldigst so erleichtert werden, dass, wenn einmal das moderne Arbeitssystem in grösserem Umfange in Indien durchgeführt wird, die Anforderungen desselben besser den natürlichen Lebens- und Arbeitsbegriffen der Hindus entsprechen werden, als es heutzutage der Fall ist.

Die Landwirthschaft der Hindus wird als ganz vortrefflich von allen kompetenten Beobachtern anerkannt. Dass jene dabei konservativ sind, entspricht nicht allein ihrem Wesen als Hindus, sondern ist der übereinstimmende Charakter aller Landbevölkerungen. Auch unsere Bauern wirthschaften sehr vielfach gerade so wie ihre Vorfahren vor Jahrhunderten; aber die Geräthe und die landwirthschaftlichen Instrumente, welche die Hindus gebrauchen, sind mindestens für die ihnen gegebenen Naturverhältnisse ebenso zweckentsprechend, wie die unserer Bauern für die ihrigen. Dabei sind die Hindus für Verbesserungen und für rationelle Neuerungen zugänglich, wenn sich diese nur wirklich den gegebenen Verhältnissen und Möglichkeiten, den Gewohnheiten und Lebensanschauungen ihrer Gemeinden anpassen. Dass übrigens im Landwirthschafts-Betrieb der Hindus dies und jenes zu verbessern ist, wird anerkannt. Es sind schon viele dahin gehende Vorschläge gemacht worden. Es ist dies das hauptsächlichste Augenmerk des betreffenden Departements der indischen Regierung. Aber ebenso wird anerkannt, dass dies sehr schwierige Fragen sind und dass man darin nicht schnell vorgehen kann. Hier darauf weiter einzugehen, würde dem Zwecke dieser Mittheilungen nicht entsprechen. Will man diese Fragen mit Nutzen erörtern, so wird man schon ein Buch darüber schreiben müssen.

Was nun ferner die einheimische Industrie betrifft, so ist ja allgemein bekannt, dass die Hindus an Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit wohl keinem Volk der Welt nachstehen. Das Geheimniss der Feinheit des indischen Kunst-Gewerbes liegt aber nicht in dem ästhetischen Sinn der Hindus, viel eher schon in ihrer fleissigen Ausarbeitung und ihrer Zeit verachtenden Sorgfalt, vor allem aber in der unglaublichen Zartheit, Biegsamkeit und Geschicklichkeit ihrer Hände. Demgemäss hat auch das Kunsthandwerk und die Ornamentik der Hindus ihre bekannte Höhe erreicht.

Die Kunst der Hindus aber, insbesondere ihre figürlichen Darstellungen, darf man nicht zu hoch anschlagen, wenn man die Anforderungen moderner Realistik an sie stellen will. Zwar finden sich einzelne Meister, die kleine menschliche Figuren (kaum über 20 cm

gross) dem alltäglichen Leben mit der grössten Naturwahrheit nachbilden. Doch soviel ich diese Naturalistik beurtheilen kann, ist sie nicht original-indischen Ursprungs, sondern unter fremdem Einflusse entstanden. So weit ich es irgend habe beobachten können, habe ich vor allem gerade die getreue Nachbildung der Natur in der indischen Kunst vermisst.

Mehr noch als dieses aber fiel mir der Mangel jeder schönen Ausgestaltung des sonst unverkennbaren Idealismus der Indier auf. Dies ist so sehr der Fall und drängt sich jedem Europäer dort so überwältigend auf, dass allgemein die Ansicht ausgesprochen wird, es gehe den Hindus all und jeder ästhetische Sinn ganz ab. Wäre das wirklich der Fall, so würde dies um so unbegreiflicher sein, als man wohl nirgends in der Welt so viele schöne Menschen findet, wie in Indien. Also an Vorbildern für ihre Kunstwerke fehlt es ihnen nicht; und überdies ist es ja doch dieselbe Menschenseele die den eignen schönen Menschenkörper bildet und als Künstler auch das Kunstwerk schafft.

Thatsächlich aber fehlt es doch den Feingebildeten unter den Hindus nicht an ästhetischem Sinne. Dieser ist nur erstens noch kaum so weit entwickelt, als der unsrige im Mittelalter war, und zweitens ist er auch noch nicht in der Darstellungskunst geschult. Als drittes Moment aber kommt hier der gewichtige Umstand in Betracht, dass fast alle Gegenstände der indischen Kunst religiöser Art sind und dass es dem Pietätsgefühl der Hindus widerspricht, an den einmal feststehenden Formen solcher religiösen Ueberlieferungen zu rütteln. Zu leugnen ist es jedenfalls nicht, dass man in ganz Indien kein einziges schönes Götterbild auftreiben kann. Die meisten zeichnen sich sogar durch abschreckende Hässlichkeit aus und malen die den Gegenständen zu Grunde liegenden Sagen in den für uns widerwärtigsten Verzerrungen aus. Noch ein viertes Moment wirkt hier dem Fortschritte der Kunst entgegen; das ist die stark ausgeprägte Vorliebe der Hindus, zu stilisiren. Sie haben nur ein geringes Bedürfniss der Natur-Nachahmung; und auch dieses ist bei ihnen hauptsächlich ein Ausfluss ihres Idealismus. Ihre phantastischen Ideen sind oft nicht nur so übertrieben, sondern mehr noch so abstrakt, dass sie doch jeder künstlerischen Darstellungskunst spotten würden. Deshalb begnügen sie sich lieber mit der sinnbildlichen Andeutung solcher Ideen, die ihrer eigenen Phantasie den freiesten Spielraum lässt.

Das hier Gesagte bezieht sich besonders auf die Bildnerei. Kann man auch im Allgemeinen von den dort vorhandenen Oel-

gemälden nicht viel Besseres sagen, so sei doch erwähnt, dass ich hierin ausnahmsweise einmal Schönes gesehen habe; nur die Kunst-Technik bei diesen Bildern liess zu wünschen übrig. Was aber im Volke an Bildern verbreitet ist, sind ausnahmslos für uns abschreckende Missgestalten.

Schon Günstigeres ist dagegen von der indischen Architektur zu berichten.

Dabei mag es fraglich sein, ob man den Baustil der Dravidas in Süd-Indien hier anführen darf, wenn es sich um die arische Kultur der Hindus handelt. Die Dravidas sind wohl Hindus, aber keine Arier. Da indessen die Dravidas doch wohl jedenfalls erst durch die Arier zur Kultur erzogen worden sind, indem sie zu Hindus gemacht wurden, so mag man wohl auch ihren Baustil als Erzeugniss arischer Kultur bezeichnen, nur gefärbt eben durch die Eigenart der fremden Menschenrasse.

Es ist merkwürdig, wie sich diese Kunst Süd-Indiens von der des nördlichen Aryawarta ähnlich unterscheidet, wie die Süd-Europas von der unserigen. So sieht z. B. die Gesammt-Anlage der verschiedenen grossen und kleinen Tempelbauten auf dem freistehenden Felsen bei Trichinopolis aus einiger Entfernung der Akropolis bei Athen sehr ähnlich; es fehlt dabei sogar nicht das Ebenbild des graziösen Tempels der Athene Nike. Auch haben die Dravidas es verstanden, grosse überdeckte Hallen und lange Gallerien auf hohen Säulen und Pfeilern herzustellen; und sie haben diese auch mit reichem Schmuck von Statuen und Kariatiden ausgestattet. Wenn man von der primitiven, oft gar fratzenhaften Bildnerei absieht, so kann man sich in solchem Tempel, wie dem grossen in Madura, fast einbilden, in Italien zu sein. Manches dort erinnert an die spätere Renaissance. Die Bildnerei dabei übertrifft aber an Barockheit noch sehr weit unsere schlimmste Rokkokozeit.

In jenem massiven Dravida-Stil sind fast alle Tempel in Süd-Indien gebaut; ein solcher aber findet sich auch in Bindraban (richtiger Vrindâvana), der Geburtsstätte des Gottmenschen Krishna. Eben dort sieht man jedoch auch einen anderen Tempel, der vielleicht gleichfalls dravidischen Ursprunges sein könnte, der aber vollkommen den Eindruck macht, wie wenn man eine grosse Halle im Renaissancestil vor sich hätte. Diese Vergleiche beziehen sich selbstverständlich nicht anf Einzelheiten, sondern nur auf den ganz allgemeinen Gesammteindruck. Die bildnerische Ausstattung ist nicht nur stets grotesk und sehr steif stilisirt, sondern stösst auch ab durch ihre abstumpfende Wiederholung.

Im Gegensatz zu diesen Kunstleistungen wird man als den eigentlichen arischen Baustil der Hindus jene Art des Tempelbaus betrachten können, wie man sie im ganzen Hindostàn gleichmässig widerkehren sieht. Von den etwa 1500 Tempeln in Benares prägen bei weitem die meisten diesen Stil aus. Erinnert die Baukunst in Süd-Indien an die griechische und die romanische Kunst, so ist in diesem eigentlichen Hindustil die Geistes-Verwandschaft mit dem germanischen Charakter unverkennbar. Dieser Stil ist einfach unsere Gothik in das Indische übersetzt. Er prägt dasselbe unersättliche idealistische Hochstreben aus. In beiden Stilen wollen die unendlich vielen kleineren Spitzen und Thürmchen alle zum Himmel hinauf; und sie gruppiren sich dabei alle zu der grossen Hauptspitze, zu dem Thurme, durch den, gleichsam wie ein Gebet in Stein, das Sehnen der Menschenseele nach dem Göttlichen zum Himmel steigt. In beiden Baustilen drückt sich eine überschwängliche Romantik aus.

Mit diesem allem soll natürlich nicht gesagt sein, dass, vom Standpunkt unserer Aesthetik beurtheilt, die indische Architektur sich mit der europäischen messen könne. Aber man müsste schon über einseitige Gelehrsamkeit den Blick für alles Allgemeine verloren haben, wollte man nicht solche verhältnissmässigen Aehnlichkeiten zwischen den beiden Architekturen anerkennen.

Im Gegensatze zu dem eben Gesagten dürfen hier einige Bemerkungen über die Musik der Indier nicht fehlen. Man hat mehrfach engere Beziehungen der Architektur zur Musik nachweisen wollen. Während aber die Baustile der Hindus doch einige Aehnlichkeit mit den unsrigen haben, ist dies keineswegs bei ihrer Musik der Fall.

Keine der Kunstleistungen der Hindus sind jemals so stark und so fast einstimmig von den Europäern verurtheilt worden, wie ihre musikalischen; und doch schätzen die Hindus selbst ihre Musik am höchsten. Es ist auch wohl von allen Künsten die Musik die geistigste, und eben deshalb ist sie auch den Hindus wohl besonders lieb. Ich bestreite durchaus das gewöhnliche Urtheil, dass der Hindu unmusikalisch sei. Im Gegentheil, wie der Hindu ganz Religion ist, so ist er auch ganz Musik. Wie aber wenig Europäer der indischen Musik irgend welchen Geschmak abgewinnen können, so ist auch dem Hindu all unsere vielstimmige Musik ein unangenehmer Lärm.

Worin liegt diese sonderbare Erscheinung begründet?

Unsere »diatonische« Musik ist wohl nicht allgemein menschlich, sondern nur der Ausdruck unseres eigenen Rassencharakters. Wir haben nur zwölf halbe Töne in der Oktave, der Araber unterscheidet

17 Dritteltöne und der Hindu 22 Vierteltöne in einer Oktave. Wenn nun diese fremden Musiken Harmonien bilden wollten, so würden diese unrein werden, wenn sie nicht die reinen Intervalle der Quinte, Quarte, Terz u. s. w. brächten. Dass sie reine Akkorde bilden, ist nicht ausgeschlossen. Sie legen es aber auf Mehrstimmigkeit nicht an, weil ihnen dabei die Feinheit ihrer einen Melodie verloren gehen würde; und diese eben bilden sie durch ihre feinen Mitteltöne aus. Dabei beschränken sich jedoch ihre Gesänge nur auf kurze Strophen oder »Motive«, die sie in ganz unermüdlicher Wiederholung singen oder spielen können. Dazu genügt ihnen als Begleitung die leise Angabe des Grundtones mit der Quinte oder Quarte.

Auch diese Kunst ist primitiv, von unserem Standpunkte betrachtet. Sie hat jedoch auf mich den Eindruck gemacht, als ob das musikalische Ohr der Hindus, eben so wie ihre Gefühlsempfindung, feiner besaitet sei, als unsres. Sie vermögen die übergrosse Anzahl ihrer volksthümlichen Melodien oder Motive mit der grössten Sicherheit zu unterscheiden; und mit jedem solchen Motiv verbindet jeder Hindu eine ganz vollständig feststehende Idee, eine ganz bestimmt ausgeprägte Stimmung, ja sogar eine ganz genaue Tagesstunde. Jeden, der diese Einzelheiten nicht genau zu unterscheiden vermag, der die Ideen oder Stimmungen, die ein derartiges Motiv ausdrückt, verwechseln oder ein Motiv zu einer unrichtigen Tageszeit anstimmen würde, den halten die Hindus für vollständig unmusikalisch, für gefühlsroh und barbarisch — deshalb insbesondere all uns unglücklichen Europäer.

Dass unsere Musik nun ihnen grob und wirr vorkommen muss, wird danach schon begreiflich sein. Sicher ist, dass sie eine gleiche Intensität des musikalischen Entzückens mit sehr viel geringeren Kraft- und Ton-Aufwande erzielen, als wir Europäer. Und auch uns klingen all ihre Motive überaus fein und zart, wenn auch recht melancholisch.

Als Korrollarium zur Musik sei hier auch noch mit einem kurzen Worte der Tanzkunst gedacht. Wer hätte nicht schon in Europa von den »Bajaderen« gehört? Und wer wäre wohl nach Indien gereist und nicht enttäuscht gewesen, wenn er sie gesehen?!

Das Wort ist wieder portugiesischen Ursprunges ebenso wie »Kaste«. Die Hindus nennen diese Frauen »*Naotsch*«.[1]) Es giebt deren zwei *Djátis*, oder vielleicht Klassen von *Djátis;* die eine Art dient den Tempeln, die andere übt ihr Gewerbe für sich selber aus. Der meistens sehr einträgliche Erwerb dieser Frauen besteht darin,

[1]) Das Wort ist auszusprechen wie Nortsch mit nur schwach gesprochenem r.

dass sie öffentlich bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten singen und tanzen. Ihr Tanz ist aber nur ein sehr langweiliges Hin- und Hertrippeln oder -Wackeln von einem Beine auf das andere. Dabei sind sie mit einer solchen Fülle von Kleidungstücken beschwert, dass sie sich schon deshalb unter dieser Last nur schlecht bewegen könnten, überdies bei tropischer Hitze.

Eine solche »Unterhaltung« ist ganz unbeschreiblich ermüdend. Wohl ausnahmsweise findet sich einmal unter diesen *Naotsch*-Mädchen eine, die noch jung und hübsch ist; die meisten, die ich sah, waren weder das eine noch das andere. Auffallend ist bei solcher Vorstellung in Indien nur, dass man in vornehmen Privathause unter der grossen Gesellschaft vieler Männer ein erwachsenes Frauenzimmer sieht, die überdies auch schmuck gekleidet ist. Dies Auftreten in solcher Oeffentlichkeit ist allein schon nach Begriffen der Hindus so gut wie Prostitution.

Wenn nun einmal von der Kunst der Hindus hier die Rede ist, so muss die Dichtkunst wenigstens erwähnt werden. Darüber viel zu sagen, ist wohl unnöthig. In Deutschland hat ja heute jeder Gebildete einigen Begriff, nicht nur von dem philosophischen Gehalte der ganz unerschöpflichen Sanskrit-Litteratur, sondern auch von dem künstlerischen Werthe ihrer Dichtungswerke. Die grandiosen Epen des »*Mahàbhàrata*« und des »*Ràmàyana*« sind wohl Jedem wenigstens dem Haupt-Inhalte nach bekannt; und Dramen wie »Shakùntalà« und wie »Urwashì haben Viele schon auf unseren Bühnen gesehen. Wer aber sich selbst kein Urtheil über den Kunstwerth dieser und ähnlicher indischer Dichtungen zutraut, der lese nach, was Goethe dazu sagt:

> »Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
> Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
> Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
> Nenn' ich, Shakúntalá, dich, und dann ist Alles gesagt.«

Einzelne Proben der dichterischen Leistungen der Hindus seit den frühesten Anfängen ihrer Litteratur vor Jahrtausenden hier mitzutheilen, müssen wir uns leider versagen. Es ist unmöglich, eine knappe Auswahl aus diesem reichen Schatze zu treffen, und selbst die könnte kein richtiges Bild geben. Es ist ja aber auch genug von dieser Sanskrit-Litteratur ins Deutsche übersetzt, von dem uralten *Rig-Weda* angefangen bis hinab zu Werken, die nicht so viele Jahrhunderte alt sind, wie jener älteste Theil der heiligen Weden Jahrtausende bestanden hat, und die auch nicht gerade immer so viele ungezählte Menschenseelen begeistert haben wie dieser. Nur das

sollte hier noch gesagt werden, dass der Hintergrund aller Dichtungen der Sanskrit-Litteratur religiös oder patriotisch ist.

In dieser Hinsicht scheint jetzt eine neue vierte Epoche der Verwerthung der Sanskrit-Litteratur für uns anzubrechen oder sich mehr und mehr auszugestalten. Als Merkmal der ersten Epoche kann man wohl die künstlerische Freude über die Auffindung von Dichtungen, wie die des Kálidása oder die beiden grossen Sanskrit-Epen, bezeichnen; als das der zweiten das grammatikalische Interesse am Sanskrit, welches durch Bopp's vergleichende Sprachwissenschaft eingeleitet wurde; als das der dritten die Kulturforschung, welche Max Müller mit seiner Ausgabe des Rig-Weda eröffnete. Das Merkmal der vierten Periode unseres Studiums der Sanskrit-Litteratur konzentrirt sich aber auf deren religionsphilosophischen Gehalt, auf die Upanischaden, die *Brahma-Sútras* und sonstige Vers-Zusammenstellungen, in denen das *Wedánta*-System enthalten ist. Der gegenwärtige Vorkämpfer und Haupt-Vertreter dieser Forschungsrichtung ist Paul Deussen, Professor in Kiel. Man könnte diese Geistesarbeit eine Renaissance der klassischen Philosophie aller grossen Kulturvölker aller Zeitalter nennen. Auch Max Müller's neuere Arbeiten, wie seine »*Gifford Lectures*« und seine »Vorlesungen« über den Vedánta«, bewegen sich in eben dieser Richtung.

Im Lichte dieser Geistesarbeit und in ihrer folgerichtigen Durchführung gewinnen dann auch wieder andere köstliche Perlen der Sanskrit-Dichtung frischen Glanz und erhöhten Werth; so besonders jene wunderbar tiefgedachte Episode aus dem *Mahábhárata*, die schon unsere grossen Romantiker wie Wilhelm Schlegel so begeisterte, die *Bhagavad Gítá*. Mag wohl Manches darin auf den ersten Blick uns heut noch wunderlich erscheinen, mehr und mehr erkennt man doch, wie dieses dichterische Zwiegespräch mit der Gottheit gleichsam die letzte Errungenschaft auch unserer eigenen Philosophie und Religiosität darstellt.

Beiläufig muss hier auch noch erwähnt werden, dass alle bedeutenden Volkssprachen der Hindus gleichfalls eine mehr oder weniger grosse Litteratur aufzuweisen haben. Auch diese ist ihrem Inhalte nach zum Theil sehr bedeutend. So sind einige der besten und ausführlichsten Werke der Wedánta-Philosophie in Tamil geschrieben. In derselben Sprache dichtete auch Tiruvalluvar seinen «*Kural*« und andere Vers-Sammlungen im Stil von Rückert's »Weisheit des Brahmen.« Einige derselben liegen schon seit Jahrzehnten in guter deutscher Uebersetzung vor.

Was von der Litteratur der indischen Volkssprachen niedergeschrieben ist, bezieht sich wohl meistens auf Philosophie und Wissenschaften. Aber Volksdichtungen giebt es überall in Indien; und während alle Sanskrit-Dichtung einen ernsten oder würdigen, hochfliegenden Charakter trägt, bewegen manche dieser neuern Volkslieder sich offenbar auf niedrer Ebene in leichterem Schwunge.

Etwas näher, als auf die Dichtkunst der Hindus, müssen wir auf ihre Wissenschaften eingehen und versuchen, davon wenigstens ein Beispiel in einer uns Europäern mundgerechten Weise zu veranschaulichen.

In dem weiten Gebiete dessen, was wir »Wissenschaft und Kunst« nennen, einschliesslich der verschiedenen Zweige unserer Technik, unterscheiden die Hindus 14 Wissenschaften und 64 Künste und Kunstfertigkeiten. Zu den letzteren (*Shilpas*) gehören vorzugsweise Gesang, Instrumental-Musik, Malerei, Dichtkunst, Architektur, Tanzkunst und Gymnastik, aber auch einiges, was unsern Wissenschaften entsprechen würde, wie Chemie, Mineralogie und anderes. Unter den Wissenschaften sind vor allen die 6 *Vedángas* zu nennen; das sind 1. *Kalpa* oder Ritual-Lehre; 2. *Shikscha* oder Sprachbildung; 3. *Tschandas* oder Metronomie; 4. *Nirukta* oder Etymologie (schwieriger wedischer Worte); 5. *Vyákarana* oder Grammatik; und 6. *Iyotischa* oder Astronomie, einschliesslich der ganzen Arithmetik und Mathematik. — Sodann gehört zu den Wissenschaften die Kenntniss der Wedischen Lehren, ferner der Gesetzbücher, der zwei grossen National-Epen, der 18 grossen und 18 kleinen Puranen und vieler anderer Legenden-Traditionen und moralischer Lehrschriften.

Die Hindus sind nicht wenig stolz auf diese alten Kulturleistungen ihres Volkes; und sie haben auch guten Grund sich vieler derselben zu rühmen, wenn auch nur in der Seele ihrer Vorfahren. Denn die jüngeren und letzten Generationen haben wohl auf diesem Gebiete nicht viel Einheimisches mehr geleistet, was nennenswerth wäre; sie haben sich mehr den Arbeitswegen und -Methoden der europäischen Wissenschaften in Indien angeschlossen. Wohl aber soll man ihnen die Verdienste und Errungenschaften der alten Indo-Arier nicht schmälern. Und dabei handelt es sich auch nicht etwa allein um deren tiefe philosophische Erkenntniss oder um deren praktische Organisation ihrer Dorfgemeinden und dergl., sondern thatsächlich um wissenschaftliche Leistungen.

Schon das Sanskrit-Alphabet ist unbestritten die vollendetste, unübertreffliche Leistung seiner Art; und das Gleiche kann man auch von der fein durchgearbeiteten Ausgestaltung ihrer ganzen Sprache sagen, die sich daraus aufbaut. Man wird ihnen gerne die poetische

Licenz zu gute halten, dass sie die Sprache als ihnen von den Göttern gegeben ansehen. So bezeichnen sie auch die sehr schöne Sanskrit-Schrift als Götterschrift (*Dewanágarí*); und mit fast religiösem Eifer betrachten die Brahmanen sich als die bevorzugten Träger, Hüter und Erklärer dieser geheiligten Sprache und Schrift.

Ebenso ist ihre Logik, wenn der unseren auch ihrem Systeme nach fremd, doch immerhin ein Muster von Scharfsinnigkeit. Nicht weniger erfolgreich waren sie zugleich im praktischen Beobachten und auch im Rechnen.

Die alten Indo-Arier sind es, die das Dezimal-System erfanden (im Gegensatze zu dem Duodezimal-System der Babylonier und Chaldäer); und sie haben es auf dieser Grundlage schon frühzeitig sehr weit gebracht, als von unseren Vorfahren noch garnicht in der Welt die Rede sein konnte. Besonders in der Algebra, Mathematik und Astronomie machten sie grosse Fortschritte.

Schon im *Aitareya-Bráhmana* des Rig-Weda[1]) finden sich die folgenden Verse, welche mindestens darauf schliessen lassen, dass die alten Indo-Arier eine Umdrehung der Erdkugel vermutheten, wenn nicht gar, wie man behauptet hat, den heliozentrischen Standpunkt einnahmen, also die Sonne, nicht die Erde, als den Mittelpunkt unseres Systems betrachteten. Diese jedenfalls sehr merkwürdige Stelle, die mindestens 3000 Jahre alt ist, lautet:

> »Die Sonne geht weder unter, noch geht sie auf. Wenn die Leute sich vorstellen, dass die Sonne untergeht, so wechselt doch nur ihre Stellung *(wiparyasyate)*, nachdem das Ende des Tages erreicht ist; und es wird für uns unten Nacht und Tag für das, was auf der anderen Seite ist. Ebenso wenn die Leute sich vorstellen, dass sie morgens aufgeht, so wechselt nur ihre Stellung, nachdem das Ende der Nacht erreicht ist; und es wird Tag hier unten und Nacht für das, was auf der anderen Seite ist. In Wirklichkeit geht sie niemals unter. Wer da weiss, dass die Sonne niemals untergeht, geniesst eine geistige Verbindung mit ihr und eine Wesens-Verwandtschaft und lebt in ihrer Sphäre.«

Der Hindu-Astronom Árya-bhatta, der nach Colebrooke etwa im 5ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung lebte, soll bereits die täglichen Umdrehungen der Erde um ihre Axe behauptet, die wahren Ursachen der Mond- und Sonnen-Finsternisse gekannt und das Vorrücken der Solsticial- und Aequiñoktial-Punkte behauptet haben. — Der Astronom und Mathematiker Bhâskara, der ungefähr im 12ten Jahrhundert lebte, soll schon eine Vorstellung vom Gesetz der

---

[1]) In Haug's Ausgabe **III**, V. 44 pg. 242. Vergl. dazu auch **V**, IV. 23 pg. 359, welche Stelle auf eine Kugelgestalt der Erde schliessen lässt. Der heliozentrische Standpunkt der alten Arier scheint mir aber fraglich zu sein.

Gravitation gehabt haben; und schon viel früher vermutheten die Hindu-Gelehrten den Einfluss des Mondes auf Fluth und Ebbe [1]).

Vom Standpunkte unserer modernen Kultur aus sehen freilich die meisten Europäer, wie auf Alles bei den Hindus, so auch auf ihre Wissenschaften in mitleidigem Hochmuthe hinab, weil mit denselben soviel »Aberglauben« verknüpft sei. Ich will mich auf den alten Streit nicht einlassen, ob nicht fast alle unsere Wissenschaften nur aus solchem sogenannten »Aberglauben« erwachsen sind, und ob sich nicht mit der Zeit noch gerade von dem »Aberglauben« der Hindus Vieles, in moderne europäische Anschauungsweise übertragen, als werthvoll und stichhaltig erweisen könnte. Warnt doch auch schon Kant: »Man soll nicht Alles glauben, was die Leute sagen; aber man soll auch nicht glauben, dass sie es ohne Grund sagen.«

Jedenfalls haben die Hindus in ihrer Geistesentwickelung mancherlei Vorzüge vor uns gehabt. So sind sie unter anderen stets von einem Nachtheil wenigstens frei geblieben, der unsere eigene Wissenschaft noch bis vor Kurzem in erdrückenden Banden gehalten hat; das ist der zeitliche Gesichtskreis unserer Weltgeschichte.

Unseren orthodoxen Bibelgläubigen hat Gott die Welt vor noch nicht ganz 6000 Jahren erschaffen; und ausserhalb Deutschlands und Frankreichs muss man noch sehr vorsichtig damit sein, in öffentlichen Aussprüchen an dieser Anschauung zu zweifeln und zu rütteln; man wird sonst von der sogenannten »guten Gesellschaft« gerade so exkommunicirt, wie von irgend einer indischen »Kaste«, wenn man sich deren Lebensanschauungen und Gewohnheiten widersetzt. Die Hindus aber rechneten stets mit Zeitbegriffen, die ins Grosse wie ins Kleine gehend, selbst den Anforderungen unserer neuesten europäischen Naturwissenschaften vollständig genügen würden.

Die Zeitrechnung der Hindus ist wissenschaftlich in den Werken ihrer Astronomie ausgeführt [2]). Dies sind die *Siddhántas* von denen es fünf [3]) giebt, das *Súrya, Paulisha, Romaka, Wáshischtha* und *Brâhma Siddhánta.* Von diesen ist bisher nur das *Súrya Siddhánta* übersetzt. *Súrya* heisst die Sonne; und dieses *Siddhânta* betrifft auch

[1]) Vergl. hierzu Prof. Monier-Williams: Indian Wisdom, London 1875, pg. 190.

[2]) Auch in ihrem Gesetzbuche des Manu, Kap. I, §§ 64–73. Diese Berechnungen sind früher vielfach missverstanden worden; eine richtige Auffassung findet sich jedoch schon u. a. in J. J. Wagners »Ideen zu einer allgem. Mythologie der alten Welt« Frankfurt a/M. 1808. S. 133 ff.

[3]) Andere Autoritäten führen 9 Siddhántas auf, unter denen 7 andere ausser dem Súrya und Brâhma Siddhánta.

insbesondere die Astronomie unseres Sonnensystems. Es zerfällt in 14 Kapitel: 1. Berechnung der mittleren Stellungen; 2. Berechnung der scheinbaren Stellungen; 3. Richtung, Zeit und Ort; 4. Mondfinsternisse; 5. Sonnenfinsternisse; 6. Theorie der Finsternisse; 7. Stellung der Planeten zu einander; 8. Stellung der Sterne und Planeten zu einander; 9. Auf- und Untergang von Sonne und Planeten; 10. Mond-Theorie; 11. Theorie der Knoten; 12. Das Sonnensystem; 13. Astro-Theologie; und 14. Die Philosophie der Zeit.

Dass alles Dasein periodisch ist, scheinen die Hindus immer gewusst zu haben. Dass das absolute, abstrakte Sein, das Wesen alles Daseins, an sich zeitlos ist, dass mithin der Begriff der Zeit nur der Erscheinungswelt angehört, diese Erkenntniss Kants hat den Hindus nie gefehlt. Jedes Weltsystem hat, da es in der Entwickelung begriffen ist, einen Anfang und ein Ende, aber damit nicht das Dasein überhaupt. Endlos wie der Raum, ist auch die Zahl der Weltsysteme, und endlos wie die Zeit (alles Daseins überhaupt) ist auch die aufeinander folgende Reihe der Weltsysteme. Unser Weltall hatte einen Anfang und wird ein Ende haben, aber wo es ist, war vor ihm eine endlose Reihe anderer und wird nach ihm eine endlose Reihe anderer solcher Welten sein. Diese Erkenntniss liegt, wenn auch nicht so knapp ausgesprochen, aller indischen Zeitrechnung zu Grunde.

Die Indier kennen daher selbstverständlich keinen absoluten Anfang ihrer Zeitrechnung, sondern rechnen nur nach Perioden, nach Kreisläufen oder Cyklen, und für dieselben dienen ihnen in erster Linie die Umdrehungen und Umläufe der Himmelskörper, in zweiter Linie die Entwickelungs-Perioden des Lebens auf der Erde, insbesondere die der Menschheit, oder vielmehr der verschiedenen Menschengeschlechter; denn nach Ueberlieferung der Hindus hat es auf der Erde schon vor unserem jetzigen Geschlechte andere gegeben, zu deren Zeiten auch die Erdtheile und Meere anders gestaltet waren.

Beginnen wir für die Veranschaulichung dieser Zeitrechnung in Cyklen damit, dass wir aus der Mitte eine solche Periode herausgreifen, also die unseres gegenwärtigen Menschengeschlechtes. Diese umfasst 4 320 000 Jahre. Die Hindus theilen diese Periode in 4 Zeitalter ein, deren Dauer sich wie 4 : 3 : 2 : 1 verhalten.

Satya yuga	= 1 728 000	Jahre
Tretá yuga	= 1 296 000	»
Dwápara yuga	= 864 000	»
Kali yuga	= 432 000	»
Mahá yuga	= 4 320 000	Jahre.

Wir befinden uns gegenwärtig im Anfange des *Kali Yuga*. Die Hindus schreiben vom April 1898 bis zum April 1899 gerade das Jahr 5000 des *Kali Yuga*.

Diesen 4 Zeitaltern (*Yugas*) entsprechen übrigens Begriffe auch bei uns. *Satya* heisst das wahre, es wird auch *Krita*, das vollkommene genannt, wir würden »goldenes Zeitalter« nach Maassgabe des Propheten Daniel (II, 27—43) oder nach Ovid's »Metamorphosen« (I, 89 ff »die Weltalter«) sagen. *Tretá*, welches das Dritte vor dem jetzigen und dreimal so lang war, ist das »silberne Zeitalter«. *Dwápera* heisst das »dämmerige« und *Kali* das »dunkle« oder »schwarze«. *Mahá yuga* ist das »grosse Zeitalter«; statt dessen wird auch *Tschaturyugi* gesagt, die »vier Zeitalter«.

Während übrigens die kirchliche Weltanschauung bei uns nur ungefähr mit dem *Kali Yuga* der Indier beginnt, treffen einige Berechnungen unserer Geologen schon mit den früheren Abschnitten der Hindus zusammen. So haben einige die Eiszeit auf etwa 850 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung angesetzt. Der Anfang des *Dwápara Yuga* ist jetzt 869 000 Jahre her.

Nachdem wir so einen festen Punkt in der Zeitrechnung der Hindus gewonnen haben, sei hier das ganze System ihrer Zeitmessung angegeben von den kleinsten Einheiten bis zur grössten Periode, die das Dasein eines Weltalles umfasst. Dabei ist es unvermeidlich, zunächst die indischen Namen und Bezeichnungen beizubehalten.

	1 *Truti*	= $\frac{1}{33750}$	Sekunde,	
100 *Trutis*	= 1 *Tatpara*	= $\frac{2}{675}$	«	
30 *Tatpara*	= 1 *Nimesha*	= $\frac{4}{45}$	«	
18 *Nimeshas*	= 1 *Kāschthā*	= $1\frac{3}{5}$	«	
30 *Kāschthā*	= 1 *Kalā*	= 48	Sekunden,	
30 *Kalās*	= 1 *Dānda* oder *Ghatikā*	= 24	Minuten,	
2 *Dāndas*	= 1 *Muhūrta* oder *Kschānā*	= 48	«	
30 *Muhūrtas*	= 1 *Wara* oder *Diwasha*	= 24	Stunden,	
30 *Diwasha*	= 1 Monat = Tag u. Nacht der *Pitris* (Geister d. Väter),			
12 Monate	= 1 *Watsara*, Jahr[1]) = Nacht der *Dewas* (Götter),			

[1]) Unser Jahr umfasst 365 *Diwashas*, 15 *Dándas*, 11 *Kalás* und 14 *Kàschthás*. Die Hindus unterscheiden drei verschiedene Monate, den bürgerlichen, *sáwana*, den Mondmonat von 30 Mondtagen, *tithi*, und den Sonnenmonat, *saura*, der bestimmt wird durch die Dauer des scheinbaren Sonnenlaufes durch je eines der 12 Sternbilder des Thierkreises. Die alte oder gar älteste Eintheilung des Sonnen-Jahres bei den Hindus ist die in 12 Mondmonate und folglich in 360 *Tithis;* alle 5 Jahre schieben sie einen Schaltmonat ein. Wie bei ihnen jeder Monat 30 Mond-Umläufe (Tage) zählt, so auch

360 Jahre = 1 Dewajahr = Tag eines Menschengeschlechts,
12 Dewajahre = 1 Cyklus = 4320 Kalenderjahre,
1000 Cyklen = 1 *Mahâyuga* = Leben eines Menschengeschlechtes,
1000 *Mahâyugas* = 1 *Kalpa* = Leben eines Planetensystems
360 Tage und oder 1 Tag Gottes (*Brahmâ*),
360 Nächte Brahmâs dem eine gleich lange Nacht folgt,
720 *Kalpas* = 1 *Daiwayuga* = 1 Jahr Gottes (*Brahmâ*)
100 *Daiwayugas* = *Mahâkalpa* = Dasein eines Weltalles oder der Manifestation eines persönlichen Gottes (*Brahmâ*), zugleich ein Augenblick (*Nimesha*) für das absolute Sein (*Brahman*[1]), dem im Dasein die unendliche Zeit entspricht.

Allen diesen Perioden sollen, wie in Indien behauptet wird, astronomische Thatsachen entsprechen, so sollen am Anfang jedes neuen Mahâguya die sämmtlichen Planeten wieder an dem gleichen Orte stehen, wie bei jedem anderen, und das Ende eines Kalpa soll dessen Anfange gleichen. Auch wird ja behauptet, dass die alten Sanskrit-Astronomen schon den heliozentrischen Standpunkt eingenommen, die Sonne, nicht die Erde, als Mittelpunkt unseres Systems betrachtet hätten, wofür schon oben einige Stellen aus dem Rig-Weda angeführt wurden.

Auf den ersten Anblick macht diese Zeiteintheilung der Hindus den Eindruck, als ob sie eine rein willkürliche Schematisirung sei und als ob ihr garkeine Beobachtungen zu Grunde liegen würden. Bei näherer Betrachtung wird man aber doch wohl finden, dass diese Vermuthung nicht zutrifft.

Es wäre schon nicht schwer, Perioden von 360 Jahren im Leben der Menscheit nachzuweisen; und der Ablauf des ersten Cyklus von 4320 Jahren des *Kali-Yuga* um das Jahr 1220 war nicht allein für Indien die schwere Zeit des Hereinbrechens der Mohammedaner über ihr arisches Land, auch für Europa war es die Mitte einer besonders schweren Zeitepoche. Dabei dürfen diese Cyklen keineswegs als auf ein einziges Jahr zugespitzt betrachtet werden; zwischen je zwei solchen Kreisläufen liegt stets eine Uebergangs-Periode. So erklärt es sich auch, dass eigentlich die Zahl 360, und nicht 432, dieser indischen Zeiteintheilung zu Grunde liegt, obwohl ein vollständiger Cyklus 4320 Jahre, ein Kali-Yuga 432 000 Jahre und ein

der Tag 30 Stunden, u. s. w. — Uebrigens theilen die Hindus auch den Kreis in 360 Grade, und zwar der ganze Kreis (*bhagana*) in 12 Zeichen (*râshi*) jedes derselben in 30 Grade (*bhâga*) zu je 30 Minuten (*kalâ*) zu je 30 Sekunden (*wikalâ*).

[1]) *Brahman* (Neutrum) ist das absolute Wesen, *Brahmâ* (Maskulinum) dagegen nur dessen persönliche Manifestation als Gottheit eines Weltalls.

Mahà-Yuga 4 320 000 Jahre umfasst. Den Anfang und das Ende dieser Periode bilden nämlich Uebergangs- oder »Dämmerungs«-Zeiten, die je ein Zehntel der Hauptperiode betragen. Solche Zeit der Morgen- oder »Anfangs-Dämmerung« heisst das *Adi-Sandhyá*, die der Abend- oder »End-Dämmerung« das *Anta-Sandhyá*, Diese kleineren und grösseren Zeitperioden setzen sich also folgendermaassen zusammen:

	Cyklus	Kali-Yuga
Adi-Sandhya:	360 Jahre	36 000 Jahre
Haupt-Periode:	3600 «	360 000 «
Anta-Sandhya:	360 «	36 000 «
	4320 Jahre	432 000 Jahre.

Gerade da, wo diese indische Zeitrechnung am meisten wie eine blos oberflächliche Multiplikation aussieht, ist sie es am wenigsten. Wir haben schon gesehen, wie aus den 4320 Jahren die 432 000 und aus diesen wieder die 4 320 000 werden. Noch sehr viel komplizirter ist die Entstehung des *Kalpa* aus 1000 solchen *Mahâyugas*. Diese Berechnung baut sich folgendermaassen auf:

Jedes *Kalpa* von 4320 Millionen Jahren wird aus 14 *Manwantaras* gebildet, von denen jede etwa 308 1/2 Millionen Jahre dauert. [1]) Jeder dieser Zeitabschnitte umfasst eine ganze Lebensperiode unseres Planeten. Eine davon nahm die Entwickelung der Erdkugel bis zur Tauglichkeit für Lebenskeime in Anspruch, die zweite entwickelte Pflanzen und Thiere und von der dritten an hat sich die Menschheit auf unserem Planeten ausgebildet. — Jedes *Manwantara* umfasst wieder 71 *Mahâyugas* oder annähernd ebenso viele verschiedene Menschengeschlechter, die aber doch zusammen wieder ein Ganzes bilden, die Evolution einer vollendeten gottmenschlichen Wesensform[2]). Nach jedem *Mahâyuga*, in dem eine Evolution stattgefunden hat, brechen grosse Kataklysmen über die Menschheit herein, die mit gründlichen Umwälzungen der Erdoberfläche jedesmal sehr grosse Theile der dann lebenden Menschheit, niemals aber die ganze vernichten. Diese Erdrevolutionen sollen nur theilweise, wenn auch meistens, vulkanischer Art sein, nach der Hindu-Ueberlieferung aber 7 Mal durch Wasser geschehen, einerlei, wodurch das Wasser zum Ueberfluthen des Landes gebracht wird. Nur am Ende des

[1]) Das Sanskrit-Wort *Manwantara* ist gebildet aus *Manu* (Mann, Mensch) und *antara* (der zweite, andere) und bezeichnet also das jedesmalige Werden einer neuen, ganz anderen menschlichen Lebensform.

[2]) Die Zahl der Menschengeschlechter ist nicht so gross wie die der Mahâyugas, weil während einiger der letzteren eine Ruhepause eintritt und die Evolution zeitweilig ganz aussetzt.

71sten *Mahâyuga*, heisst es, soll die Menschheit durch Wind oder Luft vergehen. Das bedeutet offenbar nur, dass sie vollständig verschwindet; und zwar bleibt für solches Absterben die Extra-Zeit von 864 000 Jahren übrig, welche das *Anta-Sandhyâ* jedes *Manwantara* ausmacht. Ebenso wie jeder Cyklus und jedes *Yuga*, so haben auch jedes *Manwantara* und jedes *Kalpa* ihre Anfangs- und End-Dämmerung; und zwar beläuft sich jede derselben auf das Doppelte der *Kaliyuga*-Periode: 432 000 × 2 = 864 000 Jahre. Da nun aber stets das *Anta-Sandhyâ* der letzten Periode mit dem *Adi-Sandhyâ* der nächsten zusammenstösst, so beträgt die ganze Uebergangszeit zwischen je zwei solchen Abschnitten den Zeitraum eines *Satya-Yuga* = 1 728 000 Jahre.

Es setzt sich also je ein *Manwantara* zusammen aus:

1	*Adi-Sandhyâ*	= 864,000	
71	*Mahâyugas*	= 306.720,000	
1	*Anta-Sandhyâ*	= 864,000	
	Manwantara	= 308.448,000;	und ferner bilden
1	*Adi-Sandhyâ*	= 864.000	
14	*Manwantaras*	= 4,318.272,000	
1	*Anta-Sandhyâ*	= 864,000	
	ein *Kalpa*	= 4,320.000,000	

Die Hindus sind sich nun aber nicht allein darüber klar, in welchem Jahre wir uns gegenwärtig, 1898—99, innerhalb des laufenden *Mahâyuga* befinden, im Jahre 5000 des Kaliyuga, sondern sie wissen auch das wievielste *Mahâyuga* dieses in dem laufenden *Kalpa* ist. Es ist nämlich das 28ste des 7ten *Manwantara*. Man schreibt daher in der Rechnung des gegenwärtigen *Kalpas* in Indien das Jahr 1,972.949,000[1]; und diese Berechnung setzt sich so zusammen:

1	*Adi Sandhyâ* (des Kalpa)	= 864,000	Jahre
6	*Manwantaras*	= 1,850.688,000	»
1	*Adi Sandhyâ* (des 7. Manw.)	= 864,000	»
27	*Mahâyugas*	= 116.640,000	»
1	*Satya yuga*	= 1.728,000	»
1	*Tretâ yuga*	= 1.296,000	»
1	*Dwâpara yuga*	= 864,000	»
	Vom *Kaliyuga*	= 5,000	»
		Anno 1,972.949,000	

[1]) In dem in Süd-Indien weit verbreiteten Tamil-Kalender »*Tirukkanda Panchanga*« ist richtig angegeben, dass vor 1,955.885,000 Jahren die Entwickelung des Lebens auf der Erde und vor 1,664.501,000 Jahren die Entwickelung von Menschenwesen hier begonnen habe. Dabei sind nach dem *Súrya Siddhánta* I, 24 ganz richtig 17.064,000 Jahre für

Dass hierbei als Jahre die Einheit eines Zeitraums von der Dauer des gegenwärtigen Erdumlaufes um die Sonne angenommen ist, wird wohl vermuthet werden müssen. Andernfalls müssten Astronomen sich auf ihre Weise durch diese Berechnung hindurch zu finden haben.

Bis zur Mitte unseres *Kalpa* haben wir also noch

187.051,000 Jahre,

und bis zu dessen Ende

2,347.051,000 Jahre,

die sich folgendermassen zusammensetzen:

Vom *Kali yuga* noch		427,000
43 *Mahá yugas*	=	185.760,000
1 *Anta Sandhyá*	=	864,000
7 *Manwantaras*	=	2,159.136,000
1 *Anta Sandhyá*	=	864,000
		2,347.051,000

Dann hört aber selbstverständlich höchstens unser Planetensystem auf, nicht einmal unser »Weltall«, unser Milchstrassen-System; und wenn das sich auflöst, um seiner Zeit wieder einer neuen derartigen Entwickelung dort Raum zu gönnen, dann hört damit in den übrigen Theilen des unendlichen Raumes und in der unendlichen Zeit auch nicht das Dasein anderer Weltsysteme auf. Wem es aber Freude macht, der kann sich ja nach indischer Chronologie leicht ausrechnen, wie lange der Gesammt-Bestand so eines »Weltalls« dauert:

1 *Kalpa* = 1 Tag *Brahmás*	=	4,320.000,000
1 Tag und 1 Nacht *Brahmás*	=	8,640.000,000
360 solcher Tage und Nächte oder		
720 *Kalpas* = 1 *Daiwa yuga*	=	3·110,400.000,000
100 *Daiwa yugas* = 1 *Mahá Kalpa*	=	311·040,000.000,000

VII. Religion und Philosophie der Hindus.

Alles Lebendige verändert sich, mag es im kleinen menschlichen Gesichtskreise auch noch so sehr unwandelbar erscheinen, mag auch noch so allgemein geglaubte Ueberlieferung behaupten, »dass es immer so gewesen sei und dass das gegenwärtig Geltende vom

---

die anorganische Vorentwickelung und ein ganzes *Manwantara*, also 308.448,000 Jahre, für die gesammte anorganische und organische Vorentwickelung seit Anfang unseres *Kalpa* gerechnet. — Ganz unrichtig ist die modern ausgerechnete »*Aryan era*« der »*Arya Samadj*« von Lahore in ihrem *Arya-Magazine*; dort wird jetzt 1,960.853,000 datiert.

Uranfange her gegolten habe.« Alles Geistige entsteht, wie das Natürliche, nur durch Entwickelung.

Solche Entwickelung der Religion und der Philosophie in Indien durch gar manche Stufen hindurch ist in der Sanskrit-Litteratur unzweifelhaft zu erkennen, mag auch immerhin das orthodoxe Brahmanenthum behaupten, dass ihre gegenwärtige Erkenntniss so von Uranfang an offenbart worden sei. Hier aber können wir uns nicht mit der Darstellung früherer Entwickelungsstufen befassen, so interessant dieses auch immerhin sein könnte. Es würde das zu weit führen; es kann sich hier nur um die heutigen Zustände und Anschauungen der Hindus handeln.

Bemerkenswerth ist in der Kultur-Entwickelung dieser Indo-Arier aber, dass bei ihnen Religion und Philosophie immer im Mittelpunkte ihres Interessenkreises standen. Religiöses Denken war von jeher der Grundzug ihres Wesens; und er ist es heute noch.

Man kann diesen religiösen Grundzug im Wesen des Hindu nicht besser als mit dem Worte »übersinnlich« kennzeichnen. Dies hat Max Müller meisterhaft in seinen Vorträgen über »Indien, was es uns lehren kann« (III, 85 ff.) veranschaulicht, so dass man diese religionsphilosophische Denkungsart des Hindu wohl nicht treffender schildern kann:

»Sprich zu ihm von endlichen Dingen, und er wird dir sagen, dass das Endliche unmöglich und bedeutungslos ist ohne das Unendliche. Sprich zu ihm vom Tode, und er wird ihn Geburt nennen. Sprich zu ihm von der Zeit, und er wird sie den blossen Schatten der Ewigkeit nennen. Uns scheinen die Sinne die Organe, die wirksamsten Werkzeuge der Erkenntniss zu sein; ihm erscheinen sie als Betrüger oder jedenfalls als lästige Fesseln, die den Flug des Geistes hemmen. Uns ist diese Erde, dieses Leben, alles, was wir sehen, hören und berühren, sicher; hier fühlen wir, ist unsere Heimath, hier liegen unsere Pflichten, hier unsere Freuden. Ihm aber ist diese Erde etwas, das einst nicht war und das einst aufhören wird zu sein, dies Leben nur ein kurzer Traum, aus dem wir bald erwachen werden; und was unsere Heimath anbetrifft, so weiss er, dass sie sicherlich nicht hier ist, wo und wie sie sonst auch immer sein möge. . . . .

»Für ihn ist Religon nicht ein Interesse unter vielen. Sie ist das alles absorbirende Interesse; sie umfasst nicht nur den Kultus und das Gebet, sondern auch das, was wir Philosophie, Moral, Recht und Politik nennen, — alles ist durchdrungen von Religion. Sein ganzes Dasein ist Religion; und alles andere ist gewissermassen nur ein Zugeständniss an die ephemeren Bedürfnisse dieses Lebens«.

Solche Religiösität ist thatsächlich der Grundzug alles Hinduwesens. Je nach seinem Bildungsgrade ist dies auch dem Einzelnen mehr oder weniger philosophisch klar. Gelehrt wird es jedem Hindu, selbst dem Shūdra, und die ganze Lebensgewöhnung hilft ihm auch es zu begreifen; der Spielraum, der seinem eigenen Wesen hier übrig gelassen wird, liegt nur in der mehr äusserlichen oder innerlichen, oberflächlicheren oder tieferen Auffassung dieser Weltanschauung.

Man hat es den Brahmanen vorgeworfen, dass in der religiösen Organisation des Hinduismus die niedersten »Kasten« (es sind eigentlich nur die Shúdras) von dem eigenen Studium ihrer »heiligen Schriften« (Weden) ausgeschlossen seien. Nun sind aber doch auch in den europäischen Ländern die niederen Volksschichten zu ungebildet, um auf eigene Hand theologische Studien zu betreiben. Eine ganz besondere Parallele zu diesem Verbote, das die »heiligen Schriften« vor Entheiligung behüten sollte, findet sich bei uns jedoch auch darin, dass es sogar unserm ganzen katholischen Volke untersagt ist, selbst die Bibel zu lesen; alle Laien sind hinsichtlich ihres religiösen Unterrichtes gänzlich auf die Priester und auf volksthümliche Ausarbeitungen, Katechismen und Erbauungsbücher, angegewiesen. Aber dafür, dass die Wirkung dieser Anordnung in Indien mindestens nicht ungünstiger ist als in Europa, dafür möchte ich hier wenigstens ein stichhaltiges Zeugniss anführen. *Sir* Monier Williams, der Sanskrit-Professor in Oxford, welcher Indien wiederholt bereist und darüber in werthvollen wissenschaftlichen Werken berichtet hat, beurtheilt dabei doch das indische Religionswesen ganz vom christlichen Standpunkt. Dass alle anderen Religionen falsch sind und dass nur das Christenthum die höchste und die einzig wahre Offenbarung ist, das steht ihm ausser allem Zweifel Dennoch schreibt auch er in seinem »*Modern India*« (S. 88):

»Ich habe kein Volk in Europa mehr religiös gefunden als die Indier — keins geduldiger und ausdauernder in den Pflichten des täglichen Lebens, keines gelehriger und fügsamer gegenüber maassgebenden Autoritäten, keines höflicher und keines mehr erfüllt an Achtung vor dem Alter und vor höherem Wissen, keines anhänglicher an die Eltern, keines treuer in allen Diensten. Aberglaube, Immoralität, Unaufrichtigkeit, Stolz, Selbstsucht, Geiz und alle anderen Fehler und Laster, finden sich natürlich auch in Indien, aber nicht mehr als in anderen Ländern, die den wahren Geist des Christenthums entbehren, nicht mehr als bei all den nominellen Christen, die doch nun einmal die eigentliche Masse der Bevölkerung in Europa bilden.«

Die überwiegend, ja fast ausschliesslich religiöse Färbung des gesammten Lebens bei den Hindus bildet den hervorstechendsten Gegensatz zum Volksleben der Europäer. Bei uns wird nur ein Tag von den sieben der Woche der Ruhe und der Sammlung auf das höchste Streben und die besten Kräfte, die wir in uns haben, gewidmet; und selbst diesen Tag verwenden auch die meisten nur auf äussere Zerstreuung, höchstens auf einen gedankenlosen Kirchgang, dem irreligiöse Vernügungen folgen. Bei den Hindus ist das anders. Auch sie widmen mindestens jeden vierzehnten Tag einer Feier, aber weder mit lästigen Konventionalitäten, noch mit sichtlichen Vergnügungen, sondern meistens nur mit Fasten. Dieses ist den Hindus nicht, wie es uns sein würde, eine unangenehme Uebung, eine Askese, sondern scheinbar ein Bedürfniss. Solche Fasttage halten sie also zweimal monatlich, und zwar die Wischnu-Verehrer jeden elften, die Verehrer Shiwas jeden dreizehnten Tag nach Neumond und nach Vollmond (*púrnimá*). Religiöse Feste aber haben die Hindus viel mehr als die Christen, und dies ist für sie auch mehr der Mühe werth, denn sie feiern solche Feste stets mit Leib und Seele; das gesammte Volk nimmt daran lebendigen Antheil in mehr oder weniger grossen öffentlichen Veranstaltungen, Aufzügen, Illuminationen und dergl. Ausserdem sind sie ja freilich auch in Hinsicht aller derjenigen Verhältnisse und Anstalten, die von den Europäern eingerichtet sind, wie Schulen, Läden, Postamt usw. stets genöthigt, unsere Sonntage mitzumachen. Aber solche Tage widmen die Hindus nicht vorzugsweise einem Gottesdienste aus dem sehr einfachen Grunde, weil für sie jeder Tag und auch alle verschiedenen Tageszeiten dem Gottesdienst (*púdjá*) gewidmet sind. Alles, was sie thun, geschieht in religiösen Formen und mit vorgeschriebenen Gebeten, die sie zwingen sollen, die Gedanken von dem Sinnlichen auf Uebersinnliches zu richten.

Eine Darstellung der Religion der Hindus müsste eigentlich ihre ganze Kultur, all' ihr Thun und Treiben, all' ihr Leben und ihr Denken umfassen. Hier aber haben wir nur auf diejenigen Züge dieses Gesammtbildes einzugehen, die uns Europäern als die eigentlich religiösen erscheinen.

Es wurde oben schon erwähnt, dass man hier nothwendig die esoterische oder innerliche Auffassungsweise von der exoterischen, der äusserlichen unterscheiden muss. Die erstere findet sich vornehmlich bei den Brahmanen und man kann sie schlechthin als den Brahmanismus oder das Brahmanenthum bezeichnen. Die exoterischen Anschauungen aber sind die unter allen Hindus verbreiteten; es sind dies

auch die Kultusformen, für welche die Brahmanen als die Priester dienen, die Versinnbildlichungen der esoterischen Erkenntniss.

Es ist überhaupt unmöglich die so vielseitig gestalteten und verwickelten Verhältnisse der exoterischen Religions-Vorstellungen der Hindus in irgend welcher Vollständigkeit zu schildern. Sie sind wie ein ewig lebendiges Meer von Anschauungen, Phantasien und Symbolen, in buntester Mannigfaltigkeit durch einander wogend. Selbst der Hindu sagt, in Indien gäbe es 300 Millionen Götter; das heisst in unserer Redeweise: jeder Hindu kann die Gottheit unter irgend einer Form, die ihm beliebt, verehren. [1]) Darum kann er auch Christ oder Jude, Parse oder Mohammedaner sein. Sein Kultus schliesst ihn nicht vom Hinduismus aus; denn in der That giebt es keine Kultusform unter der Menschheit, die nicht als exoterische Ausgestaltung, als mehr oder weniger unvollkommenes Verständniss des allumfassenden esoterischen Brahmanenthums bezeichnet werden könnte.

Will man aber überhaupt irgend etwas über die exoterischen Religionsformen der Hindus sagen, so ist zu allererst auf das Entschiedenste Protest zu erheben gegen den Vorwurf des »Götzendienstes«.

Der Hinduismus ist nicht um ein Haarbreit mehr oder weniger Götzendienst, als es der Katholizismus mit seinem Bilderdienst und seiner Heiligen-Verehrung wäre. Ebenso wenig wie ein Katholik glaubt, dass ihm das Kruzifix, das Muttergottesbild oder die Heiligenstatue als solche Hülfe, Heil und Segen bringen könne, so wenig glaubt dies auch der Hindu von seinen Bildern und Symbolen. Selbst der tiefst stehende Hindu ist ja mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr, transcendental veranlagt, als der Europäer auf gleicher Bildungs- oder Unbildungsstufe. Wird doch jedem, der nur irgendwie im Geringsten unter einem geistigen Einfluss des Brahmanenthums oder des Hinduismus kommt, zu allererst die Anschauung beigebracht, dass das Wesentliche an den Dingen nicht das sinnlich Wahrnehmbare, sondern etwas Uebersinnliches ist; und die beliebteste Weltanschauung der Hindus erkennt sogar der materiellen Welt garkeine »Wirklichkeit« zu und nennt nur das abstrakte, absolute Wesen aller Dinge »wirklich«. Aber ich glaube nicht einmal, dass man unter den tiefststehenden, kastenlosen Hindus oder selbst bei den

---

[1]) In anderem Sinne sind damit auch *Dewas* (Geister) oder gar Elementarwesen gemeint. Dies sind aber nicht diejenigen Begriffe der Hindus, die der Gottesvorstellung bei uns entsprechen.

unter ihnen noch lebenden Naturvölkern eigentlichen Götzendienst oder Fetieschismus findet.

Wenn man bei dem wegwerfenden Worte »Götzendienst« sich etwas anderes vorstellen will als das, was wir in unseren eigenen christlichen Kirchen finden, so kann man doch darunter nur die Anschauung verstehen, dass der Bildanbeter solches Bild selbst für das Gotteswesen hält und weder seinen Geist, noch sein Gemüth zu etwas Ideelleren zu erheben vermag. Ich möchte aber doch sehr bezweifeln, dass es solche Religionsform überhaupt bei irgend einem Volke der Erde giebt; ich glaube, dies ist meistens nur ein Missverstand unserer Missionare. Selbst in Aequatorial-Afrika bei den sogenannten Menschenfressern habe ich die Vorstellung von übersinnlichen Mächten gefunden, und ihre Fetiesche waren ihnen nur die zeitweiligen Sinnbilder und angenommenen Darstellungen solcher «göttlichen« Macht. Bei irgend welchen Hindus aber kann von besonders plattsinnlichen Anschauungen garnicht die Rede sein, obwohl selbstverständlich ein sehr grosser Unterschied besteht zwischen den Anschauungen der Brahmanen und denen der Shúdras und noch mehr denen der niedreren *Djátis* oder gar der kastenlosen Naturvölker dort.

Aber der Gottesbegriff des Hindus ist nicht nur mindestens ebenso abstrakt wie der christliche, er ähnelt auch demselben wie ein Ei dem anderen. So hat er nicht allein die christliche Vorstellung eines Gott-Schöpfers sondern auch die der Dreieinigkeit, über die gleich weiter eingehend zu reden sein wird; und seine Anschauung von dem Mensch-gewordenen Gott, wie Rama oder Krischna, ist genau dieselbe wie die unserer Theologen von dem »Christus« in der Person Jesu von Nazareth.

Als ein für die Begriffe nebensächlicher Unterschied erscheint es, dass man in Indien öfter hässliche Gottesbilder findet, als man in Bayern oder Tirol verzerrte Kruzifixe und entstellende Madonnen- oder Heiligenbilder sieht. Das beruht aber doch nicht lediglich — wie man vermuthen könnte — auf dem feineren Schönheitssinn der europäischen Bevölkerung. Es liegt dem eine viel bedeutsamere Unterscheidung zu Grunde. Wir Europäer verbinden vorzugsweise unsere religiösen Vorstellungen mit dem Bedürfnisse einer möglichst schönen Ausgestaltung: Im Gegensatze dazu hat der Hindu das Bedürfniss seine religiösen Vorstellungen in einer möglichst reichen und weitgehenden Symbolik auszugestalten. Dies ist ein viel tiefer liegender Unterschied des christlichen und des brahmanischen, oder des europäischen und des indischen Wesens, als es auf den ersten Anblick scheint.

Die Ethik, das Ideal des Guten, verkörpern beide Völkergruppen in ihren Religionsanschauungen, nicht aber beide gleichermassen die Philosophie und die Aesthetik. Das Ideal der Wahrheit, die klare philosophische Erkenntniss, ist und war von jeher der wundeste Punkt im kirchlichen Christenthum. Während aber hierauf die Brahmanen von jeher den allergrössten Werth gelegt haben, auch mit unbestreitbarem Erfolge, opferten sie diesem überwiegenden, sie ganz beherrschenden Bedürfnisse der philosophischen Spekulation alle Befriedigung ihres Schönheitssinnes. Dagegen ist von den drei Idealen des Guten, Wahren, Schönen in Europa fast allein das letztere noch imstande, weitere Kreise und grössere Volksmassen, der Gebildeten wie der Ungebildeten, für höhere, ideale Ziele zu begeistern. Für das Gute und das Wahre interessiren sich die Menschen höchstens noch privatim. Was öffentlichen Anklang bei uns finden soll, muss entweder einen materiellen Vortheil bieten oder, wenn es ideal ist muss es irgendwie den Schönheitssinn der Menge reizen, sei es auch in noch so niedrer Sphäre. Das ist bei den Hindus anders. Ihnen kommt es stets nur darauf an, dass das, was für sie idealen Werth haben soll, eine vernunftgemässe Bedeutung habe, einerlei wie unschön es auch aussehen mag. Hierfür statt Tausender nur ein Beispiel.

Ueberall starrt uns in Indien die höchst widerwärtige Gestalt des Ganesha entgegen, eine feiste elephantenhafte Figur, die wie ein Hindu mit vor sich gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzt oder gar, was noch absurder aussieht, auf einer Maus reitet. Der dicke Rüssel hängt über den möglichst angeschwollenen Bauch herab. Dies ist eine Personifikation der Klugheit und der Kraft, die durch Geistes. gewandheit alle »bösen Einflüsse« fernhält oder überwindet und daher Erfolg bewirkt. Das Symbol der Klugheit für den Hindu ist der Elephant; und um so dicker dessen Bauch gestaltet ist, um so viel grösser ist die Klugheit, die dadurch versinnbildlicht wird. Ebenso ist auch die Maus das Sinnbild der Gewandtheit. Dass das ganze unschön ist, kümmert den Hindu nicht; er sieht ja nur den Sinn der Darstellung, deren Wahrheit er leicht versteht.

Ueberhaupt werden in Indien viel mehr, als bei uns, zur Sammlung bei der religiösen Andacht oder gottesdienstlichen Handlung statt Bildern nur Symbole benutzt. So wird z. B. Shiwa immer unter dem Sinnbilde eines cylindrischen, oben kuppelförmig abgerundeten Gegenstandes angedeutet, der die neu belebende reproduktive Kraft bezeichnen soll. Für andere Gottheiten oder Formen der Gottes-Offenbarung habe ich schönere Symbole gesehen,

so u. a. kostbare Krystalle mit regelmässig geschliffenem, kunstvoll ausgestaltetem, achteckigem Stern darauf und dergleichen.

Allerdings bilden die Hindus sich zum Zwecke ihrer Festlichkeiten eigene Darstellungen von derjenigen Gottheit, die gerade gefeiert wird. Auch werden diese Bilder konsekrirt gerade so wie alles, was zu unsern Gottesdiensten feierlich geweiht wird. Dabei wird dann auch besonderer Segen und besondere Kraftwirkung der Gottheit durch ein solches Bild erfleht; und für die Dauer dieses Festes dient dem Hindu solches Bild dann nicht nur als Repräsentation der Gottheit, er glaubt auch, dass alsdann die Kraft der Gottheit sich besonders durch gerade dies Bild geltend macht, gewissermassen an dem Bilde haftet. Aber nicht nur werden gleichzeitig viele Tausende solcher Bilder so geweiht überall in Indien, wo das gleiche Religionsfest in den zahllosen Gemeinden des ganzen Landes gefeiert wird, sondern solche Konsekration geschieht auch nur für die Dauer dieses Festes; und der Hindu bleibt sich dabei stets bewusst, dass diese von ihm selbst gemachte Form ein Sinnbild ist. Denn wenn das Fest zu Ende geht, schliesst es mit einem Karneval-Aufzuge; und mit dem Ablaufe des Festes und der zeitweiligen Konsekration erlöschen Kraft und Werth des Bildes. Dieses wird mit grossem Lärm, mit Feuerwerk und Illuminations-Zug gleichsam im Triumphe durch die Strassen getragen und in einen Fluss geworfen; wo der Ganges nahe ist, selbstverständlich nur in diesen. Dann schwimmt solch' Gottesbild auf illuminirtem Flosse durch die stille Tropennacht den Fluss hinunter; und der Lärm der Menge legt sich erst, wenn man nichts mehr davon sieht. Ist kein Fluss nahe, so kann auch ein anderes Wasser dazu dienen; und wenn auch kein dazu geeignetes Wasser von genügender Grösse nahe ist, dann wird das Bild unter jubelndem Lärm verbrannt.

Mir schien bei solchen mehrtägigen Festlichkeiten viel mehr kindliche, natürliche Volkslust wirksam zu sein, als irgend welcher »Aberglaube«. Was wollten wir auch viel von solchem reden, da wir doch in einem Lande leben, wo der heilige Rock in Trier Wunder thut, wo es in den katholischen Kirchen aller Gegenden wunderthätige Bilder giebt, und wo heilige Wasserquellen, wie die von Lourdes, so viele Tausende von Menschen heilen, wenn dies nicht etwa deren Einbildung schon thut.

Auch darin gleichen die Religionsverhältnisse in Indien den unsrigen, dass so wie hier der Protestantismus sich gegen den Katholizismus aufgelehnt hat, so dort der Buddhismus gegen das Brahmanenthum und insbesondere auch gegen den Bilderdienst des

Hinduismus. Aber ebenso wie hier hat sich bald etwas Aehnliches in abgeschwächter Form wieder eingeschlichen. Ebenso wie wir — von den streng Reformirten abgesehen — Altarbilder haben, so bildet in jedem buddhistischen Tempel ein grosses Buddha-Bild den Hauptgegenstand, der die Aufmerksamkeit fesselt und den Mittelpunkt der Hinterwand des Hauptraumes einnimmt.

Gerade wie bei uns, ist auch dort die Periode der ersten Bilderstürmerei sehr bald vergangen. In unseren lutherischen und evangelischen Gotteshäusern findet man oft mehr als eine Darstellung Jesu oder auch Gottvater oder den heiligen Geist in bildlicher oder symbolischer Form dargestellt, auch Bilder, die Geschichten des alten oder neuen Testamentes wiedergeben. Ebenso sieht man in den Buddha-Tempeln ausser dem Hauptbilde in der Regel noch mehrere andere, auch wohl Statuen oder Bilder von den schon vorhergegangenen Buddhas und dazu meist an den Wänden gemalte Darstellungen von heiligen Legenden und volksthümlichen Sagen, die in Indien immer einen religiösen Hintergrund und übersinnliche Bedeutung haben.

Noch ein anderes Analogon sollte hier wohl nicht unerwähnt bleiben. Der Christus wird bei uns, abgesehen von seiner Geburt, besonders in drei Formen dargestellt, entweder lehrend und heilend als »der gute Hirte« oder gekreuzigt oder auferstanden. Ebenso giebt es den Buddha nur in drei Gestalten bildlich ausgeprägt, entweder lehrend in aufrechter Haltung, die rechte Hand leicht erhoben, wie wenn er etwas erklärte, sodann in innerer Versenkung sitzend in der bekannten Position, wie sich die Indier überhaupt zu setzen pflegen, flach auf dem Boden hockend, die Beine vor sich gekreuzt (ebenso wie wir die Arme verschrenken) und den Oberkörper frei und senkrecht aufgerichtet. Dieses ist die Stellung, in der jeder Brahmane alltäglich seine mystischen Uebungen macht und in welcher auch der Buddha schon bei Lebzeiten den Zustand des »Nirwana« erreichte. Die dritte Form seiner Darstellung ist liegend; der Körper ist in der vom Buddha vorgeschriebenen Stellung auf die rechte Seite wie zum Schlafen hingelegt; es ist aber der Todesschlaf des Körpers, denn diese Statuen stellen den endgültig ins »Nirwana« eingegangenen »Vollendeten« dar.

Bemerkenswerth bei diesen dreifachen Darstellungen des Christus Jesus und des Buddha Gotama ist, dass die mittlere der drei Gestalten für beide Religionen das bei weitem wichtigste Symbol ist. Für die Christen ist es der Gekreuzigte, für die Buddhisten ist es der

Buddha in innerer Versenkung, der sein Ziel der völligen Erlösung während dieses Lebens schon erreicht.

Die Religions-Anschauungen der Hindus haben viel verwandte Züge mit den christlichen der Europäer. Es mag sein, dass für diese Gemeinsamkeit das arische Blut hüben und drüben die hauptsächliche Grundlage war. Jedenfalls sind diese gemeinsamen Gedanken idealistischer Natur; die Unterschiede aber wurden nur durch Ort und Zeit, durch die verschiedenen Klimate und die dadurch gegebenen Gewohnheiten des Lebens verursacht.

Die Grundlage des christlichen Glaubensbekenntnisses (des Apostolikums) ist die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit; ebenso ist sie die des Hinduismus.

Es ist eine Entstellung der thatsächlichen Verhältnisse, wenn man — wie es meist die Missionare thun und leider auch Sanskrit-Gelehrte — die Gottesvorstellungen der Hindus mit der Klassifizirung als Polytheismus abzuthun versucht. Das trifft kaum für die Shudras und die niedrigsten Volksschichten unter den Hindus zu; aber deren *Dewas* werden auch garnicht als Gottheiten im Sinne voller Gottesoffenbarungen aufgefasst, sondern lediglich als Geister, die entweder früher Menschen waren, oder sonstwie mächtige Naturwesen sind. Dass die alten Griechen aus dem Sanskrit-Worte *Dewa* ihren Zeus, die Römer ihr Deus machten, thut hier nichts zur Sache. Für den Hindu sind die Geister, die er als *Dewa* bezeichnet, nur den heutigen Menschen überlegen, nicht aber den vollendeten Gottmenschen (*Mahátmá, Djiwanmukta*). Ein Buddha beherrscht alle Dewas. Allerdings nennt auch der Hindu seine eigentlichen Personifikationen der Gottheit, wie Wischnu und Shiwa, die er sich als dauernd in der Menschheit und für sie wirkend denkt, gelegentlich *Dewas*, und sie sind ja auch natürlich »Geister«. Dennoch aber macht der Hindu zwischen diesen göttlichen Personifikationen und der grossen Schaar der Dewas einen mindestens ebenso grossen, wenn nicht grösseren Unterschied, als der Katholik zwischen den Personen des Gottvaters und des Christus einerseits, der Heiligen und Seligen andererseits. Es ist schon oft mit Recht betont worden, dass die Hindus, insofern sie sich die Gottheit in verschiedenen Personifikationen als in ganzer Fülle offenbart vorstellen, diese als besondere Seiten oder Arten solcher Offenbarung der all-einen Gottheit auffassen. Wenn man dies Polytheismus nennen will, dann könnte man mit gleicher Berechtigung und Gehässigkeit behaupten, dass die Christen an drei Götter und noch einige Hundert kleinere Gottheiten glauben.

Es scheint mir auch ein fast unglaublicher Unverstand zu sein, dass nicht nur unsere Theologen und Missionare, sondern sogar einige Geographen und Statistiker noch heutzutage die Brahmanen ohne Weiteres als »Heiden« klassifiziren, während sie die Mohammedaner davon ausnehmen. Stehen uns doch die Brahmanen und die Hindus nicht nur näher, sondern sind uns auch in jeder Hinsicht ähnlich, wogegen die Moslims sich uns auf das Schärfste feindlich gegenüber stellen und der Islâm auch von allen grösseren Kultur-Religionen wohl die ungeistigste ist. Sein Strebensziel erstreckt sich nicht über die sinnenfälligen Genüsse eines Paradieses (*Djannat*) hinaus. Vom persischen Sufismus abgesehen, den die orthodoxen Mohammedaner eben deshalb perhorresziren, hat die islamitische Kultur nie irgend eine wirkliche Philosophie oder höhere geistige Erkenntniss gezeitigt. In eben dieser Hinsicht aber ist gerade das Brahmanenthum die einzige Religions-Philosophie, die neben unserer europäischen genannt werden kann und auch sie übertrifft.

Diese ebenbürtige Verwandtschaft zeigt sich sogar schon im exoterischen Brahmanenthum des Hinduismus. Beide Formen der »Dreieinigkeit«, die brahmanische und die christliche, stellen verschiedene Stufen göttlicher Offenbarungsweise dar. Auf den ersten Anblick aber unterscheiden sie sich dadurch, dass die erstere mehr objektiv, die letztere mehr subjektiv erscheint. Indessen erkennen nicht nur die Brahmanen auch diese subjektive dreifache Offenbarungsweise der Gottheit an, sondern bei näherer Betrachtung ist sie auch in der brahmanischen unzweifelhaft enthalten.

Betrachten wir zunächst, um dies verständlich zu machen, die »christliche Dreieinigkeit« nach ihrer inneren und geistigen (der wissenschaftlichen, nicht der theologischen) Bedeutung:

Gott-Vater: Da die Gottheit ja das Wesen aller Dinge ist, so offenbart sie sich uns als die Urkraft, welche wir in allen Dingen um uns her, in der Natur, wie in der Kultur, wirken sehen. Da diese Urkraft, sowie Alles in der Welt, individuell gestaltet ist und individuell wirkt, so kann sich der Mensch ihr gegenüber unter besonderen Umständen wie ein Kind zu seinem »Vater« gestellt fühlen.

Gott-Sohn: Wenn ein Wesen in seiner Evolution soweit vorangeschritten ist, dass es jene göttliche Urkraft (»die Fülle der Gottheit« oder »das Ebenbild Gottes«) vollkommen in sich verwirklicht, dann erscheint ein solcher »Gottmensch« wie von Anfang an aus der Gottheit geboren.

Gott als Geist: Den Keim zu diesem Ziele der Entwickelung trägt ein Jeder in sich, in den Regungen des eigenen Gewissens und

seines innersten und heiligsten Gefühles. Je mehr er nun dies Vorbild eines Christus in sich selbst verwirklicht, desto mehr empfindet er die dritte Offenbarungsform der Gottheit, den »heiligen Geist«, in seinem eigenen Bewusstsein.

Soweit die christliche »Dreieinigkeit«; nun die brahmanische. Diese heisst im Sanskrit und in den davon abgeleiteten Volkssprachen der Hindus: die *Tri-múrti*, d. h. die »dreifache Offenbarung«.

Allgemein bekannt ist ja, dass die drei Namen der *Trimúrti* Brahmâ, Wischnu und Shiwa sind. Brahmâ ist die Gottheit als der Schöpfer, Wischnu als der Erhalter und Shiwa als der Zerstörer und zugleich der Neuerzeugende, daher der Umgestalter.

Das ist die bekannte, *prima facie* Auslegung, die objektive Anschauung der indischen Dreieinigkeit. Weniger auf der Hand liegend ist deren Parallele mit der christlichen, in der mehr subjektiven Ausgestaltung, die sich in dem religiösen Leben der Hindus geltend macht.

Brahmâ: Am leichtesten erkennbar ist die Parallele hier mit dem christlichen Gott-Vater. Beide werden als Schöpfer der Welt gedacht. Beide sind das sich im Weltall offenbarende Wesen alles Daseins; und beide sind diejenige Anschauungsform, der Gottheit, welche dem Gesichtskreise der heutigen Anbeter verhältnissmässig mehr entrückt ist als die beiden späteren, stets lebendig wirkenden Offenbarungen.

Wischnu ist die sich im Gottmenschen darstellende Form der Gottheit, und von den beiden letzten solcher Inkarnationen Wischnus, als Râma und Krischna, sagt der Hindu ganz dasselbe wie Paulus[1]) vom Christus: »in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.« In diesen Menschwerdungen Wischnus, besonders in derjenigen als Krischna, sieht der Hindu fast genau dasselbe, was der orthodoxe Christ in Jesus sieht. Zugleich stellt Wischnu auch in all seinen Verkörperungen eine Offenbarung der göttlichen Liebe dar.

Shiwa dagegen ist die sich in jedem Einzelnen selbst mehr und mehr darstellende Gottheit, die in sich auszugestalten jeder Hindu anstrebt. Bis nun diese Offenbarungsform der Gottheit — um wieder mit Paulus zu reden — zum »Christus in uns« geworden ist, bleibt sie das, was die Christen als den »heiligen Geist« bezeichnen, dessen Kommen sie erbitten und dessen sieben Gaben sie erstreben.

Wie bei den Christen sich die Gottesverehrung auch hauptsächlich auf zwei Formen der Dreieinigkeit, den »Vater« und den »Sohn«,

[1]) In seinem Kolosserbriefe, II, 9.

beschränkt, und wie wohl selten oder niemals in privater Anbetung des »heiligen Geistes« noch eigens gedacht wird, wenigstens nicht bei den Protestanten, so werden bei den Hindus auch nur zwei Formen der Trimûrti, Wischnu und Shiwa verehrt. Auch ist es bei den Christen halb-bewusst oft mehr der »Geist« als gerade der »Schöpfer«, der als »Vater« angebetet wird, so dass in Wirklichkeit die christliche Gottesverehrung meistens auf dasselbe hinauskommt, wie die bei den Hindus, auf die zweite und dritte Offenbarungsform der Dreieinigkeit. Dazu kommt noch, dass die Christen überhaupt kein einziges Fest haben, das dem »Gott Vater« gewidmet ist. Das Kirchenjahr folgt nur den Hauptstufen der Lebensgeschichte Jesu, des »Gott-Sohnes«, und daran schliesst sich das Fest des »heiligen Geistes«, dem nur das der Trinität folgt.

Nur darin ist ein Unterschied, dass während bei den Christen meistens beide Formen gleichzeitig verehrt und angebetet werden, sich in Indien die Anbeter des Wischnu oder einer seiner Menschwerdungen und die des Shiwa fast wie zwei Konfessionen unterscheiden. Freilich sind sie nicht einander feindlich, wie bei uns die Konfessionen in der Regel sind; es hält nur jede die von ihr verehrte Gottesform für die höhere und wichtigere, und dabei spielen die Geburt und die Gewohnheit jedes Einzelnen die Hauptrolle. Aber von den aller meisten Hindus (*Smârtas*) werden beide indische Gott-Gestalten verehrt; auch gehen deren geistige Bedeutung und göttliche Funktionen vielfach in einander über.

Bei den Christen findet man nie Gotteshäuser errichtet, die nur der Anbetung einer der drei Formen der Dreieinigkeit gewidmet sind, sei es dem Vater, seis dem Sohne, seis dem heiligen Geiste. In Indien aber sind die meisten Tempel entweder dem Wishnu oder dem Shiwa geweiht. Dem Brahmâ sind in ganz Indien überhaupt nur zwei Tempel gewidmet, der eine bei Pokhar (Puschkara) unweit Adjmîr in Râdjputâna, der andere 15 engl. Meilen nördlich von der Stadt Jdar in der Brahma-Khed (*Brahma-Kshetra*)-Ebene, nicht weit vom Mount Abú. Uebrigens aber wird Brahmâ sowohl in der Form Wischnus wie auch in der Shiwas zugleich mit verehrt; und Darstellungen der Trimûrti oder auch solche von der Geburt Wischnus aus Brahmâs Nabel sind in Indien häufig genug.

Zum Schlusse dieses kurzen Einblicks in den exoterischen Hinduismus[1]) sei hier noch bemerkt, dass neben den Gottesverehrungen,

[1]) Eine vortreffliche Darstellung desselben findet sich in *Sir* Monier Williams: *Brahmanism and Hinduism*, London (John Murray) 1891. Der Verfasser ist Professor des Sanskrit in Oxford und hat drei grössere Studienreisen in Indien gemacht.

die sich an die Offenbarungen Wischnus und Shiwas knüpfen, noch drei andere Gotteskräfte vorzugsweise im Gebete angerufen werden. Diese sind 1) Shiwas Gemahlin[1]) als Shakti, das ist als Göttin der Kraft, sodann 2) sein ältester Sohn Ganesha, als wohlwollender Beseitiger aller bösen Einflüsse, und 3) Súrya, die Sonne. Dies ist aber nicht so zu verstehen, dass es etwa unter den Hindus eine Sekte gäbe, die Sonnenanbeter wären. Solche Anrufungen göttlicher Geister oder menschlicher Götter haben bei den Hindus ungefähr eine gleichwerthige Bedeutung wie die Anrufung von Heiligen bei unsern Katholiken.

Selbstständiger, wichtiger und von allgemeiner Bedeutung insbesondere für Festlichkeiten sind noch andere Gottgestalten, die sich entweder an den Wischnu- oder an den Shiwa-Kultus anlehnen. So wird die Gattin Shiwas in ihren verschiedenen Verkörperungen verehrt, besonders aber als Dúrgá und Kálí[2]). — Andererseits ist, wie bereits erwähnt, Wischnus Verehrung in seinen Verkörperungen als Rāma und mehr noch als Krischna bei den Hindus allgemein beliebt; und an die Rāma-Legenden knüpft sich auch die beiläufige Verehrung Hanumans, des »Affengottes«, was eine bildliche Bezeichnung für einen Fürsten der Dravida-Rasse ist, die von den Ariern unterworfen wurde und ihnen hässlich und minderwerthig erschien. Nach dem grossen Volksepos der Rāmāyana unterstützte Hanuman den Arier Ráma bei seinem Eindringen in Lanka (Ceylon). — Ausserdem ist noch die liebenswürdige Gestalt von Wischnus Gattin

[1]) Dieses ist die populäre Auffassung der Shakti. Eigentlich ist darin nur die »Mutter alles Daseins«, nämlich »die Kraft« überhaupt, symbolisirt. Erst später personificirte man diese Urkraft als eine Eigenschaft, gewissermaassen als die weibliche Seite, Shiwas, des beständigen Neugestalters der Welt.

[2]) Von allen religiösen Gebräuchen der Hindus ist wohl zweifellos der Kalí-Kultus für das ästhetische Gefühl des Europäers am abstossensten. Er besteht der Hauptsache nach in Thieropfern; und im Schlachten sind die Hindus um so ungeschickter, da sie eigentlich eine vegetarisch lebende Bevölkerung sind. Uebrigens bieten unsere modernen Schlachthäuser immer noch einen sehr viel widerwärtigeren Anblick als ein Kalí-Tempel in Indien. Den Hindus ist alles Leben und Treiben Religion, also auch das Schlachten; unsern Schlachtern aber ist garkein Zwang auferlegt, das Decorum zu wahren. Von den 216 Millionen Hindus werden sich etwa 150 Millionen wohl niemals den Genuss von Fleisch leisten können oder wollen. Wenn aber die Anderen einmal Fleisch geniessen wollen, so müssen sie das Thier der Kalí opfern. Der das Thier schlachtende Priester erhält dabei den Kopf des Thieres als seinen Lohn. Daher schlägt er auch wohl ungeschickt viel von dem Schulterstück bei der Tödtung des Thieres mit weg. Diese Thier schlachtenden Kalí-Priester werden aber von den geistig thätigen und vegetarisch lebenden Brahmanen sehr viel mehr verachtet, als bei uns ja die ehrbaren Schlachtermeister von unsern Gelehrten.

Lakschmi, die Personifikation der Schönheit und des Glückes, zu erwähnen. Ihr ist das Díválí-Fest (richtiger Dípálí oder Dípávalí) gewidmet, das mit reichsten Illuminationen gefeiert wird; und in der Veranstaltung von solchem Lichterglanz und Feuerwerk haben die Indier viel längere Erfahrung als wir Europäer.

Am treffendsten und einfachsten kennzeichnet man die exoterischen Religionsanschauungen der Hindus als eine Märchenwelt voll Helden und Weisen, Göttern und Geistern, Riesen und Drachen, Engeln und Teufeln, Feen und Kobolden, die mit den Menschen verkehren.

Wenn nun aber hier von der religiösen Seite des Hinduismus auch nur dieser flüchtige Ueberblick gegeben werden kann, so darf doch wohl die Nennung eines Namens nicht vergessen werden. Das ist Tschaitanya.

Dieses ist der jüngste der drei grossen Reformatoren des religiösen Denkens und Lebens bei den Hindus. Der Buddha Gotama popularisirte das geistige Brahmanenthum im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Shankara Atschárya im siebenten Jahrhundert nach Chr. vertiefte wiederum das Brahmanenthum durch höchste philosophische Erkenntnis und die Gründung von Asketenorden, Schulen und Tempeln in allen Theilen Indiens. Tschaitanya aber trug vor allem in das Hindu-Wesen als Haupt-Element die Erhebung des Gemüths hinein, erweckte religiöse Begeisterung in ganz ähnlicher Weise, wie es auch im ersten Christenthum der Fall war und zu Zeiten auch noch später in der Christenheit, wann immer sich eine Neubelebung zeigte.

Tschaitanya ward um 1485 geboren, also zwei Jahre nach Luther; aber seine Geistesart war anders. Während dieser die Autonomie seines Denkens sich und andern durch den Intellekt erstritt, wirkte in Tschaitanya vielmehr die Alles ausgleichende überschwängliche Liebe, die vollständige Hingebung des Gemüths in religiöser Begeisterung. Er knüpfte seine religiösen Vorstellungen an die Wischnu-Inkarnation als Krischna an; und er vergeistigte dieselben in der Richtung der Bhagavad-Gítá, jenes mystisch-philosophischen »Gesangs der Gottheit«, einer Episode aus dem Mahábhárata, die auch in Deutschland durch verschiedene Uebersetzungen schon seit der Zeit unserer Romantiker sich viel begeisterte Verehrer erworben hat. Tschaitanyas Art der Gott-Begeisterung hat jetzt in Indien nicht allein beim Volke, sondern selbst bei vielen der gebildesten Brahmanen fast durchweg das Uebergewicht gewonnen über die abstrakte Geistesschulung des Shankarátchárya.

unter ihnen noch lebenden Naturvölkern eigentlichen Götzendienst oder Fetieschismus findet.

Wenn man bei dem wegwerfenden Worte »Götzendienst« sich etwas anderes vorstellen will als das, was wir in unseren eigenen christlichen Kirchen finden, so kann man doch darunter nur die Anschauung verstehen, dass der Bildanbeter solches Bild selbst für das Gotteswesen hält und weder seinen Geist, noch sein Gemüth zu etwas Ideelleren zu erheben vermag. Ich möchte aber doch sehr bezweifeln, dass es solche Religionsform überhaupt bei irgend einem Volke der Erde giebt; ich glaube, dies ist meistens nur ein Missverstand unserer Missionare. Selbst in Aequatorial-Afrika bei den sogenannten Menschenfressern habe ich die Vorstellung von übersinnlichen Mächten gefunden, und ihre Fetiesche waren ihnen nur die zeitweiligen Sinnbilder und angenommenen Darstellungen solcher «göttlichen« Macht. Bei irgend welchen Hindus aber kann von besonders plattsinnlichen Anschauungen garnicht die Rede sein, obwohl selbstverständlich ein sehr grosser Unterschied besteht zwischen den Anschauungen der Brahmanen und denen der Shúdras und noch mehr denen der niedreren *Djátis* oder gar der kastenlosen Naturvölker dort.

Aber der Gottesbegriff des Hindus ist nicht nur mindestens ebenso abstrakt wie der christliche, er ähnelt auch demselben wie ein Ei dem anderen. So hat er nicht allein die christliche Vorstellung eines Gott-Schöpfers sondern auch die der Dreieinigkeit, über die gleich weiter eingehend zu reden sein wird; und seine Anschauung von dem Mensch-gewordenen Gott, wie Rama oder Krischna, ist genau dieselbe wie die unserer Theologen von dem »Christus« in der Person Jesu von Nazareth.

Als ein für die Begriffe nebensächlicher Unterschied erscheint es, dass man in Indien öfter hässliche Gottesbilder findet, als man in Bayern oder Tirol verzerrte Kruzifixe und entstellende Madonnen- oder Heiligenbilder sieht. Das beruht aber doch nicht lediglich — wie man vermuthen könnte — auf dem feineren Schönheitssinn der europäischen Bevölkerung. Es liegt dem eine viel bedeutsamere Unterscheidung zu Grunde. Wir Europäer verbinden vorzugsweise unsere religiösen Vorstellungen mit dem Bedürfnisse einer möglichst schönen Ausgestaltung: Im Gegensatze dazu hat der Hindu das Bedürfniss seine religiösen Vorstellungen in einer möglichst reichen und weitgehenden Symbolik auszugestalten. Dies ist ein viel tiefer liegender Unterschied des christlichen und des brahmanischen, oder des europäischen und des indischen Wesens, als es auf den ersten Anblick scheint.

Die Ethik, das Ideal des Guten, verkörpern beide Völkergruppen in ihren Religionsanschauungen, nicht aber beide gleichermassen die Philosophie und die Aesthetik. Das Ideal der Wahrheit, die klare philosophische Erkenntniss, ist und war von jeher der wundeste Punkt im kirchlichen Christenthum. Während aber hierauf die Brahmanen von jeher den allergrössten Werth gelegt haben, auch mit unbestreitbarem Erfolge, opferten sie diesem überwiegenden, sie ganz beherrschenden Bedürfnisse der philosophischen Spekulation alle Befriedigung ihres Schönheitssinnes. Dagegen ist von den drei Idealen des Guten, Wahren, Schönen in Europa fast allein das letztere noch imstande, weitere Kreise und grössere Volksmassen, der Gebildeten wie der Ungebildeten, für höhere, ideale Ziele zu begeistern. Für das Gute und das Wahre interessiren sich die Menschen höchstens noch privatim. Was öffentlichen Anklang bei uns finden soll, muss entweder einen materiellen Vortheil bieten oder, wenn es ideal ist muss es irgendwie den Schönheitssinn der Menge reizen, sei es auch in noch so niedrer Sphäre. Das ist bei den Hindus anders. Ihnen kommt es stets nur darauf an, dass das, was für sie idealen Werth haben soll, eine vernunftgemässe Bedeutung habe, einerlei wie unschön es auch aussehen mag. Hierfür statt Tausender nur ein Beispiel.

Ueberall starrt uns in Indien die höchst widerwärtige Gestalt des Ganesha entgegen, eine feiste elephantenhafte Figur, die wie ein Hindu mit vor sich gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzt oder gar, was noch absurder aussieht, auf einer Maus reitet. Der dicke Rüssel hängt über den möglichst angeschwollenen Bauch herab. Dies ist eine Personifikation der Klugheit und der Kraft, die durch Geistes. gewandheit alle »bösen Einflüsse« fernhält oder überwindet und daher Erfolg bewirkt. Das Symbol der Klugheit für den Hindu ist der Elephant; und um so dicker dessen Bauch gestaltet ist, um so viel grösser ist die Klugheit, die dadurch versinnbildlicht wird. Ebenso ist auch die Maus das Sinnbild der Gewandtheit. Dass das ganze unschön ist, kümmert den Hindu nicht; er sieht ja nur den Sinn der Darstellung, deren Wahrheit er leicht versteht.

Ueberhaupt werden in Indien viel mehr, als bei uns, zur Sammlung bei der religiösen Andacht oder gottesdienstlichen Handlung statt Bildern nur Symbole benutzt. So wird z. B. Shiwa immer unter dem Sinnbilde eines cylindrischen, oben kuppelförmig abgerundeten Gegenstandes angedeutet, der die neu belebende reproduktive Kraft bezeichnen soll. Für andere Gottheiten oder Formen der Gottes-Offenbarung habe ich schönere Symbole gesehen,

Hiermit sind wir schon beim esoterischen Hinduismus bei dem innerlichen, geistigen Religionswesen der Hindus, angelangt. Tschaitanya führt in volksthümlichster Weise selbst den einfältigsten Intellekt durch selbstvergessende Begeisterung zu tieferer Erfassung der Religiosität und selbst zu reinerer Erkenntniss des göttlichen Wesens. Doch als Hauptvertreter des esoterischen Hinduismus ist Shankara zu bezeichnen; dieser ist sogar der Träger jenes höchsten geistigsten Monismus, zu dem je die Menschheit sich emporgeschwungen hat, der Religions-Philosophie des Wedânta-Systems.

Diese geistige Erkenntniss und ihre praktische Verwirklichung aus dem Bewusstsein eines Einzelmenschen heraus, diese sind nun freilich schon die aller innerlichste, esoterischste Seite des Hinduismus und seines Brahmanenthums. In gewissem Sinne aber kann man auch das ganze Brahmanenthum als esoterischen Hinduismus bezeichnen. Im Brahmanenthum ergeben sich übrigens die mehr äusserlichen und mehr innerlichen Seiten schon dadurch, dass für den Hindu weder Religion noch Philosophie jemals bloss Theorien sind; sie sind Praxis und umfassen immer die entsprechenden Lebensvorschriften.

So enthalten auch die »heiligen Schriften« (*Shâstras*) der Brahmanen nicht allein ihre abstrakteste Philosophie, sondern sie bestimmen fast noch mehr ihr alltägliches Leben, und sie reguliren ihren ganzen Lebenslauf im Sinne einer geschlossenen Reihe von religiösen Pflichten. Schon die vier Weden[1]), welche man »die Bibel der Hindus« nennen könnte, sind jeder aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt, von denen die *Samhitas* (Sammlungen von Hymnen und Gebeten in Versen) und die *Brâhmanas* (ritualistische Vorschriften mit Erklärungen durch Geschichten und Legenden in Prosa), die lithurgische und rituelle Seite des Brahmanenthums betreffen; die den *Brâhmanas* angefügten *Upanishads* aber enthalten dessen innerliche, philosophische und geistige Seite.

---

[1]) Das Wort kommt von dem Stamme *Wid,* wie unser »Wissen« und bezeichnet »die (göttliche) Weisheit«. Die Weden werden auch als *Shruti,* das heisst »Offenbarung«, bezeichnet. Zu einer vollständigen religiösen Handlung gehörten vier verschiedene Priester. Für drei derselben waren die drei ersten Weden bestimmt, 1. der *Rig-Weda* für den Hotar, der die Verse *(ric)* zu recitiren hatte, 2. Der *Sáma-Weda* für den Udgátar, der die Darbringung des Soma-Trankes mit seinem Gesange *(Sâman)* begleitete und 3. der *Yadjur-Weda* für den Adhwaryu, der die Opfersprüche *(yadjus)* während der heiligen Handlung sprach. Ausserdem hatte noch ein Brahmane das Ganze zu leiten; aber mit ihm hat eigentlich der 4. *Atharva-Weda* nichts zu thun. Dieser enthält nur später hinzugekommene Formeln. (Vergl. hierzu Paul Deussen »Das System des Vedanta, Leipzig, Brockhaus, 1883, S. 5.)

Die religiösen Formen und Uebungen der Brahmanen bestehen ähnlich dem israelitischen Kultus, hauptsächlich in Gebeten oder Hymnen (Psalmen) und in Opfern. Letztere sind heutzutage bei den geistig lebenden Brahmanen nur sinnbildlich aufgefasst; doch bei dem Volke sind noch die Thieropfer im Gebrauche und stehen wie oben schon erwähnt, besonders bei dem Kali-Kultus, mit dem Bedürfnisse des Fleischgenusses in Verbindung. Uebrigens liegt ja dem christlichen Kultus auch noch der Gedanke eines Opfers zu Grunde. Ist doch nach der orthodoxen Anschauung das am Kreuz vergossene Blut des Christus Jesus nur ein Opfer, welches — ebenso wie die Schlachtopfer der Juden, der Mohammedaner und der Indo-Arier — zur Versöhnung des vermeintlichen Zornes der Gottheit stellvertretend für das Blut der christlichen Sünder dargebracht ist.

Auf Einzelheiten des brahmanischen Kultus kann hier nicht wohl eingegangen werden. Aber wenigstens eins der Gebete sollte hier doch angeführt sein. Dies ist die am meisten und am allgemeinsten verwendete *Gayatrí* (nach dem Rig-Weda III, 62, 10):

Lasst uns sinnen über die erhabene Herrlichkeit der Gottheit!
Möge sie unsere Erkenntniss erleuchten!

Aber die Weden sind nicht die einzigen »heiligen Schriften« *(Shástras)* der Brahmanen, die ihr religiöses Leben bestimmen. [1]) An die schon erwähnten Theile der vier Weden schliessen sich in der dazu gehörigen Litteratur die *Sútras* an, welche zum Theil eine Ergänzung der *Bráhmanas* sind, aber auch über diese hinausgehen, so besonders die *Dharma-Sútras,* aus denen die späteren Gesetzbücher der Hindus entstanden sind. Unter diesen ist das, welches den Namen des Manu als seines Urhebers trägt, das wichtigste. Auch diese Vorschriften müssen hier mit herangezogen werden, ehe wir auf die *Upanishads* und die Philosophie der Brahmanen eingehen.

---

[1]) Die Brahmanen halten ihre »heiligen Schriften« ebenso gut für göttliche Offenbarung wie die Christen. Jene Schriften *(Shástras)* sind auch nicht die Offenbarung eines einzelnen Propheten wie der Qurán Mohammeds, sondern sowie die jüdisch-christliche Bibel eine lange Reihe von verschiedenen Büchern, deren Entstehungszeit sich über Jahrtausende hinerstreckte. Die Anschauung der Hindus von der Art der göttlichen Erleuchtung der Verfasser dieser Schriften *(Rischi)* ist dieselbe wie unser Begriff von »Offenbarung«, nur noch geistiger und nicht so sinnenfällig aufgefasst. Auch sind die Hindus logischer als unsere Theologen; denn sie schliessen nicht die gleiche Möglichkeit solcher Erleuchtung für die Gegenwart aus. Warum sollte denn der göttliche Geist nicht heute noch ebenso wirksam sein wie vormals? Stirbt das Göttliche doch nicht, und die Evolution der Menschheit ist auch nicht zurückgegangen, sondern fortgeschritten.

Am wichtigsten für den Brahmanen sind die ihm im Manu[1]) vorgeschriebenen vier Lebensstellungen (*Ashrama*) 1. als Brahmanschüler, 2. als Haushalter, 3. als Waldeinsiedler und 4. als Heimathloser. Bis zum siebenten Jahre ist der Brahmanenknabe seiner Freiheit überlassen. Dann wird er in feierlicher Einweihung[2]) in das Leben eines Brahmanen eingeführt und beginnt zu lernen.

1. Brahmanschüler (*Brahmatschárin*[3]) kann er danach 36 Jahre lang bleiben oder kürzere Zeit je nach seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen, so lange er will. Besonders hat er jetzt die Weden zu studiren, aber er wird während dieses Jünglingsalters auch schon theoretisch auf seine späteren Lebensperioden und auf die mit ihnen verknüpfte Verantwortung vorbereitet. Mit dem 16. Lebensjahre wird an ihm eine weitere Einweihung[4]) vollzogen; und wenn er aus seiner Lehre heimkehrt, wird ein grosses Familienfest gefeiert, er wird mit Blumen geschmückt, erhält eine Kuh als Geschenk und andere Gaben. Dann hat er ein Weib von gleichem Stande zu heirathen und beginnt seine zweite Lebensperiode als

2. Haushalter (*Grihastha*[5]). Familiengründung, Wirthschaftsführung und Erfüllung aller weltlichen und religiösen Aufgaben sind die Pflichten, die ihm während dieses Mannesalters obliegen. Unter diesen Pflichten werden besonders fünf hervorgehoben: 1. die gegen die alten Weisen, die Urheber der Weden (*Rischis*), zu erfüllen durch Studium und Lehre dieser heiligen Schriften, 2. die gegen die Ahnen (*Pitris*) durch Feiern ihres Andenkens, 3. die gegen die göttlichen Mächte (*Dewas*) durch Opferspenden, 4. die gegen die Geister (*Bhútas*) und Thiere durch Spenden von Nahrung und 5. die gegen die Menschen durch Gastfreundschaft. Aber dazu kommt noch sehr vieles Andere. Für dieses Lebensalter, welches ja das wichtigste ist, sind die Vorschriften am ausführlichsten. Es wird auch gebührend hervorgehoben, dass es die Pflicht des Haushalters ist, die in den drei andern Lebensaltern Stehenden zu unterhalten, und dass er ihnen in sofern überlegen ist[6]).

3. Waldeinsiedler (*Vánaprastha*[7]). Wenn der Hausvater

[1]) Zusammengestellt im Manu III 77—78 und VI 87—93.

[2]) *Upanayana*, die Einkleidung mit der heiligen dreimal dreifältigen Schnur mit einem besonders geschlungenen Knoten (*brahma-granthi*). Erst nach dieser Einweihung wird der Knabe als Brahmane und als »Wiedergeborener« betrachtet; erst von ihr an darf er Gebete, Opfer und sonstige heilige Handlungen verrichten, auch erst dann wedische Texte aussprechen.

[3]) Mann II, 70 bis III 1.

[4]) *Sâvitri*, Manu II 38. [5]) Manu III 2 bis V 169.

[6]) Manu, VI 87 bis 97. [7]) Manu, VI 1 bis 32.

seine Züge einfallen und sein Haar grau werden sieht, und wenn ihm ein Enkel, der Sohn seines Sohnes, geboren wird, dann soll er sich in den Wald zurückziehen, dort von einfachster natürlicher Nahrung leben und sich ganz den geistlichen Studien und Uebungen widmen, seinen Sinn ganz auf das Göttliche richten. Während in der ersten Periode das religiöse Gemüth und die philosophische Erkenntniss ausgebildet wurde, galt es in der zweiten sich im praktischen Leben zu bethätigen und zu bewähren. Hierbei hatte er sich mehr der Förderung seiner Umgebung und seinen Pflichten gegen andere Wesen zu widmen; jetzt hat er sein eigenes Heil ins Auge zu fassen und der geistigen und göttlichen Seite seiner Natur zu leben. — Seine Frau kann bei ihm bleiben, wenn sie will. Familie und Hausweseu überlassen sie dem ältesten Sohne; aber nicht immer ziehen sie in den Wald, wenigstens heutzutage bleiben sie meistens daheim, wie wir sagen würden, auf dem Altentheil.

4. Heimathloser Asket (*Bhikshu*[1]), der die Welt aufgegeben (*Sannyásin*) und der alle seine Leidenschaften unterdrückt hat (*Yati*[2]). Wenn solcher Brahmane insbesondere seine drei Hauptpflichten (gegen die Gottheit, die Väter und die alten Weisen) zur Genüge erfüllt hat, dann soll er sich schliesslich ganz von allen menschlichen Interessen lösen nnd ganz seiner endlichen Erlösung leben. — Solange seine Frau noch lebt, findet sie selbstverständlich in dem Haushalt ihres Sohnes liebevollste Aufnahme; niemand kann zärtlicher an seiner Mutter hängen als ein Hindu, zumal ein Brahmane. Der Sannyásin aber ist dann völlig frei, ohne Besitz und ohne eigene Stätte, »wo er sein Haupt hinlege.« Von Ort zu Ort mag er hinwandern, wo er will; und überall wird er als Segenspender, als ein »Heiliger« aufgenommen und gepflegt werden.

Wenn ein Brahmane, ja auch heutzutage irgend ein anderer Hindu, schon als Jüngling das Gelübde der Keuschheit ablegen will, so kann er dadurch vom Bramatschárin gleich zum Sannyásin übergehen. Dann entzieht er sich dem Eheleben, sollte aber streng das Coelibat einhalten. Von diesem Rechte, sich den Pflichten des Grihasta gänzlich zu entziehen, wird in Indien in sehr weitem Maasse Gebrauch gemacht. Von den sehr vielen Tausenden solcher Asketen, die man überall in Indien sieht, schien mir aber die sehr viel grössere Mehrzahl noch so jung zu sein, dass sie wohl niemals Haushalter gewesen, am wenigsten Grossväter sein konnten. Nach indischen

[1]) Manu, VI 33 bis 86. *Bhikshu* ist etwa unser »Bettelmönch.«

[2]) *Yati* werden solche Asketen hauptsächlich genannt, wenn sie in Klöstern (Mathas) vereinigt leben, sonst allgemein nur *Sádhu* oder *Jogí*.

Begriffen führen sie ein angenehmes, sorgenfreies Dasein; und dass sie ihre Gelübde immer halten, wird vielfach bezweifelt. Dagegen ist es sicher, dass es Einem, der Hausvater war, mit seinem geistigen Leben ernst sein muss, wenn er um dessen willen sein behagliches Familienleben aufgiebt, sich erst in die Einsamkeit zurückzieht und als Greis dann heimathlos von Ort zu Ort wandert.

Soweit die äussere Gestaltung des esoterisch-religiösen Lebens der Hindus und besonders der Brahmanen. Ihre Philosophie, die geistige Grundlage des Brahmanenthums, findet sich zuerst in den Upanischaden ausgeprägt. Theils auf dieser Grundlage, theils selbständig, haben sich unter den Hindus sehr verschiedene philosophische Systeme gebildet, ähnlich so wie bei den alten Griechen und wie bei uns Deutschen. Nur sechs von diesen Systemen haben aber weitere Anerkennung erlangt und gelten heutzutage noch als klassisch. Auf ihr Wesen und ihre Unterscheidung können wir hier wiederum nicht näher eingehen; nur die Namen mögen hier beiläufig genannt werden. Sie sind: 1. das *Sânkhya* des Kapila, eine wissenschaftliche Welt- und Selbstbetrachtung, 2. der *Yoga* des Patañdjali, ein theistisches System mystischer Praxis, 3. der *Nyaya* des Gotama, eine Weltbetrachtung auf Grundlage der Logik, 4. das *Waisheschika* des Kanâda, eine naturwissenschaftliche Klassizierung alles Daseins unter sechs Kategorien, 5. die *Karma-mîmânsâ* des Djaimini, ein System des Werkdienstes, welches die Wirkungen des menschlichen Thuns und Denkens untersucht, und endlich 6. der *Wedânta*, dessen Hauptvertreter Bâdarâyana und Shankarâtschârya sind; die letztgenannte Philosophie ist eine systematische Ausgestaltung der in den Upanischaden enthaltenen Ideen und Lehren. Man kann sie wohl am besten als einen »individualistischen Monismus« bezeichnen.

Von diesen sechs Systemen überragt das letzte, der Wedânta, alle anderen ganz unendlich an Bedeutung. Dennoch müssen wir auf eine Darstellung desselben hier verzichten, weil dies viel zu weit führen würde und weil dies auch nur eins jener Systeme ist, die uns aus langer Vergangenheit überliefert sind. Ueberdies bedarf es solcher Ausführungen kaum, weil gerade für dieses Wedânta-System das vortreffliche Werk von Paul Deussen[1]) vorliegt.

Es scheint mir wichtiger und werthvoller, hier diejenigen philosophischen Ueberzeugungen und Lebensanschauungen wiederzugeben, welche ich heutzutage bei den best entwickelten Brahmanen

[1]) Dr. Paul Deussen, Professor in Kiel: »Das System des Vedanta«, Leipzig (F. A. Brockhaus) 1883.

herrschend fand, Zwar beruhen deren Ansichten der Hauptsache nach auf dem Wedânta-System; sie verarbeiten jedoch auch die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft in ihrer Weltanschauung. So könnte man diese wohl als die moderne Form des Wedânta-Systems bezeichnen; denn fast nur die Ausdrucksform ist gegenwärtig eine andere, der Geist und der Gedankenbau dieses Systems sind ganz die alten. Für uns sollte dies den Vorzug leichterer Verständlichkeit haben, Um der möglichsten Kürze willen fasse ich die Grundgedanken des Systems in seinen Hauptpunkten zusammen.[1])

1. **Wesens-Einheit alles Daseins** (*Ekam ewâdwitîyam:* Eins ohne ein Zweites). Unser Weltall (*Djagat*) ist ein grosses Ganze. Dessen Wesen ist das eine Selbst (*âtmâ*) alles Daseins, die Gottheit, das *Brahman* (nicht zu verwechseln mit dem Schöpfer *Brahmâ*, der ein Maskulinum ist und nur eine spätere Personifikation des all-einen Brahman).

Wesen und Erscheinung sind dasselbe, insofern jedes Dasein die Erscheinung eines Wesens ist; was aber das Wesen selbst, das »Ding an sich« ist, kann nicht daraus erkannt werden, wie es als Objekt »erscheint« und wahrgenommen wird, sondern nur indem das Wesen selbst sich als Subjekt empfindet. Dieses Subjekt oder »Selbst« (*âtmâ*) des Weltdaseins ist in seiner Selbst-Empfindung (*djñâna*, Weisheit) absolute Wirklichkeit (*sat*). Seine Erscheinung aber, also alles Dasein als Objekt, ist nicht dies Selbst (*anâtma*), ist Unweisheit und irrthümliche Vorstellung (*adjñâna*) und nicht die absolute Wirklichkeit (*asat*).

Diese Gegensätze der Begriffe Wesen und Erscheinung, Wahrheit und Irrthum, Wirklichkeit und Unwirklichkeit werden gegenwärtig immer weniger als einander unbedingt ausschliessend, dualistisch, dagegen immer mehr relativ und monistisch aufgefasst. Wie auch bei

[1]) Schon vor sieben Jahren, 1891, habe ich versucht, diese Weltanschauung der Brahmanen, soweit sie mir zugänglich geworden war, darzustellen; und es scheint mir, dass ich die Hauptpunkte recht getroffen hatte. Nur sind meine damaligen Ausführungen mehr in modern-wisssenschaftliche und deutsch-philosophische Ausdrucksformen gekleidet, als der Hindu sie aus seiner eigenen Natur heraus wählen würde. Auch waren die von mir gewählten Sinnbilder und plastischen Veranschaulichungen mehr dem Vorstellungskreise unserer älteren deutschen Mystiker entnommen und daher unindisch. Wen das stört, der kann dies Beiwerk leicht unbeachtet lassen. Freilich aber ist die Darstellung sehr kurz und komprimirt, und daher nicht für jeden leicht verständlich. (Hübbe-Schleiden »Das Dasein als Lust, Leid und Liebe. Die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung. Ein Beitrag zum Darwinismus. Viertes Tausend. Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen«, Berlin und Braunschweig, 1891, C. A. Schwetschke & Sohn.)

uns im Westen, siegt bei den Brahmanen der Monismus (*adwaita*) die Erkenntnis der Wesens-Einheit alles Daseins und der Identität von Wesen und Erscheinungsform. Alles Dasein ist subjektiv empfunden (mehr oder weniger) Bewusstsein (*Puruscha*), objektiv betrachtet, dem entsprechende Kraft (*Prakriti*), oder was dasselbe sagt, Substanz, denn sogar alles, was wir Stoff oder Materie nennen, ist, wie Kant schon treffend sagte, »raumfüllende Kraft«. Die relative Verschiedenheit der Bewusstseinsstufen, die sich in den sehr verschiedenen Erscheinungsformen von den kleinsten Einheiten bis zu der grössten, unserm Weltall, darstellen, ist aber den Brahmanen um so leichter verständlich, weil ihnen mehr verschiedene Bewusstseinsstufen, als uns, schon bekannt sind. Jedes Wesen hat das seinem Kraftbereiche, also seiner Erscheinung oder Darstellungsform entsprechende Bewusstsein, ebenso wie das Bewusstsein des All-Wesens alles Welt-Dasein umfasst. Somit erscheint dies letzte all-umfassende »Selbst«-Bewusstsein von dem jedes Einzelwesens, und auch die der letzteren von einander, nur relativ verschieden. Im Vergleich zu jener letzten Wahrheit, Weisheit oder Wirklichkeit des all-einen Gottesbewusstseins sind die Bewusstseine aller Einzelwesen selbstverständlich mehr oder weniger Irrthum und Unwirklichkeit; aber keins davon ist absolute Täuschung.

Damit fällt jetzt für die indische Weltanschauung auch der ihr so oft gemachte Vorwurf weg, den man als »Akosmismus« ausdrückt, d. h. als die Ansicht, dass alles Dasein überhaupt, die ganze Welt, nur Täuschung sei. Das ist heute wenigstens nicht mehr der Begriff von *Mâyâ*. Damit wird vielmehr jetzt nur die relative Wirklichkeit bezeichnet, — relativ, insofern es eben sehr verschiedene Bewusstseinsstufen giebt. Was auf der einen Wirklichkeit ist, erscheint auf der anderen als unwirklich. Im Traume ist für uns die Anschauungswelt des wachen Zustandes verschwunden, und im Wachen halten wir unsere Traumwelt für unwirklich. Die Ameise hat in ihrem Bewusstsein ganz andere Begriffe von Wirklichkeit und Weltdasein als wir. In fast unendlich viel grösserem Maasse ist natürlich das all-umfassende Gottes-Bewusstsein dem unsrigen überlegen, als dieses dem der Ameise; jedes kleinere und niedrere Bewusstsein ist Täuschung und Irrthum, Unvollständigkeit und Unvollkommenheit, im Lichte des grösseren, höheren betrachtet. Ferner behauptet aber der Brahmane, dass jede höhere Bewusstseinsstufe zugleich eine mehr innerliche, geistigere sei.

Hier ist noch auf einen anderen Gesichtspunkt der Wesens-Identität hinzuweisen. Dieses ist die Einheit oder Gleichheit (Einerleiheit) des abstrakten Seins (*nirguna brahaman*) und des Wesens

alles konkreten Daseins (*saguna brahman*). Dies aber bedarf einer etwas weiteren Ausführung.

Dass alles Dasein in Entwickelung begriffen ist, haben die alten Indo-Arier schon ein paar Jahrtausende vor Darwin gewusst. Sie zogen aber daraus auch sehr weitgehende Konsequenzen und vervollständigen diese nach Bedürfniss und nach Möglichkeit.

Da das Dasein sich entwickelt, so muss es einen Anfang und ein Ende haben. Jedes Weltall ist nur eines von einer unendlichen Anzahl. Wie die Zahl der Welten neben einander unendlich im unendlichen Raume ist, so ist auch ihre aufeinanderfolgende Anzahl unendlich in der unendlichen Zeit. Auf jedes Dasein eines Weltalls folgt eine Zeit der Ruhe, aber dann entsteht ein neues Weltall, das auch wieder sich entwickelt und wieder vergeht; und wieder folgt die Zeit der Ruhe und ein neues Weltall und so fort in alle Ewigkeit.

Was den Brahmanen schon in alter Zeit zu dieser Erkenntniss verholfen hat, das ist Analogie. Weil alles Dasein in der Welt einer Periodicität unterworfen ist, so folgern sie mit Recht, dass es die grösste Daseinsform, das Weltall selbst, auch sein wird. Daher gebrauchten sie von jeher auch für das Entstehen und Vergehen einer Welt die anschaulichsten Gleichnisse des alltäglichen Lebens. Es ist wie das Aus- und Einathmen des Brahman, sagen sie; oder das Weltall-Dasein ist der Tag des Brahman, und die Ruhepause nachher ist seine Nacht.

Dabei bleibt aber das Wesen alles Daseins, das abstrakte Sein, ewig und unwandelbar dasselbe. Das Brahman ist *nirguna*, das heisst »eigenschaftslos«; es ist nur, aber ist nicht da, während der Weltnacht; *saguna*, mit Eigenschaften, ist es als das Wesen des Alldaseins während des Welttages.

Dass etwa schon vor dem Weltdasein eine göttliche Person vorhanden gewesen sein könne, welche dann die Welt geschaffen habe, dass ist eine kindliche Widersinnigkeit, auf die der Indo-Arier nie verfallen ist. Ebenso wenig hat er sich ja eingebildet, dass Etwas aus Nichts geschaffen oder dass etwas ohne die zureichende Ursache entstehen könne, wie ja denn das Kausalitätsbedürfniss der Brahmanen überhaupt viel stärker ist als das der Europäer, wofür die gleich weiter darzustellenden uralten Grundzüge ihrer Weltanschauung der beste Beweis sind. *Nâwastuno wastusiddhih*, das ist: »aus Nichts wird Nichts«, das war einer der ersten Grundsätze aller Hindu-Philosophen.

Das absolute Sein (*nirguna brahman*) ist daher durchaus nicht als »Nichts« aufzufassen; es ist nur das Nicht-Dasein. Das Brahman

tritt periodenweise nicht ins Dasein. »Schöpfung« oder Weltdasein ist aber nur die Selbst-Darstellung dieses absoluten Seins, des Ewigen.

An Namen und Bezeichnungen für dieses Wesen aller Dinge fehlt es nicht; der älteste ist wohl das »Selbst«, der *Átmán*. Weil aber dieses Wesen als das absolute Sein eigenschaftslos ist, so ist auch der allgemeinste Ausdruck für dasselbe von seiner Daseins-Periode abgeleitet. *Brahman*, von dem Stamme *brih*, drückt den Begriff des Wachsens, des Sichausdehnens, des Raumerfüllens aus.

2 **Evolution und Involution.** In mehrfacher Hinsicht ging die brahmanische Erkenntniss der Entwickelungsvorgänge schon früh weit über diejenige Stufe hinaus, zu der wir hier in Europa erst in diesen letzten Jahrzehnten vorgedrungen sind. Ein solcher Punkt ist der, dass man bei uns sich meistens die Entwickelung wie in einer geraden Fortschritts-Linie vorstellt. Das kann ja nicht sein, da alles Dasein, jede Form, die sich entwickelt, Anfang und Ende haben muss. Daher nahmen die Brahmanen auch stets eine cyklische Entwicklung an, also Perioden, die gleichsam einen Kreislauf darstellen. Da nun aber jede Periode wieder aus kleineren Abschnitten zusammengesetzt ist, und selbst wieder einen Abschnitt einer grösseren Periode bildet, so haben wir eine Kreisbewegung, die sich aus kleineren Kreisläufen zusammen setzt. Dadurch wird, indem die grössere Kreisbewegung fortschreitet, aus den kleineren Kreisen eine Spirale, ähnlich so wie wir es bei der Mondbahn, von der Sonne aus betrachtet, finden.

Doch sehen wir hier von dieser Komplikation ab; nehmen wir den ganzen Kreislauf eines Weltdaseins! Die Einheit des ausdehnungslosen Punktes ohne Eigenschaften (das *nirguna brahman)* gestaltet sich (als *saguna brahman*) durch Differenciation, Vervielfältigung und Zersplitterung der Kraftbereiche nach und nach zu der unendlichen Vielheit von Einzelwesen aus, wie wir sie jetzt in unserer massiven Welt wahrnehmen.[1]) Durch fast unendlich viele Abstufungen der verschiedenen Einzelwesen, von Milchstrassen-Ringen, durch Sonnensysteme, Planeten, Lebewesen u. s. w. bis hinunter zu den kleinsten

[1]) Also, wohl verstanden! Nicht das Brahman als solches vervielfältigt sich, sondern nur die Formbildung. Nur in der Gestaltung überhaupt besteht das Dasein. Dessen Wesen aber, jenes »Selbst« in allen Daseinsformen, bleibt nur das all-eine. — Annähernd versinnbildlicht dieses das Gleichniss (nicht Analogon) des Feuers. Ueberall an jedem brennenden Stoffe zeigt sich diese Krafterscheinung. Auch der kleinste Funke ist ganz Feuer; und die vielen umhersprühenden Funken unterscheiden sich von einander nur durch Art und Masse des brennenden Stoffes, nicht durch die Art ihres Wesens, des Feuers. Auch würde schon ein einziger Funke genügen können, um einen Weltbrand zu entzünden. Nicht mit Unrecht hat man daher schon im Deutschen immer für den Menschengeist die bildliche Bezeichnung »Gottesfunke« angewendet.

Molekülen und Atomen, von denen auch jedes ein Kraftzentrum für sich bildet, sehen wir Einzelwesen, Individuen, die sich von einander durch die ihnen eigenen Kraftbereiche unterscheiden.

Die Annahme, dass jedem Einzelwesen auch ein seinem Kraftbereiche entsprechendes Bewusstsein inne wohne, liegt nicht fern, und ist sowohl in unserer neueren Philosophie, wie auch von unserer Naturwissenschaft schon mehrfach ausgesprochen worden.[1]) Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um menschliches Bewusstsein oder auch um Theile desselben, sondern nur um die den anderen Kraftbereichen entsprechenden, analogen Wahrnehmungs-Möglichkeiten. Daher wird man eher von Unterbewusstsein oder gar Unbewusstsein (doch nicht absoluter Negation von Bewusstseinsmöglichkeit überhaupt) und andererseits auch von Ueberbewusstsein reden.

Um beispielsweise zu veranschaulichen, was mit letzterem Begriff gemeint sein könnte, brauchen wir nur eine Analogie zu betrachten, wie die zwischen unserem Bewusstsein und den Zellen unseres Gehirnes einerseits und andererseits dem Einzelwesen unseres Planeten und der Menschheit. Diese kann man vergleichweise das Gehirn unseres Planeten nennen, und der Einzelmensch ist geichsam eine Zelle dieses Planetengehirns. Man wird nun sagen, die Menschheit habe kein einheitliches Bewusstsein, ihre Einheit sei nur ideell vorhanden. — Ist das wirklich so?

Die Brahmanen bestreiten dieses aufs entschiedenste. Sie behaupten, stets das Gegentheil empirisch nachweisen zu können. Mir scheint dies um so eher auch thatsächlich annehmbar, als man sich diese Möglichkeit sehr leicht vorstellen kann. Ich meine so:

Wenn sich ein Mensch seines Selbst bewusst ist, was funktionirt dann in dem Augenblicke in seinem Gehirn? Wie unsere Wissenschaft unzweifelhaft nachgewiesen hat, ist es die graue Gehirnrinde, in der unser Bewusstsein lokalisirt ist. Eine oder einige der Gehirnzellen dieser Rinde befinden sich doch jedenfalls immer im Mittelpunkte solches menschlichen Ich-Bewusstseins. Höchst wahrscheinlich wechseln diese Zellen mehr oder weniger oft. Zu jeder Zeit aber ist es doch immer mindestens irgend eine dieser Zellen, die in sich das menschliche Selbst wahrnimmt. — Dem analog ist nun die Behauptung der Brahmanen die, dass sich in einzelnen, besonders hoch in geistiger Entwickelung fortgeschrittenen Menschen[2]) das

[1]) So redet auch Häckel von »Zellenseelen«.

[2]) Bis zum Ende der Menschheits-Entwickelung sollten alle Menschen bis zu diesem Ziele fortgeschritten sein.

Bewusstsein der gesammten Menschheit ebenso verwirkliche und damit gleichzeitig ein Selbstbewusstsein, das dem ganzen Kraftbereich unseres Planeten (*Shaktis, Siddhis)* entspräche. Warum sollte das auch nicht so sein?

Nun ist aber das Weltdasein ein Kreislauf. Wie die Ausgestaltung eines Weltalls vor sich ging, so geschieht die Rückbildung, die Rückkehr in das Nicht-Dasein auf umgekehrten Wege. Der Evolution folgt eine Involution.

Wie das reine Sonnenlicht sich in die Regenbogenfarben bricht und schliesslich sich eine unendliche Vielfältigkeit von Färbungen und von Schattirungen auf den verschiedenen Gegenständen zeigt, und wie bei der langsam hereinbrechenden Nacht die Farben-Unterschiede mehr und mehr verschwinden, so dass nur noch die Hauptfarben zu erkennen sind, bis schliesslich auch sich nur noch Helleres und Dunkleres unterscheidet und dann vollends Alles in der Finsterniss der Nacht verschwindet, so auch das Weltdasein. In der Evolutions-Periode wächst mit der Zertheilung der Bewusstseins- und der Kraftbereiche die Anzahl der Einzelwesen, die auf gleicher Stufe stehen, in dem Maasse, wie ihre Bereiche sich verengern. In der Involutions-Peride findet dieser Vorgang in der umgekehrten Richtung statt.

Ueber all dieses liesse sich eine Fülle von Einzelheiten anführen. Um aber kurz zu sein, mag dieser Punkt hier mit noch zwei Bemerkungen geschlossen werden.

Brahmá, die männliche Personifikation der Individualität des Weltalls, ist (im Unterschiede von dem Neutrum *Brahman*) analog für unser Weltall das, was die Gehirnzelle für unser Selbst-Bewusstsein oder der Gottmensch für das Bewusstsein der Menscheit und für das »Selbst« unsres Planeten ist. Nur muss man selbstverständlich solche Analogie nicht wörtlich und mechanisch nehmen, um so weniger, da all diese Verhälltnisse ja doch unser Vorstellungsvermögen weit übersteigen. Nur ist zu erwähnen, dass ja jenes grösste Selbst-Bewusstsein unseres Weltalls, das zuerst auftauchende ist und bis ganz zuletzt besteht.

Wichtiger ist hier wohl noch der Gedanke, dass der Grundzug der gesammten Weltentwickelung, der Evolution so gut wie der Involution, das Selbstopfer ist[1]). Bei der Evolution, bringt das Bewusstsein oder der Geist (*Puruscha*) das Opfer sich immer mehr zu verstofflichen und zu zertheilen. Bei der Involution dagegen

[1]) Vergl. hierzu auch im *Rig-Weda* X, 90.

bringen die Einzelwesen, das Opfer ihrer Individualität oder Stofflichkeit dem grösseren Ganzen, in das sie sich auflösen. Je niedriger die Entwickelungstufe, desto mehr gezwungen, desto unfreier und unbewusster wirkt dieses Naturgesetz. Es sei hier beispielsweise nur erwähnt, dass die niedren Naturreiche den höheren als Nahrung dienen. Auch unter den Menschen wird das Sicheinfügen in das grössere Ganze um so peinlicher empfunden und geschieht um so unwilliger, je niedriger noch die Kulturstufe. Je mehr aber der Geist sich geltend macht, je weniger der Mensch sich an die Stofflichkeit seiner Person gebunden fühlt, je weiter der Gesichtskreis seines Bewusstseins und je grösser der Bereich seiner Ideen und Interessen, je höher seine Ideale und je reicher seine Liebe, desto ausschliesslicher wird sein Streben darauf gerichtet sein, sich selbst, seine Persönlichkeit, für das grosse Ganze hinzugeben, diesem selbstlos zu dienen und das Materielle für das Geistige zu opfern.

Von dem Standpunkte des Geistes ist auch solches Selbstopfer, so schmerzlich es vom materiellen Standpunkt aus erscheinen mag, nur Lust. Im Sinne solcher Vergeistigung ist »Geben wirklich seliger als Nehmen«. Was von aussen und von unten noch als Leid erscheint, das wird von innen und von oben als Freude empfunden. Solche höchste Lust der Liebe wird vor allen ein Gottmensch geniessen, der schon das Bewusstsein des grösseren Ganzen in sich selbst verwirklich hat, wenn er für dieses mit der vollsten Selbsthingabe wirkt. — Beiläufig muss ich hier bemerken, dass ich das Sinnbild des Selbstopfers, wie es in den epischen Erzählungen der Evangelien vom gekreuzigten Gottesmenschen dargestellt ist, niemals habe in so glühender Begeisterung preisen hören wie von einigen der höchst entwickelten Brahmanen, die ich kennen lernte.

3. **Das Einzelwesen,** die Individualität. Der Brahmane hat dafür den Ausdruck *Djíwa*, das Leben, oder *Djíwátma*, das lebende Selbst. Man könnte dafür auch wohl »Seele« sagen, wenn nicht dieses Wort soviel missbraucht würde; dies wird auch besser zur Bezeichnung von nur einem Theile oder einer Seite des menschlichen Wesens verwendet.

Da das Wesen alles Daseins überhaupt das Wesen des all-einen ewigen Seins ist, so ist auch des Menschen innerstes, abstraktes Wesen nur dies »Gotteswesen«; und das Ziel des Kreislaufs seiner Daseins-Periode ist natürlich, dieses Gotteswesen oder Gottbewusstsein vollständig in sich zu verwirklichen. Dann hört sein Menschsein, sein Sonderdasein auf; seine Entwickelung ist vollendet.

Wann und wie dieser Entwickelungsprozess durch zuführen ist, etwa beschleunigt werden kann, sowie auch die sich hieran anknüpfenden

Fragen sind erst hier am Schlusse dieser Darstellung zu erörtern. Zunächst handelt es sich darum, das menschliche Einzelwesen seiner ganzen Natur nach zu verstehen, und auch sein Verhältniss zum Allwesen zu erfassen.

Wie nun alles Dasein überhaupt nur Ausgestaltung des all-einen »Gotteswesens« ist, so gilt dies selbstverständlich auch vom Menschendasein. Trotzdem ist natürlich nicht das Menschenwesen als solches das Gotteswesen.[1]) Da jedoch der Mensch schon eine hohe Stufe der Entwickelung unter den Lebewesen erreicht hat, so hat er sogar die Möglichkeit oder die potentielle, keimartige Anlage in sich, sein Dasein als Theil des Ganzen aufzugeben und mit seinem Bewusstsein in dasjenige des Ganzen überzugehen und damit zugleich in dessen Kraftbereich.

Der Mensch, der Mikrokosmos (*djîwâtma*), ist in sofern ein Abbild des Makrokosmos (*paramâtma*), als er in seinem Wesen alle Kräfte der niederen Entwickelungsstufen, die er schon durchlaufen hat, vereinigt. Dies klassifizirt der Brahmane in verschiedener Weise, was ja auch bei uns geschieht; aber er verbindet mit den Angaben dabei klarere Begriffe als wir Europäer, weil er sich des Vorhandenseins von Stoffen bewusst ist, die mit unsern Sinnen nicht wahrnehmbar sind, viel feiner noch als der von uns vermuthete Aether, und weil er auch menschliche »Körper« oder »Gestaltungen« kennt, die nicht von Fleisch und Blut sind. Um die später folgenden Ausführungen verständlich zu machen, müssen wir hierauf etwas näher eingehen.

Der Brahmane unterscheidet im Menschenwesen (ähnlich sowie unsere Theologen) drei verschiedene Stufen. Solche nennt er ein *Sharira*, das heisst das »Vergängliche«; und er gebraucht dies Wort ganz so, wie wir das Wort »Körper«. Eine andere Bezeichnung hierfür ist auch (der) *Upâdhi*, das heist das Unwesentliche, was wir in unserer Wirklichkeits-Vorstellung dem Wesentlichen (*âtman*) »beilegen«. All diesen Ausdrücken liegt der gemeinsame Gedanke zu Grunde, dass es die Gestaltung ist, die alles Dasein ausmacht und bedingt, im Gegensatz zum absoluten und eben deshalb gestalt-

[1]) Der Brahmane liebt die Ausdrucksweise, dass das Menschenwesen anfangslos sei; ebenso kann man ihn ferner sagen hören, dass das Dasein mit all seiner Unbewusstheit (dem *Adjñâna*) und all seinem bunten Wechsel (dem *Sansara*) ewig sei. Beides ist natürlich nur so zu verstehen, dass das sich in allem Dasein darstellende Wesen ewig ist und dass es, wenn auch zahllose Wesen und Weltalle ihre Daseinsperiode vollenden, doch stets wieder neue Wesen, neue Weltalle in unendlicher Anzahl geben wird. Es ist also das Wesen und in gewissem Sinne auch das Dasein ewig, nicht aber das Dasein dieses oder jenes Einzelwesens.

losen Sein. Für diese Unterschiede der drei Stufen können wir am besten wohl den Ausdruck »Körpergestalt« setzen.

Ausserdem hat der Brahmane auch noch eine Fünftheilung des Menschenwesens in *Kóshas*, welches Wort wir gut mit »Hüllen« übersetzen können. Beiden Klassifikationen liegt die Erkenntniss zu Grunde, dass sich im Menschen (vollständiger als in anderen Einzelwesen) das »Selbst« ausgestaltet und sich gleichsam in verschiedenen gröberen oder feineren Körper-Hüllen darstellt.

Man könnte glauben, diese beiden verschiedenen Eintheilungen des Menschenwesens seien ganz beliebig und willkürlich, und man könne auch die eine für die andere setzen. Das ist aber nicht der Fall. Die Körpergestalten (*Shárīras*) bezeichnen die verschiedenen Anschauungsstufen für das menschliche Bewusstsein, die Hüllen *(kóshas)* aber die verschiedenen Abstufungen der Stoffbildung. Auf jeder der verschiedenen Bewusstseinsstufen, auf denen das »Selbst« funktionirt, prägt dieses sich in eigenen Erscheinungsformen aus, die dann für das Bewusstsein selbst als eigene Stoffbildungen aufgefasst werden, und zwar nimmt die Feinheit oder Subtilität dieser Stoffe mit der Subjektivität der Bewusstseinsstufen zu.

Die beiden materiellsten Hüllen *(kóshas)* fallen ihrem Umfange nach mit der äusserlichen, stofflichsten Körpergestalt *(sharīra)* zusammen, die dritte und die vierte Hülle mit der zweiten und der dritten Körpergestalt; die fünfte Hülle des abstrakten Wesens oder Selbstes im Menschen ist noch innerlicher oder geistiger als jene drei Körpergestalten. Nur in diesen Hüllen und Gestaltungen besteht das Menschenwesen als solches; das abstrakte wesenhafte Selbst jedoch bleibt immer nur das eine Allwesen (*ātman*), wie denn überhaupt auch alle Einzelwesenheit, Individualität und Sonderdasein immer nur in den Gestaltungen besteht.

Diese dreifach abgestufte Körpergestaltung (*Sharíras*) des Menschen fällt so ziemlich mit der theologischen Unterscheidung von Leib, Seele und Geist zusammen, wenigstens dem Umfange, wenn auch nicht ganz dem Begriffe nach. Wir behalten deshalb hier diese Bezeichnungen bei:

I. Der Leib. Unsere physische Körpergestalt (das *sthúla sharīra*).
1. Nahrungsbedürftige Hülle (*annamaya kósha*) nennt der Brahmane unseren aus chemischen Stoffen gebildeten Körper.

2. Die lebenhafte Hülle (*prānamaya kósha*) umfasst sowohl die formbildende Kraft, die unser Menschenwesen mit allen Gestaltungen, von den Krystallen aufwärts, gemein hat, sowie auch das Leben, welches sich in allen Wesen von den Pflanzen aufwärts zeigt.

II. Die Seele. Die ätherische Körpergestalt des *súkschma shárira*[1]) oder 3. die verstandartige Hülle (der *manomaya kósha*). Sie umfasst das Gemüth, die Leidenschaften und Begierden, im guten wie im üblen Sinne, überhaupt alle persönlichen Triebe, ferner den Verstand. — Das Menschenwesen ist dem Weltall, nach brahmanischer Anschauung, auch ganz analog in seiner Ausbildung. Wie bei der Weltentstehung sich die feinstoffliche Gestaltung des *Súkschma*-Elementes oder die ätherische Welt lange vorher bildet, und erst ganz allmählich sich durch immer weitere Verdichtung schliesslich unsere grobstoffliche Welt entwickelt, so geht auch bei der Entstehung eines Menschenwesens die Ausbildung des *súkschma sharira*, der ätherischen Gestalt, dem Werden der physischen Körpergestalt vorher. Der Aetherleib der Seele ist gleich einem »Samen«, aus dem unser äusserer Leib herauswächst und sich ausgestaltet.

III. Der Geist. Die ursächliche Körpergestalt (des *karana sharira*) oder 4. die weisheitartige Hülle (der *widjñánamaya kóscha*). In diesem stellen sich die Vernunft und alle höheren Kräfte, alle Ideale und die idealen Eigenschaften des Menschen dar. Diese innerlichste, geistige, weisheitsartige, ursächliche Gestaltung ist recht eigentlich die menschliche Individualität.

5. Noch innerlicher, geistiger, idealer oder göttlicher ist das, was der Brahmane als *Anandamaya Kósha* bezeichnet, die »Hülle der Wonne« oder »der höchsten Glückseligkeit«. Auf der Bewusstseinsstufe dieser »Hülle« funktionirt aber nur das »Selbst« im Gottmenschen. Wir Sterblichen können uns dieser in uns keimartig und unentwickelt schlummernden Fähigkeit noch nicht bewusst werden. Aber warum sollte nicht solcher höhere Bewusstseinszustand denkbar sein? Warum sollte nicht etwa, wie es berichtet wird, solches Bewusstsein sich in einem Buddha oder einem Christus gezeigt haben?

---

[1]) Wenn ich das Wort *súkschma* mit »ätherisch« wiedergebe, so ist dabei zu betonen, dass dies nicht im Sinne des von unserer Physik als Erklärungshypothese angenommenen Aethers gemeint ist, sondern dass mit dem Sanskrit-Worte nur etwas ganz besonders »Feines«, »Zartes«, wenn auch doch noch Stoffliches bezeichnet wird. Es ist dies der schon in unserem 3. Abschnitte erwähnte *Akâsha*. — Was unsere Wissenschaft als Aether auffasst, sind nach der brahmanischen Anschauung (vier) verschiedene Stufen höherer Aggregatzustände unserer chemischen, grobstofflichen Materie (Atomäther, Moleküläther usw.. Die Stoffe aber, aus denen Seele und Geist gebildet sind oder die Gestalten, in denen unser Bewusstsein, unser »Selbst«, als Seele und als Geist funktionirt, sind viel feinere Arten von Stoffen oder Kraftdarstellungen in immer höheren Stufen. Wenn man die Ausdrucksweise des Paracelsus zu Hülfe nehmen wollte, dürfte man *súkschma* durch »astral« oder »siderisch« wiedergeben und *súkschma shárira* also den »Astralleib« nennen.

Diese doppelte Eintheilung des ganzen Menschenwesens ist übrigens schon sehr alt und völlig wedântistisch. Die folgende Uebersicht mag das Verständniss dieser Zusammensetzung noch erleichtern. Die Aufzählung der »Hüllen« schreitet von aussen nach innen fort.

Das Menschenwesen
nach brahmanischer Eintheilung.

1. Körperstoff *annamaya kósha* 2. Leben und Gestaltung *pranamaya kósha*		1. Leib, *sthúlas sharíra.*	wechselnd
3. *mano-maya kósha*	persönliche Triebe / Verstand	2. Seele, *súkschma sharíra.*	wechselnd
4. Vernunft und Ideale *widjñânamaya kósha* 5. Wonne und Seligkeit *anandamaya kósha*		3. Geist *karana sharíra*	dauernd
Das „Selbst" (*âtma*), der „Gottesfunke", ewig.			

Bei allen vorstehenden Unterscheidungen ist aber nachdrücklichst daran zu erinnern, dass man sie nicht dualistisch aufzufassen hat. Alle diese Stufen sind nur relativ, nicht wesentlich verschieden von einander, nicht so wie sich unsere Theologen Materie und Geist als Gegensätze denken. Einzelwesenheit oder Bewusstsein und Erscheinungsform oder Stoff sind eines und dasselbe, nur von innen und von aussen her betrachtet unterschieden. Als was sich das »Selbst« des Menschen in dem eigenen innersten Bewusstsein vorstellt, als diese Gestalt stellt es sich ganz von selbst dar. Für sein äusseres Bewusstsein freilich geschieht dies überwiegend unbewusst. Der Mensch weiss für gewöhnlich nicht genau, wie er eigentlich Anderen erscheint; dennoch entspricht seine Erscheinung seinem Wesen.

Der Brahmane ist bereit anzuerkennen, dass auch die Erscheinungsformen von Seele und Geist nur ideell seien, nur »unsere Vorstellungen« (*mâyâ*); dann erklärt er aber auch unseren physischen Körper nur für eine solche von »unseren Vorstellungen«. Dagegen sind nach seiner Angabe die Hüllen, in denen die seelischen und geistigen Bewusstseinszustände fungiren, oder die Gestalten, als die sie sich darstellen, ebenso gut als »stofflich« zu bezeichnen, wie unser leiblicher Körper. Nur sind es eben keine chemisch nachweisbaren Stoffe. Er behauptet aber, sie mit feineren Sinnen als den leiblichen wahrnehmen zu können, eben mit den inneren Sinnen des Seelen-

körpers und des Geistkörpers selbst. Ja, er behauptet ferner, dass diese feineren Stoff-Gestalten sich bei hoch entwickelten Menschen von deren physischem Körper trennen können und dass dann deren Bewusstsein frei und selbstständig in diesen feineren Körpern funktioniren könne, obwohl diese für gewöhnlich, insbesondere im wachen Zustande, konzentrisch mit dem physischen Körper zusammenfallen, und theilweise nur einen grössen Kraftbereich ausfüllen.

4. **Karma**, individuell und geistig wirkende Kausalität. Da das All-Wesen einen Kreislauf der Entwickelung durchmacht, so liegt in der ganzen Natur der Trieb zur Fortbildung. In jedem Einzelwesen macht sich dieser Trieb mehr oder weniger stark geltend. Woher aber rührt dies mehr oder weniger? Woher kommt die grosse Verschiedenheit der Entwickelungsstufen, auf denen sich die Menschen offenbar befinden?

An göttliche Willkür und an blinden Zufall glaubt natürlich kein Brahmane. Dass jede Thatsache ihre zureichende Ursache haben muss, ist für ihn selbstverständlich. Das Sichberufen auf den »unerforschlichen Rathschluss Gottes« oder auf den »blinden Zufall« heisst ja beides auch nichts anders als: Wir wissen die Ursache nicht! — Der Brahmane aber sagt: Die Ursache liegt klar auf der Hand. — Ist die Wirkung, um deren Erklärung es sich handelt, nur der Zustand und das Schicksal eines Menschen; und betreffen diese nur ihn selbst, dann muss auch in ihm selbst allein die Ursache zu suchen sein. Das, was ein Mensch jetzt ist, das ist die Folge seiner eigenen früheren Thaten und Gedanken; und das, was er jetzt thut oder denkt, das wird in Zukunft seine Schicksale bestimmen.

Eben dieses sagt auch unser Sprichwort, dass »ein jeder seines Glückes Schmied ist«; und schon Paulus lehrte die Galater (VI, 7): »Was der Mensch säet, das wird er ernten«.

Mehr oder weniger weiss und anerkennt dies ja auch jeder nachdenkende Mensch. Er weiss aus eigener Erfahrung und Beobachtung, wie seine Handlungen seine Gedanken beherrschen und wie aus diesen sich wieder seine weiteren Handlungen, ja auch sein Wesen, sein Charakter, seine Anschauungen herausgestalten. Die Gedanken sind die Träger dieser geistigen Causalität, des Karma:

Ein Wunsch, eine Begierde, die Vorstellung von etwas, was wir haben oder thun möchten, taucht in unserem Gedankenleben auf, und zwar gewöhnlich in Veranlassung einer Empfindung, die sich an das eigene Thun, Wahrnehmen und Erleben anknüpft. Das Gewünschte und Gedachte wird von uns zurückgewiesen oder festgehalten, je nach dem wir es als für uns unrecht oder zweckmässig erachten. Tritt

aber ein so zurückgewiesener Gedanke abermals in unserem Bewusstsein auf, so setzt er sich schon fester als zuerst; und wenn wir solcher Wiederholung nicht energisch zielbewusst uns widersetzen, wird zuletzt der wiederholt gedachte Wunsch von uns als That oder sonstwie verwirklicht.

Aber die Brahmanen bringen weiteres System in diese Lehre. Die gewöhnliche Entgegnung wider die Stichhaltigkeit ihrer Behauptung wird ihnen zum stärksten Beweisgrunde für deren Richtigkeit und Wahrheit.

Man fragt: Wie können wohl die Menschen mehr als in nur ganz beschränkten Grenzen ihr Geschick bestimmen? Ist ihr Leben doch so kurz! Und sind sie nicht auch für ihr ganzes Leben an die ihnen bei ihrer Geburt gegebenen Anlagen des Geistes und Charakters und an alle ihre Lebensumstände gebunden? All diese Ursachen zu bestimmen oder zu verändern, liegt doch ausser dem Bereiche ihrer Möglichkeit!

Darauf erwidern die Brahmanen: Eben diese Ungleichheit der Anlagen und Schicksale kann nicht grundlose Willkür, kann nicht ursachlos sein; sie muss eine gleichwertige Ursache haben. Im Bewusstsein jedes Menschen liegt das unbedingteste Bedürfniss, dass die Weltordnung doch schliesslich gerecht sein müsse; und diejenigen, die daran verzweifeln, versinken nur deshalb in Pessimismus oder in thörichte Gedankenlosigkeit, weil sie die Lösung dieses Rätsels noch nicht kennen. Und doch liegt sie ja so nahe: Jeder Mensch muss nothwendig auch selbst der Urheber seiner Anlagen und Schicksale seines gegenwärtigen Lebens gewesen sein durch seine Thaten und Gedanken während seiner früheren Leben. Jede Individualität ist unbedingt ihr eigenes Entwickelungsprodukt; denn alles in der Welt, das Geistige und Seelische so gut wie alles Leibliche, steht vollständig unter dem ausnahmslosen und unwandelbaren Gesetze der Kausalität.

5. **Wiederverkörperung** *(Djanma, punardjanma)*; metaphysischer Darwinismus. Schon die Verschiedenheit der Anlagen und Schicksale, mit denen die Menschen auf die Welt kommen, ist an sich einer der stärksten Gründe dafür, dass sie als menschliche Individualitäten schon vorher gelebt haben müssen. Woher wollte man denn sonst erklären, dass so oft Kinder von denselben Eltern, ja selbst Zwillinge so sehr verschieden sind?

Die Individualität entspringt nicht aus den Eltern, sondern diese bieten nur dem Kinde das Material, aus dem sich seine Neu-Verkörperung gestaltet. Es sind aber immer nur einzelne und bei

verschiedenen Kindern oft verschiedene Eigenschaften, welche sie zu ihrem Elternpaare hinziehen. Daher auch immer einige Aehnlichkeiten neben anderen Unähnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern. Wir sind eben nicht unseren Eltern ähnlich, weil wir deren Kinder wurden, sondern umgekehrt, wir wurden ihre Kinder, weil wir ihnen ähnlich waren. Und eben diese Verwandschaft — die uns an gerade diese Eltern bindende Ursächlichkeit — ist einer der Faktoren, die wir selbst durch unser früheres Thun und Denken und durch die von uns selbst vormals angeknüpften Verbindungen geschaffen haben und die nun unser gegenwärtiges Leben wesentlich bestimmen. Alle anderen Faktoren unserer Schicksalsbildung entstehen und wirken auf ähnliche Weise.

Nur wenn man erkennt, dass jedermann sein Schicksal, sei es gut und freundlich, sei es hart und schwer, selber verursacht hat, kann man die Weltordnung als gerecht empfinden. Andernfalls wäre kein Sinn und Verstand in unserm Dasein, und es gäbe überhaupt keine Weltordnung, sondern nur ein Weltchaos.

Aber selbstverständlich wird die Weltordnung nicht von einer göttlichen Vorsehung väterlich verwaltet, sondern sie ist ein selbstthätiges Naturgesetz; und dies Gesetz wirkt überall in gleicher Weise. Ausnahmen und Willkür giebt es nicht. Wie die Ursache, so ist die Wirkung einmal so wie immer. Biegen lässt sich die Natur, jedoch nicht das Gesetz, das sie beherrscht. Wie ein Pendel, so lässt auch der Gang natürlicher Entwickelung sich aus dem Gleichgewichte bringen, aber er wird immer streben, dieses Gleichgewicht wieder herzustellen. Das ist das Gesetz des Karma. Wenn der Mensch einen Baumzweig biegt, und dieser dann zurückschlagend ihm wehe thut, so ist es nicht der Zweig, sondern der Mensch, der sich diese Verletzung zuzieht.

So verfügt das Karma auch nicht Strafe oder Belohnung über die Menschen. All ihr Thun und Denken sind gleichsam die Samenkörner, die sie säen, die aufwachsen und die Früchte tragen; ob die Früchte ihnen süss oder bitter schmecken, das verdanken sie nur sich, nicht irgend Jemandes scheinbarer Willkür. Der in ihnen selber wirkende Naturtrieb ist der Richter über ihre eigenen Thaten und der Bildner ihrer eigenen Geschicke. Ihre eigenen Gedanken, oder richtiger Gedankenformen, sind die Träger dieser unerbittlichen Kausalität.

Auch dass zu gleicher Zeit die Entwickelungsstufen der verschiedenen Menschen so sehr ungleich sind, ist keine Un-

gerechtigkeit; es ist nur die natürliche Freiheit der Individualität[1]). Für alle ist das Ziel das gleiche; nur ihr Tempo der Entwickelung ist verschieden. Sehen wir doch auf der Strasse auch den einen Menschen schnell, den andern langsam gehen, je nach seiner Lust und seinem Temperamente. Ohne solche Unterschiede wäre ja die Welt nicht zum aushalten langweilig.

Erst durch diese Erkenntniss der Wiederverkörperung gewinnt der Darwinismus einen festen Boden auch für das menschliche Geistesleben. Auch in diesem geht ja die Entwickelung durch »Anpassung an die gegebenen Umstände« vor sich. Aber was gewonnen wird, sind meistens keine äusseren Ergebnisse, die irgendwie vererbt werden können. Die Erfahrungen der Eltern haben selten oder nie für ihre Kinder Gültigkeit. Jede Individualität macht selber ihre eigenen Erfahrungen und das Beste, was der Mensch in seinem Leben an Errungenschaften sich erwirbt, sind seine aller subjektivesten Erlebnisse und die Entwickelung seines Charakters. Davon kann er wenig oder garnichts übertragen. Wenn nun diese eigentlichsten, werthvollsten Ergebnisse der menschlichen Geistesentwickelung verloren gingen, wenn jedes Kind dieselben inneren Entwickelungsstufen vom Uranfange an durchzumachen hätte, wenn es nicht in den Anlagen seines individuellen Geistes und Charakters alle seine früheren Errungenschaften und Erfahrungen gleichsam kapitalisirt ins Leben mitbrächte, so könnte ja die geistige Entwickelung der Menschheit unmöglich fortschreiten, und es könnten auch nicht einige Individualitäten so sehr viel weiter fortgeschritten sein als andere. Daher haben die Brahmanen auch von jeher die Entwickelung individualistisch aufgefasst, indem die Individualitäten sich am Faden der von ihnen selbst verursachten Kausalität durch den Evolutionsprozess hindurch in zahllosen Verkörperungen nach einander entwickeln.

Das Streben nach individueller Vervollkommnung, das sich in jedem nicht mehr ganz brutalen Menschen zeigt, ist ein so allgemeiner Naturtrieb, dass sich sein Vorhandensein garnicht erklären liesse, wenn er nie zum Ziele führen könnte. Was der Mensch an Fortschritten in seinem einen gegenwärtigen Leben erreichen kann, ist immer nur

[1]) Auf das Problem der »Willensfreiheit« können wir hier weiter nicht eingehen. Selbstverständlich giebt es keinen ursachlosen Willen, sondern nur Kausalität. Der sogenannte »freie Wille« ist vielmehr bewusster Wille. In sofern der Mensch sich seines Willens bewusst wird, fühlt er sich für ihn verantwortlich. Eben dies Bewusstsein aber bildet ja den hauptsächlichsten Faktor in der Rechnung, gleichsam den durchlaufenden Faden im Gewebe der Kausalität.

verschwindend wenig im Vergleiche zu dem Ideal, das jeder gern erreichen möchte. Könnte er dies Streben nicht in späteren Verkörperungen fortsetzen, so würde die Natur den Menschen ja mit den in ihn gelegten Trieben nur belogen und betrogen haben. — Auch eine Vertröstung auf ein Jenseits und dann zu erreichende Vollkommenheit, wie es die Christen und die Spiritisten sich vorstellen, hilft nicht über diese Schwierigkeit hinweg. Denn solches nebelhafte oder engelhafte Ideal des Jenseits ist thatsächlich nicht das Ziel, auf das unser Naturtrieb nach Vervollkommnung gerichtet ist. Auch würde das ja den Evolutionsprozess in keiner Weise fördern; denn es handelt sich ja doch darum, dass sich der Mensch in diesem äussern Erdenleben mit der Zeit zum »Gottmenschen« entwickelt, wie ein Buddha oder Christus.

Nicht ohne Grund berufen die Brahmanen sich auch darauf, dass mehr als die Hälfte aller Menschen von der Thatsache der Wiederverkörperung aller Individualitäten überzeugt sind. Und auch diejenigen Europäer, welche einerseits an ihr Fortleben nach dem Tode und andererseits an die Entwickelung der Menschheit glauben, hätten keinen stichhaltigen Grund, sich gegen jene Ueberzeugung zu verschliessen[1]).

Aber ob die Menschen ihre Fortentwickelung übersehen oder nicht, sie sind in gleicher Weise dem Naturgesetze unterworfen. Dennoch ist es selbstverständlich ein Vortheil, wenn man seinen Weg klar vor sich sieht und die Gesetze kennt, nach denen man ihn fortzusetzen hat. In diesem Sinne scheint es vortheilhaft, wenn man sich auch seiner früheren Verkörperungen erinnern könnte. Das ist aber nicht der Fall. Erst auf einer sehr hohen Entwickelungsstufe wird dies nicht mehr schädlich wirken. Wer noch an persönlichen Interessen hängt, würde nie vorankommen, wenn er

[1]) Sonderbarer Weise ist es nur den Wenigsten bekannt, dass unsere grössten Geister sich fast alle zu dieser Ueberzeugung bekannt haben. So seien hier u. a. nur genannt Giordano Bruno, Leibnitz, Lessing, Goethe, Jean Paul, Schopenhauer, beiläufig auch einmal Kant und Schiller; ja selbst in den philosophischen Werken von Schülern Wundts findet sich diese Thatsache dargestellt. — Auch dass diese Anschauung zur Zeit Christi den Pharisäern ganz geläufig war, und dadurch eine der Voraussetzungen ward, die sich im Neuen Testamente wiederholt kund thut, wird nur von den Wenigsten beachtet; so Matth. XI, 11–14; XVI, 13—14; XVII, 12—13; Mark. VI, 14—16; VIII, 27—28; Lukas IX, 7—9; Joh. IX, 2. Die Lehre der Wiederverkörperung war auch noch unter den ersten Christengemeinden weit verbreitet und von einigen Kirchenvätern, wie Origines, vertreten. Erst auf den V. ökum. Konzil zu Konstantinopel 553 wurde sie für Ketzerei erklärt. Trotzdem ist noch das heutige Glaubensbekenntniss von der »Auferstehung des Fleisches« nur ein Missverständniss dieser Lehre.

den ganzen Ballast von Einzel-Erinnerungen seiner peinlichen Erfahrungen, seine persönlichen Feindschaften und dergl. mehr, aus allen seinen früheren Leben mit sich schleppen müsste. In den Anlagen seines Geistes und Charakters bringt er die Ergebnisse seiner Vergangenheit ins neue Leben mit und kann nun unbehelligt mit ganz frischen Kräften wieder anfangen.

Rückerinnerung ist übrigens nur für diejenigen nicht möglich, deren Bewusstsein noch nicht selbständig in ihrem *Karana sharira* funktionirt; denn dieses ist allein der Träger der sich fortsetzenden Individualität. Es findet sich aber in Indien und auch in Europa heutzutage schon eine grössere Zahl von Menschen, welche diese geistige Entwickelungsstufe erreicht haben und auf mehrere ihrer früheren Verkörperungen zurückschauen können.

Durch die obigen Ausführungen wird zugleich verständlich, dass es sich bei dieser heutigen Lehre der Wiederverkörperung nicht mehr um die früher allgemein von den Brahmanen, und wohl heute auch noch von den meisten angenommene Seelenwanderung handelt. Schon ist selbstverständlich keine Rede mehr von einem Hin- und Herspringen der Entwickelung zwischen Menschen- und Thierverkörperungen. Auch ist dieser Aberglaube nur ein erst spät im Gesetzbuche des »Manu« systematisch ausgearbeitetes Missverständniss einiger Stellen in den Upanischaden. Vor allem aber ist es erstens nicht die Seele (das *sûkschma sharîra*), sondern nur der Geist, der Ursachenkörper (das *karana sharîra*), was die Individualität fortsetzt und sich wiederverkörpert. Zweitens handelt es sich auch nicht um ein dualistisch zu denkendes Wandern einer Individualität von einem Körper in einen andern, sondern der Ursachenkörper bildet sich bei jeder Neuverkörperung naturgesetzlich selbst seine neuen Körpergestalten aus, die Seele und den Leib, in denen er sich, so wie er dann ist, neu ausprägt. Es findet also keine Wanderung, sondern eine Wandlung statt; und man könnte daher, statt von »Seelenwanderung«, höchstens von »Geistwandlung« reden[1]).

6. **Der Uebergang von einem Leben bis zum anderen.** Nach dem Tode kann nicht gleich die Neu-Verkörperung des Menschengeistes stattfinden, weil dann zunächst nur dessen äussere grob-

[1]) In den vorstehenden Ausführungen habe ich in möglichster Kürze, die jetzt von Brahmanen für ihre Anschauungen vorgebrachten Gründe wiederzugeben versucht. So sehr befremdend diese für den Durchschnitts-Europäer heutzutage sind, so weitreichend sind sie doch als Arbeits-Hypothese zur Erklärung einer grossen Menge von Räthseln, die uns überall im Leben und auch in der Wissenschaft entgegentreten. In meiner schon erwähnten Schrift habe ich weitere Ausführungen hierüber gebracht.

stoffliche Hülle weggefallen ist und der Geist (die Individualität) noch in der Seelenhülle, der ätherischen Körpergestalt, weiter funktionirt. Da die Persönlichkeit bei Lebzeiten schon sich in solchem feinstofflichen Seelenkörper ausgestaltet, so ist garkein Grund vorhanden, warum dieser mit dem physischen Körper zu funktioniren aufhören sollte; jener hängt ja nicht von Fleisch und Blut, von Luft und Nahrung ab. Weiter fragt sich dann auch noch, wie lange Zeit etwa die Individualität allein in ihrem geistigen Ursachenkörper unabhängig fortbestehen kann und muss, bis sie zu neuem Erdendasein fortschreitet. Dies Alles wird hier nur weniger Worte der Ausführung bedürfen.

Fortentwickelung im eigentlichen Sinne kann natürlich nur im Leben des voll ausgestalteten Wesens stattfinden. Die Bewusstseinszustände nach dem Ausscheiden aus dem Erdenleben sind etwa dem Nachschwingen einer angeschlagenen Saite zu vergleichen oder, wenn man das unschöne Bild gestatten will, dem Vorgange der Digestion.[1]) Sie dienen der Verarbeitung und Assimilation dessen, was man sich in dem vorhergegangenen Erdenleben an Errungenschaften und Erfahrungen erworben hat. Schliesslich ist dann auch Ruhe zum Kraftsammeln nöthig, analog der Zeit des Schlafens und des Träumens.

Zunächst also funktionirt das Bewusstsein in der feinstofflichen Körpergestalt der Seelenhülle, die Gemüth, Verstand und alle Willenstriebe der Persönlichkeit enthält. Die Möglichkeit ihrer äusseren Bethätigung ist jetzt normaler Weise völlig ausgeschlossen. Insofern solch ein Bewusstsein nun von unbefriedigten Leidenschaften und von peinlichen Erinnerungen gequält wird, kann man solchen Zustand auch wohl eine »Hölle« nennen; und solche Hölle mag wohl sogar unter Umständen viel schlimmer sein, als sie die meisten Menschen sich im Erdenleben schon bereiten. Doch vor allem ist auch hierbei wieder nicht an eine über die Menschenseele verhängte Strafe zu denken.

Uebrigens besteht ja bei den meisten Menschen wohl die Seele nicht aus vorwiegend peinlichen Neigungen und Eindrücken; und selbstverständlich kommen auch das Gute und das Schöne bei der Nachwirkung zur Geltung. Ja, dies kommt sogar verhältnissmässig mehr zur Geltung; denn je idealer sich ein Wesen ausgestaltet, desto geistiger ist es. Auch das Bewusstsein kann man sich als

[1]) Vielleicht hat dieser Zwischenzustand auch einige Analogie mit dem Ansetzen von Jahresringen der Bäume während ihrer Winterszeit.

höchst subtile Schwingungen in einem überaus feinem Stoffe vorstellen; je schneller und je komplizirter nun der Rhythmus dieser Schwingungen und je zarter der Stoff, in dem sie funktioniren, desto länger wird auch ihre Dauer oder ihr Bestand sein, denn sie haben um so weniger Reibung zu überwinden. Die ideale oder geistige Seite der Seelenhülle wird also die niedere und materiellere um so kürzere oder längere Zeit überdauern, je nach dem sie im vergangenen Erdenleben schwächer oder schärfer ausgebildet war.

Dieses letztere ist auch die Wahrheit, die nach der brahmanischen Anschauung an den christlichen Vorstellungen von einem »Himmel« übrig bleibt, wenn man sie mit Vernunft betrachtet; und schön, wonnig und ideal genug sind freilich auch nach den Angaben der Brahmanen diese Zustände, in denen sich die guten, ideal gesonnenen Menschen nach dem Tode schliesslich befinden. Auch hängen, ihrer Anschauung zufolge, alle Zustände des Menschengeistes nach dem Tode ganz von dem Verhalten während seines Erdenlebens ab. Je nach dem, wie sich das Menschenwesen hier im Leben ausgestaltet hatte, demgemäss sind auch die Zustände (*loka*), in die es nach dem Tode sich »versetzt« sieht.

Vor allem hat aber selbstverständlich niemals ein Brahmane, oder selbst der aller ungebildeste Hindu, sich zu der ebenso entsetzlichen wie widersinnigen Anschauung verleiten lassen, dass ein individuelles Leben in einer »Hölle« oder in einem »Himmel« ewig dauern könne. Ist es schon an sich sinnlos, dass irgend ein Zustand ewig sein könne, dass etwas, was einen Anfang nimmt, kein Ende haben könne (eine halbe Ewigkeit!), so ist es ganz besonders für jedes Gerechtigkeitsgefühl empörend, dass die Art solches »ewigen« Zustandes nach dem Tode nach Maassgabe des Verhaltens in einem so kurzen Erdenleben bestimmt werden soll. Dieses Alles sind Unmöglichkeiten für den Hindu.

Wenn nun die Kraft der guten und der idealen Vorstellungen, die der Menschengeist im letzten Erdenleben hatte, sich erschöpft hat, wenn dann die Errungenschaften und Ergebnisse all seiner Thaten und Gedanken sich in ihm »krystallisirt« und konzentrirt haben, und wenn er so in dieser längeren Periode voller Rast und Ruhe neue Kraft zu weiterer äusserer Bethätigung gesammelt hat, dann fängt er an, seine Individualität zu neuer Persönlichkeit auszugestalten, sein Wesen, so wie es bis dahin geworden ist, in neuer Seelenhülle und physischer Körpergestalt darzustellen. Auch die Zeit dieser Wiederverkörperung bestimmt sich selbstthätig durch die Kausalität des Karma dieses Menschenwesens; und dazu gehört

auch die Verbindung eines mit ihm durch sein Karma verknüpften Menschenpaares.

Für die Art, wie die Wiederverkörperung geschieht, finden sich viele Analogien. Aber mit dem Hinweis darauf, dass es sich hier nur um die Ausprägung eines geistigen Bildes handelt, mag wohl der Vorgang des Photographirens hier als Gleichniss genügen. Wie man mit der Linse einer Kamera eine selbst in grösserer Entfernung stehende Persönlichkeit auf einer Platte zur Darstellung bringen kann, so dienen für die sich verkörpernde Individualität die Eltern gleichsam als die Linse, die das Bild ihres geistigen Wesens auffängt und stofflich zum Ausdruck bringt.

7. Die Vollendung. Um auf diesem Wege der Entwickelung durch zahllose Wiederkehr ins Erdenleben schliesslich den Zustand höchster Vollendung zu erreichen, bedarf es keiner sonderlichen Anstrengung. Die Triebkraft der Evolution trägt jeden einmal an sein Ziel — ähnlich so, wie ein Dampfer auf dem Ozean dahinfährt. Die Passagiere steigen treppauf treppab, legen sich schlafen und stehen wieder auf und merken kaum, dass sie voran kommen.

Damit aber sind und waren die Brahmanen nie zufrieden. All ihre Philosophie hat sich stets nur um die Beantwortung der Frage gedreht: Wie ist es möglich, dem sehr langsamen Entwickelungsgang vorauszueilen und sich damit vorzeitig aus dem leidvollen und langweiligen Menschsein zu erlösen, sich in das Gottmenschenthum einer »befreiten Seele« (*Djiwanmukta*) oder eines »grossen Selbst« (*Mahâtmâ*) hinaufzuarbeiten?

Dass dieses möglich ist, das galt für den Brahmanen von jeher als selbstverständlich. Er war stets so sehr von der Gesetzlichkeit der Weltordnung überzeugt, dass er sich sagte, das, was Einer erreicht hat, muss ein anderer auch erreichen können; und als solche, die das Ziel erreicht, gelten ihm alle seine alten Weisen, die Rischis, sowie auch die Vorbilder eines Krischna, eines Buddha und des Christus Jesus von Nazareth. Es zweifelt auch kein Hindu daran, dass es solche Hochentwickelte, Vollendete zu jeder Zeit, auch heutzutage auf der Erde wirklich giebt.

Mehr noch. Obwohl jedes philosophische Werk der Brahmanen in seiner Weise mehr oder weniger selbständig auf die dazu nöthigen Vorbedingungen, Erfordernisse und Verhaltungsmaassregeln eingeht, so dass man daraus fast eine kleine Bibliothek zusammenstellen könnte, so stimmen diese ausführlichen Anweisungen und Angaben doch in den Hauptsachen überein; und sie enthalten sehr Vieles, was unbefangener Betrachtung einleuchtet. Es ist hier nicht der Ort auf

Einzelheiten einzugehen. Aber einige der leitenden Gesichtspunkte sollten zum Schlusse hier doch angeführt sein.

Der Weg den man zu gehen hat, ist ein dreifacher; oder eigentlich sind es drei Wege. Manche meinten, jeder führte schon allein zum Ziel. Doch das erweist sich als ein Irrthum. In drei Dingen also ist Vollendung nothwendig und zwar mit einer systematischen Schulung des ganzen Wesens. Diese drei sind Gelassenheit, Hingebung, Erkenntniss.

1. Der Weg der Gelassenheit *(Karma-märga)* besteht darin, dass man ohne alles persönliche Interesse seine Pflicht thut, (*nischkama karma*) in vollster Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen und gleichsam als im Dienst der ganzen Menschheit stehend, oder — wie der Christ sagt — als im »Dienste Gottes«. Solange ein Wesen verkörpert ist, kann es sich nicht des Thuns und Denkens ganz enthalten. Mindestens bedarf der Körper Nahrung und auch Pflege. Selbst das beste, idealste Thun aber gestattet nicht, sich aus dem Menschendasein zu befreien; wenn es irgendwie mit persönlichem Wollen, Denken und Empfinden verknüpft ist. Dann wird es für den Handelnden Wirkungen haben, also sein Karma bleiben; es mag ihm gutes Schicksal bringen oder Himmelswonne, aber es wird ihn an das Menschenthum gefesselt halten. Nothwendig ist also ein vollständiges Verzichten auf die Wirkungen, die das eigene gute Thun und Denken für die eigene Menschen-Individualität noch haben könnte. Alles bösen, schädigenden Thuns (Karmas) hat man sich selbstverständlich ohnehin zu enthalten.

2. Der Weg der Hingebung (*Bhakti-märga*). War jenes erstere Erforderniss negativ, so ist dieses zweite positiv. Es ist die vollständige, sich selbst vergessende Hingabe an das Ziel des Gottmenschen; und zwar pflegt sich der Hindu dieses Ziel in dem Vorbilde eines ganz bestimmten Meisters vorzustellen. Dies entspricht dem wahren Sinne dessen, was das Christenthum als »Glauben« fordert.

3. Der Weg der Erkenntniss (*Djñâna-märga*). Hierbei handelt es sich nicht etwa blos um ein theoretisches Erkennen mit der menschlichen Vernunft, sondern um das Ueberwinden oder Uebersteigen dieses sinnlichen Bewusstseins und Erschliessung höherer Erkenntnissstufen. Solche Steigerung der inneren Bewusstseins-Entwickelung soll schliesslich über alles das hinausführen, was Menschen noch Bewusstsein nennen.

Dabei gilt es anfangs, die Gedanken vollständig beherrschen zu lernen und nur das zu denken und zu fühlen, was man selbst denken und fühlen will. Wie überaus schwer dieses ist, das glaubt nur der,

der es versucht hat, beispielsweise einmal auch nur eine Minute lang ausschliesslich an einen Gegenstand zu denken, den er vor sich auf den Tisch legt, ohne irgend einen anderen Gedanken dazwischen fahren zu lassen. — Wenn man aber nun erreicht hat, dass man wirklich immer nur an das denkt, was man zu denken sich vornimmt, dann gilt es noch weiter, auch dies Denken völlig auszuschliessen; und das soll das aller Schwerste sein, garnicht (als Mensch) zu denken. In demselben Maasse aber, wie Einem dies gelingt, soll er Geisteszustände erfahren, die über das Menschenthum hinausgehen; zugleich erweitert sich der von ihm beherrschte Kraftbereich (*siddhis*) allmählich bis in die Unendlichkeit[1]).

Noch Eins mag hier zur Veranschaulichung dienen. Der vernünftige Mensch bestrebt sich möglichst, seinen Leib und seine Seele, seine Leidenschaften und Begierden unter die Herrschaft seines Verstandes zu bringen. Wer nun mit Erfolg jene höhere Entwickelung erstrebt, der muss dann auch seinen Verstand und seine Vernunft unter die Herrschaft der noch höheren Bewusstseinsstufen bringen; und auf diesen muss sein Wille wiederum sein Denken mit eiserner Kraft beherrschen. Freilich ist dies dann kaum noch »sein Wille« zu nennen, da dieser alsdann so gut wie völlig unpersönlich ist.

Das Ziel, was schliesslich auf diese Weise erreicht wird, nennen die Brahmanen die »Befreiung« (*mukti*) oder auch »Erlösung« (*mokscha*). Den Zustand, der dabei verwirklicht wird, beschreiben sie dreifach als die abstraktesten Begriffe von Sein (*sat*), Geist (*tschit*) und Wonne (*ánanda*); und das Charakteristische dieses Zustandes ist, dass dabei der Wahrnehmende (Subjekt), das Wahrgenommene (Objekt) und das Wahrnehmen selbst eins und dasselbe sind (*ekam ewádwitiyam*). Dieser Wesenszustand ist der *Atman*, das *Brahman*[2]).

VIII. Die Mohammedaner in Indien.

Obwohl die Mohammedaner nur den fünften Theil der Bevölkerung British-Indiens ausmachen, so ist dieses indische Reich der Briten

[1]) Das Bewusstsein des *Anandamaya Kóscha* entspricht etwa dem Kraftbereiche unseres Planeten, das Bewusstsein des *Nirwâna* dem unseres Sonnensystems.

[2]) Dies »Selbst« des grossen Ganzen ist aber zunächst wohl nur das unserer Erde, nicht — wie die Brahmanen durchweg annehmen — das »Selbst« des ganzen Weltalls, noch weniger das *nirguna brahman*, das ja seinem Begriffe nach besagt, dass dann überhaupt kein Dasein vorhanden ist; also ist dies nur der Zustand des abstrakten Seins während einer Weltnacht. Jenes obige *Brahman* ist aber auch dasselbe, was die Buddhisten (mehr als die Brahmanen) das *Nirwâna* nennen.

doch nicht nur das Heimath-Land des ganzen Hinduismus und Brahmanenthums (216 Mill.) sowie auch aller Sikhs (2 Mill.) aller Djains (1½ Mill.) und aller Parsen (90,000), sondern ist zugleich die grösste mohammedanische Macht der Erde. Das Türkische Reich, einschliesslich Aegyptens und aller Tributärstaaten, umfasst nur etwa 25 Millionen Mohammedaner, Britisch-Indien aber 60 Millionen, also mehr als doppelt so viel. Nun stehen aber gegenwärtig auch noch die 7 Millionen Muselmänner in Aegypten unter britischer Herrschaft; so kommt es denn heraus, dass die Königin von England 3 bis 4 mal so viel mohammedanische Unterthanen hat, als selbst der Sultan von Constantinopel, den doch die grosse Masse der Moslims als das geistige Oberhaupt und den berufenen Beschützer ihrer Religion ansieht.

Da mithin die Briten nicht allein die grösste mohammedanische Macht sind, sondern auch mit dem religiösen Fanatismus der Mohammedaner rechnen müssen, die ihre Religionsgemeinschaft als ein solidarisches Ganze betrachten, so ist leicht begreiflich, einen wie gewichtigen Faktor dieses mohammedanische Element in Britisch-Indien bildet. Das viel weltlichere, energischere und unruhigere Wesen der Mohammedaner, im Gegensatz zu den Hindus, ist ein weiterer Grund, weshalb jenen in der Politik der Engländer besondere Berücksichtigung zutheil wird, vielleicht mehr, als ihnen ihrer geringeren Volkszahl und Kulturkraft nach den Hindus gegenüber zukäme. Und noch ein letzter, wohl nicht der geringste Beweggrund hierfür ist auch der, dass sie vordem die in Indien herrschende Gesellschaftsklasse waren und sich viel weniger leicht als die Hindus, die Brahmanen, darüber zufrieden gaben, dass ihnen diese Herrschaft von den Engländern genommen worden ist; haben doch die Brahmanen überhaupt nie etwas anderes als die geistige Beherrschung Indiens und der Kultur seiner Völker beansprucht, und diese ist ihnen noch heute ebenso ungeschmälert und auch ebenso gesichert, wie nur jemals[1]).

Die erste Invasion mohammedanischer Eroberer in Indien fand im Jahre 1001 statt. Immer weiter dehnten sie dann ihren Ländererwerb aus, dabei stets ebenso sehr von der Absicht erfüllt, die Hindus

[1]) Für das Wesen des Brahmanenthums ist die Thatsache bezeichnend, dass diese — mit seltenen Ausnahmen — niemals die politische und weltliche Beherrschung der Volksmassen in Gestalt von Souveränität erstrebten. Die Aufgabe eines Fürsten (*radja*) ist in ihren Augen eine niedrere als die rein geistige des Brahmanenthums. Die Eigenschaft (*guna*) des Fürsten ist eben *radjasa*, die des Brahmanen *sattwa*. Alles »Leidenschaftliche«, nach aussen Strebende ist ihnen geringerwerthig als das »Reine«, Wahre, Innerliche. (Siehe oben S. 25 bis 27.)

für den Islâm zu gewinnen als die Völker auszubeuten. Acht verschiedene Dynastien von Afghanen, Türken und Tartaren haben nach einander über Indien geherrscht, bis endlich das »Moghul« (Mongolen, fälschlich für Tataren)-Reich entstand. Dessen Begründer Baber (geb. 1482) soll ein direkter Nachkomme von Tamerlan in sechster Linie gewesen sein. Er beherrschte ursprünglich ein kleines Königreich im Innern Asiens, dehnte dieses durch Eroberungen aus, und es gelang ihm auch nach fünf vergeblichen Versuchen 1526 sich in Delhi festzusetzen. Sein Sohn Humayan 1530 bis 56 wurde nach einiger Zeit wieder von den Afghanen vertrieben, aber zwei Jahre vor seinem Tode gründete er endgültig das Moghul-Reich. Sein Sohn, Akbar der Grosse (1556 bis 1605), war der mächtigste und auch einer der tüchtigsten Beherrscher, welche Indien gehabt hat. Seine Nachkommen Djehangir, Shah Djehan und Aurangsib, erhielten sich noch annähernd die Macht, wie er sie ausgeübt. Danach jedoch verfiel das Reich unter den Nachfolgern in Zersplitterungen, zum Theil durch die Wieder-Begründung unabhängiger Hindu-Fürstenthümer. Auch die mohammedanischen Statthalter machten sich mehr und mehr selbständig. Sodann that das Marâtha-Reich unter Siwadji der Moghul-Herrschaft starken Abbruch. Auch die Perser und Afghânen beeinträchtigten deren Macht durch ihre wiederkehrenden Raubzüge und die schrecklichen Verwüstungen des Landes.

Inzwischen nahmen die Engländer immer mehr von den indischen Ländern Besitz[2]), und mit ihrer Einnahme Delhis 1788 fiel auch das Gross-Moghul-Reich in ihre Hände. Der Schah Alam II. und seine Nachfolger genossen zwar fortan in Delhi noch fürstliche Ehren und englisches Jahresgehalt, waren indessen jeder Macht entkleidet. Wegen ihrer Betheiligung an dem grossen Aufstande 1857 und besonders an den gegen die Engländer in Delhi verübten Grausamkeiten ward der letzte der Gross-Moghuln nach der glänzenden Wiedereroberung der Stadt zu schwerer Verbannung nach Rangun verurtheilt und 24 seiner Söhne und Enkel wurden hingerichtet. Heute

[2]) Die *East India Company* erhielt ihren Freibrief schon am Schlusse des Jahres 1600 ausgestellt, gründete aber erst 1613 ihre erste Niederlassung in Surat nördlich von Bombay. Die ersten Hoheitsrechte auf indischem Boden erwarb sie 1639 in Madras durch Pacht (ebenso wie wir in Kiaotschau). Sie bezahlte dafür jährlich 12 000 Mark, nahm dort aber — abgesehen von ihrem Handelsgewinn — allein an Steuern und Abgaben 400 000 Mark jährlich ein. Bombay wurde ihr 1669 von Charles II. übertragen, der diese Insel 1661 als Mitgift der Infanta Katharina von Portugal erhalten hatte. Die Niederlassung in Calcutta wurde durch Pachtung von drei Dörfern 1698 begonnen. Die Begründung des britischen Reiches in Indien datirt jedoch erst von der Schlacht bei Plassy, die Lord Clive am 23. Juni 1757 gegen den Nabob von Bengalen gewann.

leben nur noch in Benares einige unbedeutende Prinzen dieses einst so allgewaltigen Herrscherhauses.

Um sich von der Bedeutung und dem Einflusse der Mohammedaner in Indien, insbesondere auch von ihrer Stellung zu den Hindus, einen richtigen Begriff zu machen, ist es nöthig einen kurzen Blick auf ihre Religion und ihre eigenartige Kultur zu werfen.

Bekanntlich ist für sie Mohammed nur ein Prophet und nicht eine persönliche Offenbarung Gottes. Trotzdem grenzt ihre Verehrung für ihn fast an eine Anbetung. Sie selbst aber nennen ihre Religion nicht Mohammedanismus, sondern Islâm, das heisst »Hingebung« oder Ergebung in Gott; und sich selbst nennen sie Moslim, das ist die »Gläubigen«, Ihre heilige Schrift der Qurân (das heisst »Lesen« oder, was gelesen wird, also die »Lehre«) schliesst einen Schatz von moralischen Lehren, sowie von praktischen Lebensregeln ein, kann sich aber seinem idealistischen Gehalte nach nicht mit dem »Neuen Testamente« und noch weniger mit der brahmanischen Religions-Philosophie messen.

Ihr Kultus besteht hauptsächlich in Gebeten und Opfern. Auch nach ihrer Dogmatik ist, wie nach der christlichen, ohne Blutvergiessen keine Sünden-Vergebung oder Versöhnung mit Gott möglich. Ein Opfer muss gebracht werden; aber fremdes Blut kann das des Schuldigen vertreten. Die äussere Bethätigung ihrer Religiosität übertrifft jedoch die christliche; sie haben nicht nur Sonntags und gelegentlich auch einmal in der Woche Gottesdienst, sondern verrichten mit Gewissenhaftigkeit fünfmal des Tages, oder wenigstens dreimal, das ihnen vorgeschriebene Gebet.

Wie alle grossen Religionen, der Hinduismus, der Budhismus, das Judenthum und das Christenthum, so spaltet sich auch der Islâm in zwei Hauptsekten. Die Sunniten (*Sunna* heisst die »Ueberlieferung«) nehmen die ganze Tradition des Mohammedanismus an, einschliesslich der von Mohammeds Genossen, seinen Weibern und den drei ersten Khalifen überlieferten Aussprüchen des Propheten. Die Schiiten (von *Shia*, Sekte, Ketzerei [1]) dagegen verwerfen diese Tradition; sie sind einseitige Anhänger des vierten Khalifen Ali, Mohammeds Schwiegersohnes, den sie als dessen allein rechtmässigen Nachfolger betrachten. Sie widmen ihm und seinen Söhnen Hassan und Hussein auch fast göttliche Verehrung. Diese Schiiten finden sich hauptsächlich in Persien und betrachten auch dessen Schah als Oberhaupt ihrer Religion. Die Sunniten dagegen, die man als die orthodoxen

[1]) Sie selbst nennen sich *Adlûjah*, d. h. die rechtmässige Gemeinschaft.

Moslims bezeichnen kann und die den Sultan-Khalif in Konstantinopel als das Haupt aller Gläubigen anerkennen, sind sehr viel zahlreicher. Auch die indischen Moslims sind fast alle Sunniten.

In der kulturellen Wirkung des Islâm machen sich ganz besonders zwei Nachtheile geltend. Der eine ist seine Erniedrigung der Frau, der andere seine fanatische Orthodoxie.

1. Die Frau betrachtet der Moslim nur als ein untergeordnetes Wesen. Sie hat nach seinen Begriffen keinen Selbstzweck in der Welt, sondern ist nur für den Mann da. Von den Mohammedanern rührt die sklavische Abschliessung der Frauen her, das Harems- oder Senâna-System, mit dem der Islâm auch den Hinduismus infizirt und missgestaltet hat. Glücklicherweise hat der Hindu ihm nicht auch seine Vielweiberei nachgemacht und nicht die leichtsinnige Art, wie dem Moslim gestattet ist, sich Frauen zu nehmen und auch zu verstossen.

Da ausserhalb der Familie die Geschlechter völlig von einander abgeschlossen sind, so sieht der Mann seine Braut nicht vor der Hochzeit; sie wird ihm durch seine Mutter oder andere weibliche Verwandte ausgewählt, und er kauft sie durch Zahlung eines Brautgeldes, um das weidlich gefeilscht wird. Während der Ehe ist die Frau ihm gegenüber rechtlos; er kann sie ohne weiteres verstossen und seine Weiber beliebig wechseln. Man kann sich leicht vorstellen, wie nachtheilig das für das Hauswesen, das Familienleben und die Kindererziehung sein kann. Im Gegensatze hierzu haben bei den Hindus beide Eltern das gleiche Recht über die Kinder. Der Vater trennt auch seine Interessen nicht von denen seiner Frau, der Mutter seiner Kinder. Die Stellung einer Brahmanin ist wohl ebenso befriedigend und glücklich wie die einer Deutschen oder Engländerin; die der Mohammedanerin ist aber sehr viel niedriger.

Von dem fast unbeschränktem Rechte des Mohammedaners in Betreff der Frauen machen freilich die meisten einen sehr beschränkten Gebrauch. Schon aus ökonomischen Gründen haben die meisten doch nur eine Frau und aus vielen Vernunftsgründen, wenn nicht aus andauernder selbstischer Neigung zu der einen Frau, wechseln sie dieselbe nicht. Auch sollen die mohammedanischen Frauen oftmals recht bedeutenden Einfluss auf ihre Männer haben, nicht immer zu deren Vortheil, weil ihr Gesichtskreis ein sehr enger ist. Doch selbst unter so günstigen Umständen haben mir europäische Damen, die Gelegenheit hatten, mohammedanische Familien (Harems) kennen zu lernen, versichert, dass ihnen der barsche Ton, in dem der Mann mit den Frauen seines Hauses zu sprechen pflege, als sehr

hässlich aufgefallen sei, als empfindlicher Ausdruck der Rechtlosigkeit der Frauen.

2. Wie in den meisten anderen Religionen, so erdrückt auch im Mohammedanismus das orthodoxe Trumpfen auf die äusserlich überlieferten alten Offenbarungen alles selbständige Denken und eigene Werden. Ueberdies entbehrt seine abstrakte Gotteslehre der Grundlage einer stichhaltigen Erkenntniss.

Eine Ausnahme hiervon bilden allerdings die persischen Sūfīs und einige Derwisch-Orden. Diese haben, wie alle Pantheisten und Mystiker, eine Erkenntniss, die sich ihnen in der Praxis bewährt, und die sie nahezu über alle Religions-Unterschiede erhebt. Sie suchen das Göttliche eben nicht ausser sich in irgend welchen Formen, oder auch im »Himmel«, sondern in sich selbst, im Innersten des eigenen Menschengeistes. Daher ist auch zwischen diesen Sūfīs und den Brahmanen kaum ein wesentlicher Unterschied; und sie sind auch nicht unduldsam. Von den orthodoxen Moslims aber werden sie nicht anerkannt. Auch weiss ich nicht, ob es Sūfīs überhaupt in Indien giebt. Nur hier in Europa habe ich einmal einen solchen kennen gelernt, der zwar aus Agra gebürtig, aber erst in Syrien Sūfī geworden war.

Ferner finden sich auch unter den höher Gebildeten selbst bei den orthodoxen Moslims immer rühmliche Ausnahmen von dem allgemeinen Fanatismus der Volksmassen. Solche Ausnahmen hatte auch zu verschiedenen Zeiten die Geschichte Indiens aufzuweisen. So waren die hauptsächlichsten Beamten unter Akbar Hindus, ebenso unter Haider Ali; und der hochbedeutende Premier-Minister des Hindu-Fürsten Randjit Singh war ein Mohammedaner.

Auch ist wohl anzuerkennen, dass der Fanatismus der Moslims in Indien nicht überall gleich stark ist, und vielleicht dort überhaupt geringer als in anderen Ländern. Leider aber haben die gebildeten, sowie die ungebildeten Moslims im Allgemeinen mit den glaubenseifrigen Christen eine bissige Intoleranz gemein, die sich sogar gegen andere Sekten ihres eigenen Glaubens fast noch mehr als gegen die Anhänger anderer Religionen richtet. So lehnen die Moslims besonders auch das Cristenthum gehässig ab, während die Hindus nur nichts Neues darin finden, Altbekanntes nur in fremdartiger Form.[1])

[1]) Unsere Missionare thun übrigens den Mohammedanern, im Vorzuge vor den Hindus, immer noch die Ehre an, sie nicht wie diese als »Heiden« zu klassifiziren. Die Mohammedaner aber betrachten uns als solche und nennen uns *Kafirs*. Von den unwissenden Fanatikern kann man wahrlich mit Condorcet sagen: »*l'enthousiaste ignorant est la plus terrible des bêtes féroces.*«

Die fanatische Unduldsamkeit unterscheidet wenigstens die in Indien hervortretenden Mohammedaner, wenn auch nicht die grossen Massen der Moslims unter der ländlichen Bevölkerung, unvortheihaft von den Hindus.

Diese grossen Massen sind fast alle nur moslimisirte Hindus, wenn auch schon zum Theil seit einigen Jahrhunderten. Wie aber solche Uebertritte zum Islām stattfinden, kann man heutzutage noch bisweilen sehen.

Diese sogenannten »Bekehrungen« zum Islām geschehen, ebenso wie die zum Christenthum, garnicht aus Ueberzeugung, sondern lediglich um weltlicher Vortheile willen, wenn sie nicht gar unfreiwillig geschehen oder geschahen. Die Vortheile, die dabei der Bekehrte hat, sind die Hoffnung auf bessere Erwerbsmöglichkeiten und die Verbesserung seiner Lebensstellung durch Aufrücken in höhere Klassengemeinschaft. Es »bekehren« sich daher auf diese Weise auch nur Angehörige der niedersten *Djátis* oder kastenloser Volksklassen. Der Uebertritt zum Mohammedanismus ist aber den Hindus leichter als zum Christenthum, weil dieses ihnen in der kirchlichen Form unsympathischer und kulturell wie ethnologisch völlig fremd ist. Das Kirchen-Christenthum ist ganz auf Wesen und Kultur der Europäer zugeschnitten; als Mohammedaner aber bleibt der Hindu wenigstens Orientale. Wo daher der Uebertritt zum Christenthume nicht die Hoffnung auf besondere Vortheile bietet, wird er auch so leicht nicht stattfinden, wie der zum Islām. Weil auch der politische und soziale Status der Europäer, als der jetzigen Beherrscher des Landes, sehr viel höher ist als der der früheren Eroberer, der Mohammedaner, ist es für den Hindu-Paria nicht möglich, wirkliche Gleichberechtigung mit jenen zu gewinnen. Den Brahmanen gegenüber erhalten sie als Mohammedaner noch eher ein kastenähnliches Ansehen, denn als Christen. Als Westländer gelten wir Europäer den Hindus noch niedriger stehend als die orientalischen Mohammedaner. Nebenbei beruht die Thatsache, dass noch weniger Mohammedaner als Hindus für das Christenthum gewonnen werden, auch nicht allein auf dem Fanatismus der ersteren, sondern vielmehr darauf, dass eine Verbesserung ihrer Lebensstellung dadurch selten oder nie gewonnen werden kann. Die Mohammedaner haben bei ihren eigenen Religions-Genossen ein hinreichend weites Feld für ihr persönliches Ansehen und ihren Erwerb, während diese Vortheile dem kastenlosen Auswurfe der Hindu-Bevölkerung in diesem Maasse fehlen.

Zu diesen Veranlassungen für den Uebertritt zum Islām kamen zur Zeit der Gross-Moghuln noch die Vortheile der Jurisdiktion

und Patronage der regierenden Gesellschaftsklasse hinzu, unter Aurangsib auch noch dessen fanatische Verfolgung und Bedrückung der Hindus zum Zweck ihrer Bekehrung. Besonders während der mohammedanischen Eroberung Bengalens war auch das Brahmanenthum daselbst sehr schwach, und in demselben Maasse, wie den Hindus dieser geistige Rückhalt fehlte, nahm daher die Ausbreitung des Islâm dort zu.

Man könnte leicht versucht sein, anzunehmen, dass der Islâm gegenwärtig noch dem Hinduismus gegenüber an Bedeutung zunähme, weil noch jetzt Bekehrungen stattfinden und die angebliche Zahl der Anhänger des Propheten in Indien wächst. Dies wäre aber doch ein Irrthum; denn die Zahl der Moslims wächst höchstens an einzelnen Orten, insbesondere in den Städten, mehr als die der Hindus. Und während die Bekehrungen zum Islâm eben durchweg, wenn nicht ausschliesslich, nominell geschehen (vielleicht noch mehr als die zu irgend einer christlichen Kirchen-Gemeinschaft), so wird in Wirklichkeit gerade die mohammedanische Bevölkerung immer mehr hinduisirt. Durch die Nichteinmischungs-Politik der Engländer ist dem Hinduismus jetzt wieder die Möglichkeit gegeben, seine ungewöhnliche Kulturkraft zu beweisen, woran ihn der Glaubenseifer und der äussere Druck seiner mohammedanischen Beherrscher so viele Jahrhunderte gehindert hatte. Dies geschieht nun seitdem unbewusst und unabsichtlich, aber um so sicherer vermöge der natürlichen Ueberlegenheit der innerlichen Religiosität über die äusserliche und vermöge der sich in den »bekehrten« Hindus doch stets wieder geltend machenden arischen Denkweise. Daher geschieht diese Hinduisirung selbst da, wo die indischen Moslims in grössten Massen bei einander leben. Dort sind heute schon die grossen Volksmassen der Grundsätze des Islâms so unkundig und halten sich so wenig an dessen Vorschriften, dass man sie fast schon als eine der so vielen besonderen Arten des Hinduismus bezeichnen könnte.

In zwei Gegenden Indiens ist der Mohammedanismus ganz besonders ausgebreitet. Die eine ist das Thal des Indus an den Bergzügen von Afghânistân und Belutschistân entlang, die Ebene des westlichen Pandjab und Sindh bis an das Meer hinab. Hier findet allerdings der Islâm starken Rückhalt an den nicht arischen Völkern der Pathânen und Belutschen. Noch zahlreicher im Verhältniss zu den Hindus sind aber die Moslims im östlichen Pandjab, doch lange nicht so ausgeprägt mohammedanisch. Bei der letzten Volkszählung 1891 fanden sich im Pandjab 11,6 Millionen Mohammedaner und nur 7,7 Millionen Hindus; zwischen beiden standen

1½ Millionen Sikhs, die sich ursprünglich bei ihrer Begründung als Sekte auch stark an den Mohammedanismus anlehnten, heute aber auch wieder fast ganz Hindus geworden sind. In Kaschmir machen die Mohammedaner sogar 70 Prozent der Bevölkerung aus; grade hier aber sind sie besonders stark hinduisirt, wie sie denn überhaupt nie etwas anderes als moslimisirte Hindus waren.

Die andere Gegend, wo der Islām vorwiegt, ist das eigentliche Bengalen. Dort waren 1891 unter der Gesammtbevölkerung von 38,3 Millionen 19,6 Millionen Moslims und nur 18 Millionen Hindus, während im ganzen Bengalen und in Assam das Verhältniss sich so stellt, dass je zwei Hindus auf einen Muselmann kommen. In den östlichen Distrikten des Ganges- und des Brahmaputra-Deltas bis zur Ostgrenze Indiens bilden aber die Mohammedaner sogar die grosse Masse der Bevölkerung. Man erklärt sich diese auffallende Erscheinung durch die Annahme, dass dort unter den Gross-Moghuln eine systematische Kolonisation mit äusserlich zum Islām bekehrten Hindus stattgefunden habe; jedenfalls sind diese Moslims jetzt auch nur ganz nominelle Anhänger des Islām.

Von den 60 Millionen Mohammedanern Indiens wohnen so fast zwei Drittheile, nahezu 40 Millionen an den beiden entgegengesetzten Grenzen des Landes, im äussersten Nord-Westen und im äussersten Osten. Die übrigen Mohammedaner sind derart unter der Hindu-Bevölkerung verstreut, dass sie durchschnittlich etwa nur 1/10 derselben, ausmachen, in vielen Gegenden aber an Zahl fast ganz verschwinden, so besonders in Central- und in Süd-Indien und in den zu Bengalen und zu Bombay gehörenden Hindu-Staaten.

Wohl zu unterscheiden aber von dieser Masse der Moslim-Bevölkerung sind die nicht allein am Indus zu findenden Nachkommen der ursprünglichen semitischen und tatarischen Eindringlinge. Diese sicher nachzuweisen oder ihre Anzahl unter der Gesammt-Masse festzustellen, ist statistisch unmöglich. *Sir* George Campbell, der wohl am ehesten mit Autorität hierüber zu urtheilen vermag, schätzt dieselben, auf das aller äusserste veranschlagt, auf höchstens fünf Millionen. Diese wohnen ausser im Induslande insbesondere da, wo die früheren Eroberer ihre Hauptsitze aufgeschlagen hatten; so in der Nord-West-Provinz (Delhi, Agra, Allahabad) und in Ländern wie Haiderabad, dessen regierende Fürsten noch heutzutage Moslims sind. Im übrigen finden sich diese eigentlichen Moslims fast nur in den Städten.

Dies ist überhaupt eine Eigenheit, welche die Mohammedaner von den Hindus unterscheidet. Von den letzteren leben nur sieben

Prozent in irgend welchen Städten, von den Mohammedanern aber 25 Prozent. In den meisten ländlichen Distrikten, abgesehen von den beiden vorwiegend mohammedanischen Gegenden, bilden die Moslims höchstens ein paar Prozent der Bevölkerung, selbst in der Nordwest-Provinz nicht ganz 10 Prozent, in manchen Städten aber machen sie ein Drittheil der Bewohner aus.

Eben diese eigentlichen Moslims, die »Aristokraten des Islâm«, wie wir sie nennen möchten, sind es auch allein, welche die Charakterzüge der Mohammedaner scharf in sich ausgeprägt haben. Diese auch allein haben einen Einfluss auf den Hinduismus ausgeübt, und keinen guten, durch ihr *Pardá*-System und was dazu gehört. Nur diese »Aristokraten« sind ebenso fanatisch, wie sie orthodox sind, und wohl in der Regel um so mehr, je höher sie gesellschaftlich gestellt sind. Bei den Volksmassen der Moslims, insbesonders bei der Landbevölkerung, herrscht kein Fanatismus oder Feindschaft gegen den Hinduismus, wenn sie nicht von ihren Religions-Lehrern (*Mullá*) und Vorstehern (*Mír*) aufgereizt werden. Sie sind, wie schon erwähnt, zum grossen Theil schon wieder hinduisirt und werden es allmählich mehr und mehr.

Sie bilden im Gesammtleben des ganzen Volkes gleichsam eine Kaste (*Warna*) für sich selbst. Aber nicht nur das; es haben sich unter ihnen auch viele *Djâtis* ausgebildet, die nicht untereinander heirathen und auch nicht mit einander essen.

Ferner ist es mit ihren Monotheismus auch nicht so reinlich bestellt, wie Mohammed es wünschte. Ausser diesem selbst werden noch von ihnen viele andere Heilige (*Pírs*) fast göttlich verehrt. Und ihr Dienst der guten und der bösen Geister (*djinn* und *afrít*) ist in Indien womöglich noch mehr ausgebildet als in andern Ländern. Darin stehen sie den Hindus kaum noch nach.

Und was schliesslich den von Mohammed so perhorreszirten »Götzendienst« der Hindus anbetrifft, so haben sie in ihrem Reliquien-Dienste etwas, das nicht sehr viel anders ist. Dies schien mir namentlich im Süden Indiens der Fall zu sein, wo ihre Zahl unter den Hindus ohnehin gering ist. An manchen Orten schliessen sich sogar die Moslims der Verehrung von Hindu-Gottheiten an, so zur Abwendung von Seuchen, von Blattern, Cholera oder Pest. Auch nehmen meist die niederen Volksklassen, der Moslims wie der Hindus, an den Festlichkeiten beider Religionen Theil.

Trotz vieler solcher Aehnlichkeiten ist aber ein merkwürdiger Unterschied im Aussehen und im Auftreten selbst zwischen den hinduisirten Moslims und den Hindus unverkennbar — nach meinen

Begriffen nicht immer zum Vortheile der ersteren. Ueberall unter den Hindus hatte ich das Gefühl, dass sie Kinder derselben arischen Rasse und Kultur sind, der auch wir und unsere germanische Geisteskultur angehören, ein heimathliches Gefühl der Stammverwandtschaft, nicht so den Mohammedanern (in den Städten) gegenüber.

Trotzdem sie meist derselben Rasse wie die Hindus angehören, schienen sie mir durch ihre Religion oder ihre Kultur nur sinnlicher und auch sonst nicht moralischer geworden zu sein. Doch gebe ich gern zu, dass solche Generalisirungen immer sehr gewagt sind. Wer vermöchte wohl den vielen Millionen Menschen so in's Herz zu sehen, dass er unter den verschiedenen Umständen im Stande wäre, wirklich die entsprechenden Verhältnisse mit einander zu vergleichen!

Die Tracht der Moslims ist übrigens der unsrigen ähnlicher als die der Hindus. Jene tragen Rock und Beinkleid, die genäht und nach dem Körper zugeschnitten sind. Der Hindu hüllt dagegen seinen Körper, wie erwähnt, nur in einfache Tücher, die in graziösen Faltenwurf seine Glieder lose umschliessen, ähnlich der Tunika und Toga, wie sie im klassischen Alterthum getragen wurden. Nur in den Bergen gehen jetzt auch die Hindus, selbst die Brahmanen, in genähter Kleidung, weil diese im Winter dort besser gegen die Kälte schützt.

Auch in mancher anderen Hinsicht stehen die Gewohnheiten und Sitten der Moslims den unsrigen näher, als die der Hindus. So setzen sie sich vielfach ebenso, wie wir, auf Stühle, Sophas oder Bänke, wenn sie welche haben. Manchmal freilich kreuzen sie auch ihre Beine vor sich auf dem Sitzpolster des Stuhles oder Sophas. Die Hindus aber setzen sich mit Vorliebe, wenn irgend möglich, so mit verschränkten Beinen auf den flachen Fussboden — selbst dann, wenn ihnen Stühle oder Bänke zur Verfügung stehen. Dass dies nicht allein die Hindus, sondern auch bisweilen Moslims thun, hat seinen guten Grund darin, dass auf diese Weise die im Körper zirkulirenden elektrischen oder magnetischen Ströme, die besonders aus den Extremitäten ausströmen, weniger verloren gehen, und so besser für das Leben des Körpers verwerthet werden. Diese Thatsache, die unsere Wissenschaft erst neuerdings herausgefunden hat, war den Brahmanen schon aus alter Zeit bekannt und ist ihnen auch als Rechtfertigungsgrund für die Art ihres Sitzens bewusst. [1])

[1]) Auch die Vorliebe der Hindus, auf dem nackten Erdboden zu sitzen oder zu liegen, hat ihren Grund darin, dass sie auf diese Weise die Kraft des Erdmagnetismus besser für ihren Organismus zu verwerthen meinen. Auch diese Thatsache scheint sich bei uns durch neueste Heilmethoden experimentell zu bestätigen.

Die grosse Masse der Bevölkerung folgt ihrem Beispiel instinktiv; sie sagen, dass diese Art zu sitzen »die einzige ihnen bequeme sei«.

In der Form ihres täglichen Kultus unterscheiden sich die Moslims sehr auffallend von den Hindus. Während letztere ihre Gottesverehrung ganz individuell und in der Hauptsache allein im Stillen und im eigenen Hause ausüben, verrichten die Moslims ihre Gebete öffentlich und oft auch mehrere zusammen. Dass die Oeffentlichkeit gerade die Andacht fördern, kann ich mir nicht denken; und wohl nicht mit Unrecht schreibt auch der Begründer des Christenthums vor (Matth. VI, 6): »Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein und schliesse die Thür hinter dir zu und bete im Verborgenen«, — eine Vorschrift, um die freilich sich die Kirche wohl nie sonderlich gekümmert hat, so wenig wie um das Verbot des Viele-Worte-Machens. Aber wenn der betende Mohammedaner auch wohl nicht den Eindruck von Innerlichkeit macht, so ist doch seine Form des Kultus ästhetisch schön; und sie wird meist mit sehr viel Würde und Grazie ausgeführt, wenn er sich des Morgens oder Abends im Gebete der Richtung nach Mekka zuwendet.

Wichtiger als dieses aber ist die innere Charakteristik. Während ich den Hindu als übersinnlich kennzeichnen musste, so lebt jedenfalls der Moslim mehr in dieser Sinnenwelt. Jener ist mehr geistig, dieser materiell; jener idealistisch, dieser praktisch; jener mehr demüthig, dieser stolz; jener mehr hülfsbereit, dieser mehr abgeschlossen; jener mehr religiös, dieser mehr weltlich; und so liesse sich der Gegensatz noch vielfach weiter ausführen. Doch sei hier auch bemerkt, dass für manche Zwecke diese Vergleichung, vom europäischen Standpunkte beurtheilt, nicht zum Nachtheile des Mohammedaners ausfällt. Weil er regelmässiger Fleisch geniesst, ist er zu manchen Hantirungen brauchbarer; er ist entschlossener und gewaltsamer von Temperament. So zum Beispiel möchte ich mich lieber einem Elephantentreiber anvertrauen, der Mohammedaner ist.

Will man den Gegensatz des Wesens der Mohammedaner und der Hindus kurz zusammenfassen, so könnte man gemäss der oben erwähnten Sanskrit-Klassifikation nach Eigenschaften *(guna)* die Moslims als *radjasa* (leidenschaftlich und unruhig) bezeichnen, während das Wesen der Hindus mehr *sattwa guna* (rein und gelassen) ist[1]).

Während nun die Hindus den Mohammedanern in der Philosophie zweifellos überlegen sind, waren doch die Leistungen der letzteren in den Wissenschaften nach europäischen Begriffen viel

[1]) Aehnlich dem Gegensatze zu den Europäern wie oben Seite 25 ff.

bedeutender als die der Hindus. Uebten doch die Araber mit ihren mathematischen Wissenschaften, ihrer Astronomie und ihren Natur-Wissenschaften im Mittelalter den bedeutendsten Einfluss auf die Ausbildung der europäischen Wissenschaften aus.

Dies war freilich nicht in Indien. Dort dagegen haben sie sich in der grossartigsten Weise durch ihre Baukunst ausgezeichnet. Es ist eine für uns völlig fremde Welt, die sich in ihrem Baustil darstellt, wohl noch fremdartiger als die der Hindus, mit der unsere eigene Kunstentwickelung doch einige Parallelen aufweist. In sich selbst jedoch ist die mohammedanische Baukunst vollendeter und gestaltet ihre eigenartige Ideenwelt besser in künstlerischer Vollendung aus. Es genügt hier, an die zauberhaften Marmorbauten Indiens, den Tadj Mahal, die Perl-Moschee, die Palastbauten Akbars, die vielen Fürsten-Mausoleen und selbst die Kutub Minár zu erinnern.

Diese Kunst des Islām bleibt uns Europäern trotz der Schönheit und Vollendung ihres Wesens fremd, so fremd, wie eben die mohammedanische Kultur überhaupt. Ebenso fremd aber ist und bleibt auch den Mohammedanern unser europäisches Wesen, unsere Kultur und unsere Art der intellektuellen Bildung. Diese sich anzueignen, macht ihnen durchweg sehr viel grössere Schwierigkeiten als den Hindus. Dies hat jetzt in Indien für sie viele Nachtheile zur Folge, weil die Hindus sie bei den Bewerbungen um Anstellungen im Staats-Dienste wie auch in privaten Beschäftigungen leicht ausstechen. Wenn nicht die Engländer sie möglichst begünstigten in dem Gedanken, dass es leichter ist, zwischen zwei Parteien zu regieren, als gegen eine übermächtige allein[1]), so würden sie wohl noch weniger zur Geltung kommen.

Den Hindus wird es, trotz ihrer Gewöhnung an die strenge Abgeschlossenheit in ihrer eigenen Kultur-Ordnung leichter, sich die Vortheile unserer europäischen Kultur anzueignen. So weitherzig sie in der Duldung jeder fremden Eigenart sind und sie gern gewähren lassen, so anpassungsfähig sind sie auch, wo es fremdartige Kulturbildung für sich zu verwerthen gilt. Trotz ihrer strengen Kasten-Regelung bedienen sie sich unserer Eisenbahnen und aller anderen demokratischen Kulturmittel der europäischen Zivilation mit grösserer Unbefangenheit, als die Moslims; und ebenso verstehen sie auch sich unsere europäische Schulbildung ausgiebiger zu Nutzen zu machen. Man könnte wohl sogar behaupten, dass die jungen Hindus leichter lernen, schneller begreifen und intellektuell gewandter sind, als unsere

[1]) Die alte politische Weisheit des *„Divide et impera!"* — »Theile und beherrsche!« oder: »Entzweie die Partheien, um sie zu beherrschen!«

eigenen Knaben. Bei den Moslims in Indien scheint eher das Gegentheil der Fall zu sein.

Als Gründe für das Zurückbleiben der mohammedanischen Schüler finden sich in dem Berichte der indischen Erziehungs-Kommission die folgenden Ausgaben[1]): »Abgesehen von der sozialen und geschichtlichen Stellung der Mohammedaner in Indien, liegen auch noch andere Ursachen vor, welche sie im Kampf ums Dasein den Hindus gegenüber schwer benachtheiligen. Das Lernen in der Moschee muss bei ihnen dem Lernen in der Schule vorangehen. Das einzige Ziel eines jungen Hindus ist, sich eine Ausbildung zu erwerben, die ihn für eine amtliche oder gelehrte Thätigkeit befähigt. Ehe aber der junge Mohammedaner seine Gedanken der weltlichen Erziehung zuwenden darf, muss er gewöhnlich erst einige Jahre einen religiösen Unterricht durchmachen. Er kommt daher später in die Schule als der Hindu. Ferner aber (2.) verlässt er die Schule eher als dieser. Die Eltern der mohammedanischen Schüler aus besserer Gesellschaftsklasse sind gewöhnlich ärmer, als die Eltern von Hindus in entsprechender Lebensstellung. Der Mohammedaner kann gewöhlich für seinen Sohn keinen vollen Erziehungsgang bezahlen. Endlich (3.) zieht er auch oft vor, seinem Sohne durch dessen Schul-Ausbildung einen angesehenen Platz unter den Gelehrten seiner eigenen Glaubensgemeinde zu sichern, anstatt einer Anstellung, die ihm Erfolg in einem modernen Berufe oder im öffentlichen Leben bringen könnte.«

Das alljährliche *Bluebook* »*Moral and Material Progress of India*« wiederholt fast ständig die Klage, dass die Zahl und die Fortschritte der mohammedanischen Schüler wenig zunehmen, und dass sich insbesondere in Hinsicht der Staats-Examina an den Universitäten bei ihnen kein Aufschwung zeige. Und dasselbe gilt auch für die technischen Berufsarten. Auf der Sibpur-Hochschule bei Calcutta waren 1895—96 in der Ingenieur-Abtheilung unter 106 Studenten 100 Hindus aber kein Mohammedaner, in der Lehrlings-Abtheilung aber von 215 Schülern 173 Hindus, 39 Europäer und nur 3 Mohammedaner.

Allerdings hat dieses Bild auch seine Kehrseite. Während die europäische Bildung auf das Wesen der Hindus meist einen ungünstigen Einfluss übt, so ist bei den Mohammedanern eher das Gegentheil der Fall; und doch bleiben sie dabei strenge Mohammedaner, ja werden sogar in der Regel um so orthodoxer, je höher

---

[1]) *Parl. Paper* (*Bluebook*): *Report of the Indian Education Commission* 505.

sie sich social hinaufarbeiten. Aber auch die niederen Volksklassen der Moslims in den grossen Städten werden wohl nicht so ungünstig durch die Berührung mit der europäischen Zivilisation beeinflusst, wie die leicht beweglichen Hindus. Die Mohammedaner sind eben, wie die Europäer, durch das Fleischessen geistig etwas schwerfälliger; und ihre Kultur steht der unsrigen in sofern näher als die brahmanische, wie sie materieller ist. Die Moslims sind, wie wir, mehr als die Hindus zu Thätigkeit und Anstrengungen aller Art *(radjasa)* geneigt, und deshalb auch wohl gegen seelische Einwirkungen widerstandsfähiger.

Nur in einem Punkte sollen die Mohammedaner sich auch intellektuell besonders auszeichnen; das ist in der Beherrschung orientaler Sprachen, wie persisch und arabisch, die ihnen ja auch erklärlicher Weise von Hause aus näher liegen.

Als Ausnahme lokaler Art müssen hier einzelne Gegenden, wie beispielsweise die Nord-West-Provinzen und Oudh genannt werden, wo die Zahl der mohammedanischen Schüler den Hindus gegenüber grösser ist, als das numerische Verhältniss der beiden Gemeinden innerhalb der Gesammt-Bevölkerung der Provinz. Freilich aber stehen dort nur 6,3 Millionen Moslims 40,4 Millionen Hindus gegenüber; jene bilden also fast nur $^1/_8$ der Bevölkerung der Gegend, während die Mohammedaner ja in der Bevölkerung Indiens überhaupt $^1/_5$ ausmachen, und überdies war die Nord-West-Provinz der Hauptsitz der Gross-Moghuln, und dort eben finden sich noch am meisten von den alten »Aristokraten des Islām« unter den an Zahl geringen Moslims.

In demselben Verhältnisse, wie dort die Schülerzahl grösser ist, befinden sich auch mehr Mohammedaner in Beamtenstellungen der Regierung, als ihrer Volkszahl entspricht. In den meisten übrigen Theilen Indiens aber haben die Hindus einen verhältnissmässig weit grösseren Antheil an den öffentlichen Anstellungen, als ihnen selbst ihrer überwiegenden Volkszahl nach zufallen sollte.

Es fehlt auch unter den Mohammedanern nicht an einer Bewegung, die schon diesem Uebelstande abzuhelfen bestrebt ist. Diese ging von *Sir* Sayed Ahmed Khán aus, einem Manne, der sich in den Diensten der britischen Regierung schon seit der Zeit vor dem Aufstande 1857 als Richter in hervorragender Stellung ausgezeichnet hat. Er ist nicht nur aus alter vornehmer Familie, schon von den Zeiten der Gross-Moghuln herstammend, sondern kann auch heute als der Repräsentant des stolzen Mohammedanerthums in Indien gelten. Ja, er ist vielleicht die in der Oeffentlichkeit am meisten hervortretende Persönlichkeit in der ganzen mohammedanischen Gesellschaft

Indiens. In seiner Verachtung für die milden Hindus ist er fast ultra-mohammedanisch. Die Bengalen insbesondere sind ihm viel zu scharfsinnig und spitzfindig. Ihm zucken noch, gleich seinen Vorfahren, die Finger, lieber mit dem Schwerte, als mit dem Verstande alle Schwierigkeiten der Kultur und Politik zu lösen. Aber bei den Europäern empfiehlt ihn offenbar gerade dies, im Gegensatze zu den philosophischen und feinsinnigen, aber Ruhe liebenden Hindus.

Trotzdem hat *Sir* Sayed Ahmed Khán den Entschluss gefasst, alle Kräfte aufzuwenden, um sich und seine starkwilligen Glaubensgenossen auch in der modernen Kultur-Epoche nicht von den gewandten und beweglichen Brahmanen ausstechen zu lassen. Es war ihm völlig klar, dass die Mohammedaner, wenn sie sich nicht die europäische Bildung aneignen könnten, schliesslich ihre Bedeutung im modernen Indien ganz verlieren würden. Da diese bisher für die Europäer keine sonderliche Sympathie noch auch Verständniss haben, so kann zwischen beiden sich auch jetzt kein näheres Verhältniss bilden. Nur bessere moderne Erziehung seiner Genossen könnte diesem Uebelstand abhelfen. Die dazu nöthige Eigenart der Erziehung, die mit den Vorschriften des Qurán in Einklang stehen muss, kann nicht der Staat allein beschaffen; dies müssen die Mohammedaner selbst thun.

All diese Erwägungen führten ihn zu dem Plane, der schliesslich in der Begründung des mohammedanischen *Anglo-Oriental-College* in Aligarh 1883 verwirklicht wurde. Diese Hochschule ist ausschliesslich seiner Initiative zu verdanken. Er hat ihr seine ganze Kraft und sein Vermögen gewidmet.

Dieses geniesst, ausser einem Regierungs-Zuschusse, auch die Unterstützung sowohl von Hindus wie von Mohammedanern und unter letzteren auch sowohl von den Sunniten, wie von den Schiiten. Obwohl es in erster Linie für die europäische Hochschulerziehung von Mohammedanern bestimmt ist, schliesst es doch die Hindus von den weltlichen Lehrfächern nicht aus, und hat auch immer eine grössere Zahl von solchen unter seinen Schülern. Dies ist um so mehr erfreulich, als eben *Sir* Sayed Ahmed Khán gelegentlich sich recht abfällig über die Hindus geäussert hat, ganz in der Art, wie es die Anglo-Indier durchweg zu thun pflegen; er hält sich eben ganz zur britischen Regierungspartei.

Dies *Anglo-Oriental-College* ist der Universität Allahabad angegliedert und zählt 4- bis 500 Studenten. Die Lehrer sind meist Mohammedaner, der Rektor aber und einige andere Professoren sind Engländer, ebenso die Leiter der Vorschulen, die mit dem *College*

verbunden sind, und auch in diesen Schulen lehren mohammedanische Fachmänner. Der religiöse Unterricht wird den mohammedanischen Studenten sowohl in der *Sunna* wie auch in der *Schia* ertheilt, in arabischer und persischer Sprache, als ein Theil ihrer täglichen Uebungen.

Leider ist das Urtheil, welches in dem *Bluebook* »*Moral and Material Progress of India*« auch über dieses *Oriental-College* gefällt wird, nicht besonders günstig. Es heisst dort, dass »dasselbe sich sehr kostspielig erwiesen habe und nicht als Erfolg betrachtet werden könne. Von den Kandidaten, welche sich zur Reifeprüfung gemeldet haben, hätten zwei Drittheile dieselbe nicht bestanden.«

Die Stellungnahme der Mohammedaner zu den Hindus ist, nächst ihrem Verhalten zu den Europäern, eine der hauptsächlichsten Kulturfragen Indiens, weil nicht nur jene beiden die bedeutendsten Religions-Gemeinschaften sind, sondern auch die Moslims jetzt, fast durch das ganze Land hin, unter den Hindus zerstreut wohnen. Die in Indien sonst noch, ausser den Christen, in Betracht kommenden Religionsgemeinschaften wohnen der Hauptsache nach innerhalb enger Grenzen, die Buddhisten in Barma, die Sikhs in Pandjab, die Djains in Bombay und Radjputana und die Parsis auch in Bombay.

In den letzten Jahren ist sehr viel von den Krawallen zwischen den Hindus und Moslims in Indien geredet worden. Diese sind fast nur in grösseren Städten, aber weder auf dem flachen Lande noch auch in den Bergen vorgekommen. Dem darüber herausgegebenen *Bluebook* entnehme ich die folgenden authentischen Angaben über die äusseren Veranlassungen so wie auch über die tiefer liegenden Ursachen dieser Streitigkeiten[1]).

Im wesentlichen handelt es sich dabei immer um das Opfern von Kühen durch die Mohammedaner. Die Kuh wird von den Hindus ja besonders hoch geschätzt, man könnte sagen, heilig gehalten und darf ihrer Ueberzeugung nach nicht getödtet werden. Nun pflegen zwar in anderen Ländern die Mohammedaner Ziegen oder Schafe für ihre Sünden zu opfern, weil diese dort billiger zu haben sind; und man könnte glauben, dass sie daher auch in Indien leicht auf die religiösen Anschauungen ihrer Hindu-Mitbürger Rücksicht nehmen könnten. Weil nun aber die Hindus Kühe nicht schlachten, so sind eben alte Kühe in Indien billiger zu kaufen als Ziegen. Ueberdies kann eine Kuh so gut wie ein Kameel, nach der aus Arabien stammenden Ueberlieferung die Sünden von sieben Moslims tragen;

---

[1]) *Parl. Papers* 538 vom 5. *March* 1894: *East India (Religious Disturbances)*.

eine Ziege aber nur die von einem. So ist mithin das Kühe-Opfern sehr viel billiger. Daher ist es mindestens erklärlich, wenn nicht gar verzeihlich, dass die Moslims gerade Kühe opfern wollen. Schliesslich aber kommt auch das hinzu, dass sie dies als Prinzipienfrage auffassen, und gleichsam durch solche demonstrative Ausübung ihrer islamitischen Religions-Gebräuche in fanatischer Weise die Hindus zur Anerkennung der Ueberlegenheit des Islâm zwingen wollen. Nach den Angaben des erwähnten Bluebook waren in den letzt bekannt gewordenen Fällen immer die Mohammedaner die Angreifer in den Streitigkeiten.

So weit man zurückdenken kann, sind derartige Streitigkeiten unter den Hindus und Moslims immer vorgekommen, auch schon vor der britischen Herrschaft in Indien. Seit derselben aber sind sie häufiger geworden. Dieses deshalb, weil jetzt mehr als früher für die rücksichtlose Rechts-Freiheit der Minorität gesorgt ist. Je nach dem die Mehrzahl der Bewohner eines Ortes Hindus oder Moslims waren, fügte sich ihr vordem die Minorität. Jetzt aber macht sich diese, in der Regel Moslims, unter britischer Herrschaft willkürlich geltend. Während früher Streitigkeiten höchstens dann vorkamen, wenn die religiösen Feste beider Partheien grade auf dieselbe Zeit fielen, so haben neuerdings die Mohammedaner ihren Glaubens-Eifer insbesondere dadurch kundgegeben, dass sie die Hindus absichtlich verletzten und oft in brutalster Weise störten, ihre Tempel demolirten und dergleichen. Dass die Hindus da sich wehrten, ist wohl zu begreifen; und doch waren es stets nur die grossen Massen niedrer Volksklassen, die sich auf Anwendung von Gewalt gegen Gewalt einliessen. Die verständigeren und vornehmeren Hindus haben stets von allen ungesetzlichen Mitteln der Selbsthilfe abgerathen und sie nach Kräften zu verhindern gesucht.

Dass diese eigentliche Hindu-Art der Passivität solche Krawalle nicht verhindert hat, ist in noch anderer Weise durch das Eindringen moderner Zivilisation in Indien veranlasst. Es ist die ganz allgemeine Meinung der Hindus, dass nicht nur die Europäer durchweg irreligiös seien, sondern, dass auch alle, die mit ihrer Kultur in nähere Berührung kommen, irreligiös würden, dass insbesondere europäische Bildung jeder stichhaltigen Philosophie entbehre und daher die Schüler in ihrer Kenntniss, wie in ihrer Religiösität schädige. Diese Anschauung hat zu verschiedenen Vereinigungen geführt, deren Zweck eine Belebung des Hinduismus und seiner Religionsgebräuche ist *(Hindu-Revival)*. Im Vordergrunde der Bestrebung dieser auf nicht hoher Stufe stehenden Vereinigungen steht der Schutz der Kühe vor

dem Geschlachtet-werden. Diese Vereinigungen sind zwar niemals aggressiv gegen den Islâm vorgegangen, haben aber wesentlich dazu beigetragen, dem Widerstande der Hindus gelegentlich einen gewaltsamen Charakter aufzuprägen; und die Wanderprediger dieser Bewegung haben auch in weiteren Kreisen die Hindu-Bevölkerung aufgereitzt, für ihr Recht einzutreten, das sie von uralter Zeit her in ihrem eigenen Lande besessen haben.

Wie gesagt, finden solche Religions-Streitigkeiten fast nur in den grösseren Städten statt. Wie auch schon aus den vorhergehenden Mittheilungen ersichtlich ist, kann man das Verhältniss der beiden Religionsgemeinschaften nach denselben nicht beurtheilen. Kulturell haben sie überhaupt nur eine geringe Bedeutung, wie ja denn der Einfluss der Städte und ihres Lebens auf die grosse Masse der Landbevölkerung überall nur sehr gering ist. Da nun überdies in Indien nur ein sehr geringer Prozentsatz der Bevölkerung (9½ Prozent) in Städten wohnt und sogar nur 4½ Prozent in den 225 Städten Indiens, die mehr als 20,000 Einwohner haben, so sind solche Vorgänge für die grosse Masse der Bevölkerung dort fast ohne alle Bedeutung.

Um so grössere Wichtigkeit hat aber dieser Antagonismus in derjenigen Hinsicht, für die das städtische Leben überhaupt entscheidend ist. Das ist ausser der wirthschaftlichen und intellektuellen Entwickelung vor allem das politische Leben. Für dieses, insbesondere auch für die Stellung der Europäer in Indien, ist die Thatsache von grossem Gewicht, dass die beiden hauptsächlichsten Bevölkerungs-Massen kulturell ganz unvereinbar sind.

Der Hinduismus mag auf dem flachen Lande die Mohammedaner mehr und mehr hinduisiren, die massgebenden Kreise des Islâm wird er niemals für sich gewinnen. Mögen sich auch diese höheren Kreise an diesen Krawallen nicht betheiligen, und mögen solche nur ein roherer Gefühls-Ausdruck der niederen Volksmassen in den Städten sein, es spiegelt sich in ihnen immerhin der Widerstreit der beiden unvereinbaren Kulturen wieder.

Was aber insbesondere die steifnackige, um nicht zu sagen fanatische »Aristokratie des Islâm« anbetrifft, so lebt dieselbe nicht nur geographisch, sondern auch gesellschaftlich so abgeschlossen, dass ein freundschaftlicher Verkehr derselben mit den Hindus für sie ebenso unmöglich ist, wie für die letzteren. Ein freiwilliges Zusammengehen beider Parteien ist unter den dargestellten Verhältnissen unmöglich.

Es ist auch für die leitenden Kreise beider Religionsgemeinschaften vollständig ausgeschlossen, dass in Zukunft eine sich der andern

jemals unterwerfen könnte. Eine solche politische Dienstbarmachung der einen Partei durch die andere könnte eben nur geschehen, wenn eine die andere dazu zwänge, und jede derartige Feindseligkeit können und werden die Europäer dort sehr leicht verhindern, um so mehr, da solche doch nur gegen sie gerichtet sein würde. Auch ruft ja heutzutage jede der beiden Parteien, wenn sie sich benachtheiligt fühlt, sogleich die englische Regierung um Abhülfe an. Ein Wiederaufleben mohammedanischer Herrschaft in Indien ist daher ebenso undenkbar, wie eine politische Beherrschung Indiens durch die Hindus.

Einer ernstlichen Bedrohung der unbezweifelten Gewalt der Europäer in Indien müsste eben schon eine Anarchie voraufgehen, etwa eine gänzliche Besiegung der Engländer dort durch eine andere europäische Macht; und diese müsste dann doch selbst wieder zu ohnmächtig sein, um mit ihrer eigenen Militärgewalt Ordnung im Lande zu halten und zu verhindern, dass irgend eine der einheimischen Regierungen die anderen einheimischen Staaten und die jetzt britischen Provinzen bekriegte und unterwürfe. Dazu müsste dann aber solche einheimische Regierung nicht nur ehrgeizig, sondern auch mächtig und kriegstüchtig genug sein. — Das sind alles abenteuerliche Phantasien, an deren Realisirbarkeit kein Sachverständiger je glauben kann.

Vielleicht aber wird einer oder der andere der Leser hier an den indischen Aufstand von 1857 denken und fragen, warum sich der nicht etwa wiederholen könne. Damals hätten doch mohammedanische und Hindu-Fürsten gleichzeitig gegen die Briten revoltirt.

Ja damals! und was für Fürsten! Demoralisirte, wie ein Nena Sahib und die letzten der Gross-Moghuln. Heute gilt die Zuverlässigkeit der ungefähr 470 einheimischen Fürstenthümer Indiens durchweg als ganz zweifellos, und eben deshalb wird ihre Unabhängigkeit unter britischer Oberhoheit aufrecht erhalten. Insbesondere sind auch die »Aristokraten des Isläm« der britischen Regierung treu; und ihrer Loyalität liegt bei den meisten wohl die deutliche Erkenntniss zu Grunde, dass sie keine andere Chance haben, sich in Indien weiter geltend zu machen, als im Dienste oder unter dem Schutze der Engländer, und dass für immer jede Hoffnung auf ihre Beherrschung und Moslimisirung Indiens dahin ist.

Aber die Wiederholung eines Aufstandes wie der im Jahre 1857 ist, auch abgesehen von der Lehns-Treue der Fürsten, durch die seitherige politische Entwickelung der europäisch gebildeten Männer des Landes ausgeschlossen, die ihrer friedlichen Gesinnung in der National-Kongress-Bewegung auf Grundlage der

europäischen Organisation des Landes deutlichen Ausdruck gegeben haben[1]). Alle nicht ganz urtheilslosen Indier, die Hindus ebenso wie die Mohammedaner, haben längst erkannt, dass ein Versagen der europäischen Beherrschung Indiens und ihres Landfriedens nur eine Anarchie bedeuten würde.

Mehr als alles andere aber schliesst die administrative und kulturelle Organisation des Landes, insbesondere auch die jetzige Ausgestaltung der Armee, dort jeden Gedanken an die Wiederkehr einer militärischen Meuterei, wie damals, aus. Bis dahin hatte die Ostindische Gesellschaft eben nicht das Land völlig beherrscht; jetzt hat die britische Regierung selbst die Administration des Landes übernommen und meisterhaft durchgeführt. Es fehlte damals noch an Eisenbahnen, nur 288 Meilen waren fertig; jetzt durchziehen 20 000 Meilen dieser Schienenwege überall das weite Land. Damals waren die Truppen überall im Lande verstreut und schwer zu konzentriren; jetzt spielt die Entfernung kaum noch eine Rolle. Ueberdies war die Armee auch ungünstig zusammengesetzt; die Zahl der einheimischen Truppen überwog die europäischen sechsfach; es standen 215 000 Indier und noch einige andere Kontingente 39 000 Europäern gegenüber. Heute darf gesetzlich ihr Verhältniss das vor 2 : 1 nicht überschreiten; gegenwärtig stehen 144 000 Indier unter europäischen Offizieren 75 700 Europäern gegenübern, und die letzteren werden noch verstärkt durch freiwillge Regimenter, deren Mannszahl 29 000 ist, unmittelbar verfügbar davon sind 25 900 Mann. Wichtiger noch als dieses für die Zuverlässigkeit der Manneszucht ist aber die Art, wie jetzt die Regimenter der indischen Truppen, anders als vor 1857, zusammengesetzt sind[2]).

Auf der Grundlage orientalischer Kulturgewohnheiten und religiöser Anschauungen ist der Gegensatz der Hindus und der Mohammedaner unvereinbar, nicht aber auf Grund der europäischen Zivilisation. Dies ist jedoch kein feindliches Bekämpfen, sondern ein friedlicher Wettstreit; denn die Zivilisation ist Friede, und ihr Ziel ist nur die Wohlfahrt Aller.

Für beide Theile, für die Moslims wie die Hindus, ist daher Gedeihen und fernere politische Entwickelung nur in immer engerem Zusammengehen mit den Europäern möglich. Dieses haben auch die Hindus längst schon allgemeiner eingesehen; doch je schwerer es noch den Mohammedanern würde, sich in die europäische Kultur und deren politische Organisation Indiens hineinzufinden, desto mehr würde

[1]) Darüber Weiteres im nächsten und im letzten Abschnitte dieser Studien.

[2]) Darüber Näheres im XI. Abschnitte.

sie das Schicksal bedrohen, dass sie dort von der Bildfläche des politischen Lebens verschwänden.

Kulturell werden die städtischen Mohammedaner, so weit sie von den alten Eroberern abstammen oder dauernd beeinflusst werden, mehr und mehr in eine Lage kommen, wie etwa die Juden unter den Christen in Europa. Nur wird ihr Einfluss mehr auf dem religiösen Rückhalte beruhen, den sie haben könnten, während der der Juden hauptsächlich ein wirtschaftlicher ist. Aber beide werden nicht sehr gerne von der Hauptmasse der Bevölkerung gesehen sein.

Was, zum Schlusse, aber die grosse Masse der moslemisirten Arier anbetrifft, die ihrer Herkunft und Natur nach Hindus sind, so wird deren Wieder-Hinduisirung langsam, aber stetig fortschreiten; und schon im Laufe eines weiteren Jahrhunderts wird vielleicht der Islâm in der Hauptsache dort von dem Hinduismus aufgesogen sein. Die gleiche Kulturthat hat ja das Brahmanenthum schon einst vollbracht, indem es den Buddhismus absorbirte. Im dritten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ward Indien unter Ashoka ganz buddhistisch, und diese Religionsform dehnte sich von dort aus über Tibet, China und den ganzen Osten einschliesslich des Malayischen Archipels, aus. Nicht viel mehr als ein Jahrtausend später war schon Indien wieder ganz brahmanisch, ohne dass Gewaltthaten dazu nöthig gewesen waren.

Die grosse Masse der Moslims in Indien sind eben Arier; und sie werden schliesslich auch die Krankheit der mohammedanischen Invasion, an der jetzt Indien fast schon ein Jahrtausend leidet, überwinden und ausscheiden. Kulturell hat stets der Hinduismus Indien beherrscht und wird es auch in Zukunft thun. Geistig gehört Indien den Hindus, nicht den Europäern, aber auch nicht den Mohammedanern.

IX. Die Zivilisation in Indien.

Der Gegensatz zwischen innerer und äusserer, ideeller und materieller, indischer und europäischer Kultur kann Einem nirgends so lebendig vor die Augen treten, wie in der Nähe der modernen Grossstädte Indiens. Dort kann man bei einem Dorf abseits von dessen Strassen und Wegen einen Brahmanen (*Sannyâsi* oder *Yogi*) in oder bei seiner Hütte sitzen sehen, für die Aussenwelt bewusstlos und allein in innerer Versenkung auf sein gottinniges

Strebensziel gerichtet. Tritt man dann auf die Hauptstrasse hinaus, so begegnet Einem der moderne Börsenmann in hastigem Geschäftsschritte von der nächsten Eisenbahnstation herkommend und seiner unweit am grossen Fluss gelegenen Fabrik zueilend. Er lebt ganz im modernen, rastlos schaffenden Weltgetriebe und ist nur bereit zu einer Unternehmung, bei der mehr als 5 Prozent Gewinn gesichert sind. All dieses Treiben hat der *Sannyâsi* längst als einer wirklichen Befriedigung zuwiderlaufend erkannt.

Dass aber dies Streben der Brahmanen, sich über das Menschsein ganz hinauszuringen und Glückseligkeit in höheren Bewusstseinszuständen zu suchen, bei den Hindus allgemeiner, sogar bei den niederen, ungebildeten Volksklassen seit Jahrtausenden als die vernünftigste Verwerthung eines Menschenlebens anerkannt sein konnte, ist eine Thatsache, die dem heutigen Europäer schwer verständlich ist. Doch sie erklärt sich einigermaassen, wenn man in die Geschichte Indien's zurückschaut. Selten oder nie konnte der Hindu seines Lebens froh werden, selten konnte er sich einmal längere Zeit irdischen Besitzes erfreuen, selten auf die Früchte von der Arbeit seiner Hände sicher rechnen. Das fleissige Volk war stets von inneren und äusseren Feinden und Blutsaugern bedroht. Was die Erpressungen der fremdrassigen und bisweilen auch einheimischen Fürsten ihm liessen, das nahmen ihm immer neue Eroberer oder barbarische Horden, die das Land beständig überfielen, plünderten und verwüsteten.

Diese Zustände waren glücklicherweise zu manchen Zeiten weniger schlimm, als zu anderen, auch nicht in allen Gegenden gleich unerträglich; am bösesten waren aber meist die Uebergangszeiten von einer Herrschaft zu einer anderen, und am allertraurigsten und trostlosesten war wohl die Periode des verfallenden Grossmoghul-Reiches. Der letzte der vier grössten Moghuln, Aurangsib (1658 bis 1707), hatte die Hindus um ihres Glaubens willen hart bedrückt; von jedem, der nicht zum Mohammedanismus übertrat, erpresste er eine sehr hohe Personal-Steuer noch ausser den übrigen schon recht hohen Staatsabgaben, Landrente und vielen anderen Steuern. Nach Aurangsib's Tode aber brach die noch viel schlimmere Anarchie über Indien herein.

Schon während der Zeit von damals 700 Jahren seit Beginn der ersten Invasionen Indien's durch mohammedanische Eroberer hatten die Plünderungs-Züge der Afghanen und zentral-asiatischer Völker sich fortwährend wiederholt. Nun aber liessen diese ihrem Uebermuth und ihrer lüsternen Raubgier freiesten Lauf. So fanden beispielsweise

während 23 Jahren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sechs grosse Einbrüche in Indien von dessen Nordwest-Grenze her statt. Den ersten verübte ein militärischer Abenteurer aus Persien, der Afghanen ebenso wie Indier mordete und plünderte; die anderen fünf waren afghanische Invasionen, wie sie immerfort, so auch im Jahre 1897 wieder, unternommen worden.

Was an Gräueln dabei vorkam, übertrifft jede Vorstellung, die man sich heute davon machen kann. In der Hauptstadt Delhi, die sich jenem Perser willig geöffnet hatte, wurden am anderen Morgen nach dem Einzuge bis zur Mittagsstunde 8000 friedliche Menschen ohne weiteres in den Strassen hingemordet. Das Metzeln und Plündern dauerte 58 Tage; dann zogen die Scheusale mit ihrer Beute aus der brennenden und verwüsteten Stadt davon. In ähnlicher Weise wütheten sie im übrigen Lande, nach ihnen aber die Afghanen möglichst noch unmenschlicher. Diese überfielen die Hindus bei ihren religiösen Festlichkeiten, zu denen sich viele Zehntausende von Pilgern versammelt hatten; und während ihr Fussvolk die Städte plünderte und verwüstete, hauste gleichzeitig ihre Reiterei im flachen Lande. Wo sie nicht hinreichend Beute fanden, verbrannten sie die Einwohner in ihren Häusern und nahmen nur die kräftigsten der jungen Männer und die hübschesten der Mädchen mit sich fort als Sklaven.

Ausserdem ahmten dieses Beispiel auch die Bergvölker aus dem Himalaya auf der ganzen Strecke bis Assam ostwärts nach. Immer weitere Landstrecken lagen entvölkert und verwüstet da. In gleicher Weise aber hausten von der Meeresküste aus die Seeräuber, die dort Tausende von (engl.) Quadrat-Meilen vollständig entvölkerten. Die Flotte, welche die Gross-Moguln zur Abhülfe ausrüsteten, erwies sich völlig machtlos hiergegen.

Es war vielmehr die erste Wohlthat, die die europäische Kultur den Indiern erwies, dass die *East-India-Company* mit ihrer Flotte dieser Plage der Seeräuberei ein Ende machte.[1]) Längere Zeit erforderte die Unterwerfung der Bergvölker, aus denen sich die Engländer jetzt ihre besten Truppen, die Gûrkhas, heranziehen, und an deren Fürsten sie nunmehr treue Landesgenossen haben, seit dem diese die unzweifelhafte Ueberlegenheit der europäischen Kriegsmacht kennen lernten und seit dem auch diese Völker wenigstens durch indirekten

[1]) Unter Admiral Watson und Lord, damals Colonel Clive 1756. Uebrigens war der eigentliche Name dieser berühmtesten aller Handelsgesellschaften: *Governors and Company of London Merchants trading to the East Indies.* Ihre Begründung-Versammlung fand am 23. September 1600 statt, ihr Freibrief wurde von der Königin Elisabeth am 31. Dezember desselben Jahres unterzeichnet.

Einfluss der Zivilisation in Indien sich an einträgliche Gewerbebetriebe gewöhnt haben.

Nachdem die Verwaltung Indiens unter den letzten Gross-Moghuln immer mehr in Misswirthschaft ausgeartet war, hatten die Engländer keine leichte Aufgabe dann auch im Innern des weiten Landes nach und nach Ruhe und Ordnung herzustellen. Dies war auch natürlich erst allmählich in dem Maasse möglich, wie die Länderstrecken Indiens ihrer Herrschaft unterworfen wurden. Heutzutage haben die Engländer in ganz Indien Frieden geschaffen, der wohl nur gebrochen werden kann, wenn sie selber Krieg zu führen wünschen. Nur die afghanischen Bergvölker haben sie noch immer sich nicht unterworfen, werden dieses aber wider Willen doch wohl noch thun müssen.

Ehe jedoch Frieden und Sicherheit, wie sie jetzt überall in Indien herrschen, erreicht wurden, waren viele Kämpfe nöthig. Eine der zu überwindenden Schwierigkeiten waren die als grosse Räuberbanden im Lande umherziehenden früheren Heeresabtheilungen des Moghul-Reiches. Mit dessen Zerfall löste sich auch seine Armee auf; deren einzelne Theile aber bildeten sich zu Freibeuter-Banden aus, die das ganze Land ausplünderten und brandschatzten. Diese Banden, die bis 50 000 Mann stark waren, verwüsteten das Land derart, dass sie besonders die wohlhabenderen Einwohner vollständig ruinirten, so dass diese vielfach sich veranlasst fühlten, sich offen oder heimlich selbst den Räuberbanden anzuschliessen.

Andere Schwierigkeiten waren auch die eigenartigen Gemeinschaften von Mörderbanden (*Thagi*), Räuberschaaren (*Dakaiti*) und Diebsfamilien, die sich nach Hindu-Art zu erblichen *Djâtis* ausgebildet hatten. Diese ganz zu unterdrücken, ist sogar im Laufe dieses Jahrhunderts noch nicht möglich gewesen Einzelne Fälle solcher gewerbsmässigen Verbrechen kommen auch noch jetzt im Innern Indiens vor. Uebrigens ist das bei uns ja ebenso.

Hierzu nehme man noch die blutsaugerische Ausbeutung der grossen Masse der Bevölkerung durch die Wucherer, die ihr kaum das Nöthigste zum Leben liessen, auch die fortwährende Lebensgefahr von wilden Thieren, der sich die fast ausschliesslich auf dem Lande lebende Bevölkerung ausgesetzt sah. Heute werden noch jährlich über 20 000 Menschen in Indien von Schlangen getödtet und mehr als 12 000 von Tigern und Leoparden gefressen. Dabei werden aber heute auf Regierungskosten über 500 000 Schlangen und mehr als 5000 Tiger jährlich vernichtet. Nach Berichten aus dem vorigen Jahrhundert darf man annehmen, dass die durch solche Thiere Umgekommenen sich damals noch über Hunderttausend jährlich belaufen haben müssen. In den Hungersnöthen starben Millionen hin,

und Seuchen hielten reiche Nachlese unter denen, welche die Kriegshorden und die Räuberbanden, die Piraten und die wilden Thiere oder auch der Hunger noch ihr Leben hatten weiterfristen lassen.

Erst durch die moderne Zivilisation hat Indien aufgehört ein »Jammerthal« zu sein. Auch darin ging es aber den Hindus nicht viel schlechter, als den Deutschen zur »guten alten Zeit« des dunklen rohen Mittelalters; und die Bitte Luthers, »dass uns Gott aus diesem Jammerthale zu sich nehmen möge in den Himmel«, ist auch wohl nicht nur zur Zeit der heiligen Inquisition und während des 30jährigen Krieges, sondern noch bis tief in das jetzige Jahrhundert hinein aus der gequälten Seele unzähliger Deutschen aufgestiegen.

Die grosse Masse der indischen Bevölkerung, selbst die der Städte, lernte erst jetzt unter britischer Herrschaft kennen, was es heisst, ein Leben unter sicherer und gerechter staatlicher Organisation zu führen und die Früchte seiner Arbeit friedlich zu geniessen. Jetzt ist Indien in fast allen Landestheilen ebenso gesichert vor Landfriedensbruch wie England selbst; ja, die Kriminalität ist dort nur wenig mehr als halb so gross. Während in England auf je 100 000 Einwohner durchschnittlich 87 zu Gefängniss Verurtheilte kommen, beläuft sich deren Zahl in Indien nur auf 45. Auch verdient die dortige Gerichtsbarkeit der Engländer, nach strengsten europäischen Ansprüchen gemessen, höchstes Ansehen für Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit; und das erkennen auch die Hindus durchweg an. Ebenso befriedigend aber wie die Sicherheit des Landes ist auch die der See. Die indischen Meere sind so frei von Räubern wie die englischen, sicherer als das Mittelmeer.

Daher ward auch erst jetzt in Indien eine Kulturentwickelung möglich, wie wir in Europa sie seit vier Jahrhunderten geniessen konnten; und nach dem gewaltigen Fortschritt, welchen Indien auf diesem Wege seit den letzten fünfzig Jahren schon gemacht hat, wird es kaum weitere fünfzig Jahre dauern können, bis sich Indien völlig in den Kreis der Zivilisation hinein fügen und wohl gar einen hohen Rang unter den Völkern der Kultur-Menschheit einnehmen wird. Dazu freilich muss noch manches anders werden, als es jetzt in Indien ist.

Unter den Segnungen, welche die Zivilisation den Indiern gebracht hat, ist wohl der Aufschwung des Produktionsbetriebes der wichtigste. Erst die Engländer haben in Indien grosse Handelszentren geschaffen. Sie haben nicht nur neue Industrien eingeführt, sie haben auch die alten neu entwickelt. Vieles, was vorher nur

Hausbetrieb war, ist jetzt zum Fabrikbetriebe geworden; und auch England erst hat Indien auswärtigen Absatz seiner Erzeugnisse in grösserem Maasse beschafft. Freilich ist die Industrieperiode, die sich durch Zusammenwirken von Arbeit und Kapital ausbildet, jetzt dort erst in ihren Anfängen. Aber ihre Aussichten sind nirgends wohl so vielversprechend wie in Indien. Auch die indischen Bauern haben sich ebenso sehr wie die Handarbeiter fähig und bereit gezeigt, sich neuen Anforderungen anzupassen; so unter anderm mit der Baumwollen-Produktion, als in den 60er Jahren die amerikanische Zufuhr während des Secessionskrieges aufhörte. Ebenso entwickelte sich schon vorher die Jute-Produktion in Indien, seitdem während des Krimkrieges Englands Zufuhr derartigen Faserstoffs von Russland durch die Blockade der Ostseehäfen abgeschnitten war.

Von diesen und anderen augenfälligen Vortheilen der Zivilisation, von der wohlorganisirten Staats-Verwaltung, der Rechtspflege, dem Handelsverkehr, dem Bau von Eisenbahnen und Kanälen und der Einrichtung von Post und Telegraphen reden wir in anderen Abschnitten. Betrachten wir zunächst hier nur den geistigen Einfluss, den die europäische Zivilisation in Indien gehabt hat. Welche Vortheile gewähren die Europäer den Hindus und sonstigen Indiern für die geistige Entwickelung?

Die Antwort hierauf wird man wohl vermuthen dürfen, im Erziehungswesen, in der Schulbildung zu finden. Sehen wir zunächst, was sich an Schulen dort vorfindet und wieviele Schüler darin Unterricht geniessen. Dies veranschaulicht am besten folgende Uebersicht aus dem „*Statistical Abstract*" für Britisch Indien bis 1895—96 (nach S. 189):

Das Schulwesen in Indien 1895.

Oeffentliche:	Schulen	Schüler		
		männlich	weiblich	Summen
Universitäten und Hochschulen ...	160	19,752	110	19,862
Sekundärschulen .	5,213	497,812	41,179	538,991
Primärschulen ...	102,110	2·825,870	312,821	3·138,191
Seminare	173	4,098	960	5,058
Andere Schulen ..	365	18.989	1,068	20,007
	108,021	3·365,971	356,138	3·722,109
Privatschulen:				
Höhere Schulen ..	5,792	69,511	1,401	70,912
Elementarschulen	39,350	484,597	43,309	527,906
Summen	153,163	3·920,079	400,848	4·320,927

Der gesamte Kostenaufwand für die Schulen in dem einen Jahre betrug 35·265,296 Rupies und vertheilte sich wie folgt (nach S. 197); der Rupie hat 2 Mark Silberwerth und gegenwärtig etwa ℳ 1,30 Goldwerth:

Kostenaufwand für das Schulwesen
in Indien 1895 in Rupies.

Regierungs- und Provinzial-Zuschüsse	9·478,305
Lokal-Abgaben	5·896,433
Munizipal-Zuschüsse	1·518,874
Schulgelder	10·550,023
Privat-Zuschüsse	7·821,661
Summe	35·265,296

Indien hat jetzt fünf Universitäten, von denen die in Calcutta, Bombay und Madras schon 1857, dagegen Lahore 1882 und Alla; habad 1887 begründet worden sind. In der nachfolgenden Zusammenstellung (nach S. 185) ist die Anzahl der Candidaten, die sich in dem Jahre 1895—96 zur Aufnahme gemeldet, und derjenigen welche das Immatrikulations-Examen bestanden haben, angegeben:

Frequenz der indischen Universitäten
im Verwaltungsjahre 1895—96.

Universitäten	Anmeldungen	Aufnahmen
Calcutta	4281	2308
Bombay	2981	944
Madras	4603	1690
Lahore	1768	1139
Allahabad	2206	693

Von 27 917 Studenten, welche in den fünf Jahren 1890 bis 95 diese Universitäten besuchten, haben 11 296 ihr erstes Examen in Philosophie und »Künsten« bestanden, 5205 den zweiten Ehrengrad (*Baccalareus Artium*) erlangt und 462 den philosophischen Doktor (*Magister Artium*) gemacht. In der juristischen Fakultät promovirten 1350, in der medizinischen 1352, und ihr Ingenieur-Examen haben 1310 bestanden.

Neben den Universitäten, die also zugleich technische Ausbildung gewähren, sind hier von der grossen Zahl von Hochschulen wohl einige hervorzuheben, so vor allem das Mayo College in Adjmir, ausschliesslich für die Söhne und Verwandten von Fürsten und hohen Adligen bestimmt, sodann die Hochschulen für Medizin und Chirurgie. Es giebt in Indien mehr als 1700 Hospitäler mit dazu gehörigen Kliniken und Apotheken, die von Indiern verwaltet werden, welche auf den indischen Hochschulen ausgebildet worden sind. Eigene technische Hochschulen werden demnächst mehr gegründet werden; in Bombay hat man darin den Anfang gemacht mit dem im Jahre 1887 zur Feier der 50jährigen Regierung der Königin von England, Kaiserin von Indien, begründeten *Victoria Jubilee Technical Institute.* Unweit Madras giebt es auch eine sehr gut ausgestattete und gross angelegte Agrikultur-Schule. In verschiedenen Provinzen wirken auch Kunstschulen, die von tüchtigen Kräften geleitet sein sollen und gute Erfolge für die Hebung der indischen Kunst und des Kunsthandwerkes erzielen.

Besonderer Erörterung bedarf hier ferner die Frauen-Erziehung in Indien. Dass dort in den Frauen der hauptsächlichste Angriffspunkt liegt, von dem aus allein Reformen in der indischen Gesellschafts-Ordnung angestrebt und durchgeführt werden können, darüber wird kein Zweifel sein. Auch viele einflussreiche Hindus befürworten schon eine Reorganisation der Sitten ihres Familienlebens, eine Aufhebung oder Erleichterung des *Pardâ*-Systems und die Zulassung von Verlobungen nicht vor dem Alter der Reife und in solcher Weise, dass der Bräutigam und die Braut einander selber wählen oder wenigstens bei der Wahl gehört werden und ein Einspruchsrecht geniessen. Solche Sitten sowie alle Fragen des Familienlebens hängen bei den Hindus, ebenso wie hier bei uns, mehr von den Frauen ab, als von den Männern. Frauen sind naturgemäss ein noch konservativeres Element. Sie hängen an dem alten Herkommen, in dem sie aufgewachsen sind und sich behaglich fühlen. Um sie in Bewegung zu setzen und ihren Widerstand den fortschrittlich gesinnten Männern gegenüber abzuschwächen, würde ihre intellektuelle Ausbildung nützlich sein, insofern dies bei ihnen mehr selbständiges Nachdenken fördern könnte, — wenigstens nach unseren Begriffen ist das so.

Das aber ist auch wohl der einzige Grund, den wir für Mädchenschulen in Indien anführen können. Dass solche um der Frauen willen an sich nöthig seien, ist kaum zu behaupten. Auch in Deutschland ist erst neuerdings bei den Frauen das Bedürfniss rege geworden, ihren Männern auch in der Verstandesbildung möglichst

ebenbürtig zu werden. Dass aber die indischen Frauen einer besonderen Ausbildung in dieser Richtung unbedingt bedürften, wird sogar von europäischer Seite fast in Zweifel gezogen. Als nur ein Zeugniss hierfür sei das vortreffliche kleine Handbuch »*India*« von Sir John Strachey[1]) angeführt. Der Verfasser stellt im übrigen sich ausschliesslich auf europäischen Standpunkt und schaut auf alles Hindu-Wesen von der ihm unzweifelhaften Höhe europäischer Kultur herab. Dennoch sagt er zu dieser Frage der Frauen-Erziehung:

»Die Frauen in Indien nehmen einen grösseren und thätigeren Antheil an den praktischen Geschäften des Lebens, als gewöhnlich angenommen wird. In der Leitung der Familie und der häuslichen Angelegenheiten üben sie wahrscheinlich eine noch grössere Autorität und Einwirkung aus, als die Frauen in Europa. Sie verwalten oft ganze Vermögen, grosse Güter und weit reichende kaufmännische Unternehmungen und beweisen dabei höchste Geistesschärfe und Intelligenz. Als ein Beispiel für ihre praktische Befähigung sei hier auf das Hindu-Fürstenthum Bhopál hingewiesen, das schon seit zwei Generationen nur von Frauen regiert worden ist.«

Die Frage ist hier ja hauptsächlich auch nur die, ob den Hindufrauen europäische Bildung beigebracht werden soll; und dem widersetzen sich sogar die meisten europäisch gebildeten Hindus. Sie sagen uns: »Unsere Frauen brauchen eure Schulbildung nicht. Wir erziehen sie auch ohne euer Lesen, Schreiben, Rechnen; sie erhalten ihre Bildung hinreichend von Vater und Mutter oder Schwiegereltern von den Brüdern und dem Gatten, auch sogar von ihren Söhnen, und dazu ist meistens mündlicher Verkehr vollständig ausreichend.«

Diese Frage wird sich jedenfalls so bald nicht lösen. Die sich heute etwa auf eine Million belaufende Anzahl von Frauen und Mädchen, die in Indien irgend welche »Schulbildung« genossen haben, spielen keine grosse Rolle im Gesammt-Haushalte der Nation von 300 Millionen, und noch weniger die Zahl der Frauen, welche man nach europäischen Begriffen als »gebildet« bezeichnen würde. Ihre Zahl erreicht gewiss nicht Tausend[2]).

[1]) London 1891 bei Kegan Paul Trench Trübner & Co. S. 196.

[2]) Mehr als alle moderne Schulbildung nützt den indischen Frauen jedenfalls der schon oben (S. 51) hervorgehoben *Lady Dufferin Fund,* um so mehr da allen Angestellten desselben jede religiöse Propaganda und Bekehrungsthätigkeit aufs strengste untersagt ist. Freilich ist die Einseitigkeit der schulgerechten europäischen Heilkunst zu beklagen; die medizinische Orthodoxie schädigt die Leiber der Menschen heute sehr viel mehr als einst die theologische Orthodoxie deren Seelen; und der krasse Materialismus unserer Aerzte ist oft für die sensitiveren Organismen der Hindus viel empfindlicher und störender als für die der Europäer oder Europäerinnen. Trotzdem aber ist die segensreiche

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Gesammtergebniss dieses staatlich organisirten Erziehungswesens, so stellt es sich nicht so günstig, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Dass fast vier Millionen Knaben und vierhundert Tausend Mädchen wenigstens elementare Schulbildung geniessen, ist erfreulich, aber doch nur wenig in dem Lande von 300 Millionen Einwohnern. Man nimmt gewöhnlich in Europa an, dass etwa 20 Proz. der Bevölkerung in dem Alter stehen, in dem sie der Schulerziehung bedürfen. Demnach haben wir hier nur vier Millionen statt der etwa 30,7 Millionen Knaben und sogar nur den zehnten Theil davon, statt der etwa 29,3 Millionen Mädchen, die nach unseren Begriffen in Indien Volksschulbildung geniessen sollten.

Noch weniger erfreulich für europäische Schulmänner ist das Verhältniss derjenigen, die nach der letzten Bevölkerungs-Aufnahme von 1891 lesen und schreiben konnten. Bei der damaligen Berechnung handelte es sich um eine Bevölkerung von nicht ganz 262 Millionen Einwohnern, von denen 133½ Millionen männlichen und 128½ Millionen weiblichen Geschlechtes waren. Von den ersteren konnten wenige mehr als nur 14½ Millionen lesen und schreiben und von der weiblichen Bevölkerung nur 741 157. Das heisst mit anderen Worten, von den Männern waren 89 Prozent und von den Frauen 99½ Prozent nach unseren Begriffen »völlig ungebildet«[1]).

Diese Sachlage nun ist freilich deprimierend für ein europäisches Gemüth, nicht aber für das indische. Wir modernen Menschen wissen kaum, wie einseitig unser Gesichtskreis auf unsere heutige Kultur beschränkt ist. Doch ist aber eine hohe Stufe der Geistes-Kultur sehr wohl ohne die moderne Schulbildung der Zivilisation, selbst ohne unsere drei elementaren Künste des Lesens,

---

Wirksamkeit der Angestellten dieser Institution, die ja auch alle Frauen sind, nicht zu verkennen. Es sind nicht nur in den eigenen Frauen-Hospitälern und -Kliniken, sondern auch in den übrigen Hospitälern Frauen-Aerzte, sowie modern gebildete Pflegerinnen und Hebammen angestellt. Letzteres Amt wird in den alten indischen Dorfgemeinden nach amtlichen Herkommen, durch die Frau des Wäschers versehen; und man kann sich vorstellen mit welcher Unvollkommenheit dies geschieht. Jene europäisch ausgebildeten Angestellten bedienen auch auf Wunsch die Hindufrauen in ihren Privathäusern. Angesichts des grossen Nutzens, den diese Institution in Indien schafft, ist zu beklagen, dass dessen Ausgestaltung noch so weit hinter dem Ideal zurückbleibt, das die Gründerin, die Marquise von Dufferin und Ava, sich bei diesem Unternehmen vorgesetzt hat. Sehr erfreulich aber ist, dass es auch in den weitesten Kreisen der vornehmen Hindus Unterstützung findet.

[1]) Auch schliessen diese Angaben über die Gesammt-Bevölkerung die 166 428 Europaer und 81 044 Eurasier (Nachkommen von europäischem Vater und indischer Mutter) ein; und diese haben wohl vom Knaben-Alter an sämmtlich mehr oder weniger Schulbildung.

Schreibens und Rechnens möglich. Sie war es im Anfange bei den alten Griechen; sie war es Jahrtausende hindurch auch bei den alten Indo-Ariern. Die Homerischen Epen wurden Jahrhunderte lang nicht durch die Schrift fixirt, sondern nur durch das Gedächtniss überliefert und mündlich vorgetragen. Ganz dasselbe war auch mit der alten Sanskrit-Litteratur der Fall, ja selbst zum Theil wohl gar noch mit der Päli-Litteratur der Buddhisten, bis nach dem Anfang unserer Zeitrechnung. Um das Lernen und Behalten im Gedächtniss zu erleichtern, sind daher auch alle ältesten Theile solcher klassischen Litteraturen stets in Versen abgefasst.

Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, dass Lesen und Schreiben zu lernen überflüssig sei. Doch man vergesse auch nicht, dass mehr als 90 Prozent von der Gesammtbevölkerung Indiens nicht in irgend wie städtischen Ansiedelungen (in diesen nur 9½ Prozent), sondern auf dem offenen Lande wohnen, und dass wiederum von dieser Landbevölkerung 68 Prozent (oder 61 Prozent der Gesammtbevölkerung) kleine Bauern sind, die kaum dadurch gewinnen würden, wenn sie Lesen und Schreiben lernten. An Intelligenz gebricht es ihnen nicht, auch nicht an denjenigen Kenntnissen, die sie in ihrer Lebenssphäre nöthig haben und verwerthen können. Aber solange sie wirthschaftlich nicht in eine bessere Lage versetzt werden können, würde sie moderne Schulbildung wohl nur verwirren; und den Luxus, Lesen und Schreiben zu lernen, können sie für ihre Kinder nicht bezahlen. Irgend welche europäische Schulbildung höherer Art ist nur engeren, höher entwickelten Volkskreisen in Indien nützlich, den andern vielleicht sogar ebenso schädlich, wie unzugänglich.

Betrachtet man nun schliesslich noch die Fortschritte, welche die englische Sprache in Indien macht, so sind hier die Ergebnisse des letzten Census 1891 fast noch deprimierender für die Engländer. Unter den 262 Millionen der damals in Betracht gezogenen Bevölkerung fanden sich nur 386 000, die einige Kenntnisse des Englisch hatten[2]). Das sind nicht einmal 15 Menschen unter 10 000 —

[2]) Dabei sind 151 779 Fremde (Europäer, die nicht in Indien heimisch sind), nicht mitgezählt, und die obige Zahl soll auch nur diejenigen bezeichnen, die keine Schule mehr besuchen; aber es wird vermuthet, dass sich manche junge Leute, die auf ihre europäische Bildung eitel sind, als »gelehrt« eingeschrieben haben, statt als »lernend.« Durchschnittlich standen zwischen 1881 und 1891 alljährlich 291 000 Englisch lernende Schüler auf den Listen der Schul-Behörde. Danach hätte man glauben sollen, dort mindestens eine Million Menschen zu finden, die etwas Englisch verstehen. Doch die europäische Sprache hat offenbar so wenig Werth im späteren Leben für den grösseren Theil der Schüler, dass sie die Sprachkenntnisse sehr bald vergessen, und es mögen wohl auch nur die elementarsten Grundzüge des Englichen sein, die ihnen beigebracht worden sind.

Strebensziel gerichtet. Tritt man dann auf die Hauptstrasse hinaus, so begegnet Einem der moderne Börsenmann in hastigem Geschäftsschritte von der nächsten Eisenbahnstation herkommend und seiner unweit am grossen Fluss gelegenen Fabrik zueilend. Er lebt ganz im modernen, rastlos schaffenden Weltgetriebe und ist nur bereit zu einer Unternehmung, bei der mehr als 5 Prozent Gewinn gesichert sind. All dieses Treiben hat der *Sannyâsi* längst als einer wirklichen Befriedigung zuwiderlaufend erkannt.

Dass aber dies Streben der Brahmanen, sich über das Menschsein ganz hinauszuringen und Glückseligkeit in höheren Bewusstseinszuständen zu suchen, bei den Hindus allgemeiner, sogar bei den niederen, ungebildeten Volksklassen seit Jahrtausenden als die vernünftigste Verwerthung eines Menschenlebens anerkannt sein konnte, ist eine Thatsache, die dem heutigen Europäer schwer verständlich ist. Doch sie erklärt sich einigermaassen, wenn man in die Geschichte Indien's zurückschaut. Selten oder nie konnte der Hindu seines Lebens froh werden, selten konnte er sich einmal längere Zeit irdischen Besitzes erfreuen, selten auf die Früchte von der Arbeit seiner Hände sicher rechnen. Das fleissige Volk war stets von inneren und äusseren Feinden und Blutsaugern bedroht. Was die Erpressungen der fremdrassigen und bisweilen auch einheimischen Fürsten ihm liessen, das nahmen ihm immer neue Eroberer oder barbarische Horden, die das Land beständig überfielen, plünderten und verwüsteten.

Diese Zustände waren glücklicherweise zu manchen Zeiten weniger schlimm, als zu anderen, auch nicht in allen Gegenden gleich unerträglich; am bösesten waren aber meist die Uebergangszeiten von einer Herrschaft zu einer anderen, und am allertraurigsten und trostlosesten war wohl die Periode des verfallenden Grossmoghul-Reiches. Der letzte der vier grössten Moghuln, Aurangsib (1658 bis 1707), hatte die Hindus um ihres Glaubens willen hart bedrückt; von jedem, der nicht zum Mohammedanismus übertrat, erpresste er eine sehr hohe Personal-Steuer noch ausser den übrigen schon recht hohen Staatsabgaben, Landrente und vielen anderen Steuern. Nach Aurangsib's Tode aber brach die noch viel schlimmere Anarchie über Indien herein.

Schon während der Zeit von damals 700 Jahren seit Beginn der ersten Invasionen Indien's durch mohammedanische Eroberer hatten die Plünderungs-Züge der Afghanen und zentral-asiatischer Völker sich fortwährend wiederholt. Nun aber liessen diese ihrem Uebermuth und ihrer lüsternen Raubgier freiesten Lauf. So fanden beispielsweise

während 23 Jahren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sechs grosse Einbrüche in Indien von dessen Nordwest-Grenze her statt. Den ersten verübte ein militärischer Abenteurer aus Persien, der Afghanen ebenso wie Indier mordete und plünderte; die anderen fünf waren afghanische Invasionen, wie sie immerfort, so auch im Jahre 1897 wieder, unternommen worden.

Was an Gräueln dabei vorkam, übertrifft jede Vorstellung, die man sich heute davon machen kann. In der Hauptstadt Delhi, die sich jenem Perser willig geöffnet hatte, wurden am anderen Morgen nach dem Einzuge bis zur Mittagsstunde 8000 friedliche Menschen ohne weiteres in den Strassen hingemordet. Das Metzeln und Plündern dauerte 58 Tage; dann zogen die Scheusale mit ihrer Beute aus der brennenden und verwüsteten Stadt davon. In ähnlicher Weise wütheten sie im übrigen Lande, nach ihnen aber die Afghanen möglichst noch unmenschlicher. Diese überfielen die Hindus bei ihren religiösen Festlichkeiten, zu denen sich viele Zehntausende von Pilgern versammelt hatten; und während ihr Fussvolk die Städte plünderte und verwüstete, hauste gleichzeitig ihre Reiterei im flachen Lande. Wo sie nicht hinreichend Beute fanden, verbrannten sie die Einwohner in ihren Häusern und nahmen nur die kräftigsten der jungen Männer und die hübschesten der Mädchen mit sich fort als Sklaven.

Ausserdem ahmten dieses Beispiel auch die Bergvölker aus dem Himalaya auf der ganzen Strecke bis Assam ostwärts nach. Immer weitere Landstrecken lagen entvölkert und verwüstet da. In gleicher Weise aber hausten von der Meeresküste aus die Seeräuber, die dort Tausende von (engl.) Quadrat-Meilen vollständig entvölkerten. Die Flotte, welche die Gross-Moguln zur Abhülfe ausrüsteten, erwies sich völlig machtlos hiergegen.

Es war vielmehr die erste Wohlthat, die die europäische Kultur den Indiern erwies, dass die *East-India-Company* mit ihrer Flotte dieser Plage der Seeräuberei ein Ende machte.[1]) Längere Zeit erforderte die Unterwerfung der Bergvölker, aus denen sich die Engländer jetzt ihre besten Truppen, die Gûrkhas, heranziehen, und an deren Fürsten sie nunmehr treue Landesgenossen haben, seit dem diese die unzweifelhafte Ueberlegenheit der europäischen Kriegsmacht kennen lernten und seit dem auch diese Völker wenigstens durch indirekten

[1]) Unter Admiral Watson und Lord, damals Colonel Clive 1756. Uebrigens war der eigentliche Name dieser berühmtesten aller Handelsgesellschaften: *Governors and Company of London Merchants trading to the East Indies.* Ihre Begründung-Versammlung fand am 23. September 1600 statt, ihr Freibrief wurde von der Königin Elisabeth am 31. Dezember desselben Jahres unterzeichnet.

Einfluss der Zivilisation in Indien sich an einträgliche Gewerbebetriebe gewöhnt haben.

Nachdem die Verwaltung Indiens unter den letzten Gross-Moghuln immer mehr in Misswirthschaft ausgeartet war, hatten die Engländer keine leichte Aufgabe dann auch im Innern des weiten Landes nach und nach Ruhe und Ordnung herzustellen. Dies war auch natürlich erst allmählich in dem Maasse möglich, wie die Länderstrecken Indiens ihrer Herrschaft unterworfen wurden. Heutzutage haben die Engländer in ganz Indien Frieden geschaffen, der wohl nur gebrochen werden kann, wenn sie selber Krieg zu führen wünschen. Nur die afghanischen Bergvölker haben sie noch immer sich nicht unterworfen, werden dieses aber wider Willen doch wohl noch thun müssen.

Ehe jedoch Frieden und Sicherheit, wie sie jetzt überall in Indien herrschen, erreicht wurden, waren viele Kämpfe nöthig. Eine der zu überwindenden Schwierigkeiten waren die als grosse Räuberbanden im Lande umherziehenden früheren Heeresabtheilungen des Moghul-Reiches. Mit dessen Zerfall löste sich auch seine Armee auf; deren einzelne Theile aber bildeten sich zu Freibeuter-Banden aus, die das ganze Land ausplünderten und brandschatzten. Diese Banden, die bis 50 000 Mann stark waren, verwüsteten das Land derart, dass sie besonders die wohlhabenderen Einwohner vollständig ruinirten, so dass diese vielfach sich veranlasst fühlten, sich offen oder heimlich selbst den Räuberbanden anzuschliessen.

Andere Schwierigkeiten waren auch die eigenartigen Gemeinschaften von Mörderbanden (*Thagi*), Räuberschaaren (*Dakaiti*) und Diebsfamilien, die sich nach Hindu-Art zu erblichen *Djâtis* ausgebildet hatten. Diese ganz zu unterdrücken, ist sogar im Laufe dieses Jahrhunderts noch nicht möglich gewesen Einzelne Fälle solcher gewerbsmässigen Verbrechen kommen auch noch jetzt im Innern Indiens vor. Uebrigens ist das bei uns ja ebenso.

Hierzu nehme man noch die blutsaugerische Ausbeutung der grossen Masse der Bevölkerung durch die Wucherer, die ihr kaum das Nöthigste zum Leben liessen, auch die fortwährende Lebensgefahr von wilden Thieren, der sich die fast ausschliesslich auf dem Lande lebende Bevölkerung ausgesetzt sah. Heute werden noch jährlich über 20 000 Menschen in Indien von Schlangen getödtet und mehr als 12 000 von Tigern und Leoparden gefressen. Dabei werden aber heute auf Regierungskosten über 500 000 Schlangen und mehr als 5000 Tiger jährlich vernichtet. Nach Berichten aus dem vorigen Jahrhundert darf man annehmen, dass die durch solche Thiere Umgekommenen sich damals noch über Hunderttausend jährlich belaufen haben müssen. In den Hungersnöthen starben Millionen hin,

und Seuchen hielten reiche Nachlese unter denen, welche die Kriegshorden und die Räuberbanden, die Piraten und die wilden Thiere oder auch der Hunger noch ihr Leben hatten weiterfristen lassen.

Erst durch die moderne Zivilisation hat Indien aufgehört ein »Jammerthal« zu sein. Auch darin ging es aber den Hindus nicht viel schlechter, als den Deutschen zur »guten alten Zeit« des dunklen rohen Mittelalters; und die Bitte Luthers, »dass uns Gott aus diesem Jammerthale zu sich nehmen möge in den Himmel«, ist auch wohl nicht nur zur Zeit der heiligen Inquisition und während des 30jährigen Krieges, sondern noch bis tief in das jetzige Jahrhundert hinein aus der gequälten Seele unzähliger Deutschen aufgestiegen.

Die grosse Masse der indischen Bevölkerung, selbst die der Städte, lernte erst jetzt unter britischer Herrschaft kennen, was es heisst, ein Leben unter sicherer und gerechter staatlicher Organisation zu führen und die Früchte seiner Arbeit friedlich zu geniessen. Jetzt ist Indien in fast allen Landestheilen ebenso gesichert vor Landfriedensbruch wie England selbst; ja, die Kriminalität ist dort nur wenig mehr als halb so gross. Während in England auf je 100 000 Einwohner durchschnittlich 87 zu Gefängniss Verurtheilte kommen, beläuft sich deren Zahl in Indien nur auf 45. Auch verdient die dortige Gerichtsbarkeit der Engländer, nach strengsten europäischen Ansprüchen gemessen, höchstes Ansehen für Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit; und das erkennen auch die Hindus durchweg an. Ebenso befriedigend aber wie die Sicherheit des Landes ist auch die der See. Die indischen Meere sind so frei von Räubern wie die englischen, sicherer als das Mittelmeer.

Daher ward auch erst jetzt in Indien eine Kulturentwickelung möglich, wie wir in Europa sie seit vier Jahrhunderten geniessen konnten; und nach dem gewaltigen Fortschritt, welchen Indien auf diesem Wege seit den letzten fünfzig Jahren schon gemacht hat, wird es kaum weitere fünfzig Jahre dauern können, bis sich Indien völlig in den Kreis der Zivilisation hinein fügen und wohl gar einen hohen Rang unter den Völkern der Kultur-Menschheit einnehmen wird. Dazu freilich muss noch manches anders werden, als es jetzt in Indien ist.

Unter den Segnungen, welche die Zivilisation den Indiern gebracht hat, ist wohl der Aufschwung des Produktionsbetriebes der wichtigste. Erst die Engländer haben in Indien grosse Handelszentren geschaffen. Sie haben nicht nur neue Industrien eingeführt, sie haben auch die alten neu entwickelt. Vieles, was vorher nur

christlicher Theologie zu Grunde gelegt, die von den jungen Hindus gar nicht ernst genommen werden kann. All diese Anschauungen verwirren nur ihre Köpfe, ohne ihrem Geiste Befriedigendes und Haltbares zu bieten.

Das aber ist noch nicht das Schlimmste. Unter den Büchern, die ihnen zur Belehrung und Ausbildung in die Hände gegeben werden, sind Geschichts-Bücher, wie Mill's »*History of India*«, in der nicht nur die Hindus selbst auf das schwärzeste karrikirt werden, sondern auch die Begründung der europäischen Herrschaft in Indien mit Fabeln von allerhand Greuelthaten belastet wird, die niemals stattgefunden haben. Ausserdem sollen diese jungen Hindus ihre Anschauungen und ihre Beredsamkeit nach Büchern aus dem vorigen Jahrhundert, wie unter andern Burkes »Reden«, bilden. Diese gelten freilich heute noch als klassisch nach Form und Inhalt, stellen aber viel Parteipolitik dar und machen oft im Rahmen des Parlamentarismus Opposition gegen die bestehende Autorität der Regierung. Das ist wohl Lektüre für gereifte europäische Politiker, doch nicht für indische Studenten. Ueberdies beschäftigen sich solche Reden mehrfach auch mit Indien im ungünstigen Sinne. Dies ist für die jungen Hindus eben solches Gift, wie Mill's »Geschichte«. Durch jene revolutionären Tendenzen wird den jungen Hindus nur ihr geistiges Gleichgewicht und durch Mill auch die Achtung vor ihrer eigenen Geisteskultur, wie vor der europäischen Regierung genommen.[1])

Die Ergebnisse all dieser Missgriffe in der höheren Ausbildung der Hindus sind, wie man sich denken kann, wenig erfreulich. Dazu kommt noch, dass auch die Methode viel zu wünschen übrig lässt. Die Einwirkung ist viel zu mechanisch und zu wenig geistig. Sie passt sich nicht dem feiner angelegten Intellekt der jungen Hindus an und baut auch nicht auf der ihnen vom Hause aus gegebenen philosophischen Grundlage weiter. Die jungen Leute eignen sich den Lernstoff meist nur durch Einpaukerei an und die Lehrer treten vielfach nicht hinreichend in lebendiges, persönliches Verhältniss zu den Schülern. Mit der ihnen eigenen schnellen Auffassung und Aufnahmefähigkeit eignen sich die jungen Hindus unser Wissen sehr schnell an, durchschnittlich schneller als die jungen Europäer. Doch die Möglichkeit, es in sich zu verarbeiten, gleichsam zu verdauen, ist dort weniger gegeben als bei uns.

---

[1]) Da in den letzten Jahren die britische Regierung Indiens hierauf aufmerksam geworden ist, so wird man nun inzwischen wohl anderes Bildungs-Material für die indischen Schulen und Universitäten vorgeschrieben haben; doch fehlen mir darüber Nachrichten.

Trotzdem muss hier hervorgehoben werden, dass sich aus der grossen Masse der Durchschnitts-Schüler eine grosse Reihe von sehr tüchtigen, zum Theil sogar bedeutenden Männern hervorgearbeitet hat. Das aber sind eben diejenigen Einsichtigen und Urtheilsfähigen, welche die in's Auge springenden Mängel der bisherigen Hochschulbildung und den ungünstigen Einfluss der europäischen Kultur in Indien stark verurtheilen. Mit Bekümmerniss sehen sie auf die grosse Anzahl unter den jüngeren und jüngsten Generationen hinab, die durch diese europäische Bildung unzweifelhaft sittlich-geistig geschädigt worden. Und darin stimmen ihnen viele einsichtige Europäer bei.

Sehr viele dieser jungen Leute sind eben nur halb gebildet und daher oberflächlich, schnell fertig mit dem Urtheil und doch urtheilslos. Sie sind ferner eingebildet, und in der That sind sie ja nach europäischen Begriffen der Masse ihres Volkes an Bildung ganz unendlich überlegen. Aber das, was sie für Bildung halten, ist fast nur mechanisch angeeigneter Lernstoff aus ein paar Lehrbüchern, und die Art, wie sie dies Material verwenden, hat bisweilen etwas Papageienhaftes.

Unzufrieden sind dabei diese jungen Leute aus verschiedenen Gründen. Meist schon aus dem oben erwähnten Umstande, dass sie für Regierungs-Anstellungen ausgebildet sind, und dass die Zahl solcher für sie offenen Stellen doch nur ganz verschwindend ist, im Vergleich zu ihrer eigenen Anzahl. Unzufrieden sind sie ferner mit allen Einrichtungen des Lebens um sie her, sowohl denen ihrer eigenen Kultur, die ihnen verächtlich gemacht worden ist, wie denen der europäischen, einschliesslich der Regierung, die ihnen verschlossen sind; und sie — »wissen eben alles besser« — gerade so wie unsere jungen Leute in Europa, um so mehr, je jünger sie noch sind.

Diese jungen Leute stehen oft ganz haltlos da, weil ihnen durch die europäische Erziehung Abscheu und Verachtung vor der Kultur ihres eigenen Volkes beigebracht wird. Sie treten demgemäss ihrem eigenen Familienkreise mit Hochmuth entgegen und fügen sich nur noch unwillig in die heimische Gesellschafts-Ordnung. Sie leben so mit ihrem eigenen Hause in mehr oder weniger offenem Zerwürfnisse, wenn sich nicht etwa andererseits die Eltern und die übrige Familie in thörichter Eitelkeit auch für die »hohe Bildung« ihres Sohnes begeistern.

Die dunkelste Schattenseite der europäischen Hochschulbildung dort ist aber, dass sie meist die jungen Leute auch des inneren Haltes beraubt. Aufgewachsen sind sie in der geistigen Philosophie

und religiösen Kultur des Brahmanenthums. Nun haben sie in der Schule beides verlachen gelernt. Noch mehr als diese aber erscheint ihnen die christliche Theologie, der modernen europäischen Bildung gegenüber, als kindlicher Aberglaube; so bleibt ihnen eben nur der Positivismus und Agnotizismus, die ihren Verstand in Nebel halten und ihr Herz ohne die Hoffnung auf ein für sie selbst erreichbares Entwickelungsziel.

Die beiden letzteren schwerwiegenden Nachtheile, die äussere und innere Haltlosigkeit so vieler dieser hochbegabten indischen Studenten, sind auch die hauptsächlichsten Anschuldigungen, die von den Brahmanen gegen europäische Schulbildung erhoben werden. Sie mache, wie sie sagen, ihre Söhne nicht nur hochmüthig und unehrerbietig, sondern auch irreligiös und jedem feineren und tieferen Denken abgeneigt; sie drücke sie zum plattsinnigen Materialismus hinab und ersticke alles höhere natürliche Gefühl in ihnen; sie mache sie zu ebenso äusserlichen und genusssüchtigen Menschen, wie es meist die Europäer auch zu sein schienen.

Da der geistige Werth des Menschen sich ja wirklich auch nicht nur nach seiner intellektuellen Bildung richtet, die ja nur Mittel zu höherem Zweck sein sollte, so mögen die Brahmanen nicht ganz Unrecht haben; und wenn man die modernen Europäer und die geistig lebenden Brahmanen vom idealen Standpunkt menschlicher Vollendung mit einander abwägt, so ist doch wohl nicht gewiss, dass sich die Waage auf des Europäers Seite neigt.

Die europäische Geisteskultur bildet in Indien bisher kaum etwas anderes als den Gährungsstoff, der viele Elemente in Bewegung setzt. Keins der vormals ausserhalb der europäischen Zivilisation entwickelten Kulturvölker ist so empfänglich für, oder sagen wir empfindlich gegen ihren Einfluss, wie die Hindus. Da aber kein anderes Volk, auch nicht die Japaner, an deren geistige Bedeutung und Kulturkraft hinanreicht, so ist diese Gabe unserer Kultur dort auch um so bedenklicher und gefährlicher, wenn sie sich der Entwickelung dieser Kräfte nicht gewachsen zeigt. Jedenfalls hat bisher die europäische Hochschulbildung nur vereinzelt das sittlich-geistige Leben der Hindus gefördert, vielfach aber es geschädigt.

Vielen Lesern mag es unverständlich sein, dass das christliche Missionswesen in Indien nicht diesem Uebelstande abhilft. Doch wie sollte es das können, wenn es das nicht einmal in Europa thut? Auf die wissenschaftlich Gebildeten und selbst-nachdenkenden Menschen hat die Kirche bei uns keinen Einfluss mehr, weil ihre Theologie

weder einen verständlichen Sinn in ihre Dogmen zu legen weiss, noch auch viel weniger den Menschen die Räthsel des Daseins lösen kann, die sich einer vernunftgemässen Rechtfertigung des religiösen Strebens entgegensetzen. In Indien ist der Einfluss solcher kirchlichen Anschauungen noch um so viel geringer, als dieselben sich in so ganz fremde Formen kleiden. Ueberhaupt tritt wohl zum Christenthum kaum jemals irgend ein Hindu aus Ueberzeugung über; und weil solcher Uebertritt für die besseren Volkskreise in der Regel nur Nachtheil mit sich bringen würde, so schliesst sich auch keiner aus denselben unseren Missionaren an. Dagegen finden solche Uebertritte aus den niedrigsten Kasten und der kastenlosen Volksmasse bisweilen statt. Einzelne Ausnahmen gebildeter Hindu-Christen giebt es freilich; aber wer vermag wohl den Motiven in den Menschenherzen nachzugehen!

Ebenso interessant wie anerkennenswerth sind die »Missionsstudien« des Pfarrers Dr. Grundemann über seine Inspektions-Reise in Indien[1]), umsomehr, da er eine der weitest anerkannten Autoritäten für das Missionswesen ist. Seine Berichte machen der ruhigen klaren Beobachtung ebenso wie dem aufrichtigen Charakter dieses hervorragenden Mannes alle Ehre. Selbstverständlich hat er dabei alles das zu Gunsten des Missionswesens in Indien angeführt, was mit Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit vereinbar ist. Der Hauptinhalt des Buches scheint mir aber der zu sein, dass die seltenen Uebertritte zum Christenthum keine Bekehrungen zu demselben bedeuten. Wer sich zur Taufe meldet, angeblich unter dem Drucke des Gefühls seiner Sünde, wird von jedem erfahrenen Missionar sofort als ein Heuchler zurückgewiesen. Dass nur äusserer Vortheil den Uebertritt veranlasst, wird von den Missionaren nicht verkannt, kann ihnen auch wohl nicht verborgen bleiben, wenn sie sehen, dass sie neue Anhänger nur aus den niedrigsten Kasten, wie zum Beispiel aus den Wäschern (*Dhobi*) finden, weil diese dadurch ihre Lebensstellung zu verbessern hoffen. Typisch ist ein Ausspruch,

[1]) Bei C. Bertelsmann, Gütersloh 1894; vergl. insbesondere S. 50 und 54. — Es ist zu beklagen, dass europäische Reisende in Indien so schwer Gelegenheit haben, die Hindus zu sehen, wie sie unbeeinflusst durch alle Berührung mit der europäischen Zivilisation ursprünglich sind, noch auch Vertreter des geistigen Brahmanenthums kennen zu lernen, die zugleich modern gebildet sind und über Sinn und Wesen ihrer eigenen Kultur Auskunft geben können. Daher bleiben sie durchweg an den befremdenden Aesserlichkeiten haften, ohne den Verhältnissen gerecht werden zu können. Befangen von dem Vorurtheile, dass die europäische Kultur in allen Stücken jeder andern überlegen sei, gesteht man schwer der fremden die Berechtigung zu, unsere Kultur mit ihren eignen Augen anzusehen und zu verurtheilen.

den uns Grundemann sehr treffend referirt. Ein neues Gemeindemitglied, von dem man erwartete, dass er weiter seinen Unterhalt damit verdiene, dass er die Wäsche besorge, erwiderte: »Wenn ich Wäscherei betreiben wollte, hätte ich ja nicht Christ zu werden brauchen«! Daher sind auch die Dienstboten der Missionsfamilien fast nie Christen, sondern Hindus, die ihr inneres religiöses Wesen nicht um äusserer Vortheile willen verleugnen wollen.

Eine besondere Gelegenheit zur Erwerbung von Anhängern bietet sich den Missionaren auch zur Zeit der Hungersnöthe. Dann nehmen sie nicht nur die Waisen von verhungerten Eltern zu sich, sondern nothleidende Bauern bringen ihnen auch bisweilen ihre Kinder in dem selbstverständlichen Gedanken, dass es besser für dieselben ist, einstweilen von den Missionaren am Leben erhalten zu werden, als um blosser Glaubensformen willen zu verhungern. Solche Zöglinge nennen unsere Missionare »Kinder der Hungersnoth«.

Dabei ist freilich nicht ausgeschlossen, dass unter den Uebergetretenen in Indien ausnahmsweise, ebenso wie bei uns, nachher auch innerhalb der christlichen Anschauungsform eine innere Erweckung stattfinden kann. Aber dabei ist dann die christliche Anschauungsweise nur die ganz unwesentliche Denkform, nicht das wirkende Wesen des Vorganges; denn solche Erweckungen kommen genau so unter allen Religionen vor, und hängen lediglich von der Gemüthsanlage und der seelischen Entwickelung des Einzelnen ab, durchaus nicht von einer bestimmten Religionsform.

Die eifrigen und hingebenden Bemühungen unserer Missionare für die geistige Hebung und auch für die leibliche Pflege der Bevölkerung um sie her dürfen sicherlich nicht verkannt und unterschätzt werden[1]), mögen ihre Anschauungen, auf denen diese Selbstaufopferung beruht, auch noch so irrig oder unverständig sein. Doch aber dürfen wir nicht unsere Augen schliessen vor der Frage nach den Resultaten, welche sie erzielen, auch nach den Erfolgen, die sie überhaupt im besten Fall erzielen könnten. Hierbei müssen wir die zwei verschiedenen Gesichtspunkte wohl unterscheiden, ihre Wirksamkeit unter den ungebildeten Volksschichten und ihre etwaige Einwirkung auf gebildete Volkskreise.

Was zunächst den ersteren Gesichtspunkt anbetrifft, so hat der seine Parallele in der inneren Mission daheim; und dass in beiderlei Hinsicht Menschenliebe vielfach Gutes wirkt, wird nicht bestritten

[1]) Auch die Missionsschulen sollen durchweg gut (nach europäischen Begriffen) sein.

werden. Wohl aber ist zu bestreiten, dass die Frage, die es da zu lösen gilt, in erster Linie eine religiöse, und nicht vielmehr eine wirthschaftliche sei. Deshalb aber sind unsere Missionare auch in Indien noch viel weniger am rechten Platz als hier in unseren europäischen Kulturcentern.

Der Zustand unserer niedersten Volksklassen in Europa, der Verkommenen, Vagabunden und Verbrecher, ist unendlich viel elender, irreligiöser und entarteter als derjenige der Tschandalen und der Parias in Indien. Diese hegen keinerlei Verbitterung gegen die Weltordnung und fühlen sich in ihren angebornen Lebenskreisen leidlich wohl. Die äusserste Nothdurft des Lebens, Nahrung, Kleidung und Behausung wissen sie zu finden, wenn nicht grade Hungersnoth dort in der Gegend herrscht; dann freilich haben sie in erster Linie darunter zu leiden. Dann sind aber auch sie jetzt die ersten, denen die Hülfe der britischen Versorgungs-Kommission zu Theil wird.

Die wirthschaftliche Hülfe unserer Missionare brauchen Hindus kaum; auch können solche Privatleute sie ja kaum einem unter Hunderttausend der Gesammtbevölkerung von 300 Millionen zuwenden. Mit dieser Masse kann allein die Politik der britischen Regierung sich mit Aussicht auf Erfolg befassen, nicht die paar mildthätigen Missionare. Alle solche Menschenliebe, wie auch alle Missionsbestrebungen, haben überhaupt nur subjektiven Werth als Bethätigung des eigenen Idealismus, der die beste Triebkraft jeder inneren Geistes-Entwickelung ist.

Noch aussichtsloser für die Missionare ist aber ein geistiger Einfluss auf grössere Volksmassen in Indien, und auch weniger nötig. Diese Missionare wollen ja »Heiden« bekehren. Nun, die Hindus sind gar keine »Heiden«, sind durchweg viel bessere Christen als die grosse gedankenlose Masse der europäischen Bevölkerung, wenigstens leben sie viel mehr im Einklang mit den Weisungen des Evangeliums. »Heiden« aber finden wir genug bei uns daheim[1]); und können wir die nicht »bekehren«, wieviel weniger haben wir Grund und Recht bei anderen Völkern solche Versuche anzustellen. Wenn wir aber mit dem Worte »Heiden« die Brahmanen und die Hindus als Barbaren kennzeichen wollen, so stellen wir uns damit nur das Zeugnis eigenen Unverstandes aus.

[1]) Den Bodensatz unserer Bevölkerung könnte man viel eher »Heiden« nennen als die Hindus, die Brahmanen. Mit dem Worte »Heiden« sind doch wohl die Feinde der gesitteten Gesellschaft, wilde Horden und Räuberbanden gemeint, die ausserhalb der Dörfer und Städte, draussen auf der wilden »Heide« hausen; und im übertragenen Sinne sind es die Barbaren, die unkultivirten Völker.

Gebildete Brahmanen kann das christliche Missionswesen deshalb nicht fesseln, weil es einer stichhaltigen philosophischen Grundlage entbehrt und ihnen religiös nichts Neues bietet, äusserlich dagegen sie nur abstösst. Das durchweg irreligiöse Leben der Europäer nimmt sie nur gegen das Christenthum ein; und eine Religion, die ihre Anhänger nur auf ein Jenseits vertröstet, aber hier im Leben sie nicht in den Stand setzt, ihren Sinn mehr auf das Geistige als das Leibliche, das materielle und begierdenvolle Wohlleben, zu richten, scheint ihnen nur minderwerthig.

Unter den Missionaren habe ich übrigens sehr tüchtige und aufopferungsfähige Menschen kennen gelernt. Einer der Besten fragte mich einmal, woran es läge, dass ich mich mit den Brahmanen religiös so gut verständigen könne, da ich doch »christlich, wenn auch nicht kirchlich gesonnen« sei, Brahmanen aber nie fürs Christenthum gewonnen werden könnten. Ich schlug ihm vor, sich selbst die Antwort aus dem Munde eines Brahmanen zu holen und ging mit ihm zu einem meiner nächsten Freunde. Dort hatten wir mehrere Stunden lang eine höchst anregende Besprechung, die in voller Behaglichkeit und »ohne allen Zorn, wenn auch nicht ohne Eifer« geführt wurde, und zwar in englischer Sprache.

Das Ergebniss dieses Gespräches fasse ich hier als die Antwort des Brahmanen zusammen, um kurz zu sein. In Wirklichkeit ist dieses nicht die Form und nicht der Ton, in denen der Brahmane redet. Er ist immer mild und rücksichtsvoll, vorsichtig und zurückhaltend, höflich und umständlich, vor allem auch geistig fein und vornehm in der Auswahl seiner Argumente, von denen die besten ihm oft erst durch sehr bestimmte Fragen abzupressen sind. Die anfänglich an ihn gestellte Frage also war, warum er nicht »Christ« werde, und damit war offenbar gemeint, warum er sich nicht formell irgend einer Konfession der christlichen Kirche anschliesse. Der Sinn der Antwort aber war etwa der folgende:

»Wir Brahmanen halten uns selber für viel bessere Christen als euch Europäer. Ja, wir glauben sogar eure Kirchendogmen besser zu verstehen, und wir wissen, wie sie mit der wissenschaftlichen Weltanschauung in vollsten Einklang zu setzen sind. Wie mir scheint, wenden sich so viele hoch gebildete Europäer wohl nur deshalb von den Dogmen eurer Kirche ab, weil sie nicht wissen, dass diese eine geistige Bedeutung haben und durchaus nicht an die Vorstellungen der von ihnen überwundenen Kulturbegriffe gebunden sind. Wir halten diese Lehren keineswegs für »Märchen«, wie es eure europäisch Gebildeten zu thun scheinen. Wir sind schon aus uralter Ueberlieferung

mit der Lehre vom Gottmenschen vertraut, sowohl als thatsächliche Offenbarung der Gottheit im Bewusstsein eines Menschen (*Awatára*) wie auch andererseits als Strebensziel (*Mahátma* oder *Djiwanmukta*)«. Und so setzte er im Verlaufe des Gesprächs dem Missionar seine innerliche Auffassung und geistige Erklärung der hauptsächlichsten Glaubenssätze der christlichen Kirche auseinander. Dann fuhr er unter andern ungefähr so fort:

»Unsere Vorfahren wussten Alles das schon vor Jahrtausenden als die Vorfahren der Europäer noch in Urwäldern als »Heiden« lebten; und nun kommt ihr her zu uns und wollt uns euer Christenthum als hagelnagelneue Weisheit predigen!«

»Ihr Europäer seid erst ein junges Geschlecht, eure Kultur und eure Ueberlieferung ist kaum sechs Tausend Jahre alt. So ist es auch natürlich, dass ihr nur von einer einzigen Gott-Offenbarung Kenntniss habt, von der im Christus Jesus. Unsere Berichte über die Vergangenheit gehen aber Millionen Jahre zurück, wir kennen daher auch eine grosse Anzahl solcher Offenbarungen der Gottheit in Menschengestalt zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Formen und auch in verschiedenen Graden der Vollkommenheit. Aber der Christus Jesus ist sicherlich für die Europäer der allerbeste Meister (*guru*), und wenn sie nur seinem Vorbilde folgten, würde ihre ganze Kultur auch nicht so äusserlich, so materiell und so irreligiös sein

»Freilich findet sich in euren Kreisen ja viel Menschenliebe und praktische Hülfsbereitschaft. Das verdankt ihr dem Einflusse eures Meisters; und das ist auch sicherlich der Grund, warum ihr Missionare hier nach Indien gekommen seid; und doch könnt ihr hier wenig nützen. Eben deshalb, weil eure Kultur viel weniger als die unserige sich das Vorbild des Gottmenschen gegenwärtig hält. Die Früchte europäischer Kultur, die wir hier seit eurer Eroberung kennen gelernt haben, werden keinen einsichtigen Hindu für eure Lehren begeistern. Eure Krupp-Kanonen, eure Hinterlader, eure Dampfmaschinen, eure Telegraphen machen euch stärker als uns, aber zeigen uns nicht, dass ihr uns religiös überlegen seid! Noch weniger zeigen uns dies die Vergnügungen und Schaustellungen, noch der Luxus und die Ausschweifungen der Europäer, noch auch deren rastlose Unruhe und stetes Jagen nach Besitz, am wenigsten auch deren rücksichtslose Ausbeutung Aller, die für sie arbeiten.

»Oder zeigt etwa eure Geisteskultur mehr innere Erkenntniss? Was weiss die Wissenschaft der Europäer, oder ihre Philosophie von den inneren Thatsachen des religiösen Lebens?! Sie tappen beide nur im Dunkel des Agnostizismus und erdrücken den natürlichen,

gesunden Idealismus mit dem Gifthauche ihres hoffnungslosen Pessimismus.«

»Die Wenigen, die es euch gelingen mag, an euch heranzuziehen, könnt ihr freilich für das praktische Leben tüchtiger machen, aber in der religiösen Erkenntniss werdet ihr sie schwerlich fördern und noch weniger im religiösen Leben.« — Dazu wies unser Brahmane noch auf die hauptsächlichsten Vorschriften der Bergpredigt und unter andern auch auf die so ganz brahmanische Stelle im Matthäus (19, 21) hin (»Verkaufe, was du hast, und gieb's den Armen«). »Das ist Alles, wenigstens dem Geiste und der Absicht nach, die Grundlage unserer Kultur, doch keineswegs der europäischen. Ein jeder echte Brahmane befleissigt sich wenigstens eines möglichst einfachen Lebens; und nachdem er alle Pflichten seines Mannesalters treu erfüllt hat, soll er sich von allem Weltleben zurückziehen und sich völlig seinen religiösen Zielen hingeben. Unsere ganze Lebensordnung treibt ihn, freilich nicht ein äusserliches Christenthum zu lehren, wohl aber ein geistiges Christenthum zu leben!«

Soweit unser Brahmane. Wieviel von dem Allen unser Missionar begriffen hat, das weiss ich nicht. Nach seinen Aeusserungen aber schien es mir, ihm dazu nicht allein an Kenntnissen und Intellekt zu fehlen, sondern auch noch an einem andern inneren Begriffsorgan.

Jedenfalls ist hieraus wohl ersichtlich, was für eine zweifelhafte Figur unsere christlichen Missionare den Brahmanen gegenüber, und mehr oder weniger in den Augen aller gebildeten Hindus, vorstellen. Nach deren Anschauungen ist eben nur der ein wahrer Vertreter der Religion und berechtigt religiös zu lehren, der sich ganz dem religiösen Leben widmet; und als Vorbild lassen sie nur den Asketen gelten, der auf alles Weltliche vollständigen Verzicht geleistet hat. Vor allem bleiben deshalb auch der grossen Masse der indischen Bevölkerung, die sich ihr Leben lang in ihren Reisfeldern abzuplagen hat, die englischen Missionare in ihrem behaglicheren Leben fremd und unverständlich. Treffend charakterisirt einer der besten Kenner Indiens, *Sir* W. W. Hunter, die Vorstellung, die diese einfach gesinnten Hindus sich von unseren Missionaren machen[1]): »Der Missionar ist für sie ein wohlthätiger Engländer, der eine billige und gute Schule hält, ihre Sprache gut spricht, ihre alt-indischen Lehren

[1]) »*Englands Work in India*«, Volksausgabe, Madras 1889, S. 48. — *Sir* William Wilson Hunter ist der hervorragendste Statistiker Indiens und Sammler aller Kenntnisse der indischen Kultur. Er ist berühmt besonders durch sein 14bändiges Werk »*The Imperial Gazetteer of India, 2nd. ed.*« Trübner, London 1885—87, aber auch durch viele andere bedeutende und werthvolle Werke, Indien betreffend.

von der Menschwerdung Gottes in europäischer Form predigt und seine Frau und Kinder in einem Pony-Wagen spazieren fährt.«

Das kirchliche Christenthum passt eben ausschliesslich nur für Europäer und hat besonders auch für Indien gar keine Bedeutung. Das zeigt schon die geringe Zahl der nominellen indischen Christen unserer verschiedenen evangelischen Konfessionen, die sich nach dem letztem Censusberichte unter der damaligen Bevölkerung von 287 Mill. Menschen fanden, wie dies die folgende Tabelle zeigt[1]):

Zahl der evangelischen Christen Indischer Rassen, 1891.

Baptisten	186,487
Anglikaner	164,028
Lutheraner	64,248
Protestanten	49,223
Presbyterianer	30,915
Methodisten	18,412

Unsere Missionen also haben sich gänzlich unfähig erwiesen, dem degenerirenden Einfluss der europäischen Schulbildung entgegen zu wirken. Indessen hat sich unter den Hindus selbst schon seit der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Bewegung geltend gemacht, die sich gegen diese ungünstigen Wirkungen auflehnt und den jungen europäisch gebildeten Hindus ein religiöses Leben bieten will, das in gleichem Maasse mit den europäischen Anschauungen wie auch mit der brahmanischen Denkweise vereinbar sein sollte. Dies ist die Brahmo-Somadj.

Diese Religionsgemeinschaft wurde am 23. Januar 1830 von Rammohun Roy in Calcutta gegründet. Dieser selten-begabte und geisteskräftige Mann starb schon drei Jahre später in England. Aber ihm folgte in der Leitung dieser Gesellschaft eine Reihe von fast ebenso tüchtigen und kaum weniger bedeutenden Männern. Mit der Zeit spaltete sich diese Bewegung in drei Richtungen, die sich im wesentlichen durch ihre Stellungnahme zu den Anschauungen des Christenthums und Hinduismus unterscheiden. Die Geistes-Richtung

[1]) Einer ganz anderen Beurtheilung unterliegen die Katholiken, weil sie sich in jeder Hinsicht mehr den Hindus anpassen. Die Zahl ihrer indischen Anhänger war 1891: 1·243,529. Aus derselben Ursache gewinnt in Indien auch die Heilsarmee leichteren Einfluss — durch Sensation, nicht durch den Intellekt. Aber werden dadurch die Hindus gefördert?

dieser Gesellschaft ist nämlich ein brahmanisirtes Christenthum, oder auch ein christianisirtes Brahmanenthum. Es ist viel Geist und Gemüth auf diese Bewegung verwendet worden; aber leider fehlt ihr grade das, was einerseits den Geist des Brahmanenthums und andererseits auch das, was den des Christenthums ausmacht. Es ist ein Theismus, der sich durch die anregenden Versammlungen seiner Anhänger lebendig erhält; jedoch fehlt ihm so wohl die philosophische Grundlage der indo-arischen Weltansschauung, wie auch der Glaube an eine Gottmenschlichkeit. Die äussere Form des Gottesdienstes dieser Religionsgemeinschaft lehnt sich an die der protestantischen Kirche an. Schon solche Versammlungen überhaupt, in denen der Geist der Anhänger geweckt werden soll, sind ganz unbrahmanisch, da dies der Brahmane nur in seiner eigenen inneren Erhebung sucht. Weil aber diesem Brahmoismus der Geist des indischen Arierthums ebenso wie dessen philosophische Erkenntniss fehlt, so ist es klar, dass er auch nicht der indischen Jugend, die durch ihre europäische Hochschulbildung ihren inneren Halt verloren hat, einen solchen wieder geben kann. Andrerseits hat er auch nicht auf die grosse Masse wirken können, weil er sich grundsätzlich jeder Verwendung von Bildern oder Symbolen beim Gottesdienste widersetzt. Ohne alles Sinnenfällige sind grosse Massen eben nicht religiös anzuregen, wie wir es ja in unseren sehr irreligiösen protestantischen Ländern sehen. Die Zahl der Anhänger dieser Richtung beläuft sich nur auf wenige mehr als drei Tausend.

Eine andere Geistesbewegung unter den Hindus, die auch in dieser Richtung wirken will, dem veräusserlichenden Einflusse der europäischen Bildung entgegenzuarbeiten, ist die Aryâ Somadj. Sie ward in den siebziger Jahren von einem Gudjarâtî Brahmanen, Dayânanda Saraswatî, begonnen. Zwar ist sie ganz auf den Weden begründet, aber giebt diesen alten Schriften die subjektive Auslegung des Dayânanda. Sie ist ebenfalls theistisch, aber unterscheidet sich vom Brahmoismus dadurch, dass sie überwiegend intellektuell ist und des praktisch-religiösen Lebens, wie mir schien, fast ganz entbehrt. Grade in dieser Hinsicht steht sie weit hinter dem Geiste des eigentlichen Brahmanenthums zurück und erzielt auch deshalb nicht den Zweck, den jungen europäisirten Hindus das wieder zu geben, was ihnen auf den Hochschulen genommen worden ist. Immerhin aber hat diese Gesellschaft eine viel grössere Anhängerschaft gefunden. Deren Zahl belief sich nach dem letzten Census auf vierzig Tausend. Während die Brahmos ihren Sitz hauptsächlich in Bengalen haben, finden sich die meisten Aryas im Pandjab und Sind.

Die einzige Bewegung, der es bisher in Indien geglückt ist, dem erwähnten Uebel mit Erfolg entgegen zu wirken, ist die Theosophische Gesellschaft. Sie hat den Vorzug, von Europäern begründet zu sein und in erster Linie auch von Europäern vertreten zu werden. Ein Vorzug ist dies deshalb für den hier vorliegenden Zweck, weil eben ja europäische Autoritäten den jungen Hindus ihr seelisches und geistiges Gleichgewicht genommen haben; sie hören eben nicht mehr auf irgend welche Männer ihrer eigenen Rasse. Deshalb kann es nur noch einen Eindruck auf sie machen, wenn ihnen nun wieder von Europäern die Augen darüber geöffnet werden, dass sie das geistige Brot ihrer angestammten Geisteskultur von sich geworfen haben und sich dafür haben einen glänzenden Stein geben lassen, der recht hübsch und unter Umständen auch nützlich sein mag, aber weder ihren Geist erhebt, noch ihre Seele nährt. Das hat die theosophische Bewegung dort den jungen Indiern erfolgreich klar gemacht und sie gelehrt, sich wieder jenem innerlichen Geistesleben ihrer eigenen Kultur zuzuwenden, in welchem allein die Wurzeln ihrer Kraft den rechten Boden finden und aus dem heraus allein sie wirklich Grosses für die Menschheit werden leisten können.

Begründet wurde diese Gesellschaft 1875 in New-York, siedelte 1879 nach Bombay über, vereinigte sich dort für einige Zeit mit der Aryā-Somadj des Dayānanda, trennte sich aber von ihm schon im September des folgenden Jahres und hat jetzt seit Dezember 1882 ihren Hauptsitz in Adyar bei Madras. Der Einfluss dieser Gesellschaft unter den modern gebildeten Kreisen der Hindus ist sehr gross und die Mitglieder der Gesellschaft sind fast ausschliesslich Männer mit Universitätsbildung, eben diejenigen, auf die es ankam. Die Gesellschaft hat bisher 175 Zweiggesellschaften in den hauptsächlichsten Städten Indiens gegründet und 21 Zweige in Ceylon[1]).

3. Zum Schlusse ist nun der Einfluss europäischer Kultur auf das politische Leben der Indier zu erörtern. Dieses ist der letzte aber auch der weitest-reichende Gesichtspunkt.

Die moderne Zivilisation hat unserer eigenen Rasse nur einen einzigen Vortheil gebracht, der geistiger Natur ist. Bis ins vorige Jahrhundert hinein war unsere Kulturentwickelung wohl verhältnissmässig mehr als heute auf das Geistige gerichtet. Seitdem ist unsere Geisteskultur immer materieller geworden, und sie wird es

[1]) Weitere Mittheilungen über die Wirksamkeit dieser Gesellschaft in Indien und in allen andern Welttheilen (402 Gesellschaften und Centren) sind hier nicht nöthig. Wen weiteres interessirt, der wende sich an den Verfasser in Döhren bei Hannover.

täglich mehr. Alle anderen Vortheile, Friede nach aussen und Ordnung im Innern, gleichmässige Rechtspflege und Sicherheit für Gut und Leben, vielerlei Verkehrsmittel und Welthandel, Fabrikbetrieb und Volkswohlstand, das alles ist mehr oder weniger materieller Natur. Selbst unser Erziehungswesen ist heut weniger geistig als noch in der Mitte unseres Jahrhunderts; es wird auch immer mehr noch zu mechanischer Einpaukerei.

Einen einzigen wirklich geistigen Vortheil hat uns die »Zivilisation« gebracht. Die Engländer und die Franzosen haben ihn, uns zum Vorbilde, errungen. Dies ist die Freiheit des Einzelnen, oder vielmehr das Streben nach möglichster Freiheit und Gleichberechtigung aller Einzelnen in ihrer Entwickelung innerhalb des Rahmens eines gesetzlich geordneten Gemeinwesens, an dessen Selbstverwaltung jeder mittelbaren Antheil nehmen soll. Auf dem Boden dieser politischen Freiheit ist allmählich mehr und mehr Gedankenfreiheit[1]) einerseits erwachsen, und es wird daraus auch andrerseits die wirtschaftliche Freiheit Aller aufblühen.

Das ist auch der hauptsächlichste Vortheil, den unsere Zivilisation den Indiern gebracht hat. Sie hat das politische Leben der Hindus geweckt und damit in ihnen eben den Kulturkeim befruchtet, der in ihnen schon ursprünglich sehr stark angelegt war. Dies ist ihre Fähigkeit zur Selbstregierung.

Schon die Ausbildung der Dorfgemeinden, die wir oben schilderten, ist der beste Beweis dafür, dass die Hindus von jeher das Volk der Selbstverwaltung waren. Diese Dorfgemeinden sind die Urbilder solcher freien selbständigen Organisationen, die sich von selbst zu einem Ganzen des Staates (Königreiches) zusammenschlossen. Diese Fähigkeit der Selbst-Organisation und Thätigkeit der Selbstverwaltung ist aufs Neue jetzt durch den Einfluss der europäischen Kultur angeregt worden. Es geschah dies 1863, als Lord Elgin, der damalige Vize-König, der Vater des jetzigen, die städtische Verwaltung Calcuttas zu einer Munizipalität nach europäischem Muster ausgestaltete.

Jetzt sind schon in allen nennenswerthen Städten Indiens solche Selbst-Verwaltungen eingerichtet. Im Jahre 1895—1896 war die Zahl derselben 755 mit einer Einwohnerzahl von fast 16 Millionen und einem jährlichen Einkommen von 87 Millionen Rupies.

[1]) Die Befreiung unserer Philosophie und Wissenschaft vom Despotismus der Theologie war erst möglich, nachdem die selbstständig Denkenden des Volkes ihre Befreiung von der Bevormundung durch Staat und Kirche gesetzlich anerkannt erhalten hatten.

Diese Munizipalitäten geben, so weit mein persönlicher Eindruck reicht, den europäischen an verhältnissmässiger Leistungsfähigkeit kaum etwas nach, wenngleich in manchen kleineren Ortschaften sich diese Behörden unter freiem Himmel versammeln. Meistens werden zwei Drittel der Mitglieder solches »Stadtraths« von den Steuerzahlern gewählt und ein Drittel von der Ortsbehörde der Regierung ernannt. Uebrigens sind unter diesen Mitgliedern bisweilen auch ein oder mehrere Europäer; in solchem Stadtrathe pflegen auch die Mohammedaner sich gut mit den Hindus zu vertragen. Diese Munizipalitäten sind unzweifelhaft eine höhere Organisationsstufe über die alten Dorfgemeinschaften hinaus, die mehr und mehr an ihrer Wirksamkeit einbüssen und an Einfluss verlieren.

Aber ausser jenen Munizipalitäten giebt es noch in Indien sehr viele Körperschaften provinzieller und lokaler Natur (*district boards* und *rural unions*), in denen Indier ihre öffentlichen Angelegenheiten selbst verwalten. Diese hatten 1895—1896 ein Einkommen von fast 100 Millionen Rupies. Diese zusammen mit den Munizipalitäten haben also über jährliche Einnahmen im Werthe von etwa 374 Millionen Mark zu verfügen.

Aber noch in einer anderen Weise hat die englische Kultur besondere Vortheile für die politische Entwickelung Indiens gewährt und damit eine Vorbedingung geschaffen, die vielleicht der aller grösste Nutzen ist, den sie diesem alten Kulturlande bieten konnte; das ist die einheitliche Sprache aller, die ein nationales Leben für ganz Indien anstreben.

Wie in unseren Mittelalter und noch einige Zeit nachher das Lateinische die lebendige Verkehrssprache aller Gelehrten in Europa war, so wird gewiss vor langer Zeit einmal das Sanskrit die lebendige Sprache aller gebildeten Arier in Indien gewesen sein. Heutzutage ist es ebenso wie das Lateinische nur eine todte Sprache. Eine ganz Indien umfassende Verkehrssprache, ausser dem Englischen, giebt es heutzutage nicht in Indien. Zwar sprechen 86 Millionen Hindi und 42 Millionen Bengali; aber dieses sind doch nur Volkssprachen von lokalem Umfange. Den weitesten Bereich beherrscht das Hindostāni oder Urdū, eine Mischung von Hindi, Persisch und Arabisch, die sich als Heeressprache unter den Mohammedanischen Eroberern ausgebildet hat. Man kann mit Hindustāni in Bengalen, im Pandjab, in der Nordwest- und der Central-Provinz reisen. Aber schon in Bombay wird sie weniger verstanden; dort wird Gudjarathi und Marathi, in Madras dagegen Tamil und Telugū gesprochen. Die einzige Sprache der modern Gebildeten ist überall das Englische;

und damit ist zugleich bei diesen allen mehr oder weniger Theilnahme an den gemeinsamen Interessen des politischen Lebens dort verknüpft. Es hat sich auf die Weise ein gewisser Parallelismus zwischen dem Sanskrit und dem Englischen herausgebildet: für das sittlich-geistige Leben sind die Kenner der Sanskrit-Sprache und -Litteratur, für alle öffentlichen und politischen Interessen aber die Englisch-Gebildeten und -Redenden bei ihren Volksgenossen die maassgebende Autorität.

Auf dieser gemeinsamen Grundlage der englischen Sprache bildet sich jetzt langsam eine indische Nationalität in unserem modernen Sinne heraus. Dies geschieht durch eine wirklich grossartige Bewegung, die des »Indischen National-Kongresses.«

Oben schon zog ich eine Parallele zwischen Indien und Deutschland. Diese gilt auch für das Aufkeimen des modernen National-Gefühls. Ebenso wie im März 1848 das Vorparlament in Frankfurt und dann wieder 1859 bis 66 der deutsche Nationalverein aus freier Initiative der tüchtigsten Männer des Volkes zusammentrat, um eine Reform der Reichsverfassung mit allgemeiner Volksvertretung anzustreben, so hat sich auch seit 1885 dieser National-Kongress in Indien konstituirt. Und die Inder gehen ebenso praktisch und thatkräftig vor wie damals die Deutschen; indem sie sich gleich selbst ein Parlament, wie sie es fordern, aus freien Volkswahlen heraus ohne Mitwirkung der Regierung schufen und in regelrechter Form alljährlich tagen, zeigen sie zugleich, wie sie ihre Mitwirkung an der Regierung ihres Landes gestaltet zu sehen wünschen und dass sie zu solcher Mitwirkung imstande sind. Ein solches Vorgehen ist freilich nur unter einer englischen Regierung möglich, welche nicht die selbständigen Kräfte der Bevölkerung unterdrückt, sondern sie gewähren und sich frei entfalten lässt, um sie so dem Kulturfortschritte dienstbar zu machen.

Die Indier waren deshalb auch bisher glücklicher als die Deutschen, wenigstens im Anfange, in demselben Maasse wie sie weniger gewaltsam oder stürmisch vorzugehen nöthig haben. Während unsere Frankfurter Versammlungen sich kaum in's zweite Jahr erstreckten, hielt der indische National-Kongress im Dezember 1897 schon seine 13te Sitzungsperiode. Hoffentlich jedoch wird er ebenso glücklich sein, wie der deutsche National-Verein, und wird seine Bestrebungen so bald und so vollständig verwirklicht sehen, sei es nun unter seiner eigenen Mitwirkung, sei's auch, wie hier in Deutschland, gegen seine eigenen Beschlüsse.

In gewissem Sinne kann man sagen, dass die Ausbildung der Munizipalitäten, die für den Kongress nothwendige Vorschulung

in der Selbst-Regierung war. Daher fand auch die Bewegung bei den Munizipalitäten von vornherein eine günstige Aufnahme und findet heute noch bei ihnen kräftige Unterstützung, wenn auch jetzt nicht ganz so öffentlich, weil jetzt nicht mehr so wie im Anfange der National-Kongress mit günstigen Augen von der britischen Regierung angesehen wird. Doch sind Hunderte von Munizipalräthen noch heute Abgeordnete des National-Kongresses. Dies ist für die Kongress-Bewegung von nicht geringer Bedeutung, denn diese Munizipalitäten geniessen naturgemäss das Vertrauen des Volkes.

Es wird hier nicht nöthig sein, die grosse Zahl der Namen von hervorragenden Männern anzuführen, von denen diese Bewegung ausging, und die noch grössere Zahl der sehr tüchtigen Männer, die sie heute tragen und vertreten. Unter ihnen finden sich alle Religionsparteien Indien's, Hindus und Mohammedaner, auch vor allen Parsis, jene Jünger des wirklichen Sarathustra (nicht des Nietzsche'schen), die noch heute in Bombay eine wohlhabende und einflussreiche Gemeinde von etwa 90 000 Menschen bilden. Doch ist zu erwähnen, dass unter den anfänglichen Beförderern und Beschützern der Bewegung einige Engländer waren; und unter diesen ist wenigstens ein Name zu nennen, dessen Träger man ganz allgemein und mit Recht den »Vater der Kongress-Bewegung« nennt; es ist dies Allan Octavian Hume, der sich in der britischen Verwaltung Indiens zu den höchsten Stellen hinaufgearbeitet hat und jetzt noch, pensionirt, in Indien lebt. Seiner Energie ist das Zustandekommen der Bewegung in erster Linie zu verdanken. Er reiste in Indien umher bis es ihm gelungen war, die für die Ausführung des Planes nothwendigen Männer zu gewinnen.

Die Bewegung ist auch ebenso geschickt geleitet worden, wie sie angefangen ward. Es sei nur unter anderem erwähnt, dass man als Präsident der ersten Sitzungsperiode 1885 in Bombay einen weitest hin beliebten Brahmanen aus vornehmer Familie, den bedeutenden Rechtsanwalt und Redner W. C. Bonnerdji wählte. Die Präsidentschaft des zweiten Kongresses 1886 in Calcutta übernahm ein sehr tüchtiger Parsi, Dadabhai Naorodji, der jetzt Parlamentsmitglied in London ist; und die des dritten 1887 in Madras fiel einem Mohammedaner, Badraddin Tayabdji zu, der ebenso wie W. C. Bonnerdji in London promovirt hat und gleichfalls ein hervorragender Rechtsanwalt ist. Erst die des vierten 1888 in Allahabad wurde einem Europäer, George Yule, übertragen. Die Präsidentschaft des fünften Kongresses 1889 in Bombay übernahm der radikale Parlamentarier Charles Bradlaugh. Allan Hume hat niemals eine

höhere Stellung als die eines Sekretärs in der Kongress-Bewegung einnehmen wollen. Diese wuchs in starker Progression, wie nachfolgende Tabelle zeigt:

Entwickelung des Indischen National-Kongresses.

Sitzungs-periode	Jahr	Orte	Zahl der Abgeordneten
I	1885	Bombay	72
II	1886	Calcutta	431
III	1887	Madras	607
IV	1888	Allahabad	1245
V	1889	Bombay	1898

Die erste Versammlung war nur ein sehr wohlgeglückter Versuch, die zweite war schon ein wirklicher »National-Kongress«, wenn auch kein officieller, die dritte erweckte den vollsten Enthusiasmus in der ganzen indischen Bevölkerung, die vierte verdoppelte selbst noch die Zahl der Delegirten des dritten Kongresses, und die fünfte verdreifachte sie. Während ferner die Zahl der theilnehmenden Besucher des ersten Kongresses nicht viel mehr als 100 war, belief sich deren Zahl sehr bald auf Tausende. Es war ein wahrhaft grossartiger Anblick, als ich in Madras 1894 der zehnten Sitzungs-Periode des Kongresses beiwohnte, wo in einer rundum offenen, amphitheatralisch aufgebauten Halle (*Pandal*) über 5000 Menschen in den bunten und vielgestaltigen Formen der orientalen Welt zu einem solchen Parlament in unseren occidentalen Formen vereinigt waren.

Die vielen dort während der vier Tage vom 26. bis 29. Dezember gehaltenen Reden in englischer Sprache zeigten durchweg eine meisterhafte Sprachbeherrschung und waren zum Theil Muster glänzender Beredsamkeit. Uebrigens wurde zwischendurch auch einmal von einem Mohammedaner in Hindostäni geredet und von Dravidas in Tamil und Telugü. Einer dieser letzteren Redner schien besonders witzig zu sein; er hielt seine Zuhörer in fast beständigen Ausbrüchen von Heiterkeit. Aber auch den englischen Rednern fehlte es weder an Witz noch an Geistesschärfe. Ueberhaupt sind offenbar die Indier ebenso reich an Parlaments- und Volksrednern wie an beredten Gerichts-Anwälten [1]).

[1]) Auch als religiöse Redner in moderner Form stehen einige Hindus keinem Europäer nach.

Anfangs war die Regierung dieser Bewegung günstig. Sie wurde unmittelbar nach der Heimkehr Lord Ripon's nach Europa begonnen, und unter dessen Vize-Königschaft hatte sich die Regierung ganz besonders günstig den Indiern gegenüber gestellt. Dieses Wohlwollen dauerte an, bis Herrn Hume im Anhange zu seinem Berichte über den dritten Kongress eine Ungeschicklichkeit passirte. Er erwähnte dort die Möglichkeit, dass Indier mordend sich gegen die Europäer auflehnen könnten, selbsverständlich in dem Sinne, diese Thorheit allen Lesern auf das Deutlichste als gegen jedes Interesse der Indier selbst streitend begreiflich zu machen. Trotzdem nahm man ihm die blosse Erwähnung dieser Möglichkeit so übel, dass seitdem die vize-königliche Regierung sich gegen die Kongress-Bewegung ablehnend verhält.

Dadurch wurde aber die Bewegung bei den Indiern erst recht beliebt, gleichsam zu einer heiligen Sache der Vertretung ihrer Angelegenheiten gestempelt. Dies zeigte sich auch in der steigenden Mitgliederzahl des nächsten Kongresses. Nur bei den Mohammedanern wurde dadurch eine Spaltung herbeigeführt. Der oben schon erwähnte Gründer der Anglo-Orientalen Hochschule zu Aligarh, Sir Sayed Ahmed Khan, glaubte mit der Regierung gehen zu müssen, zog sich deshalb von dieser Kongress-Bewegung zurück und gründete unter seinen Glaubensgenossen eine Gegenbewegung unter dem Namen der »Patriotischen Association«; doch hat dies die Kongress-Bewegung wenig geschädigt.

Ich fand in Madras nicht nur ziemlich viele Mohammedaner unter der Versammlung, sondern sah auch untern den Rednern Mohammedaner auftreten, die sich den allgemeinen Beifall zu erringen wussten. Die bekannte Duldsamkeit und das Gerechtigkeitsgefühl der Hindus, vielleicht auch ihre Klugheit, liess sie stets in der Kongress-Bewegung grosse Rücksicht auf die Mohammedaner nehmen. Schon in den Wahlversammlungen unter gemischten Bevölkerungen von verschiedenen Religionsgemeinschaften wählten sie solche mit Vorliebe; und in der That tritt im Kongress nicht der geringste Gegensatz religiöser Unterschiede hervor. Alle Theilnehmer beherrscht harmonisch die Begeisterung für ihre neue, jetzt auf englischer Grundlage aufwachsende Nationalität.

Die Ziele des Kongresses werden folgendermaassen kurz zusammengefasst:

1. Alle verschiedenen und noch einander widerstreitenden Elemente der Bevölkerung Indiens zu einem nationalen Ganzen zu verschmelzen.

2. In allen Theilen die geistige, sittliche, soziale und politische Hebung (Wiedergeburt) dieser zu entwickelnden Nation zu fördern; und

3. das Band (die Gemeinschaft) zwischen Indien und England (der Regierung) zu fördern, indem eine Umgestaltung aller ungerechten und nachtheiligen Zustände in Indien angestrebt wird.

Schon gegenwärtig ist die Thätigkeit dieses Kongresses fast dieselbe wie die eines Parlamentes. Die behandelten Gegenstände sind Beschwerden über Mängel der Verwaltung und Uebelstände in der Organisation des Landes, laufen auch zum Theil schon auf genauer ausgearbeitete Vorschläge zur Abhülfe hinaus.

Die wesentlichste Forderung des Kongresses aber, die nicht ausgesprochen wird, doch aber als stillschweigendes Verlangen schon in seinem Dasein überhaupt liegt, ist die Hoffnung, dass ihn die Regierung mit der Zeit als indischen Reichstag anerkennen werde. Kurzum, was man fordert, ist eine Umgestaltung der absoluten in eine konstitutionelle Regierung, der wohlwollenden Despotie in eine parlamentarische Verfassung.

Dass dieses Ziel in Indien schliesslich einmal erreicht wird, ist wohl nur eine Frage der Zeit; und zwar bedarf Indien eines nationalen Reichstags, wie auch provinzialer Parlamente oder Landtage. Fraglich kann dabei für die Regierung wohl nur sein, auf welche Art und mit welchen Uebergangsmaassregeln am besten diese Fortentwickelung auszugestalten ist.

Eine parlamentarische Regierung haben ja auch wir in Deutschland nicht einmal; und ein Regierungssystem wie das unsrige wird auch auf lange Zeit für Indien wohl die äusserste Konzession bleiben müssen. Bis dahin sind auch in Indien noch viele Stufen der politischen Entwickelung durchzumachen. Anfangs müsste sicherlich die Zusammensetzung dieser repräsentativen Körperschaften so gestaltet sein, dass die Regierung sicher ist, nicht überstimmt zu werden. Auch müssen der Vize-König und die Provinzial-Guvernöre jeder für die betreffenden Versammlungen das Veto gegen deren Beschlüsse behalten. Ueber manche Gegenstände, wie das Budget, brauchte man anfangs nur eine Erörterung, keine Beschlussfassung zuzulassen. Jedenfalls aber müssten allen diesen Volksvertretern ausser der Besprechung von neuen Maassregeln auch das Recht zustehen, Beschwerden vorzubringen, Petitionen einzureichen und selbst Vorschläge zur Abhülfe zu machen.

Diese Forderung, und noch eine andere, sind die allerwichtigsten Gesichtspunkte für die britisch-indische Regierung überhaupt; und von deren Erfüllung hängt in erster Linie die Fortdauer dieser Regierung ab. Der andere Punkt ist der, dass Indien von Indien aus und nicht von England aus regiert werden müsste und mehr nach indischen als nach englischen Ideen und Interessen.

Dem unbefangenen Betrachter der Verhältnisse in Indien kann die Beobachtung nicht wohl entgehen, dass die Engländer dort sich schon vor der intellektuellen Konkurrenz der Hindus, insbesondere der Brahmanen, fürchten. Noch mehr aber drückt sie die Besorgniss, dass die ungeheure politische Kulturkraft dieses weiten Landes ihnen über den Kopf wachsen könnte. Obwohl solche Befürchtung sehr begreiflich ist, so scheint mir doch bei näherer Betrachtung dafür kein wirklicher Grund vorzuliegen, wenn man nur den Muth hat, den Stier dieser enormen Volkskraft bei den Hörnern zu fassen. Allerdings, nur wer hierzu den Muth hat und die Kraft, nur der wird diesen riesigen Volks-Organismus meistern können; wer aber nicht einsichtig und nicht entschlossen genug ist, den wird diese Riesenkraft zuletzt wohl überrennen. Freilich, wenn es den Engländern nicht gelänge, sich mehr als bisher in das ursprüngliche Wesen und Leben Indiens hinein zu finden und sich den Begriffen und der Kultur-Ordnung des Hinduismus anzupassen, dann würde ihre Herrschaft dort nur eine Frage kürzerer oder längerer Zeit sein. Ein indischer Reichstag aber in englischer Sprache und in englischen Formen, der das Volk zu einer grossen englisch-indischen Nation zusammenkittet, wird auch mit der englischen Sprache die englische Herrschaft dort befestigen und auf immer breitere Grundlage stellen. Hierzu kommen noch folgende Gesichtspunkte in Betracht.

Die Indier sind besonders tüchtig in der Selbst-Verwaltung und die britische Regierung hat auch diese Fähigkeit in ihnen schon in weitgehenden Maasse fortentwickelt und verwerthet. Warum wollten sie diese nicht noch weiter nutzbar machen und auch ihr System der Selbst-Verwaltung dort nach oben hin vervollständigen! Durch ihre eigene selbständige Organisation des National-Kongresses haben schon die Indier bewiesen, dass sie auch zu solcher Selbst-Regierung tüchtig sind. Warum wollte man denn diese ihre Tüchtigkeit nicht weiter dienstbar machen! Hat doch bisher jede solche Ausdehnung der Selbst-Verwaltung und der Freiheit in der Mitberathung der Bevölkerung an ihren eigenen Angelegenheiten in Indien, und auch in Ceylon, nur günstige Wirkungen gehabt! Es giebt auch anerkannter Maassen keine bessere und wirksamere Art, die Unzufriedenen zu

befriedigen, als wenn man unter vorsichtiger Leitung sie versuchen lässt, ihren Forderungen und Bedürfnissen selbst gerecht zu werden. Regierungskunst besteht darin, möglichst Kräfte zu wecken und zu fördern und sie ihrer eigenen höheren Entwickelung zuzuführen, nicht diese zu hindern; auch hier gilt es, alle Kräfte zu einer gemeinsamen Kultur zu verschmelzen und nutzbar zu machen, nicht sie zu beeinträchtigen und zu unterdrücken!

Da jene vollständige Ausgestaltung der Organisation Indien's nur auf Grundlage englischer Sprache und Kultur und auch nur mit der unentbehrlichen Anlehnung an die englische Weltherrschaft geschehen konnte und weiter geschehen wird, so kann dies auch nur dazu dienen, diese europäische Zivilisation in Indien zu befestigen und zu konsolidiren. Und für Indien ist dies ein unzweifelhaft günstiger, wenn nicht gar der einzige wirklich gute Einfluss europäischer Kultur auf das indische Geistesleben, dass sie die freiheitliche Entwickelung der Einzelnen zur geistigen Selbstständigkeit fördert.

Dies ist für die Engländer in Indien auch die einzige Möglichkeit, die besten Männer und die eigentlichen Führer der Bevölkerung an sich heranzuziehen und deren Kräfte für das nationale Gedeihen des Landes zu verwerthen. Heute kommen die Anglo-Indier mit diesen Männern überhaupt kaum in Berührung; ja, sie kennen meistens deren Namen kaum. Denn die Männer von Vermögen und von äusserer Stellung, die solche Vortheile durch den europäischen Wirthschaftsbetrieb oder durch die britische Verwaltung erlangt haben, können kaum als die Vertreter der Bevölkerung gelten; ihre Ansichten sind denen der Engländer angepasst und spiegeln selten die der Indier richtig wieder. In dem Maasse, wie sie schon ihr angestammtes Wesen aufgegeben haben, ist ihr Einfluss auf die maassgebenden Kreise unter den Hindus vermindert; und für die mohammedanische Gesellschaft gilt dasselbe. Ein voller unbeeinträchtigter Ausdruck der Volksmeinung und die gutwillige Mitwirkung der Besten unter ihren Vertretern ist aber für die Europäer in Indien mehr als in europäischen Ländern nöthig, weil sie sich nie vollständig in die Verhältnisse, Bedürfnisse und Anschauungen der ihnen fremden Kultur hineindenken und sich ihnen nie ganz anpassen können. Die Indier können sich nicht nur am besten selbst regieren; sie können auch ihre Verhältnisse am besten selbst beurtheilen.

Weiter ist die allmähliche Anbahnung einer konstitutionellen Regierung in Indien auch die einzige Möglichkeit, die durch die

europäische Kultur in Indien angeregte Gährung unter den jüngeren Generationen zum guten Ende hinzuführen. Unter der besten und vorsichtigsten Einführung der europäischen Bildung hätte es auch kaum anders sein können, als dass sie etwas revolutionär gesinnte Brauseköpfe aus den jungen Indiern machen musste. Das Kennen-Lernen unserer Zivilisation musste in diesen geistig hochbegabten jungen Männern den glühendsten Ehrgeiz anfachen, etwas innerhalb dieser Zivilisation zu gelten. Man hat ihnen Einsicht in die britische Verwaltung ihres Landes gewährt und hat sie durch ihre europäische Schulung völlig in den Stand gesetzt, an dieser Regierung auf allen ihren Stufen Theil zu nehmen. Auf die Dauer ist es mithin ganz unmöglich sie von dieser auszuschliessen. Ein Volks-Aufstand müsste schliesslich die unausbleibliche Folge sein, aber nicht etwa ein Aufstand gegen die britische Beherrschung Indiens überhaupt, sondern nur gegen die autokratische Art dieser Beherrschung, gegen die patriarchalisch-militärische Despotie der bisherigen Regierungsform.

Jeden derartigen Aufstand könnten freilich die Engländer leicht unterdrücken, da sie militärisch das Land vollständig beherrschen. Aber dieses nöthig zu machen, wäre ein ähnlicher Unverstand, wie er im vorigen Jahrhundert Nord-Amerika gegenüber begangen ward. Für die Abwendung solcher Konflikte ist auch bisher schon der indische National-Kongress den Engländern besser entgegengekommen als einst die Amerikaner.

In den ersten Jahren des Kongresses traten vielfach jüngere heissblütigere Kräfte hervor. Auch jetzt noch ziehen theilweise die älteren, erfahreneren und besten Kräfte Indiens vor, sich in dieser Bewegung zurückhalten. Das wird selbstverständlich anders werden, sobald die Regierung sich dieselbe dienstbar machen wird.

Diese naturgemässe Fort-Entwickelung der politischen Verhältnisse Indiens gewährt zugleich die beste Möglichkeit die Tages-Presse Indiens richtig zu leiten. Seit Lord Ripon's Verwaltung ist dieselbe vollständig befreit von jeder staatlichen und polizeilichen Beschränkung. Solche Massregel war deshalb richtig, weil die Polizei-Unterdrückung nicht belehrt, sondern nur Märtyrer schafft und dadurch grade stärkt und fördert, was sie hindern und beseitigen möchte — wie wir dies alltäglich hier in Deutschland sehen.

Gegenwärtig lassen oft die indischen Tagesblätter, ebenso wie auch manchmal die anglo-indischen Zeitungen den ruhigen, vornehmen Ton vermissen. Wilde Ausbrüche von Hass, Abneigung, Aerger, Zorn und Neid machen sich Luft. Das alles ist am besten durch das öffentliche Verhandeln über die Beschwerden in Repräsentativ-

Versammlungen zu verhüten, und zwar müssen dazu in denselben die in Frage kommenden Partheien selbst vertreten sein können. Auf diese Weise wird nicht nur eine öffentliche Meinung geschaffen, sondern diese kann sich auch am besten zu geistiger Vornehmheit entwickeln. In der Volksvertretung wird ihr ein Organ gegeben, das von selbst die Tages-Presse stark beeinflusst und ihr Zügel anlegt, wenn eben diejenigen Männer dort das Volk vertreten, die es selbst als seine besten wählt.

Vor allem aber ist eine konstitutionelle Regierung Indien's auch die einzige Möglichkeit, die britische Herrschaft dort definitiv zu sichern und sie auf die Dauer zu befestigen. Bisher macht sich eine gemeinsame Abneigung der Hindus und der Mohammedaner gegen die Europäer geltend, ebenso wie beider gegen einander. Diese aber findet ihre Nahrung nur in dem ablehnenden Stolze und der Fremdartigkeit, mit der die Europäer sich bisher den Indiern gegenüber stellen. Werden diese sich erst mehr in die Kultur-Ordnung der Hindus eingefügt, gleichsam sich mit denselben mehr auf gleichen Fuss gestellt haben, so wird das materielle Kultur-Uebergewicht der Europäer sich sehr viel ungehinderter als bisher geltend machen, und der innere Widerstand der Indier dagegen wird sich in demselben Maasse abschwächen, wenn nicht gar verschwinden.

Nicht selten taucht jetzt bei den Anglo-Indiern die Frage auf, ob wohl die Europäer später einmal Indien sich selbst zu überlassen haben würden, wenn sie dort ihre Kulturaufgabe erfüllt hätten. Aber die Entwickelung wird jedenfalls einen andern Gang nehmen. Der Osten kann den Westen nicht entbehren. Ohne europäische Organisation, ohne europäische Technik, ohne europäisches Kapital kann Indien seine unermesslichen Kulturkräfte nicht entwickeln. Fraglich könnte höchstens sein, ob stets die Engländer das herrschende Element des Europäerthums in Indien bleiben werden. Aber das ist ebenso unzweifelhaft, denn nur unter Englands Herrschaft wird aus Indien jene nationale Einheit, die es immer enger kulturell und national mit England selbst verknüpft und die England in Indien gegen jede fremde Invasion viel besser schützt, als selbst die grösste Heeresmacht. Es ist auch keine andere Macht der Erde, sowie England, seiner eigenen Entwickelung gemäss so fähig und so bald bereit, dem Lande die freiheitliche Verfassung zu gewähren, die dieses von einem dienenden zu einem ebenbürtigen Gliede seines weltumspannenden Reiches machen wird als eine neue, grosse, englisch redende Nation im grössten britischen Staatswesen, ein neues, einiges Indien.

X. Die kommerzielle Entwickelung.

Die volkswirthschaftliche Entwickelung Indien's seit der Mitte dieses Jahrhunders zeigt am einfachsten eine Vergleichung der Angaben über seine finanziellen und kommerziellen Verhältnisse im Jahre 1849—50 oder wenige Jahre später und über die des Jahres 1895—96, wie sie in dem folgenden Zahlenbilde zusammengestellt sind:

Indiens wirthschaftliche Entwickelung 1849—50 bis 1895—96.

Die Werthangaben in Millionen Mark, den Rupie zu seinen Silberwerth von 2 Mark gerechnet.

1849—50		1895—96
772,000	Flächenraum in (engl.) Quadrat-Meilen	947,887
152	Volkszahl in Millionen	300
548	Staatshaushalt: Einnahme	1967
537	Staatshaushalt: Ausgabe	1937
965	Staatsschuld	4354
227	Waaren Einfuhr, jährlicher Durchschnitt 1849—52 und 1893—96	1490
309	Geammt-Einfuhr ebenso	1766
369	Waaren-Ausfuhr ebenso	2198
392	Gesammt-Ausfuhr ebenso	2309
82	Edelmetall-Einfuhr ebenso	276
23	Edelmetall-Ausfuhr ebenso	111
8[4]	Kapital-Anlagen in Eisenbahnen und andern öffentlichen Werken	4837·7
21 (1854)	Eisenbahnen (engl. Meilen)	20,111
36000 »	Postrouten (engl. Meilen)	122,282
750 (1856)	Postämter	9588
	Postkasten	15,927
33	Postsachen (in Millionen)	423·9
3000 (1857)	Telegraphenlinien (engl. Meilen)	46,875
25	Telegraphenämter	2994

Aus diesen Angaben ist ersichtlich, dass bei nur geringer Gebietsvermehrung sich die Zahl der Bevölkerung verdoppelt hat. Gleichzeitig aber ist der Staatshaushalt auf das 3½fache gestiegen. Der auswärtige Handel Indiens hat sich dagegen versechsfacht. Während die Mehr-Einfuhr von Edelmetallen in Indien um die

Mitte des Jahrhunderts nur 59 Millionen Mark jährlich betrug, beläuft sich diese jetzt auf 165 Millionen Mark, die Indien alljährlich bei sich aufhäuft. Die Kapital-Anlagen in Eisenbahnen und anderen wirthschaftlichen Einrichtungen sind von 8 Millionen auf 4838 Millionen Mark gestiegen. Der Eisenbahnbau, mit dem überhaupt erst vor 45 Jahren begonnen wurde, ist jetzt bis auf 20 000 (engl.) Meilen oder 32 300 Kilometer gewachsen; die Telegraphen-Anlagen bis auf mehr als 46 000 (engl.) Meilen oder 74 600 Kilometer; und der Postverkehr hat sich um das 12½fache vermehrt.

Betrachten wir einzelne Ausfuhrartikel, welche für den Produktionsbetrieb des Landes maassgebend sind, so fällt uns zunächst auf, dass um die Mitte des Jahrhunderts die Ausfuhr von Kornfrüchten (Reis und Weizen) sich auf nur 15 Millionen Mark belief. Der indische Bauer lieferte fast nur soviel, wie für den eigenen Gebrauch des Landes nöthig war. Im Jahr 1892 stieg die Ausfuhr dieser Produkte auf 574 Millionen Mark und noch 1896 wurde für 269 Mill. Mark Reis und für 78 Mill. Weizen exportirt.

Trotzdem gegenwärtig schon grosse Mengen von Baumwolle und Jute in Indien selbst verarbeitet werden, beläuft sich die Ausfuhr von Roh-Baumwolle doch immer noch auf den Betrag von 282 Millionen Mark und die von Roh-Jute auf 200 Millionen Mark. Im Jahre 1849—50 betrug die Ausfuhr von Baumwolle nur 44 Millionen Mark, sie stieg aber 1865 nach dem amerikanischen Sezessionskriege auf 751 Millionen Mark.

Während des letzten Jahrzehntes ist die Ausfuhr von Roh-Baumwolle und -Jute auf- und niedergegangen, aber durchschnittlich kaum gestiegen; dagegen ist eine Zunahme der Ausfuhr von indischen Baumwoll- und Jute-Fabrikaten (Garnen, Geweben u. s. w.) unverkennbar. Noch merklicher ist aber solche Zunahme in Coir (Kokos-Faser) und deren Fabrikaten, sowie auch in Roh-Wolle und Woll-Fabrikaten. Ich stelle die letzteren Artikel nach den Ausfuhrlisten der letzten zehn Jahre abgekürzt zusammen:

Ausfuhr aus Indien
in Millionen Mark.

Jahre	Baumwoll-Fabrikate	Jute-Fabrikate	Coir und Fabrikate	Roh-Wolle	Wollen-Fabrikate
1885—86	102	22	3·7	24	2·3
1890—91	180	25	4·2	32	3·4
1892—93	198	64	5·2	34	3·6
1895—96	204	95	6·9	42	4·3

Interessanter für den europäischen Leser ist vielleicht noch der Aufschwung von solchen Rohproduktions-Betrieben, an denen sich vorzugsweise Europäer als Unternehmer und Kapitalisten zu betheiligen pflegen. Unter den Pflanzungen nehmen die Thee-Plantagen jetzt dem Werthe nach den ersten Rang ein; auch Kaffee und Taback entwickeln sich vorzüglich. Ferner sind Indigo und andere Farbstoffe, sowie auch noch die Lack-Ausfuhr hervorzuheben.

Ausfuhr aus Indien
in Millionen Mark.

Jahre	Thee	Kaffee	Taback	Indigo	Farbstoffe	Lack
1890—91	110	29	2·7	61	12	15
1891—92	123	40	2·8	64	15	15
1892—93	132	42	3·4	83	16	16
1893—94	138	40	2·9	84	17	19
1894—95	160	44	3·5	95	18	28
1895—96	190	45	3·7	107	18	37

Im Jahre 1858 wurde die Gesammt-Ausfuhr von Thee, Kaffee und Jute zusammen auf nur 9 Millionen Mark valuirt; jetzt beläuft sie sich auf fast 500 Millionen Mark. Für den Aufschwung der Thee-Kultur in Indien und Ceylon spricht besonders auch die im Folgenden zusammengestellte Umgestaltung des Thee-Verbrauches in England (Vereinigtes Königreich während der letzten 30 Jahre:

Thee-Einfuhr in England

im Jahre	von China	von Indien	von Ceylon
1865	93 Prozent	2 Prozent	—
1870	89 »	9 »	—
1875	86 »	13 »	—
1880	76 »	22 »	—
1885	66 »	30 »	2 Prozent
1890	33 »	46 »	19 »
1895	16 »	46 »	32 »
1896	13 »	48 »	36 »

Also vor 30 Jahren deckte England fast seinen ganzen Theebedarf aus China; jetzt bezieht es dorther nur 1/8 desselben, dagegen mehr als 1/3 aus Ceylon und fast die Hälfte seiner ganzen Thee-Einfuhr aus Indien. Dabei ist der Durchschnitts-Preis des von China importirten Thees 8 3/4 d. pro ℔, während für den indischen Thee durchschnittlich 10 1/3 d. pro ℔ bezahlt wird.

Obwohl auch der Kaffeebau in Indien einen stetigen Aufschwung nimmt, scheint doch der Thee-Anbau denselben gerade neuerdings zu übertreffen, wie auch folgende Zusammenstellung zeigt:

Export-Agrikultur in Indien.
Angebaute Flächen in englischen Ackern

in den Jahren	mit Thee	mit Kaffee
1890	340,344	260,296
1891	354,504	262,876
1892	364,203	264,990
1894	398,775	278,562
1895	414,988	281,134

Der durchschnittliche Ertrag eines engl. Ackers Thee ist in Assam 420 bis 425 ℔, in Bengalen 330 bis 400 ℔. In den indischen Thee-Pflanzungen werden dauernd 440 000 Arbeiter beschäftigt, ausserdem 156 000 zeitweilig, im Ganzen also fast 600 000 Arbeiter.

Der durchnittliche Ertrag eines Ackers Kaffee unter europäischer Leitung ist 3 Ctr., aber es werden sehr oft viel grössere Erträge erzielt. Ungepflegte Pflanzungen von indischen Bauern ergeben freilich manchmal auch nicht mehr als 3/4 Ctr. — Doch die Menge des Ertrages ist allein noch nicht entscheidend. 1895 war der Durchschnittswerth des Centners indischen Kaffees 104 sh; da der Ertrag der folgenden Ernte 30 Prozent höher war, so fiel der Durchschnittspreis auf 90 bis 95 sh; aber 1885 und 1886 war der Preis nur 54 und 56 sh. — In der indischen Kaffee-Industrie sind dauernd 40 000 Personen und ausserdem zeitweilig 118 000 beschäftigt, im Ganzen also fast 160 000 Arbeiter.

Ueber die europäische Export-Agrikultur liessen sich noch sehr viele Einzelheiten von allgemeinerem Interesse nach den Angaben der amtlichen Berichte mittheilen. Dieser Gegenstand darf aber jedenfalls nicht verlassen werden, ohne dass wenigstens der hauptsächlichsten Mineral-Erzeugnisse gedacht wird.

Die Eisen-Gewinnung ist erst in ihren Anfängen. Die einheimische Industrie der Hindus schmilzt noch heute, wie seit alter Zeit, Eisen in geringen Mengen. In modernem Betriebe thut dies aber in Indien nur eine einzige Gesellschaft, die *„Bengal Iron and Steel Company"*, der die »Barrakur-Werke« gehören. Sie lieferte 1893 fast 13 000 Tonnen Roheisen und 4253 Tonnen Gusseisen.

Von altersher werden in Indien Gold und Edelsteine gewonnen, ersteres jetzt jährlich im Werthe von 40 Millionen Mark, an Edelsteinen besonders Rubinen.

Wichtiger als dieses ist die jährliche Produktion Indiens an Steinkohlen und Petroleum. Wie dieselbe in den letzten sechs Jahren zugenommen hat, zeigt folgende Zusammenstellung:

Brennstoff-Produktion in Indien

im Jahre	Steinkohlen (Tonnen)	Petroleum (Gallonen)
1890	2·169,000	4·931,000
1891	2·329,000	6·136,000
1892	2·588,000	8·725,000
1893	2·562,000	10·360,000
1894	2·820,000	11·001,000
1895	3·537,000	13·014,000

Soweit die Rohproduktionen; jetzt weiter die Fabrik-Industrien.

Ohne irgend welchen Schutzzoll, lediglich gestützt auf die Vortheile der billigen und guten Arbeitskraft und der Rohproduktion in Indien, ist dort eine hoch bedeutende Maschinen-Industrie erwachsen. Unter diesen nehmen die Baumwoll- und Jute-Spinnereien und -Webereien, den ersten Platz ein, sodann Papier-Fabriken, Reismühlen, Sägemühlen und Brauereien. Die Fabrikation von Baumwoll-Waaren hat sich in den letzten 20 Jahren folgendermaassen entwickelt:

Baumwollen-Fabrikation in Indien.

Jahre	Fabriken	mit Spindeln	mit Webstühlen
1876	47	1·100,112	9,139
1881	62	1·550,944	14,386
1886	94	2·261,561	17,455
1891	130	3·378,308	26,317
1896	147	3·844,307	37,278

Diese Industrie wurde erst 1851 in Indien begonnen; 1876 waren in den 47 Fabriken 31 600 Arbeiter beschäftigt, heute sind in den 147 Fabriken im täglichen Durchschnitt mehr als 146 000 Arbeiter angestellt. 101 dieser Fabriken befinden sich in Bombay. Das in ihnen angelegte (nominelle) Kapital beläuft sich auf 256 Mill. Mark.

Die Zahl der Jute-Fabriken ist 28, davon eine in Caonpur, die übrigen 27 in Bengalen. Dazu ist noch eine Hanf-Fabrik in Wizagapatam zu rechnen. Das nominelle Kapital dieser Fabriken ist 80 Millionen Mark; sie beschäftigen 79 000 Arbeiter an 216 139 Spindeln und 10 579 Webstühlen.

71 Reis-Mühlen und 68 Sägemühlen, meistens in Barma, beschäftigen 45 000 Arbeiter.

10 Papier-Fabriken mit 3594 Arbeitern stellten 1895 40 Millionen ℔ Papier im Werthe von 12 Millionen Mark her.

23 Brauereien produzirten 6 239 000 Gallonen Bier und Porter.

An sonstigen Fabriken gab es 1893—94, nach ihren Produktions-Gegenständen klassifizirt, folgende: 5 für Wollenwaaren, 8 für Seidenwaaren, 4 Seifenfabriken, 63 Gerbereien, 78 Eisen- und Messing-Giessereien, 14 grössere Zucker-Raffinerien, 31 Kaffee-Werke, 480 Baumwoll- und Jute-Faktoreien und -Pressen, 25 Baumwoll- und Wollen-Spinnereien und -Webereien, die sich nicht als Fabriken bezeichnen wollen, 12 grosse Lack-Fabriken, 89 Oel-Fabriken und -Faktoreien, 146 Korn-Mühlen, 36 Eis-Fabriken, 21 Töpfereien und Ziegeleien, 14 Knochen-Mühlen, 46 Tabak- und Zigarren-Fabriken, 78 Seiden-Flechtereien, 1 Glas-Fabrik und 1508 Salpeter-Raffinerien.

So liesse sich hier noch manche kleinere jetzt in Indien mehr und mehr nach moderner Art betriebene Industrie anführen: doch gewährt dieses keinen haltbaren Begriff von der Sachlage. Einen besseren Einblick in dieselbe bietet uns die Betrachtung der in den Fabrik-Betrieben beschäftigten Arbeiter; und hierfür finden wir die beste Grundlage in der indischen Fabrik-Inspektion.

Der erste *Indian Factory Act* wurde 1881 erlassen. Danach waren nur die Fabriken mit mindestens 50 Arbeitern der Fabrik-Inspektion unterworfen. 1891 wurde ein neues Gesetz gegeben, das seit dem 1. Januar 1892 in Kraft getreten ist. Dieses unterwirft auch schon alle Betriebe mit mindestens 20 Arbeitern den Besuchen von Fabrik-Inspektoren. Im Jahre 1895 war die Zahl dieser Fabriken 876, und die Zahl der in ihnen beschäftigten Männer, Frauen und Kinder war folgende:

Fabrik-Arbeiter in Indien
1895.

Männer	293,836	79 Prozent
Frauen	54,530	15 »
Kinder	22,725	6 »
Arbeiter	371,091	100 Prozent

Es wird von Seiten der Regierung gut für die Arbeiter gesorgt, besonders seit dem *Indian Factory Act* von 1891, durch den das Gesetz von 1881 auch in mancher anderen Hinsicht wesentlich verschärft wurde. Das Alter der zu beschäftigenden Kinder ward von 7 bis 12 auf 9 bis 14 hinaufgesetzt, wann bei den Indiern schon die Zeit der Reife anfängt. Die Zeit der täglichen Beschäftigung solcher jugendlichen Arbeiter wurde von 9 auf 7 Stunden hinabgesetzt. Die Arbeitszeit für Frauen wurde auf 11 Stunden beschränkt. Eine Ruhepause von einer halben Stunde um die Mittagszeit wurde für alle Arbeiter vorgeschrieben und eine ganze Stunde für die Frauen.

Die Berichte der Fabrik-Inspektoren lauten in allen Jahren durchweg überaus günstig in jeder Hinsicht; und mich wundert dies nicht, da es meinen eigenen Eindrücken durchaus entspricht. Aber auch von Seiten der Fabrikherren habe ich nicht gefunden, dass sie verkannt hätten, wie sehr ihr eigener kommerzieller Erfolg davon abhängt, dass es ihnen gelingt, die ihnen in Indien leicht zur Verfügung stehende Arbeitskraft ganz der Eigenart derselben gemäss freundlich und nachsichtig, mehr wie Kinder patriarchalisch zu behandeln, nichts von ihnen zu erwarten, was ihrer Natur nicht völlig angemessen ist, und nur nach dem vergleichsweisen Werthe der Arbeitskräfte deren Löhne zu bemessen. Allerdings in Thee-Plantagen habe ich darüber klagen hören, dass die Behörden für die Arbeiter gegen die Unternehmer Partei nähmen, und in der Indigo-Produktion hat dies ja zeitweilig schwere Kämpfe veranlasst. Wer sein Temperament nicht völlig an die indische Natur akklimatisirt hat, der freilich wird mit indischen Arbeitern nie grossen Erfolg erzielen.

Die Verordnung einer mittäglichen Ruhepause haben sich nur etwa zwei Drittheile der Fabriken, insbesondere die in Bombay angeeignet. Dort sind die Arbeiter besser geschult und in strammerer Ordnung zu halten. In Bengalen und auch sonst hat man eine ganz andere Arbeitsvertheilung, die am besten sich an einem Beispiel zeigen lässt.

Es ist dies die Schichten-Arbeitsordnung. Denken wir uns eine Fabrik mit 2000 Arbeitern. Diese werden in 4 Schichten (*gangs*) zu je 500 Arbeitern getheilt. Jede dieser Schichten arbeitet 9 Stunden von den 12 des Arbeitstages; und je eine Schicht tritt wechselnd für 3 Stunden aus, so dass zu jeder Zeit des Tages 1500 Arbeiter beschäftigt sein sollen. Dadurch ergiebt sich folgende Vertheilung:

Schichten-Arbeit in Indien.

Tages-zeit	Schichten von je 500 Arbeitern, zus. 2000. I	II	III	IV
6—9	500	500	500	—
9—12	—	500	500	500
12—3	500	—	500	500
3—6	500	500	—	500

Nun kann man aber doch nicht darauf rechnen, dass zu jeder Zeit die 1500 Arbeiter wirklich bei der Arbeit sind. Die gewöhnlichen Arbeiter in Indien sind noch zu wenig an europäische Ordnung gewöhnt, als dass sie stetig bei der Arbeit bleiben möchten. Sitte und Herkommen des Landes gönnen ihnen ohnehin noch ausser der freien Zeit, die ihnen für Essen und Erholung gegeben ist, auch kleine Kunstpausen für landesübliche Intermezzos wie Wassertrinken, Rauchen, Baden und ähnliches mehr. Doch spielt das bei der unqualifizirten Arbeit keine grosse Rolle, weil der Lohn danach auch sehr gering bemessen wird. Nur für die Zahl der bereit zu haltenden Arbeiter muss dies in Rechnung gezogen werden. Man kann auch nicht darauf rechnen, dass jeder Arbeiter seinen vollen Monat arbeitet; durchschnittlich sind es wohl nur drei Wochen von den vier, die er in der Fabrik zubringt. Seine Bedürfnisse sind so gering, dass er zeitweilig zu arbeiten aufhört, wenn es ihm passt, um Feste zu feiern, religiöse Zeremonien zu verrichten, oder unter irgend einem die Familie betreffenden Vorwande.

Auf diese Weise muss eine Fabrik, die 1500 Arbeitskräfte nöthig hat, etwa 2500 Arbeiter an der Hand halten und die gelegentlich Ueberschüssigen best möglichst nutzbringend verwerthen. Diese unqualifizirten Arbeiter sind auch bei nebensächlichen Arbeiten leicht zu beschäftigen. Uebrigens ist denen, die Schicht haben, nicht gestattet, die Fabrik oder den Hof zu verlassen[1]).

[1]) Das englische Wort für den Grund und Boden eines solchen Geweses ist bekanntlich *premises*; von den Anglo-Indiern wird aber ganz allgemein in Indien für Grundstück oder Gehöft das Wort *compound* gebraucht.

Die Arbeitszeit beschränkt sich auf die hellen Stunden des Tages von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Bei künstlichem Licht wird nicht gearbeitet. So sind beispielsweise in Calcutta die Arbeitsstunden im Sommer von 5 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, im Winter aber von 6½ bis 5½. Rechnet man hiervon die drei Stunden ab, die jeder Arbeiter täglich ausser Schicht ist, so ergiebt sich eine nominelle Arbeitszeit von 8 bis 11 Stunden pro Tag. In Wirklichkeit ist aber der Durchschnitt der eingehaltenen Arbeitszeit wohl nicht viel über 8 Stunden. Das ist für die Erwachsenen; die gesetzlich vorgeschriebene Arbeitszeit von 7 Stunden für die Knaben reduziert sich für gewöhnlich auf 6 Stunden, eine zweimalige Schicht von 3 Stunden.

Die Arbeitslöhne sind dabei freilich nur sehr gering. 7 bis 8 Rps. monatlich ist der durchschnittliche Lohn. Frauen erhalten nur 6 bis 7 Rps. monatlich und Kinder nur von 4 Rps. aufwärts. Das ist allerdings nur für gewöhnliche Arbeit[1]). Diese können aber sehr gut dort von solchem Lohne leben; insbesondere wenn sich eine Familie zusammenthut, die auf solche Weise ihre 25 Rps. monatlich zusammen bringen kann. Geschulte Arbeit wird höher bezahlt von 3 Rps. wöchentlich an; so erhalten Garnspinner und Weber bis 5 oder 6 Rps. wöchentlich. Ueberdies wird alle qualifizirte Arbeit stückweise in Akkord vergeben und bezahlt. Zu solcher qualifizirten Arbeit wurde in den Jutefabriken wider mein Erwarten auch das Tragen von Juteballen gerechnet. Diese wiegen 350 bis 400 Pfund und werden von je einem Mann allein getragen.

Die Zahlung der Arbeitslöhne geschieht möglichst monatlich. Dies spart Schreibarbeit und hält die Leute stetiger bei der Arbeit; denn nach jedem Zahltage gehen sie gerne auf Erholung, und man kann nicht sicher auf sie rechnen. In einer Jutefabrik aber, die ich besuchte, liessen sich die Zahlungen nicht anders gestalten, als dass doch mehr als 88 Prozent der Löhne wöchentlich und nicht einmal 12 Prozent monatlich bezahlt wurden. Ueberhaupt schien mir, dass die Jute-Fabriken unter leichteren Bedingungen Arbeiter annehmen als die Baumwoll-Spinnereien.

Für Frauenarbeit ist dort mehr Gelegenheit, als Arbeiterinnen zu haben sind; und da thatsächlich diese Arbeit leicht ist, so ist sie

[1]) Die Landarbeit wird sogar meistens noch sehr viel geringer bezahlt und dabei haben sie noch länger zu arbeiten des Abends oft bis 8 oder 9 Uhr, fast wie bei uns. Laut Zensus-Bericht für Cochin 1891—93 erhält dort der Landarbeiter 14 Pfg., die Frau 10 Pfg. und Kinder 8 Pfg. Tageslohn.

weder schädigend noch entwürdigend für die Frauen. Dies ist insbesondere für die Jutefabriken der Fall, weil dort nicht nur die Arbeit leichter ist, sondern auch der Lohn mehr wöchentlich bezahlt wird. Darauf gehen die Frauen leichter ein, weil sie sich nicht gern auf längere Zeit binden. Trotzdem ist es schwer, Frauen zur Arbeit zu bekommen. Oeffentlich unter Männern zu arbeiten, gilt nach indischen Begriffen schon an sich als Prostitution, mögen solche Frauen auch noch so ehrbar mit ihrem eigenen Gatten leben. Aber eben deshalb melden sich bei den Fabriken nur Frauen der niedersten Kasten oder kastenloser Klassen.

Kinder dagegen sind in grösserer Zahl zur Arbeit zu haben, als verwendbar sind. Ich fand sie besonders in Baumwoll-Spinnereien, für deren Arbeit sie mit ihren kleinen geschickten Fingern vorzugsweise geeignet sind. Sie machten einen höchst vergnügten Eindruck und schienen die Arbeit mehr als Lust, denn als Last zu empfinden. Fast möchte ich sagen, sie hätten sie als Spielerei betrachtet. Nur pflegen Kinder beim Spiel fast noch mehr bei der Sache zu sein und ihre Aufmerksamkeit darauf zu konzentriren.

An Angebot von Arbeitern fehlt es kaum jemals; doch ist dasselbe vom Ausfall der Ernte abhängig. Ist diese gut, so muss man höhere Löhne bezahlen, weil die meisten Arbeiter die Feldarbeit im Freien vorziehen. In gewöhnlichen Erntejahren aber sind immer noch genug Arbeiter zu den minimalen Löhnen auch für die Fabriken zu bekommen.

Dies betrifft die ungeschulten Arbeitskräfte aus den umliegenden Dörfern. Eine andere und bessere Arbeitskraft ist die der von anderen Provinzen eingewanderten Arbeiter, so in Calcutta die aus Orissa, in Bombay aus Gudjerat. Diese arbeiten viel stetiger und erwerben sich dadurch grössere Geschicklichkeit für bessere schwierige Arbeit. Sie kommen eben nur zum Zweck des Lohnerwerbs nach den Fabriken, leben eingezogen wie die echten Hindus und sparen ebenso sorgsam, wie sie fleissig arbeiten, um so bald als möglich mit ihrem Gewinne heimkehren zu können. Sie geben sich deshalb auch immer Mühe, halten sich nicht nur emsiger bei der Arbeit, sondern sind auch überhaupt zuverlässiger; sie arbeiten durchweg im Akkord. In Calcutta sind solche Arbeiter seltener zu haben, als in Bombay. Das ist der Grund, warum in Calcutta fast nur Baumwollengarn gesponnen werden kann. Bombay, das überwiegend mit den Gudjerati-Einwanderern arbeitet, webt mit ihnen seine guten Baumwollenzeuge.

Für diese fremden Arbeiter haben die Fabriken auf ihren eigenen Terrain *(Compound)* Hütten errichtet; gewöhnlich unmittelbar an der Mauer des Fabrikhofes entlang. Dort wohnen diese Arbeiter kostenfrei. In 300 solcher Hütten sah ich ungefähr 900 Arbeiter untergebracht, also durchschnittlich drei in einer Hütte.

Allen Arbeitern in den indischen Fabriken verschiedener Art, die ich besichtigte, geht es offenbar viel besser als ihren europäischen Kollegen. Die Räume, in denen sie arbeiten, sind schöner, luftiger und höher, als ich irgend welche in Europa gesehen. Man braucht sich eben dort nicht vor Kälte zu schützen, sondern hat mehr Schatten und frischen Luftzug nöthig; und die sind, besonders für die eingeborenen Indier, leicht in hinreichendem Maasse zu beschaffen. Vor allem wird auch dort das Sonnenlicht niemals durch trübes Lampenlicht ersetzt.

Ich habe auch gefunden, dass der Ton, in dem die Arbeiter von den Fabrikherren behandelt werden, dort viel freundlicher und weniger barsch ist, als er mir in europäischen Fabriken fast durchweg zu herrschen scheint. Besonders den arbeitenden Kindern gegenüber herrschte väterliche Freundlichkeit; und mancher indische Fabriksdirektor nimmt sich ihrer wie ein Vater oder Vormund an. Scherz und Lustigkeit wird offenbar bei ihnen mehr befördert als verhindert. Ueberhaupt wäre die Milde und Nachgiebigkeit, mit der ich indische Arbeiter behandeln sah, wohl in Europa unbegreiflich.

Ohne solche Anpassung an indische Kulturbegriffe würde man dort aber wohl kaum Arbeiter bekommen. Dort herrscht nirgends unser Rennen und Hasten. Jeder Arbeiter kann seinen wenigen Bedürfnissen bequem nachgehen, und in dieser Hinsicht wird besonders auf die Frauen Rücksicht genommen.

Denjenigen Arbeitern, die etwas Land zur eigenen Bepflanzung zu haben wünschen, einerlei, ob es Arbeiter aus den nahen Dörfern oder zugewanderte Arbeiter sind, stellen die Fabriken solches Land zum nominellen Preise von drei Viertel der dafür an die Regierung zu bezahlenden Landrente zur Verfügung. Diese Rente ist für einen englischen Acker, wenn er Reisland ist, etwa 4½ Rps., wenn Zuckerrohrland, 8 bis 10 Rps. jährlich.

Im Krankheitsfall erhalten alle Arbeiter freie ärztliche Behandlung und Kost zu Hause. Epidemien, die nicht etwa die ganze Gegend beherrschten, sind unter den Fabrikarbeitern seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Aber jeden Sommer während der Regenzeit herrscht unter ihnen Fieber, sodass sich dann 60 bis

100 Patienten unter 2500 Arbeitern in täglicher Behandlung befinden [1]).

Streiks haben die indischen Arbeiter in früheren Jahren wohl einmal den europäischen Arbeitern nachzumachen versucht; jetzt sind solche schon seit längerer Zeit nicht vorgekommen. Eigentlich jedoch waren es niemals Streiks im europäischen Sinne; niemals handelte es sich dabei um die Erhöhung ihres Arbeitslohnes. Dieser regelt sich dort ganz von selbst nach Angebot und Nachfrage unter den gegebenen Landesverhältnissen. Die Bedürfnisse der Arbeiter sind so gering, dass sie stets mehr erwerben, als sie brauchen. Scheint der ihnen angebotene Lohn ihnen nicht recht und billig zu sein, so nehmen sie die Arbeit gar nicht auf. Unzufriedenheit unter den Arbeitern war viel mehr nur durch ungleiche Behandlung hervorgerufen. Bald hatte man sie überfreundlich, bald unwirsch und hart behandelt und sich ihnen gegenüber auch wohl Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Da die indischen Arbeiter ihren Dienst so sehr viel leichter niederlegen können, als die europäischen, so werden allerdings dort solche Unzuträglichkeiten europäischer Unternehmer und Aufseher durch die Arbeiter selbst leicht unmöglich gemacht. Jetzt aber schien mir allgemein das Verhältniss zwischen den Arbeitern und den Fabriks-Herren ganz vortrefflich.

Was nun die Arbeitstüchtigkeit der Indier anbetrifft, so ist es schwer, sie im Verhältniss zu der unserer Arbeiter zu bestimmen. Nur das, dass sie geringer ist, kann nicht verkannt werden. Von erfahrenen Sachverständigen in Indien hörte ich angeben, dass die Arbeitskraft der Indier sich zu der von Engländern wie 1 : 3 verhielte und dass zwei Männer in Indien nicht mehr leisten als eine Frau in England. Einer dieser Herren, ein Baumwollenspinner, meinte, mit 450 Arbeitern in Oldham gerade soviel Arbeit beschafft zu haben, wie mit 2000 Indiern in Calcutta; ja, in einzelnen Verrichtungen, wie das Haspeln, meinte er, sei das Verhältniss für die Indier noch ungünstiger.

---

[1]) Die Kultur des Tschintschona-Baumes wurde 1858 in Indien eingeführt. Seitdem ist der Preis des Chinins wie des Tschintschona so gefallen, dass sich die Privatkultur kaum noch rentirt; die Unze des ersteren kostet dort nur 13 Annas (etwa 1 Mark Goldwerth), die des letzteren nur 8 Annas. Aber auch die indische Regierung pflanzt beide Arten dieses Baumes an, um diese Fiebermittel jedermann zugänglich zu machen. In den öffentlichen Kliniken werden sie, wie alle Medizinen, gratis abgegeben. Ausserdem aber wird das Chinin, in 5 gran Dosen abgewogen, in Päckchen mit Anweisungen in den Volkssprachen für 4 Pfg. verkauft und zwar überall durch die Postämter, Eisenbahn-Stationen, viele kleine Läden und alle Arbeitgeber für ihre Leute. Auf diese Weise wurden im Jahre 1895—96 an Chinin 9814 ℔ und an Tschintschona 6496 ℔ vertrieben.

Hierzu aber ist doch zu bemerken, dass diese Autoritäten auch die deutsche Arbeitskraft, verglichen mit der englischen, nur im Verhältniss wie 2 : 3 schätzten. Danach wäre dann die indische doch immerhin nur halb soviel werth wie die deutsche. Rechnet man nun den Rupie zu seinem Goldwerth, also den Monatslohn der besseren Arbeiter in Indien, auf 15 Mark, den eines deutschen Arbeiters aber auf 60—80 Mark monatlich, so würde doch die indische Arbeitskraft immer nur auf die Hälfte oder gar nur auf ein Drittel des Preises der deutschen zu stehen kommen. Auch habe ich die Intelligenz, Geschicklichkeit und Bildungsfähigkeit der indischen Arbeiter durchweg nur loben hören. Allerdings erfordert ihre Verwendung viel Geduld und Nachsicht. Aber jedenfalls sind sie entwickelungsfähig; und die weitere Ausgestaltung des Industriebetriebes mit ihnen scheint einstweilen unbegrenzt.

Trotz aller bisherigen Entwickelung der sich reich entfaltenden Fabrik-Industrie, der aufblühenden Export-Agrikultur und des beständig sich vervielfachenden Handels-Verkehrs ist Indien doch noch ein sehr armes Land nach europäischen Begriffen, wie wir oben gesehen haben; und es wird dies auch noch lange bleiben. Denn was bedeutet all' dieser kommerzielle Aufschwung für ein Land von 300 Millionen Einwohnern. Die grosse Masse der Land-Bewohner Indien's wird überhaupt niemals an solchem europäischen Wirthschaftsbetriebe theilnehmen können. Nur fördern und entwickeln lässt sich ihre Landwirthschaft, worüber Weiteres im folgenden Abschnitte. Auch wird bis zum gewissen Grade wohl noch ihre Haus-Industrie, ihr Spinnen und Weben, ihre Messing- und Eisenarbeiten, ihre Töpferei und Schusterei, wie vieles andere, vor allem auch ihr Kunsthandwerk in Gold und Silber, sich in der bisherigen, uralten Weise noch sehr lange halten. Aber mehr und mehr gewinnen doch die europäischen Fabrikerzeugnisse in Indien Boden und verdrängen so die einheimische Industrie. Besonders haben auf diese Weise die Weberei von Seidenwaaren und Goldbrokaten, die Fabrikation besserer Baumwollen-Waaren, die Verfertigung von Eisen- und Messerschmiede-Waaren, wie noch manches andere, sehr gelitten.

Diese Schädigung wurde von den Hindus selbstverständlich bei der ersten Einführung von Fabrikbetrieb mit Maschinen um die Mitte dieses Jahrhunderts am peinlichsten empfunden. Dieser Vorgang dort entsprach ganz den bei uns gefühlten Uebelständen überall da, wo Hand-Industrie durch Maschinenbetrieb, oder Frachtwagen-Verkehr durch Eisenbahnen ersetzt wurden oder werden. Ein Bericht aus jener Zeit von Bombay soll dieses in hochfliegender Phantasie

mehr, als wissenschaftlich genau, so ausgedrückt haben, dass »die Gefilde Indien's bedeckt seien mit den bleichenden Gebeinen der verhungerten Weber«. In Wirklichkeit verhungert in der indischen Gesellschafts-Ordnung nicht so leicht jemand, wenn nicht gerade eine Hungersnoth herrscht, und thatsächlich haben die indischen Arbeiter sich auch sehr schnell an die Maschinen-Industrie in den Fabriken gewöhnt. Die früheren Inhaber grösserer Gewerbebetriebe sind jetzt vielfach Aktionäre der Fabriken nach europäischem Muster geworden, und die schnell wachsende Masse der Bevölkerungen in und bei den städtischen Kulturzentren des Landes bildet sich leicht zur Fabrikarbeit heran.

Vergleicht man aber die im Vorstehenden ziemlich vollständig zusammengestellten Industrie-Betriebe Indien's mit der dort zur Verfügung stehenden Arbeitskraft, die fast in's Unendliche wachsen kann, so wird man sagen, dass die kommerzielle Entwickelung Indien's noch in ihren ersten Anfängen begriffen ist und dass, wenn sie erst ihren rechten Aufschwung nimmt, sie sich verhundertfachen kann; und wie die Aussichten für den Fabrikbetrieb, so sind sie auch für den Plantagenbau. Die für denselben nöthigen Arbeitskräfte sind in noch unerschöpflicherer Menge vorhanden und deren Qualität ist noch verhältnissmässig besser als die der Fabrikarbeiter.

Was man so in der tropischen Landwirthschaft in Indien erzeugen kann, wird seine Grenze nur in den Bedürfnissen der kauffähigen Welt finden. Doch geht die Möglichkeit solcher Pflanzungsbetriebe weit über Thee und Kaffee hinaus, und kann sich mindestens in Indien ebenso erweitern, wie in irgend einem anderen Tropenlande.

Ungleich mehr entwickelungsfähig für den europäischen Betrieb bleibt aber immer die Fabrik-Industrie. Sie ist nicht allein auf auswärtigen Absatz angewiesen, sondern hat die Aussicht immer mehr und mehr von den Millionen der Einwohner Indien's als Kunden zu gewinnen. In diesem Sinne kann man sagen, wird fast all und jedes Fabrikat in Indien herzustellen sein, und billiger herzustellen sein, als in England, Deutschland oder sonst wo in der Welt. Um nur einige Beispiele zu nennen, möchte ich glauben, dass zunächst Fabriken von Seifen, Glaswaaren oder Ackergeräthen unmittelbar in Indien ihren Absatz finden könnten; nur muss dabei, insbesondere in Ackergeräthen, möglichst nicht Neues geboten, sondern engster Anschluss an das Hergebrachte erstrebt werden. Doch sind dies eben nur Vermuthungen, und ein Sachverständiger

würde wahrscheinlich noch viel geeignetere Produktionszweige anführen können. Dabei würde auch in Indien durchweg nicht so sehr wie anderwärts die Neuheit und die Billigkeit der Produktion oder ihrer angebotenen Arten und Formen das zunächst entscheidende Moment sein, als viel mehr Rücksichtnahme auf den Massenabsatz. Mir scheint zweifellos, dass man in Indien selbst so ziemlich alles produziren könnte, was in Indien gebraucht wird; und wenn nöthig, könnte man dort wohl gar alles produziren, was die ganze Menschheit braucht. Man kann das alles auch wohl billiger dort produziren, als in irgend einem anderen Lande.

Nur zwei Dinge sind dazu erforderlich: Die sachkundige Leitung und das Kapital der Europäer. Die Arbeitskraft ist gut und preiswürdig, entwickelungsfähig und so gut wie unerschöpflich; aber es bedarf zu ihrer Nutzbarmachung einer sachverständigen und vor allen einer menschenkundigen Leitung. Man muss schon die Indier verstehen und sich in sie einleben, wenn man ihre Arbeitskraft ausgiebig verwerthen will.

Ob Kapital-Anlage irgend wo sonst in der Welt rentabeler und sicherer ist, das weiss ich nicht. Rentabel aber scheint sie mir in Indien zu sein, wenn sie von den bezeichneten sachkundigen Leitern unternommen wird. Jedenfalls ist Indien sehr arm an Kapital; im europäischen Betriebe fast ebenso wie im einheimischen. Der landesübliche Prozentsatz für Darlehn ist im Innern 37 ½ Prozent jährlich und selbst gegen Verpfändung von Land-Eigenthum werden oft 12 Prozent jährlich gefordert. Selbst der Bank-Diskont ist aber gegenwärtig (16. Januar 1898) auch 16 Prozent.

Dabei habe ich verschiedentlich in Indien von Europäern, auch von Deutschen, die Ansicht äussern hören, dass sie ihre Kapital-Anlagen in Indien für sicherer als in Europa hielten. Hier sind in der Landwirthschaft schon kaum noch überhaupt Gewinne zu erzielen. Der Industriebetrieb jedoch wird von der hochgespannten Konkurrenz bedroht. So unrentabel diese mehr und mehr ihn werden lässt, so unsicher scheint er auch schiesslich durch die Neigung der Arbeiterschaft zur Emanzipation zu werden. Auf alle Fälle halten die Engländer ihre Kapitalanlagen in Indien, so wohl die in Eisenbahnen und in der Staatsschuld, wie die in Plantagen, in Fabriken und in Handelshäusern heute für genau so sicher, wie die gleichen Kapitalanlagen selbst in England.

XI. Die britische Staatswirthschaft.

Formell ist das britisch-indische Reich als eine einheitliche Organisation erst am 20. August des Jahres 1833 begründet worden. Damals wurde bei der Erneuerung des Freibriefs der *East India Company* der General-Guvernör von Bengalen zum General-Guvernör von Indien gemacht. Zugleich wurde die Gesellschaft verpflichtet, sich ganz der staatlichen Organisation und Verwaltung des Landes zu widmen; mit dem Jahre 1834 ward der Handelsverkehr mit Indien für den Privatbetrieb freigegeben. Zwanzig Jahre später, 1853, wurde auch die Anstellung der Beamten dort den Direktoren der Gesellschaft aus den Händen genommen und für die allgemeine Bewerbung im Staats-Examen geöffnet. Aber noch regierte der General-Guvernör das Land im Auftrage des *Court of Directors* in London, und dieser stand nur unter der Kontrolle eines *Board of Commissioners* der Regierung.

Dann kam der indische Aufstand 1857—58. Dieser ward vollständig beigelegt und ausgeglichen in der »Proklamation« der Königin durch den General-Guvernör an die Fürsten, Adeligen und Völker Indiens zu Allahabad am 1. November 1858. Inzwischen war jedoch die wichtigste Wirkung dieses Aufstandes bereits perfekt geworden. Dies war die Auflösung der *East India Company* und Uebertragung der Regierung Indiens auf die Krone am 2. August 1858. Der *Court of Directors* und *Broad of Control* wurden in eine einzige Behörde umgestaltet, den »Staatssekretär für Indien mit seinem Rathe«[1]). Der General-Guvernör Indiens aber wurde der direkte Vertreter der königlichen Majestät und führt seitdem den Titel Vize-König[2]). Er ist dem Staatssekretär verantwortlich, wie dieser als Mitglied des Staats-Ministeriums dem Parlamente. Im Uebrigen blieb die indische Regierung wie vorher. Erst 1861 wurde die Verwaltung in allen Hauptzügen so ausgestaltet, wie sie gegenwärtig ist.

[1]) Der *Secretary of State for India in Council* trägt die volle Verantwortung für die Verwaltung Indiens dem Parlament gegenüber. In einzelnen politischen Fragen hat er sogar geheim auf eigene Hand zu entscheiden. Der Rath darf bis 15 Mitglieder umfassen; jetzt sind es 13. Da die Parlaments-Mitglieder meist von Indien nicht viel verstehen, ist deren Einmischung in indische Verwaltungs-Angelegenheiten manchmal ungeschickt; auch fördert englische Partheipolitik nur selten die Regierung Indiens. Dagegen findet sich im *India Office* des »Staatssekretärs und seines Rathes« ein grossartiger Schatz an Ueberlieferungen der Verwaltung und an Lehren praktischer Erfahrung angesammelt.

[2]) Aber ebenso wenig wie dieser Titel, ist auch seine Verwaltungszeit nicht gesetzlich festgesetzt; jedoch ist letztere nach bisheriger Gewohnheit fünfjährig.

Der Vize-König so wie auch sein »Rath« von 6 Mitgliedern werden von der Krone ernannt. Diese 7 Personen theilen sich, wie das Kabinett eines Ministeriums, in die Verwaltung der verschiedenen Departements (Portefeuilles); der Vize-König selbst leitet das Auswärtige Amt und hat alle anderen Ministerien zu kontrollieren. Für gesetzgeberische Zwecke gehören dieser Zentral-Regierung noch Beiräthe an, die in Indien ernannt werden, und deren Zahl durch Parlaments-Akte von 1892 auf 10 bis 16 festgesetzt ist. In diesem erweiterten »legislativen Rathe« wird auch Indiens Budget besprochen; aber eine Entscheidung über dasselbe hat er nicht, wenn nicht der Vize-König etwa sie ausdrücklich gewährt. Des letzteren Zustimmung ist für die Gültigkeit aller gefassten Beschlüsse erforderlich. Der Staatssekretär für Indien hat das Veto-Recht gegen alle Beschlüsse.

Indien ist in elf Provinzen eingetheilt. Von diesen stehen drei unmittelbar unter dem Vize-König (General-Guvernör von Indien): (1.) Adjmir und Mhaiwara, (2.) Berar, (3.) Kürg. Ferner stehen zwei Provinzen unter Guvernören, die noch das Vorrecht haben, direkt mit dem Staatssekretär für Indien amtlich korrespondiren zu dürfen; dies sind die früheren Präsidentschaften (4.) Madras und (5.) Bombay (einschliesslich Sind, Aden und Perim). Unter Leutenant-Guvernören stehen vier Provinzen: (6.) Bengalen, (7.) die Nord-West-Provinzen (so genannt von ihrer geographischen Lage im Verhältniss zu Bengalen), zu denen auch Oudh gehört, (8.) der Pandjab und (9.) Barma. Unter Chef-Kommissionären stehen (10.) die Zentral-Provinzen und (11.) Assam. Ausserdem werden die etwa 470 indischen Lehnstaaten, die in 13 Gruppen eingetheilt sind, theils durch eigene britische Residenten, theils von den Provinzen aus, in oder an denen sie liegen, kontrolliert.

Die Regierungen dieser Provinzen sind im Wesentlichen ähnlich eingerichtet wie die Zentral-Regierung Indiens. Doch stehen nicht alle Provinzen einander gleich, wie denn ja Indien nicht ein einheitliches Land ist, sondern ein Kontinent von ganz verschiedenen Ländern und Völkern, die best möglich ihrer Zusammengehörigkeit nach in diesen Provinzen zusammengefasst sind. Jede Provinzial-Regierung hat deshalb ihren eigenen Charakter und eigenartigen Beamtenstab.

Wenn man indessen in dieser Vielgestaltigkeit der Organisation die grundlegende Einheit in's Auge fassen will, gleichsam die Zelle, aus der sich dieser ganze Verwaltungs-Organismus aufbaut, so müssen wir den »Distrikt« betrachten. Jede Provinz ist in

Distrikte eingetheilt. Sowie die indische Reichsregierung alle Provinzial-Verwaltungen umfasst, so jede Provinzial-Regierung all' ihre Distrikte; und die Verwaltung dieser Distrikte ist wieder ähnlich geordnet wie die oberen Behörden. Der »Distrikts-Beamte« hat den Titel *Collector-Magistrate,* in einigen Provinzen auch den Namen *Deputy-Commissioner;* und wie seinen Oberbehörden, so steht auch ihm ein Rath von Assistenten zur Seite, von denen gewöhnlich zwei oder drei, der *Joint-* und der *Assistant-Magistrate-Collector* und der *Deputy-Collector* oder *Assistant-Commissioner,* Engländer sind. In manchen Gegenden kommt dazu noch ein europäischer Distrikts-Richter. Ausserdem steht ihm noch ein grosser Stab von höheren und niederen indischen Beamten zur Verfügung. Jeder von diesen Beamten soll möglichst selbständig arbeiten; aber die Kontrolle, die endgültige Entscheidung und Verantwortung beruhen ganz bei dem obersten Distriktsbeamten selbst.

Die Grösse dieser Distrikte ist etwa von 4- bis 6000 Quadratkilometer und deren Einwohnerzahl beläuft sich auf ¾ bis 1½ Millionen. In der Madras-Provinz sind aber diese Distrikte noch viel ausgedehnter bis fast 30 000 Quadratkilometer mit mehreren Millionen Einwohnern. Während also sonst diese Distrikte so gross sind, wie die deutschen Grossherzogthümer, erreichen sie im Süden Indien's die Grösse eines Königreichs.

In vielen dieser Distrikte sind die paar britischen Beamten am Centralsitze die einzigen Europäer im Lande. Auf diese Weise sind solche kleinen Gruppen von Europäern, die von einander um 100 Kilometer und mehr getrennt sind, spärlich über das ganze Land verstreut.

Von der Universalität und Tüchtigkeit, die von diesen jungen Beamten gefordert wird, machen wir uns hier in Deutschland schwer einen Begriff. In erster Linie ist solcher *Collector-Magistrate* ein Finanzbeamter, der die Steuern zu vertheilen, zu erheben und einzuliefern hat. Sodann hat er gewisse richterliche Befugnisse, sowohl in erster, wie theilweise in zweiter Instanz, und ferner gehören zu seinem Dienste die Oberleitung der Polizei, der Gefängnisse, des Erziehungswesens, der städtischen Munizipalitäten, des Wegebaues, des Sanitätswesens, der ärztlichen Anstalten, Kliniken und Apotheken und auch des lokalen Steuerwesens. Es werden also von ihm ausser einer guten akademischen und Allgemein-Bildung auch Kenntnisse und einige praktische Erfahrung in Agrikultur und Ingenieurwesen verlangt; er muss im Rechnungswesen ebenso zu Hause sein, wie in der Volkswirthschaft; er muss Finanzmann und vor allem tüchtiger

Rechtsgelehrter sein, besonders auch ein gewandter Berichterstatter, da die Provinzialbehörde von ihm über alles Wichtige in Kenntniss gesetzt sein will und stets auch die Beantwortung von Fragen und die Ausführung besonderer Untersuchungen von ihm verlangt. Er hat die Aufgabe, sich mit allen sozialen und wirthschaftlichen Angelegenheiten seines Distriktes vertraut zu machen; und er hat die sämmtlichen Interessen der Bevölkerung, sowie der Regierung stets im Auge zu behalten. Amtliche Einmischung, die über unmittelbare Kontrolle hinausgeht, soll er möglichst vermeiden. Aber sein Einfluss ist so mächtig, dass von seiner Initiative sehr wesentlich das Gedeihen seines Distriktes abhängt.

Diese Verwaltungsbeamten sind sämmtlich junge Leute, meistens Mitte der zwanziger Jahre, bis höchstens dreissig. Aber das *India Office* prüft sie sehr auf ihre Tüchtigkeit, Energie und Zuverlässigkeit, ehe es sie in diese Stellungen versetzt; denn aus diesem Material baut es den so vorzüglichen Verwaltungsapparat von Indien auf.

Das erste Staats-Examen fordert von den jungen Leuten den Inbegriff der vollendetsten Ausbildung, die in Grossbritannien überhaupt zu haben ist, wie etwa in der sogenannten »Ehren-Schule« der dortigen Universitäten. Die Altersgrenzen für dieses Examen sind vom 21. bis 23. Jahre festgesetzt. Besteht es der Bewerber, so folgt für ihn ein Prüfungsjahr, nach dessem Ablauf er sich einem weiteren Examen zu unterwerfen hat in all' den Fächern, die speziell für den indischen Dienst erfordert werden. Nach Maassgabe des Bestehens in diesem zweiten Examen kann die Ernennung für den indischen Verwaltungsdienst stattfinden.

Dieser Dienst hiess früher *Convenanted Service*, weil die Ernennung der Beamten in Gestalt eines Vertrages geschieht, den sie mit dem Staatssekretär für Indien eingehen. Jetzt wird dieser Dienst nur *Civil Service of India* genannt. Uebrigens findet nur die Ernennung für denselben durch das *India Office* in London statt; die Verfügung über die Verwendung der ernannten Personen liegt ausschliesslich in den Händen der Regierung in Indien selbst. Auch richtet sich die Zahl der Ernennungen ganz nach dem Bedürfniss disponibler Stellen.

Die Zahl der sämmtlichen Beamten dieses *Civil Service of India* ist viel geringer, als es für gewöhnlich in Europa angenommen wird. Im aktiven Dienst sind nicht einmal 900 dieser Beamten. Im Jahre 1892 belief sich deren Gesammtzahl auf 939 Mitglieder; diese Zahl jedoch schliesst alle Beamten, die auf Urlaub sind und die zur Dis-

position stehen, ein. Ausserdem enthält diese Zahl noch 21 Indier. Rund gerechnet kann man sagen, dass einschliesslich einiger Militärbeamten und weniger anderer die verantwortliche Civil-Verwaltung Indiens in den Händen von wenigen mehr als 900 Europäern liegt. Es kommen also mehr als 300 000 Indier auf je einen Engländer der britischen Verwaltung[1]). In den Diensten zweiten Ranges[2]) sind dagegen fast nur Indier angestellt, es stehen dort 2600 Indier und wenige mehr als 100 Eurasier 30—35 Europäern gegenüber.

Eben so überraschend wie die geringe Zahl dieser jungen Leute, die Indien regieren, ist wohl für die meisten Leser das hohe Gehalt, das sie beziehen. Es beginnt mit 9600 £ und steigt bis zu 24 000 £ pro Jahr. Zwar werden diese Beträge in Zehn-Rupies (Rx) bezahlt und deren Goldwerth steht dem Sovereign sehr beträchtlich nach. In Indien aber hat der Rupie stets seinen Silberwert von zwei Mark. Es bezieht also ein solcher junger Beamter ein jährliches Einkommen von 192 000 bis 480 000 Mark.

Nach deutschen Begriffen sind solche Honorirungen unfasslich; und doch wissen die Engländer sehr gut, was sie thun, haben auch durchaus nicht die Neigung unnöthig Geld wegzuwerfen. Nur durch so hohe Vergütigung sichert die Regierung sich die aller ersten Kräfte an Menschenmaterial, die es hierfür wohl auf unserem Planeten überhaupt giebt. Nur beiläufig erwähne ich, dass es ja selbstverständlich dabei keinerlei Bevorzugung von Adeligen giebt. Es muss aber diesen allerbesten Kräften der Mühe werth gemacht werden, sich lieber dem überaus schweren Dienste in dem so sehr angreifenden und entkräftenden Klima Indiens als grossen Privat-Unternehmungen zu widmen.

Ferner muss ihnen ihr Einkommen eine Selbständigkeit und Unbestechlichkeit leicht machen, um in dem bösartigen Klima die bei ihnen erforderte, angeborene Charakter-Tüchtigkeit nicht auf zu harte Probe zu stellen. Schliesslich kommt auch noch hinzu, dass sie wie Fürsten in ihrem Distrikte und wie Könige in ihrer Provinz sind und deshalb wie solche leben und auftreten müssen,

[1]) Also auf die Engländer in der Civil-Verwaltung Indiens. Die europäischen Privatleute in Indien verhalten sich zur Gesammt-Bevölkerung wie 1 : 3000, mit dem europäischen Militär zusammen wie 1 : 1710 und mit diesem und den Eurasiern zusammen wie 1 : 1160.

[2]) Der *Provincial Service,* früher *uncovenanted Service* genannt. Dieser rekrutirt sich in Indien selbst. Gesetzlich steht auch der Reichsdienst des *Civil Service* den Indiern offen; aber es ist für sie sehwer, sich in ihn hineinzuarbeiten. Sie müssen sich dazu in die ihnen ganz fremde Geistesatmosphäre Englands einleben, und doch widerspricht es schon all ihrem Herkommen, überhaupt in's Ausland zu reisen.

zumal unter den dortigen orientalischen Verhältnissen. Das Meiste von diesen Extra-Kosten trägt aber freilich auch der indische Staat.

Nur wenn die Distrikt-Verwaltungen gut sind, wird Indien gut regiert. Die beste Qualität der oberen Verwaltungsstellen könnte die der niedrigen nicht ersetzen, wenn sie schlecht oder unzureichend wäre. Sind diese jedoch mit guten, tüchtigen Beamten besetzt, so wird aus ihnen immer die genügende Anzahl entsprechend tüchtiger Oberbeamten erwachsen.

Diesem *Civil Service of India* anzugehören gilt für eine der höchsten Ehren, die ein junger Brite überhaupt erlangen kann. Es ist dies wohl der einzige Staatsdienst in England, der die gesellschaftliche Stellung des Beamten hebt, während das Aufgeben der politischen Unabhängigkeit im ständigen Beamtenthum daheim das Ansehen der Persönlichkeit in England sonst beeinträchtigt. Der indische Beamte ist auch nur in Indien Beamter; nach England zurückgekehrt, ist er Privatmann und geniesst die volle Freiheit seiner Individualität. Selbst in Indien ist mit seiner Gebundenheit kein bureaukratisches Marionettenthum verbunden, denn der indische Beamte ist in allen seinen eigenen Interessen dort so völlig eins mit der Regierung, der er angehört, dass seine Wirksamkeit für diese ganz von selbst der Ausdruck seiner eigenen Individualität ist.

Wollten wir Deutschen jemals ähnliche Erfolge in der Kolonisation und Kultivation erzielen, wie die Engländer, so müssten wir erstreben, solches Beamtenmaterial wie das des indischen *Civil-Service* heranzubilden. Das ist hier nicht möglich, ehe nicht ein Geist der individuellen Selbständigkeit, wie in England, auch bei uns auflebt. Bisher richtet sich die deutsche Ausbildung auf theoretische Kenntnisse und auf praktische Disciplinirung für die willenlose Einfügung in das grössere Ganze. Bei uns wird durch die Militärzucht jetzt der Einzelne mehr zur lebendigen Maschine als zu einem selbständigen Gliede des Volks-Organismus ausgebildet.

In der Weltwirthschaft ist überall der Deutsche unentbehrlich, weil er mehr weiss, als die anderen Völker, und sich besser einfügt in die gegebenen Verhältnisse; doch ist er in der Regel nur zum Dienen, nicht zum selbständigen Leiten und Regieren zu gebrauchen. Auf den jungen Deutschen kann man sich verlassen, solange er sich in geordneten Verhältnissen befindet, in die er hineingeschult ist; dort sticht er auch den Engländer aus. Auf diesen aber kann man sich besser, als auf den Deutschen dann verlassen, wenn es die Bethätigung in neuen, ungewohnten, ungeordneten Verhältnissen gilt. Hier kommen seine stärkere Individualität und seine mehr charakter-

volle, als intellektuelle Ausbildung zur Geltung. Statt unserer bureaukratischen Natur muss auch bei uns mehr individuelle Natur zur Geltung kommen, und zwar solche, die getragen ist von einem vornehmen Charakter. [1])

Was Alles unsere Kolonialbeamten von den indischen lernen könnten, kann ich hier nicht weiter anführen. Nur Eins darf hier nicht unerwähnt bleiben. Die Verantwortlichkeit aller Beamten ihren vorgesetzten Behörden gegenüber ist ja selbsverständlich; ein Beamter aber, der für die Nation zu wirken und zu arbeiten berufen sein soll, muss sich auch der öffentlichen Meinung gegenüber verantwortlich fühlen. Er muss sich zu jeder Zeit bewusst sein, dass er die Nation, das deutsche Volk vertritt, und dass von ihm die Ehre unserer Kultur vor dem Urtheil der Menschheit abhängt. Darin sollten unsere Beamten vor allen den indischen nacheifern. Der indische Beamte ist durch die parlamentarische Selbst-Regierung der englischen Nation von vornherein daran gewöhnt, in dem Gedanken an seine Verantwortung vor der Oeffentlichkeit zu leben und zu wirken — mehr, als dies bei uns der Fall ist, wo noch die Bureaukratie der Anfang und das Ende unserer Regierungsweise ist.

Jedem unserer Kolonialbeamten möchte ich empfehlen oder wünschen, dass er, ehe er in seine Stellung eintritt, einmal einen jener indischen *Collector-Magistrate* in dessen Distrikt aufsuchte. Ich glaube ihm sogar versprechen zu können, dass, wo immer er auch unerwartet kommen mag, er freundlich aufgenommen werden wird. Diese jungen Engländer und ihre Frauen fühlen sich naturgemäss so abgeschieden von der europäischen Kulturwelt dort, dass sie mit Freuden jeden Gentleman begrüssen, der sie dort besucht, auch ohne steife Etiquette.

Wie sehr die Qualität solcher Beamten von den Anforderungen abhängt, die von vornherein an sie gestellt werden, davon überzeugt man sich am besten durch die eigene Beobachtung. Wenn solch' ein junger Mensch nur irgend welche guten Eigenschaften und einen festen, tüchtigen und ehrenhaften Charakter hat, so werden die Amts-Pflichten, die ihm als Distrikt-Verwalter auferlegt sind, alle

[1]) Es ist wohl kaum nöthig, hier weiter auszuführen, dass mir hier nichts ferner liegt, als unsere sämmtlichen deutschen Beamten verurtheilen zu wollen. Mir ist wohl bewusst, dass wir einige besonders tüchtige Beamte haben, übersee sowie daheim. Ich sage nur, dass wir noch viel von den Engländern lernen können, insbesondere für die Kolonisation und die Kultivation. Wer etwas in der Welt leisten will, soll vorerst seine eigenen Schwächen erkennen, um sie bald zu überwinden. Eitelkeit und Selbst-Ueberhebung sind die allergrössten Hindernisse jedes kulturellen Fortschritts.

diese Eigenschaften auf das beste ausbilden; und dies steigert sich naturgemäss, je höher er in der Verwaltung steigt, die ganz aus solchem Menschenmaterial herauswächst.

Beständig sieht er sich gezwungen, seine Kräfte auf das Höchste anzuspannen und zugleich sich selbst im Zaum zu halten. Fortwährend hat er seine Kenntnisse anzuwenden und erweitert sie naturgemäss in seiner Praxis. Er ist nicht nur wie der Fürst im Lande, das er zu verwalten hat, er hat sich immer auch als solcher zu betragen; er hat stets ein gutes Beispiel zu geben. Nur auf diese Weise kann er eine so feinsinnige Bevölkerung, wie die der Hindus leicht regieren; und in demselben Maasse, wie er sich die Achtung seiner Unterthanen erwirbt, wird auch seine Verwaltung erfolgreich sein. Sein persönlicher Einfluss hat den ganzen weit gedehnten, stark bevölkerten Bereich zu beherrschen. Er muss sich vollständig auf sich selbst verlassen können, auf seine Kenntnisse, auf seine Geistesgegenwart und seinen Muth; auch vor den schwersten Verantwortlichkeiten darf er nicht zurückschrecken, und er muss jeden Augenblick auch allen unerwarteten Anforderungen gewachsen sein. Dafür ist ihm allerdings auch eine Carrière sicher, wie sie ihm sonst nirgends in der Welt geboten wird.

Es ist nicht wohl möglich in dem engen Rahmen dieser kurzen Skizze nur alle wesentlichen für die Verwaltung Indien's in Betracht kommenden Punkte zu berühren, nicht einmal auf die so oft als Gegenstand des Streites urtheilslos dargestellten Fragen der indischen Finanzwirthschaft näher einzugehen, auf die Belastung Indien's durch die Staatsschuld oder durch die militärischen Ausgaben oder auf die Einnahmen aus dem Opiumbau oder auf die sich entwerthende Silberwährung. Drei brennende Fragen aber, die das Interesse Europa's an der Verwaltung Indien's beständig wach halten, müssen hier doch erörtert werden. Es sind dies die gegenwärtige Militär-Organisation Indien's und die militärischen Operationen an der Nordwest-Grenze; ferner die Hungersnöthe und schliesslich die Pest. Zum Schlusse wird dann kurz die Frage zu behandeln sein, wie weit die britische Staatswirthschaft einerseits für Indien, und andererseits für England sich bezahlt macht.

I. Schon oben (S. 166) wurde erwähnt, dass die Militär-Organisation seit dem Aufstande 1857 wesentlich verändert worden ist. Bis dahin war die Armee Bengalen's fast ausschliesslich aus den Hindus der Provinzen und ihrer Nachbarländer rekrutirt. Ein Theil der Bombay-Armee bestand aus eben solchen Regimentern und die Madras-Armee war aus der eigenen Präsidentschaft ausgehoben. Der bei

weitem grösste Theil der Artillerie bestand aus indischen Soldaten: vor allem war auch das Verhältniss der indischen Soldaten zu den europäischen zu ungünstig. Es war fast wie 6 : 1, und ein Dritttheil der europäischen Truppen waren nur für lokalen Dienst von der *East India Company* angeworben worden.

All diese Uebelstände sind seither beseitigt worden. Das Verhältniss der Indier zu den Europäern in der Armee ist als 2 : 1 festgesetzt. Die Artillerie ist fast ausschliesslich in den Händen britischer Soldaten, in den Festungen ohne Ausnahme; und die heutigen Geschütze und Geschosse beherrschen das Feld in vollständigerer Weise als vor 40 Jahren. Die europäischen Regimenter sind jetzt britische Linien-Truppen, natürlich angeworben wie alles englische Militär.

Die grossen Kantonements, Festungen und Arsenale sind unter einander und mit der Seeküste durch Eisenbahnen verbunden; und Schienen durchziehen das ganze Land.

Vor allem aber ist die Zusammensetzung der indischen Regimenter vollständig geändert. Die Armeen von Madras und Bombay setzen jetzt ihre Regimenter aus den vielen verschiedenen Völkerstämmen und Kasten der verschiedenen Gegenden der Präsidentschaft zusammen; und in Bombay werden überdies noch Sikhs und Hindus aus dem Norden Indien's eingereiht. Diese Regimenter werden als die von »gemischten Rekruten« bezeichnet. Jede Kompanie schon ist aus Männern verschiedener Rassen, Religionen und Provinzen zusammengesetzt, so dass nur der militärische Korps-Geist sie zusammenhält, aber die verschiedenen persönlichen Interessen einander widerstreiten.

In den Armeen von Bengalen und dem Pandjab besteht die Mehrzahl der Armee-Korps aus sogenannten »Klass-Kompanie«-Regimentern. Diese beziehen ihre Rekruten zwar auch aus verschiedenen Rassen und Gegenden, aber die zusammengehörigen Leute werden in Kompanien für sich zusammengehalten. So mag zum Beispiel ein Infanterie-Regiment 2 Kompanien Sikhs, 2 Kompanien hindostänische Brahmanen und Radjputen, 2 Kompanien panjabische Mohammedaner, 1 Kompanie Pathänen und 1 Kompanie Dogras aus den Kangra-Bergen haben. Der indische Offizier jeder Kompanie gehört naturgemäss derselben Rasse und Art an, wie die Leute selbst.

Nur in einigen Gurkha-Regimentern sind alle Kompanien ganz aus diesem vorzüglichen Truppen-Material zusammengesetzt. Diese Gurkhas haben sich bisher an Treue und Tüchtigkeit besonders bewährt. Ich bemerke auch nebenbei, dass ich sie habe in den Vorbergen des Himalaya manövriren sehen und überrascht war von der

Qualität ihrer Leistungen; ich glaube nicht, dass selbst deutsche Truppen diese Uebungen hätten eleganter und schneller ausführen können, insbesondere auf dem schwierigen bergigen Terrain.

Die europäischen Truppen, über 70 000 Mann, werden selbstverständlich von europäischen Offizieren befehligt. Die höheren Offiziersstellen der indischen Regimenter sind gleichfalls mit Europäern besetzt. Die Mannszahl dieser Regimenter beläuft sich auf über 144 000 und sie werden von 1667 europäischen Offizieren befehligt.

Dies sind die regelmässigen Truppen. Ergänzt werden zunächst die europäischen Militärkräfte durch 26 000 Mann Freiwilligen Regimenter, die bis auf 30 000 vermehrt werden können. Ausser den indischen Regimentern aber steht der Regierung noch die Polizeimannschaft zur Verfügung. Rechnet man die Dorfpolizei nicht mit, deren Zahl sich auf 700 000 beläuft, so bleiben als reguläre Polizei-Mannschaften noch 156 000 Mann. Von diesen sind gegenwärtig 51 000 mit Schusswaffen ausgerüstet und mehr oder weniger einexerziert.

Schliesslich kommen noch die Truppen der indischen Lehnsstaaten in Betracht. Deren Zahl wird auf zirka 350 000 Mann angegeben. Für militärische Operationen gegen europäisch geschulte und geleitete Regimenter kommen diese Truppen wenig oder garnicht in Betracht, wohl aber wenn es sich darum handeln sollte, Ruhe und Ordnung im Lande zu halten. Die militärischen Kräfte Indiens setzen sich also, wie folgt, zusammen.

Militärkräfte Indiens 1895.

I. Regelmässiges Heer.

A. Europäer.

Korps	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Kavallerie	261	5,418	
Artillerie	489	12,821	
Infanterie	1508	52,232	
Ingenieure etc.	279	74	
Stabs-Korps	812	—	
Allgem. Liste etc.	114	17	
Indische Regimenter	1667	—	
	5180	70,562	75,692

B. Indier.

Kavallerie	22,870	
Artillerie	4,499	
Infanterie	112,680	
Pioniere etc.	3,824	
Leibgarde	193	144,016
		219,708

Transport		219,708

II. Andere Truppen-Körper.

A. Europäer.

Freiwilligen Regimenter		Zusammen
Aktive	25,895	
1. Reserve	3,144	
2. Reserve	1,264	30,303

B. Indier.

1. Polizei.

Europäische Beamte	31	
Oberbeamte	445	
Unterbeamte	13,798	
Polizisten, bewaffnet		
mit Gewehren	51,001	
mit Säbeln	46,152	
mit Schlägeln	44,514	155,941

2. Truppen der Lehnstaaten.

a. Truppen des Reichsdienstes.

Kavallerie	8,045	
Artillerie	299	
Infanterie	8,768	
Pioniere etc.	318	
Kamel-Korps	493	
Transport-Korps	971	18,894

b. Nominelle Truppen der Lehnstaaten.

	Geschütze	Mannschaften	
Hindu-Staaten	3096	188,475	
Mohamm. »	865	74,760	
Maratha »	116	59,600	
Kaschmir	160	27,000	349,835
Gesammtzahl disziplinirter Mannschaften			774,681

Die Existenz der Lehnsfürsten ist gegenwärtig so sehr mit dem Bestande der britisch-indischen Regierung verknüpft, dass sich dieselbe ganz auf sie verlassen kann. An deren Widerstand gegen die Regierungs-Truppen wäre ohnehin garnicht zu denken. Diese Truppen sowie auch die geschulten Polizeimannschaften würden im Nothfalle ermöglichen, dass die britische Regierung in Indien fast ihre ganze militärische Kraft auf irgend einen Punkt konzentrirte, an dem es etwa durch eine fremde Macht angegriffen würde.

Dieses ist ja bekanntlich das Gespenst, was seit Jahrzehnten Britisch-Indien über die Berge der Nordwest-Grenze her bedroht. Zwar fasst heute jeder Anglo-Indier die Furcht vor Russland nicht sehr ernst auf; dass aber dieser Konflikt über kurz oder lang kommen muss, bestreitet Niemand. Mag auch England heute noch so sicher sein, eine Invasion Russlands verhindern zu können, immerhin muss dieselbe beständig im Auge behalten und die Mittel, dieser Gefahr zu begegnen, müssen stets vermehrt werden.

In diesem Sinne gewinnen heutzutage die Guerilla-Kriege mit den Bergstämmen an der afghanischen Grenze eine ganz andere Bedeutung als in früheren Jahrhunderten. Die Einfälle der Afghanen und der Perser haben sich seit 900 Jahren immer wiederholt und haben an und für sich gegenüber einer modernen Kriegsmacht wenig oder garkeine Bedeutung. Steckt aber Russland gegenwärtig noch nicht hinter diesen Aufrührern, so braucht es sie doch jedenfalls zu seinem Vordringen bis an den Indischen Ozean und wird sich deshalb mit der Zeit unzweifelhaft ihrer als Werkzeug bedienen.

Im Hinblick auf diese Entwickelung, die nur eine Frage der Zeit ist, erscheinen die Grenz-Kriege, welche England dort seit Jahren fast ganz unaufhörlich führt, mehr als ein Vortheil denn als ein nothwendiges Uebel. Schliesslich wird auch Britisch-Indien es wohl nöthig finden, ganz von diesen Gegenden Besitz zu nehmen. Theils muss es Russland zuvorkommen, theils muss es auch der ewigen Unruhe dieser Berg-Kriege ein Ende machen. Einstweilen jedoch sind diese Kämpfe die beste Uebung zur Schulung seiner Truppen für die Sicherung eben dieser Grenze, und in dieser Hinsicht haben sich die indischen Soldaten in unübertrefflicher Tüchtigkeit schon jetzt bewährt. Was aber die Kosten dieser Kriege anbetrifft, so bezahlt sie ja nicht England, sondern Britisch-Indien; und wenn es auch zu beklagen ist, dass dessen Sicherheits-Interesse eine Vermehrung seiner Staatsschuld nöthig macht, so spielt es doch keine sehr grosse Rolle, ob zu den 4350 Millionen noch ein paar hinzukommen.

II. Jetzt ein Wort über die Hungersnöthe. Nach den Verlusten an Menschenleben, die auf Rechnung der Hungersnöthe gesetzt werden, lässt sich deren Bedeutung nicht immer ermessen; heutzutage würde man danach viel eher auf die Ungeschicklichkeit schliessen, mit der dem Uebel begegnet worden ist. Die Zeit der Hungersnoth von 1866 bis 69, die in den verschiedenen Theilen Indiens wechselnd auftrat, soll drei Millionen Menschenleben gekostet haben. Die zehn Jahre spätere Hunger-Periode von 1873 bis 79 hat in Bombay und Süd-Indien 5¼ Millionen und in der Nord-Westprovinz 1¼ Millionen Opfer gefordert, diese beiden

Hungersnothperioden zusammen also 9½ Millionen. Bis zum Jahre 1896—97 ist dann keine Hungersnoth von dem Umfange wieder vorgekommen[1]).

Im Jahre 1877, während die vorletzte Hungersnoth-Periode ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurden auf vier verschiedenen Eisenbahnen täglich 4000 Tonnen Nahrung aus dem Ueberflusse von Bengalen, Barma, Nord- und Zentral-Indien in die von der Hungersnoth betroffenen Gegenden Süd-Indiens beschafft. Dies gab tägliche Mahlzeiten für 7 Millionen Menschen. In der vorjährigen Hungersnoth wurden Landestheile mit etwa 55 Millionen Einwohnern bedroht. Trotzdem sollen dieses Mal nur wenige Menschenleben wirklich der Hungersnoth erlegen sein. In einigen der betroffenen Landestheile war die Sterblichkeit nicht einmal grösser als in gewöhnlichen Jahren[2]). Dass die Bevölkerung dabei schwer gelitten hat, besonders die unteren Schichten der grossen Masse des Land-Volks, das ist selbstverständlich. Es sind jedoch vielleicht in keinem früheren Hunger-Jahre so wenige Mittel aufgewendet worden, um dem Uebel zu begegnen. Zur Beschaffung von Nahrungsmitteln hat die britisch-indische Regierung nur etwa 16 Millionen Mark geopfert und an Darlehn und Steuernachlass etwa 8 Millionen ausgegeben. Freilich sollen die noch ausserdem verwendeten Sammlungen von privaten Spenden 35 Millionen Mark betragen haben.

Will man ein Urtheil über die Bekämpfung dieser letzten Hungersnoth in Kürze zusammenfassen, so wird man wohl sagen müssen, dass bisher keine von solcher Ausdehnung und Stärke so erfolgreich überwunden worden ist wie diese. Auch ist der Verlust an Menschenleben unbedeutend im Vergleich zu den ungeheuren Opfern, welche grosse Hungersnöthe vordem verschlungen haben.

Dass jedoch dieses Mal das Unheil besser bekämpft worden ist, als früher, ist doch wesentlich wohl auch den vorbeugenden Arbeiten der britischen Regierung seit Jahrzehnten zuzuschreiben. Hungersnöthe treten in Indien nur ein, wenn der Sommer-Regen ausbleibt und dadurch die Ernte versagt.

---

[1]) Ernte-Ausfall in kleinerem Umfange findet allerdings jedes Jahr in einem oder dem anderen Theile Indiens statt. Daher giebt auch die Regierung alljährlich kleinere Beträge zur Unterstützung hungerleidender Gegenden aus. Der geringste dieser Beträge in den letzten zehn Jahren belief sich auf 80,000 Mark im Jahre 1887—88, die beiden bedeutendsten dagegen waren 1·366,000 Mk. in 1889—90 und 1·417,000 Mk. in 1892—93.

[2]) Es sind schon 4 oder 5 *Bluebooks* über diese Hungersnoth veröffentlicht, die sehr genaue Angaben hierüber enthalten.

Das direkteste Mittel also, das dem Uebel entgegenwirkt, ist die künstliche Bewässerung des Landes; und diese hat die britische Regierung in grossartigstem Maasstabe in Angriff genommen. Von dem unter Kultur befindlichen Lande ist bis jetzt ein Sechstel künstlich bewässert, davon der grössere Theil noch durch Brunnen und Teiche. Immer grösser aber wird das Areal, dem die riesigen Kanal-Anlagen der Regierung Wasser in beliebiger Menge zur Verfügung stellen. Diese Kanäle haben bereits eine Ausdehnung von fast 40 000 englischen Meilen und bewässern über 14 Millionen engl. Acker Landes oder etwa 57 000 Quadrat-Kilometer.

Nehmen wir zur Veranschaulichung der Grösse dieser Anlagen als Beispiel den oberen Gangeskanal bei Hardwär. Wo der Ganges aus den Bergen tritt, nimmt dieser Kanal den grössten Theil des Wassers aus dem Flusse in sich auf. Um dieses Wasser dorthin zu bringen, wo es nöthig ist, hat der Kanal besonders in seinen ersten 20 Meilen die erstaunlichsten Hindernisse zu überwinden. Er wird über und unter anderen Flüssen durchgeführt, die gelegentlich während der Regenzeit zu gewaltigen Strömen anwachsen. Einer solcher Flüsse wird, in ein künstliches Bett eingezwängt, über den Kanal weggeführt, aber in solcher Breite, dass selbst die grössten Fluten des Stromes den Kanal nicht schädigen können. Ueber einen anderen, noch beträchtlicheren Strom, dessen Bett mehr als zwei englische Meilen breit ist, wird dieser ganze Ganges-Kanal in einem mächtigen Aequädukt sicher hinweg getragen.

Einige 200 englische Meilen unterhalb Hardwärs ist der Ganges wieder ein gewaltiger Fluss geworden. Dort wird sein Wasser abermals in einen Kanal abgeleitet. Dieser und der obere Kanal zusammen geben 10000 Kubikfuss pro Sekunde; und die Masse dieses Wassers wird in einer grossen Anzahl von grösseren und kleineren Kanälen über weite und entfernte Landflächen vertheilt. Die Länge der zwei Hauptkanäle ist über 1000 engl. Meilen, und die Vertheilungskanäle haben mehr als 5000 Meilen Länge.

Einige dieser Kanäle haben keinen finanziellen Ertrag. Diese sämmtlichen Anlagen zusammen aber ergeben doch immer 5½ % auf ihr Anlage-Kapital von etwa 646 Millionen Mark. Es ist auch bemerkenswerth, dass der Ertrag der Ernte auf dem Lande, welches sie bewässern, 1100 Millionen Mark werth ist, also fast das doppelte der Anlagekosten der Kanäle.

In mehr oder weniger unmittelbarer Weise dienen auch die Eisenbahnen dazu, solchen Hungersnöthen abzuhelfen. Vor allem ermöglichen sie eine Nahrungs-Zufuhr in die nothleidenden Gegenden.

Aber sie helfen auch insofern dem Uebel entgegenwirken, als sie überhaupt den Wohlstand der Landwirthschaft befördern und den Bauern in normalen Jahren einen Absatz ihrer Produkte ermöglichen, der ihnen genug Ueberschüsse über ihren jährlichen Verbrauch gewährt, um davon in Nothjahren zehren zu können und nicht gleich auf Unterstützung der Regierung angewiesen zu sein.

Der enorme Aufwand von 330 Millionen Mark, welchen die Zeit der Hungersnöthe von 1873 bis 78 erfordert hatte, brachte damals die Regierung des Lord Lytton auf den Gedanken, alljährlich von dem Budget einen Betrag von 30 Millionen zur Begründung eines Fonds zu verwenden, aus dem bei wiederkehrenden Hungersnöthen dem Uebel abgeholfen werden könnte, ohne durch sehr grosse Extra-Ausgaben das Budget oder die Staatsschuld übermässig belasten zu müssen. Dieser Hungersnoth-Versicherungs-Fond ist aber nicht begründet worden, weil die Staats-Einnahmen nicht genug Erträge lieferten. Dagegen hat man doch alljährlich Summen erübrigt, deren jährlicher Durchschnitt in den letzten 10 Jahren sich auf 427 000 Rx, also 8½ Millionen Mark belief; und hierfür hat man Eisenbahnen und Kanal-Anlagen geschaffen, die zwar unrentabel sind, aber der Abwendung von möglichen Hungersnöthen dienen.

In noch direkterer Weise freilich muss der Landwirthschaft Indien's allgemeiner aufgeholfen werden, wenn man die Bevölkerung gegen einen Ernte-Ausfall widerstandsfähig machen will. Dabei handelt es sich nicht so wohl um die etwaige Verbesserung des Landbaues selbst, auf deren Erörterung (wie Seite 90) wir hier auch nicht eingehen könnten, als vielmehr um organisatorische Maassregeln.

Wichtiger als alle anderen Gesichtspunkte gerade für die ärmsten Bauern Indien's ist ihre Befreiung von den Wucherern, die sie vermöge der enormen Zinsen, die sie fordern, nicht nur aussaugen, sondern sie oft in einer Art von Sklaverei erhalten. Der moderne Rechtsstaat giebt den Wucherern sicheren Schutz für Eigenthum und Leben, dessen sie sich vordem nicht erfreuen konnten. Die modern gleichmässig durchgeführte Rechtsordnung setzt den Gläubiger für gewöhnlich in den Stand, seine Schuldner bald von ihrem Grund und Boden zu vertreiben, wenn er will. Gegen solche äusserste Ausplünderung hat freilich die Regierung seit einigen Jahren den indischen Bauern gesetzlich geschützt, besonders in der Provinz Madras, in der das Land von kleinen Bauern selbständig (nicht als Pächtern) bewirthschaftet wird.

Aber das ist nur ein negatives, man könnte sagen, symptomatisches Lindern des Uebels. Es beseitigt den Parasiten nicht durch Weckung

eines neuen wirthschaftlichen Lebens dieser Bauern. Dieses wird wohl nur durch ein einziges Mittel erreicht werden können; das ist die Begründung von Darlehnskassen. Solche müssten durch Vereinigung der kleinen Landleute selbst erzielt werden, vielleicht in Anlehnung an die alten Einrichtungen der Dorfgemeinden. Dass die Indier von Haus aus die Möglichkeit zur Selbst-Organisation besitzen, ist ja zweifellos. Aber wie vieler Anregung, Nachhülfe und etwa auch finanzieller Unterstützungen sie zur Begründung solcher Darlehnskassen haben müssten, das entzieht sich hier unserer Beurtheilung.

Der Grund, warum der Wohlstand der Land-Bevölkerung in dem letzten halben Jahrhundert des Friedens nicht mehr, als geschehen, zugenommen hat, liegt hauptsächlich darin, dass die Volkszahl mehr gewachsen ist, als bisher unbebauter Boden in der Nähe der Gemeinden noch zur Verfügung stand. Diesem Uebelstande würde wohl nur dadurch abzuhelfen sein, dass man versuchte grössere Massen indischer Bauern von den übervölkerten Landestheilen in die noch leeren überzusiedeln und ihnen den freien Boden gegen Bezahlung der Landrente zur Verfügung zu stellen.[1]) Solcher Boden ist noch in beträchtlichem Umfange vorhanden.

Das eigentliche Britisch-Indien, ohne die Lehnsstaaten, umfasst 542½ Millionen Acker; 1896 waren davon 189 Millionen mit Getreide aller verschiedenen Arten bestellt. 36½ Millionen lagen für den Fruchtwechsel brach. 63 Millionen Acker sind Waldbestände, und 131 Millionen Acker sind anderweitig nicht verfügbar oder unbrauchbares Land. Es bleiben mithin etwa 123 Millionen Acker noch zur Kultivation übrig. Es ist also kein Grund vorhanden, warum jetzt in Indien jemand nicht genügend Unterhalt finden sollte, da sich doch die Masse der Bevölkerung anerkanntermaassen ganz besonders gut auf den Landbau versteht.

Als letztes Abhülfsmittel gegen Hungersnöthe bleibt etwa noch die Auswanderung zu erwähnen. Sicherlich ist Uebersiedelung in ein anderes indisches Gebiet für Indien die günstigere Maassregel, weil dadurch diese Arbeitskräfte der Nation erhalten bleiben. Wo es sich jedoch um Kulis handelt, die aus irgend welchen Gründen lieber Indien ganz verlassen möchten, als sich anderwärts anzusiedeln, da könnte man ja anderen Ländern, wie zum Beispiel unserem Ost-

[1]) Das hat allerdings seine grosse Schwierigkeit, weil die Masse der Hindus so konservativ ist, dass sie lieber an Ort und Stelle verhungert, als sich anderswohin übersiedeln liesse. Aber möglich ist es doch, denn die Grossmoghuln haben es ja wiederholt fertig gebracht. Am besten thäte man dabei, durch die Brahmanen auf die Masse des Volkes einzuwirken.

Afrika, von diesem grossen Ueberflusse abgeben. In den letzten zehn Jahren von 1886 bis 1896 war die Zahl der so in's Ausland übergesiedelten Kulis im jährlichen Durchschnitt nur 13 263. Wir in in Ost-Afrika könnten jedenfalls einige Hunderttausende, so in ihrem, wie zu unserem Nutzen gut verwenden.

III. Wenn hier von den chronischen Uebelständen die Rede ist, unter denen Indien leidet, so darf nicht die Pest vergessen werden. Es ist jetzt nicht das erste Mal, dass sie das Land so schrecklich heimsucht; aber nie zuvor hat dies so sehr die Aufmerksamkeit und das Mitleid der zivilisirten Welt in Anspruch genommen.

Alle Mittel, welche uns die europäische Kultur zur Abwendung solcher Seuche an die Hand giebt, sind nach Menschenmöglichkeit von der Regierung angewandt worden. Aber die Durchführung solcher Mittel stösst in Indien auf die grössten Hindernisse bei dem Konservatismus und dem Vorurtheil der unwissenden Volksmassen, übrigens gerade so wie bei unsrer eigenen niederen Bevölkerung. Man hat nicht immer mit derjenigen Vorsicht vorgehen können, wie die Indier wünschten; diese aber konnten die Gefahr der Sachlage nicht richtig beurtheilen.

Das, worüber sich besonders die Hindus beschweren, sind die Haussuchungen nach verdächtigen Fällen und die Absonderung der Kranken. Insbesondere sind dabei auch zwei Missstände übel empfunden worden. Erstens bediente man sich europäischer Soldaten zur Ausführung der Maassregeln. Freilich ist der Muth und die Gewissenhaftigkeit, ja man könnte sagen, die Todesverachtung, mit der dabei diese britischen Soldaten ihre Pflicht gethan haben, nur zu bewundern; aber wenn man sich vergegenwärtigt, mit welcher Verachtung die Hindus auf uns Europäer als Barbaren herabsehen, so wird man doch wohl bedauern müssen, dass dazu nicht indische Soldaten verwandt werden konnten. Der zweite Missstand war, dass die sehr vielen Klagen, die von Seiten der Indier einliefen, nicht wenigstens formell Berücksichtigung fanden, wenn ihnen auch keine Folge gegeben werden konnte.

Uebrigens ist aller Widerstand, der gegen diese sanitären Maassregeln von Seiten der Indier geleistet worden ist und mancherwärts noch jetzt geleistet wird, ohne irgend welche politische Bedeutung; ja, sogar der Mord des einen Leiters der Pest-Kommission ist nur die That eines überspannten Fanatikers. Alle höheren Volks-Kreise fühlen sich durchaus mit der Regierung einverstanden und sind dieser dankbar für die Energie, mit welcher sie sich der Bekämpfung dieser Seuche annimmt.

Es muss allerdings erwähnt werden, dass die Epidemie in Wirklichkeit wohl grösser ist, als sie nach den offiziellen Berichten erscheint, weil die Behörden von einer grossen Zahl von Fällen keine Kenntniss erhalten. Die Indier sind in der Geheimhaltung so sehr Meister, und sie konspiriren gegen die ihnen verhassten Maassregeln so vielfach, dass dies selbst der grössten Energie des europäischen Eingreifens Trotz bietet. So lange aber diese Pest nur noch auf wenige Städte beschränkt ist, bedeutet sie für Indien als Ganzes keine grössere Gefahr, als etwa das besonders schwere Auftreten der Cholera in Hamburg vor einigen Jahren für Deutschland bot.

Dass das europäische Sanitätswesen besser ist als mittelalterliche Vorkehrungen gegen solche Seuchen, wie sie bei den Hindus jetzt noch gang und gäbe sind, das ist wohl selbstverständlich. Wenn aber die Hindus, um sich gegen die Pest zu schützen, Bitt- und Sühne-Tage veranstalten, so liegt dem eine Anschauung zu Grunde, die auch unserem Volke nicht fremd ist. Sie schreiben solche Seuche dem Zorne der Gottheit zu, die sie als Strafe über sie verhängt. Die Wirksamkeit solcher Abhülfsmittel mag man bezweifeln; aber ich sehe gar keinen Rechtfertigungsgrund für solche Europäer, die über die unwissenden »Heiden« in Indien lachen, weil sie solche allgemeinen oder individuellen Busstage abhalten. That und thut man nicht bei uns dasselbe? Hat man nicht bei all solchen Kalamitäten schon im alten römischen Reiche, besondere Busstage angeordnet? Sind nicht Bittgänge und Wallfahrten in der katholischen Kirche allgemeiner Brauch? Und hält man denn unsere norddeutschen Busstage für wirksamer als die indischen?

IV. Angesichts dieser Landplagen und mancher anderer Unglücksfälle, die Indien letzthin betroffen haben, ist schon oftmals in Europa und in Indien selbst behauptet worden, dass Indien zu Grunde gehe; namentlich ist bei gewissen Leuten ein beliebter Refrain, dass Indien durch die kostspielige britische Staatswirthschaft verarme. Sehen wir einmal näher hin, ob dies der Fall ist oder nicht.

»Kostspielig« ist ein relativer Begriff. Freilich ist die britische Verwaltung sehr viel theurer, als die deutsche, und noch theurer im Verhältniss zu dem, was ausschliesslich indische Beamten kosten würden. Da aber die Leistungen der britischen Verwaltung im Verhältniss zu einer von nur indischen Kräften sehr viel grösser sind als der Mehrbetrag ihrer Kosten, so »macht sie sich doch wohl bezahlt«. Betrachten wir zunächst, was Indien jährlich an

England zu bezahlen hat. Im Durchschnitt der drei Finanzjahre 1893 bis 96 stellten sich diese Beträge pro Jahr, wie folgt:

Jährliche Zahlungen Indiens an England
in Millionen Mark, Rx. zu 20 Mark gerechnet.

Zinsen für die indische Staatsschuld	51·6
Verwaltung der Staatsschuld	1·0
Zinsen für das Kapital in Eisenbahnen etc.	114·9
Post- und Telegraphen-Kosten	2·4
Politisches und andere Departements	1·3
Oeffentliche Arbeiten, Beamte auf Reisen	1·0
Marine-Ausgaben	2·7
Militär-Ausgaben	73·1
Civil-Verwaltung. Beamten und Spesen	44·1
Material und Vorräthe von England bezogen	22·3
Gesammtbetrag der jährlichen Zahlung	314·3

Es wird wohl kaum ein sachkundiger und zugleich billig denkender Mensch diesen jährlichen »Tribut« von 44 Millionen Mark für Englands unmittelbaren Antheil an der Zivil-Verwaltung Indien's in Gestalt von Gehalten und Pensionen in Europa zu hoch finden, wenn er bedenkt, was England seit 100 Jahren für Indien geleistet und was es aus Indien gemacht hat. Ob irgend eine andere Nation der Welt dies Alles hätte billiger leisten mögen, weiss ich nicht: jedenfalls aber weiss ich kein anderes Volk der Erde, das dies Alles überhaupt zu thun vermocht hätte.[1]) Und dass sich England Indien's angenommen hat, ist zweifellos das grösste Glück für Indien; auch ist das Aufblühen dieses »Glückes« jetzt erst in seinen Anfängen begriffen. In weiteren hundert Jahren kann auf dieser Grundlage in Indien eine neue Weltmacht hochgewachsen sein.

Doch redet man von Unglück und von Nachtheilen, unter denen Indien zu leiden hat, dann darf freilich das Wichtigste, dem auch am schwersten abzuhelfen ist, nicht völlig unerwähnt bleiben. Unendlich viel drückender für Indien's Staatswirthschaft, als alle Kriege, Pest und Hungersnöthe, ist seine unglückliche Silberwährung. Diese lähmt seinen gesammten Verkehr mit dem Auslande auf das traurigste.

[1]) Das neidische und höhnische Anbellen England's, wie es bei den deutschen Zeitungsschreibern landesüblich ist, beweist nur die völlige Unkenntniss und den beschränkten kontinentalen Horizont dieser Herren. Kämen sie nach England, sie würden dort nur komische Figuren vorstellen. Wenn sie aber versuchen würden, Indien zu regieren, dann würden sie es selbstverständlich besser machen als die Engländer!

Und das macht eben sich nicht nur in dem Handelsbetriebe der Privatleute geltend, sondern noch viel schwerer in den finanziellen Beziehungen der indischen Regierung zu Europa.

So hatte Indien während der Jahre 1893 bis 96 nicht weniger als 75 Prozent Kursverlust, da das Disagio des Silbers durchschnittlich 43 Prozent betrug. Um daher jene obigen Beträge nach England zu remittiren, musste es noch 3/4 derselben dazu legen, um in seiner Silberwährung die gleichen Beträge in der Goldwährung des Weltwirthschaftsbetriebes aufzubringen.

Wie oben schon gesagt, können wir hier auf eine Erörterung dieser schwierigen, aber interessanten Frage der Silberwährung nicht eingehen. Nach dieser beiläufigen Vorbemerkung aber wird die hier folgende Rechnung zwischen Indien und England im Durchschnitt der Jahre 1893 bis 96 wohl verständlich sein.

Rechnung zwischen Indien und England
in Millionen Mark.

Indien bezahlte in England jährlich	314·30
Darauf hatte es Agio zu bezahlen	234·70
Brutto-Kosten-Aufwand Indiens	549·00
Indien empfing von England	7·25
Netto-Ausgabe Indiens	541·75

Diese Beträge nun, die Indien jährlich nach England zu bezahlen hat, decken sich durchschnittlich so ziemlich mit den Ueberschüssen der Finanz-Verwaltung Indien's. Im Durchschnitt der Jahre 1893 bis 96 betrugen diese Ueberschüsse 546 Millionen Mark.[1]).

Ungefähr stimmt mit diesen Beträgen auch die Summe der Wechsel-Beträge, welche die englische Regierung jährlich auf die indische zieht. Im Durchschnitt der hier in Betracht gezogenen drei Jahre 1893 bis 96 beliefen sich diese auf.. 518½ Millionen Mark.
Für diese Wechsel in Rupies erhielt England nur 294 » »
Dagegen betrug der Kursverlust..... 224½ » »

[1]) Genauer fallen z. B. diese Beträge zusammen, wenn man den jährlichen Durchschnitt von 1892 bis 96 nimmt. Dann wurden jährlich nach England 535.4 Mill. Mk. bezahlt und die Ueberschüsse in Indien betrugen jährlich 534.6 Millionen. Hier wie durchweg rechne ich die Rx zu 20 Mark.

Der trassirte Gesammt-Betrag stimmt wohl deshalb nicht mit dem der fälligen Zahlungen, weil von diesen neue Kapital-Anlagen England's in indischen Eisenbahnen oder etwa neu kontrahirte Staatsschuld Indien's abgehen. Durch gelegentliche Amortisation von Beträgen der Staatsschuld, soweit sie in England zahlbar ist[1]), würden die Rimessen nach London steigen. Uebrigens hält auch die indische Regierung bei der englischen einen an Grösse wechselnden Kassen-Saldo. Im Jahre 1895—96 nahm Indien in London eine neue Anleihe von 6 Millionen £ auf[2]) und verwandte davon 2 Millionen, also 40 Millionen Mark, zur Vermehrung jenes Kassen-Saldos[3]).

Sehen wir jetzt zu, auf welche Weise jene Werthe der indischen Zahlungen nach England gelangen.

Der jährliche Ueberschuss der Ausfuhr über die Einfuhrwerthe von Waaren in den Jahren 1893 bis 96 betrug 708 Millionen Mk.
Davon gehen ab für die jährliche Mehreinfuhr von Edelmetallen, die Indien mehr und mehr bei sich anhäuft[4]) ..... 165 » »
Der jährliche Mehrbetrag der Gesammt-Ausfuhr war ..... 543 Millionen Mk.

Wie man sieht, deckt sich dieser Betrag fast ganz genau, mit der jährlichen Netto-Ausgabe Indiens an England. Freilich geht nun weder die Gesammt-Ausfuhr Indiens, noch auch dieser jährliche Mehrbetrag derselben ausschliesslich nach England, sondern nur 33 ⅔ % der Ausfuhr. Aber ein grosser Theil der von Indien England geschuldeten Beträge fliesst doch indirekt auch von den anderen Weltgegenden, nach denen die indische Ausfuhr hingeht, wieder nach London, dem Mittelpunkt des Weltverkehrs. zurück. Das Uebrige

[1]) Von der indischen Schuld waren am 31. März 1896: 113·9 Millionen £ in England zahlbar und 103·8 Millionen Rx. in Indien.

[2]) Diese Anleihe zu 3 Prozent wurde zum Kurse von 99 £ 18 sh. 3 d. begeben; — sicher ein Beweis, dass Indien am Weltmarkt unbezweifelten Kredit geniesst.

[3]) Alle vorstehenden Angaben finden sich im *Bluebook „Moral and Material Progress for 1895—96"*, pg. 48. — Indien's Saldos betrugen am 1. April 1895 in Indien selbst 450·6 Millionen Mark, in England 50 Millionen; 1896 in Indien 330 Millionen, in England 67·9 Millionen.

[4]) Dieses Anhäufen von Edelmetallen in Indien, spricht wohl nicht für den industriellen Erwerbssinn der Indier, jedenfalls aber für ihren zunehmenden Wohlstand. Im Durchschnitt der Jahre 1881 bis 96 betrug diese Mehreinfuhr von Edelmetallen in Indien jährlich 221·4 Millionen, im Durchschnitt der 15 Jahre von 1855 bis 70 sogar 297·8 Millionen Mark jährlich. Während des Jahrzehntes 1881 bis 91 waren davon 820 Millionen in Gold und 1780 Millionen in Silber (*Census of India* 1891 pg. 85).

bleibt als englisches Kapital im Weltwirthschaftsbetriebe rentabel angelegt.

Indessen könnte es hiernach scheinen, als ob nur die englische Regierung von Indien Nutzen zöge, und als ob aller Privatbetrieb in Indien, der Handel, die Fabriken und die Pflanzungen, gar keinen Gewinn abwürfen. Dass das Gegentheil der Fall ist, habe ich im vorigen Abschnitte nachgewiesen. Wie erklärt sich nun, dass Indiens Ausfuhr nicht solche Gewinne aufweist?

Die Gewinne werden wohl gemacht, aber sie werden nicht aus Indien herausgezogen. Dass gerade die Beträge der Mehrausfuhr Indiens und seiner Zahlungen an England letzthin gleich waren, gestattet keineswegs einen ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden zu vermuthen. Nur das folgt daraus, dass ebenso viel Kapital, wie jährlich an Gewinnen im indischen Wirthschaftsbetriebe erzielt worden ist, auch (im jährlichen Durchschnitt) wieder neu in Indien angelegt ward. Dabei mag mancher seine Gewinne nach Europa heimgesandt haben; dann aber sind Andere dafür mit neuen Kapitalwerthen in's Land gekommen.

Wie gross dieser jährliche Gewinn und diese neuen Kapital-Anlagen in Indien sein mögen, das ist nur schwer zu vermuthen, noch unmöglicher, es zu berechnen. Nur einen beispielsweisen Anhalt giebt vielleicht der Fortgang des Eisenbahnbaus und anderer öffentlicher Zinsen- oder Dividende-tragender Anlagen. Die indische Regierung machte letzthin jedes Jahr durchschnittlich für 102 Mill. M. neue Anlagen, die nur zum Theil aus dem vorhandenen Kassen-Saldo bezahlt werden konnten, andern Theils durch Anleihen am Geldmarkte gedeckt wurden [1]). Ausserdem garantirte oder subsidiirte sie noch Eisenbahn-Anlagen von Privat-Gesellschaften im Betrage von 31 Mill. Mark jährlich. Wie stark die Neigung zur Anlage von Privat-Kapital in Indien ist, mag beiläufig auch die Angabe des *Bluebooks* »*Railways in India for 1892—93*« (pg. 73) zeigen. Während jetzt der Anlagewerth der Staatsbahnen etwa 2462 ½ Millionen Mark ist, wurde derjenige aller Bahnen einschliesslich der Privat-Gesellschaften bis zum 31. Dezember 1892 auf 234 474 000 Rx angegeben, also etwa 4689 ½ Millionen Mark [2]).

---

[1]) Von der gesammten indischen Staatsschuld, die am 31. März 1896 in Indien und in England 4353.9 Millionen Mark betrug, waren abgesehen von anderer Sicherheit, 71 Prozent allein durch den rentablen Anlagewerth der Staatsbahnen (2462 ½ Millionen) und der Kanalanlagen (62½ Millionen) gedeckt.

[2]) Nebenbei mag hier noch kurz erwähnt sein, dass Indien auch Zeiten sah, in denen ihm englisches Kapital in solcher Fülle zuströmte, dass seine Einfuhr seine

Man mag nun freilich gegen diesen Nachweis des zunehmenden National-Besitzes und National-Wohlstandes nicht ganz mit Unrecht einwenden, dass der erstere zumeist dem Staat gehöre und dass der aus Industrie und Handel aufblühende Wohlstand nur sehr Wenigen von der Gesammt-Bevölkerung zufliesse, auch dass diese Wenigen in erster Linie, wenn nicht fast ausschliesslich Europäer seien, die sich nur vorübergehend, um Gewinn zu machen, dort aufhalten, nicht die Indier. Das braucht garnicht abgeleugnet zu werden. Wenn das auch so ist, so schliesst es doch nicht aus, dass auch der Wohlstand der Gesammt-Bevölkerung zunimmt.

Dies aber beweisen doch wohl die statistischen Angaben unseres vorigen Abschnittes und wohl auch die Thatsache, dass mehr und mehr Edelmetalle in Indien eingeführt und dort dem Geldumlauf entzogen werden. Vor 1870 betrugen diese an Werth fast 300 Millionen Mark jährlich, seit 1880 immer noch durchschnittlich über 200 Millionen; und zu diesen kommt der Werth desjenigen Edelmetalls hinzu, das jährlich in Indien selbst gewonnen wird. Dies sind weitere 40 Millionen, so dass jährlich also 2- bis 300 Millionen Mark an Gold und Silber daselbst angehäuft werden. In der Weise der Hindus dient dieses auch nicht allein dem Luxus, sondern, es als Schmuck zu tragen, ist ihre unpraktische Art der Sparanlage.

Dass grosse Massen der Bevölkerung in wirthschaftlicher Hinsicht zunehmen, zeigt auch der steigende Ertrag von solchen Steuern, Abgaben und Verkehrsmitteln, die von der grossen Masse, selbst der ungebildeten Bevölkerung, abhängen. Dies veranschaulicht die folgende Zusammenstellung:

Steigende Erträge des indischen Staatshaushaltes
in Millionen Mark mit einer Dezimale.

Erträge der	1884–85	1889–90	1895–96
Grundsteuer	486·6	479·6	524·0
Salzsteuer	126·9	163·8	177·2
Stempelsteuer	72·1	81·8	94·6
Accise	80·2	97·8	114·4
Post-Verwaltung	20·9	26·0	34·8
Staatsbahn- »	168·4	267·8	373·2

Ausfuhr überstieg. Eine solche Periode war die Zeit von 1855 bis 1862. In diesen Jahren belief sich die Einfuhr auf 4631 Millionen Mark, die Ausfuhr auf 4180.4 Millionen. Der Zufluss von Kapital betrug also 450.6 Millionen, abgesehen von den Gewinnen, die im Lande selbst erzielt wurden; und diese wurden damals nur in dem einen Jahre des Aufstandes 1857—58 schwer beeinträchtigt.

XII. Indiens Zukunft.

Ob Indien eine Zukunft habe — eine Zukunft, wie sie seiner uralten Vergangenheit würdig sein wird, brauchen wir wohl nach den Studien der vorhergehenden Abschnitte nicht mehr zu fragen. Aber wie wird diese Zukunft sich gestalten? Welche Folgerungen lassen sich aus der bisherigen Entwickelung für die Art der zukünftigen ziehen?

Kein verständiger Mensch wird sagen wollen, das sollte man thun und das sollte man lassen, ehe er sich nicht darüber völlig klar geworden ist, wie die Verhältnisse sich unter den ihnen inne wohnenden, natürlichen Triebkräften nothwendig entwickeln müssen. Niemand wird sich einbilden, die Verhältnisse eines Landes, wie Indien, nach seinen Wünschen modeln zu können, wenn sich diese Wünsche nicht diesen gegebenen Verhältnissen auf's engste anpassen.

Wie wir gesehen haben, beherrscht der Hinduismus kulturell ganz Indien, und er wird es immerdar beherrschen. Seine Zukunft wird sich von seiner Vergangenheit nur durch die Einfügung von immer neuen Elementen unterscheiden. Wie vormals die Moslims, indem sie Indien beherrschten und theilweise mohammedanisirten, selbst sich mehr und mehr in die Kultur-Ordnung der Hindus einfügten und dabei sich zunehmend hinduisirten, so wird auch das Europäerthum den gleichen oder ähnlichen Entwickelungsgang dort durchzumachen haben. Der Hinduismus ist von allem Arierthum bei weitem die konservativste Form, und in seiner Passivität ist er ebenso widerstandsfähig wie unverwüstlich. Wenn das Arierthum irgendwo in der Welt je Lebenskraft und Leistungsfähigkeit bewiesen hat, so ist das sicherlich in Indien der Fall.

Die Europäer prägen wohl sogar noch mehr, als ihre Vorgänger in der Beherrschung Indiens, eine neue Kriegerkaste in sich aus. Schon von jeher, und jetzt mehr als je, haben sie sich scharf begrenzt und abgesondert wie eine eigene »Kaste« (*Warna*) unter den Hindus und zu den Hindus gestellt. Sie mögen ferner machen, was sie wollen, mögen sich einbilden, was ihnen gefällt, sie werden immer unter der Bevölkerung Indiens eine eigene Gesellschaftsklasse oder Warna bilden. Und wie wir gleich sehen werden, ist dies auch für sie der grösste Vortheil, der ihnen erleichtert, sowohl ihre eigenen Interessen wie die ideale Ausgestaltung der Kulturverhältnisse des Landes zu fördern.

Die Brahmanen werden unter dem Einflusse der europäischen Kultur ihr Wesen nach und nach vielleicht ein wenig umgestalten, europäisiren, wie sie vormals sich mohammedanisirten. Jenes

aber wohl nicht so sehr zu ihrem Nachtheil wie dieses. Doch so lange sie ihr geistiges Strebensziel im Auge behalten, werden sie Brahmanen bleiben und als solche stets die Träger des gesammten Hinduismus und der indischen Geistes-Kultur sein.

Die Landbau betreibende Masse der Bevölkerung wird künftighin, sowie seit Tausenden von Jahren, der Waischya-Stand der Hindus bleiben. Ihnen werden kulturell alle diejenigen *(Djâtis)* unter den Waischyas zugerechnet werden, die sich noch in keiner Weise europäischem Gewerbebetriebe zugewendet haben werden; und auch diejenigen Shudras, bei denen das Gleiche der Fall ist, werden künftig als ein Anhängsel des neuen Landbau-Standes gelten. Dieser Stand aber wird vollständig der Herrschaft der Brahmanen unterworfen bleiben.

Den vierten, den neuen Shudra-Stand, werden diejenigen Indier bilden, die im Dienste des modernen Fabrikwesens sich als Arbeiterstand der Maschinen-Industrie zusammenschliessen. Dies ist jetzt schon in ganz ähnlicher Weise, wie hier in Europa, auch in Indien der Fall. Bei den Krawallen zwischen Hindus und Mohammedanern in der ersten Hälfte der 90er Jahre, fiel es den Verwaltungsbehörden als ein überraschendes Symptom auf, dass die Arbeiter der Baumwollenfabriken *(Mill Hands)* in Bombay sich selbständig zu grossen geschlossenen Banden oder Truppen *(gangs)* organisirt hatten und, da sie ausschliesslich aus Hindus bestanden, den Mohammedanern in ihren Uebergriffen scharf entgegentraten und bös unter ihnen aufräumten. Leider haben sie dadurch, dass sie sich so in geschlossenen Haufen an den Krawallen betheiligten, mehr zur Ruhestörung als zur Friedensstiftung beigetragen. Da sie aber unmittelbar als Partei betheiligt waren und noch überdies durchweg auf niederer Bildungsstufe stehen, so ist dieses ebenso verzeihlich wie erklärlich.

Von den britischen Behörden wurde die Befürchtung angedeutet, dass dies neu aufkeimende soziale Element in seiner Selbst-Organisation einst für die Beherrschung Indiens Schwierigkeiten machen könne. Mir scheint aber die Wahrscheinlichkeit, dass diese Arbeiter sich je gegen die Europäer als solche wenden könnten, ausgeschlossen; denn gerade als Fabrik-Arbeiter gründen sie ja ihre Lebensexistenz vollständig auf dem Europäerthum. Auch sind ja ihre Arbeits-Herren als solche gar nicht Europäer, sondern Aktionäre, die zum grossen Theil selbst Indier sind.

Selbst, dass sie sich, wie die europäischen Arbeiter, gegen diese Arbeitsherren als Kapitalisten wenden könnten, ist nicht wahrscheinlich. In keinem Lande ist das Volk, so wie in Indien, an den Unterschied der Stände und der Lebensstellungen gewöhnt. Sich

überhaupt, und noch gar durch Gewalt, von einem Stande in den anderen hinaufarbeiten zu wollen, ist eine Abenteuerlichkeit, auf die der Hindu nie verfallen kann.

Dass aber diese Arbeiter sich europäisch organisiren, scheint mir doch im hohen Grade erfreulich; und Niemand, wie der Europäer, wird ein so lebhaftes Interesse daran haben, diese Selbst-Organisation zu fördern. Dass sie überhaupt stattfindet, das ist völlig indisch, ist die arische Art der Hindus. Solche Organisation macht den europäischen Wirthschaftsbetrieb in Indien um so leichter heimisch und kann auch nur dazu dienen, grössere Massen guter Arbeitskräfte für die Maschinen-Industrie zu gewinnen. In solchen Arbeiterschaften könnten die neu hinzukommenden Arbeiter ähnlichen Anhalt finden wie früher in ihren Djätis.

Man darf nicht vergessen, dass die neuen beiden Stände der Brahmanen und der Waischyas auf Jahrhunderte hinaus immer noch 90 bis 95 Prozent der Bevölkerung bilden werden. Davon wird die grössere Masse, mindestens zwei Drittel, Bauern sein und bleiben, und auf diese werden Europäer niemals grösseren kulturellen Einfluss üben können, — auch kaum auf die übrigen 30 Prozent der Bevölkerung, die den Rest der gewerbetreibenden Landbewohner bilden werden. Um so wichtiger ist es für die Europäer, dass sie möglichst sich bestreben, alle diejenigen Indier, welche sich als vierter Stand organisiren, unter ihren Einfluss zu bringen. Jede Europäisirung indischer Volksmassen kann nur dazu beitragen, das Europäerthum im Lande zu kräftigen und seine Herrschaft zu befestigen. Auch militärische Disziplirung unter richtiger Leitung wird zu diesem Zwecke dienen. Aber wirthschaftliche Organisation, gebunden durch die Lebensinteressen der Betheiligten, bietet hierfür eine noch sichrere Grundlage. Nähme man selbst an, dass sich in diesem neuen Shudra-Stande ein selbständiges Genossenschaftswesen im Grossen entwickeln könnte, so würde ihn dies nicht dem Europäerthum entfremden, eher ihn noch abhängiger von uns machen.

Diese städtische Bevölkerung ist das einzige kulturelle Element, auf das sich die Europäer nicht nur den Brahmanen, sondern auch den Mohammedanern gegenüber stützen können. Letztere sind naturgemäss in Zukunft darauf angewiesen, sich mehr an die Europäer anzulehnen. Schon jetzt bilden sie einen übergrossen Theil der niederen Beamten und Dienstboten der Europäer. Unter der Landbevölkerung haben sie mit Ausnahme des äussersten Ostens und Nordwestens ebensowenig Einfluss wie der Europäer. Sie leben nicht nur zum sehr grossen Theil bloss in den Städten, sondern haben auch

nur dort selbständige Bedeutung. Durch Europäisirung grosser Massen dieser städtischen Bevölkerung wird daher am besten ihnen gegenüber das nöthige kulturelle Gegengewicht genommen.

Indien, sowie überhaupt der Orient, kann zu seiner kulturellen Fortentwickelung die Europäer keineswegs entbehren. Wesen und Charakter der Hindus könnte man als weiblich bezeichnen und ihr idealistischer Kulturboden bedarf sehr der Befruchtung durch die männliche Art der europäischen Geistes-Schärfe; und noch mehr bedarf ihr wirthschaftliches und politisches Leben europäischer Schaffenskraft. Ohne unsere Thatkraft und ohne die Leitung einer europäisch organisirten Staatswirthschaft kann Indien überhaupt nicht als Kulturstaat im Bereich der zivilisirten Welt bestehen, geschweige denn seiner Bestimmung zu einer grossen Zukunft entgegen gehen.

Aber auf den in Europa geborenen Europäern wird die europäische Kultur in Indien nicht allein beruhen. Die Indier selbst gewöhnen sich in europäisches Denken und Wirken hinein; und ihre Antheilnahme an demselben kann auch nicht auf ihre Anstellung als Beamte in der englischen Verwaltung, noch auf ihre Theilnahme am europäischen Wirthschaftsbetriebe beschränkt bleiben. Sie werden sich durch die Europäisirung ihres ganzen politischen Lebens als selbständiges Kulturelement in die europäische Weltwirthschaft eingliedern; und schliesslich werden sie sich auch durch eine parlamentarische Selbstregierung immer vollständiger in das Europäerthum einleben.

Die Zahl Derer, denen dieses möglich ist, wird freilich stets verhältnissmässig sehr beschränkt sein. Dieses hochstehende Volks-Element wird auch nie einen selbständigen Warna in dem indischen Staatsleben bilden; es ist vielmehr nur eine Ergänzung der regierenden »Kriegerklasse« des Europäerthums, die dieses stärkt und ihm als ein Verbindungsglied dient, mittelst dessen es das Land leichter bewirthschaftet. Diese Klasse von modern gebildeten Hindus und auch einigen Mohammedanern ist gleichsam der Zügel, mit dem die Kulturkraft Indiens geleitet und gelenkt wird.

Dass nun aber Indien auf die Dauer nicht von England aus geleitet werden kann, scheint ganz so selbstverständlich, wie es bei Amerika der Fall war und bei allen anderen englischen Besitzungen der Fall sein wird. Nicht selten taucht jetzt bei den Anglo-Indiern der Gedanke auf, dass sie einst Indien sich selbst zu überlassen haben würden. In den verschiedenen Formen, wie sich dieser Gedanke geltend zu machen pflegt, scheint mir durchweg eine Verkennung der Verhältnisse und der nothwendigen historischen Entwickelung vorzuliegen.

Die kurzsichtigen Materialisten meinen, wenn nicht Indien mit dem Schwert regiert würde, so würden sie all ihr dort angelegtes Kapital verlieren.

Die nicht viel weniger kurzsichtigen Idealisten meinen, das sei gleichgültig; man solle nur die Hindus christianisiren und dann Indien seinem eigenen Schiksal überlassen.

Andere Wohlgesinnte, einige davon sogar unter den anglo-indischen Beamten, sagen schon verständiger, dass die Europäer wohl noch tüchtige Kulturarbeit in Indien zu thun hätten; wenn sie jedoch den Indiern an europäischer Kultur soviel gegeben hätten, wie sie könnten, sollten sie für immer von dort Abschied nehmen und nach England heimfahren.

Noch andere fürchten sich nervös vor inneren oder äusseren Feinden, gerade wie die Kinder vor Gespenstern, Nachts im Dunklen. Bald soll unerwartet irgend ein mohammedanischer Fürst und Held aufstehen können, der mit undisziplinirten Massen von Moslims oder gar Hindus einen Aufstand anfacht. Bald sind es die Russen, die nach einer einzigen siegreichen Schlacht mit Hülfe von sinnlosen Volksmassen die Engländer aus Indien vertreiben.

In all solcher Schwarzseherei erkenne ich nichts weiter als die subjektive Beschränktheit des Gesichtskreises, wenn nicht gar das schlechte Gewissen der Redenden. Sicher freilich ist, dass wer gegen die Naturgesetze verstösst, dadurch zu Schaden kommt, und auch die Kulturentwickelung der Völker hat ihre Naturgesetze. Wer aber gescheidt ist, wer sich nicht durch einseitige Interessen blenden lässt, wer die Gesetze der Entwickelung erkennt und sie rechtzeitig sich zu Nutzen macht, der braucht die Zukunft nicht zu fürchten.

Doch bei all solchen Befürchtungen und Resignationen ist man in der Regel sich nicht einmal über die verschiedenen Möglichkeiten klar, deren Eintreten man befürchtete. Denkbar wäre es vielleicht, dass, wenn die jetzigen Verhältnisse der Herrschaft Indiens sich veränderten, drei Möglichkeiten sich ergeben könnten:

1. Alle europäische Beherrschung würde ganz aus Indien vertrieben und durch irgend eine orientalische Regierung ersetzt, oder
2. Eine andere europäische Macht würde an Englands Stelle als Beherrscher Indiens treten, oder
3. Indien wird zu einem selbständigen Reiche englischer Nation und Sprache.

I. Dass die erste Eventualität unmöglich ist, bedarf nach unseren obigen Ausführungen keiner weiteren Worte. Selbst wenn irgend ein Aufstand im Innern Indiens möglich wäre, würde England ihn

mit Leichtigkeit bemeistern. Könnte England das nicht selbst, so würden ihm schon andere europäische Nationen dabei helfen, um sich etwa nachher mit ihm im Besitze Indiens zu theilen. — Aber das sind nichts als thörichte Phantasien, völlige Unmöglichkeiten. England kann allein mit Indien fertig werden.

Doch vor allem würden selbst die unzufriedensten Indier, wenn die Europäer einmal ganz aus Indien vertrieben werden könnten, ihren Irrthum sehr bald einsehen. Wie einmal Einer solchem Pessimisten sehr mit Recht erwiderte: Die Engländer würden auf ihrer Heimfahrt noch nicht den Suez-Kanal erreichen können, ohne schon in Aden oder sonstwo telegraphisch das Gesuch der Indier vorzufinden, dass sie doch sobald als möglich wiederkehren möchten.

II. Dass dagegen Indien einstmals russisch werden könnte, liegt wenigstens nicht im Fabelland der Absurdität. In absehbarer Zukunft ist es wohl nicht möglich; und wenn es geschehen sollte, so würde es einem Abtreten der Weltherrschaft Englands an Russland gleichkommen. Doch hängt es nur von England ab, sich völlig dagegen zu sichern, wie wir gleich noch weiter darzustellen haben.

III. Dass Indien aber ein selbständiges Reich von englischer Nation und Sprache wird, das scheint mir eine Möglichkeit von garnicht ferner Zukunft. Der gegebene Zeitpunkt dafür würde die Umgestaltung des *British Empire* in eine *British Federation* sein. Ich glaube auch, dass durch die letztere Gestaltung die Weltherrschaft der englischen Kultur gefördert und gekräftigt werden würde, insbesondere, wenn damit sogar ein engerer Zusammenschluss mit Nord-Amerika verbunden werden könnte.

Wenn doch einmal alle grösseren britischen Besitzungen zu selbständigen Reichen heranwachsen müssen, Kanada, das Kapland, Australien, Neu-Seeland: warum sollte dann nicht Indien selbständig werden können? Warum sollten nicht genügend Engländer in Indien sich heimisch machen können, um allein dass Land dort zu regieren, ohne Englands Gängelband, nur mit seiner mittelbaren Unterstützung und mit Hülfe europäisirter Indier? Warum sollte sich nicht dann ein Vize-König für die Präsidentschaft finden, der auch allen Anforderungen solcher Stellung ganz gewachsen wäre?

Dass dies möglich wäre, kann ich nicht bezweifeln. Dass es auch die beste Lösung des Problems für England und für Indien wäre, scheint mir gleichfalls zweifellos. Ebenso ausser allem Zweifel aber steht, dass Indien gegenwärtig dazu noch nicht reif ist.

England hat mehr Interesse daran, in Indien viele Millionen Kunden und Genossen zu haben, die mit ihm durch nationale und

sonstige gemeinsame Bedürfnisse verbunden sind, als eben so viele fremd gesinnte Unterthanen, deren Kultivirung und Beherrschung ihm beständig Sorge macht. Wenn daher England seine offenbaren Interessen nicht vernachlässigen will, so sollte es nach Kräften dahin wirken, Indiens Heranreifen zur Selbständigkeit zu befördern. Sollte England einen Krieg gegen eine europäische Macht verlieren, auch wenn es nicht Russland wäre, so könnte es zur Umgestaltung seines *Empire* in eine *Federation* gezwungen werden. Dann würde das politisch unreife Indien leichter einer fremden Macht zur Beute fallen, als ein reifes selbstbewusstes Indien britischer Nation. Ferner aber hat sich England auch vor einer Wiederholung seiner Erfahrungen mit Nord-Amerika zu hüten. Es wird Indien mehr durch freiheitlich politische Anglisierung an sich fesseln als durch Unmündig-Erhaltung in einer Regierungsform, die das Gepräge des Eroberers an der Stirn trägt. Dass Indien nicht dauernd mit dem Schwerte regiert werden kann, das ist wohl selbstverständlich. Aber gerade in einem reifen selbständigen Indien englischer Nation und Sprache halte ich die Suprematie des angelsächsischen Europäerthums für am gesichertsten, unüberwindlichsten. Auf diese Weise also würde England sich das kulturelle und das wirthschaftliche Uebergewicht in Indien am gewissesten erhalten.

Betrachten wir jetzt kurz die Schwierigkeiten, die sich den Engländern für die Förderung dieser Entwickelung entgegenstellen.

A. Wenn es sich darum handelt, Indien in seiner Selbständigkeit zu fördern und zugleich zu anglisiren, so ist offenbar das wichtigste, bei ihnen das politische Geistesleben des englischen Stammes einheimisch zu machen. In der National-Kongress-Bewegung ist dazu bereits die beste Grundlage geboten. Dieser National-Kongress ist zweifellos als eine grosse That der Selbsthülfe des indischen Volkes in Sachen seiner Selbstregierung zu betrachten. Dieser Geist und diese Thatkraft sind es, die der grossartigen Fortentwickelung Indiens als eines selbstständigen Gliedes der zivilisirten Menschheit zum Ziele verhelfen werden. Fehlte dieser arische Geist in den Hindus, dann würde das Europäerthum allein aus Indien das nicht machen können, was es werden wird. Thatsächlich repräsentirt der National-Kongress schon heute die politische Geisteskraft des indischen Volkes.

Zwei Bedenken freilich machen sich hier für die Europäer geltend.

Einmal meint man, dass diese Kongress-Bewegung nur den Demagogen Vorschub leistete. Doch ist es wohl klar, dass dieser

Uebelstand, falls er vorläge, beseitigt würde, so bald man solcher National-Versammlung ein gesetzliches Gepräge giebt und für die überwiegende Betheiligung der richtigen Männer an derselben Sorge trägt.

Das weitere Bedenken ist, ob nicht durch solche parlamentarische Entwickelung das noch nicht herangereifte Indierthum den Europäern über den Kopf wachsen könnte. Doch bei näherer Betrachtung stellt sich auch diese Befürchtung als grundlos heraus. Dass man in der Entwickelung solcher konstitutionellen Regierung Indiens vorsichtig und langsam vorgehen wird, ist selbstverständlich, weil aber gerade dies die wichtigste Kulturform des modernen Europäerthums und ganz besonders die Errungenschaft der angelsächsischen Kultur ist, so wird eben dieses auch am meisten das moderne Leben Indiens an die Europäer und Engländer fesseln. Mögen jetzt sehr viele Indier sich noch über die Engländer ärgern, über einander ärgern sich die Hindus und Mohammedaner jedenfalls nicht minder. Indem sie sich aber so auf dem neutralen Boden des Engländerthums zusammen finden und vertragen, vereinigen sie sich in demselben Maasse mehr und mehr mit den Engländern. Daher wird durch solche konstitutionelle Regierung des Landes den Engländern dort am besten ein dauernder Besitzstand geschaffen. Ueberdies ist selbstverständlich, dass wenn man das Aufbäumen von Kraft fürchtet, es die thörichste Maassregel wäre, zu versuchen sie zu unterdrücken. Dann ist es nur eine Frage der Zeit, dass sie sich immer stärker ansammelt und wie der überhitzte Dampf in einem Kessel ohne Sicherheits-Ventil zerstörend explodiren wird. Das einzig Richtige ist daher, solche sich geltend machende Kulturkraft, ebenso wie jede Naturkraft, richtig zu leiten und sich dienstbar zu machen.

Indem sich die Engländer die richtige Verwerthung dieser mächtigen Kulturkraft in den Städten Indiens als Ziel vorsetzen, brauchen sie sich auch nicht mehr auf ihr alt-römisches Prinzip des *Divide et impera!* (»Theile und beherrsche!«) zu stützen. Aus den angegebenen Gründen ist dies nicht allein in Zukunft unnöthig; es ist im Gegentheil, nur schädlich. Nur durch ein Zusammenarbeiten aller auf dasselbe Ziel der Grösse Indiens gerichteten Kulturkräfte und durch die möglichste Verschmelzung aller Gegensätze auf Grundlage der europäischen Kultur kann dem künftigen Indien zur Selbständigkeit als ein englisches Reich englischer Nation und Sprache verholfen werden. Die Engländer sollten alles thun, was sie nur können, um den gegenseitigen Fanatismus der Volksmassen, der

Hindus sowie der Moslims, zu besänftigen; denn solche Streitigkeiten schwächen nur das geistige Leben und das Werden dieses neuen Volkes. Auch die vielen Gegensätze von Nord und Süd von Ost und West sollten in Indien möglichst ausgeglichen werden, und dazu ist sicherlich nichts mehr geeignet als eine parlamentarische Vertretung in einer ganz Indien repräsentirenden Versammlung unter unbedingter englischer Leitung in englischer Sprache und in englischen Kulturformen.

Auch sei hier beiläufig noch einmal das betont, dass eine freie Presse unbedingt für die Kulturentwickelung Indiens ebenso wie für eine zivilisirte Regierung jedes Landes unbedingt erforderlich ist. Die Tagespresse muss die Freiheit haben, der Regierung all ihre Beschwerden vorzutragen. Nur unter dieser Voraussetzung, oder sagen wir nur nach solcher Vorarbeit kann auch das Volk selbst seine Stimme in gesetzlicher Vertretung zum Ausdruck bringen. Eine freie Presse ist die nöthige Ergänzung jeder Volksvertretung; aber diese ist auch für die Presse nothwendig, denn ohne sie entartet jede freie Presse, weil sie sich allein doch machtlos fühlen muss.

Die Engländer brauchen nur ihre Hand geistig den Indiern entgegenzustrecken und ein solches Band auf politischer und nationaler Grundlage zu ermöglichen, dann werden sie die Masse der modern gebildeten Indier so treu zu ihnen halten sehen, wie sie es nur wünschen können. Aber Wehe über England, wenn es diese Freiheiten, die zu der Fortentwickelung Indiens nöthig sind, nicht aus Gerechtigkeits-Gefühl und klarer zielbewusster Politik bewilligen wollte, sondern etwa später erst der Furcht gehorchend oder drohendem Zwange weichend. Behaupten wird sich europäische Thatkraft für immer in Indien; aber sie verliert an Einfluss um so viel, wie sie an rechtzeitiger Einsicht vermissen lässt. Und wenn die Engländer diejenigen Europäer wären, die solchen Missgriff sich zu Schulden kommen liessen, so würde dadurch das Prestige gerade ihrer Nationalität beeinträchtigt.

B. Als weiteres Erforderniss, um Indien gross und selbständig zu machen, ward schon oft betont, dass Indien mehr von Indien aus, im indischen Sinne und nach indischer Art regiert sein wolle.

Die Europäer sind zu schneidig. Die Indier sind Orientalen und sind nur mit biegsamer Anpassungsfähigkeit zu regieren.

Zwar werden wohl die Steuern und Abgaben von den Engländern gerechter als unter den Gross-Moghuln, aber doch noch mit zu abstrakter, unbeugsamer Härte vertheilt und eingetrieben. Dies geschieht wohl freilich nicht mit Absicht der Beamten, aber doch in

Ausführung von generellen Bestimmungen, die in europäischer Weise mechanisch gleichmässig, ohne Berücksichtigung individueller Verhältnisse durchgeführt werden. Dass sich ein englischer *Collector Magistrate* um die persönlichen Verhältnisse seiner Million Unterthanen bekümmern sollte, ist unmöglich; und doch darf er nach europäischen Begriffen eine individualisirte Durchführung seiner Verfügungen nicht dem Ermessen seiner Unterbeamten überlassen.

Ja, es wird sogar von indischer Seite weniger persönliche Einmischung britischer Beamten in ihre Verhältnisse gewünscht — aus leicht begreiflichen Gründen; fehlt doch selbstverständlich einem Europäer jede Möglichkeit, die ihm dem Wesen nach ganz fremden einheimischen Verhältnisse wirklich durchschauen und beurtheilen zu können. In dieser Hinsicht hatten die mohammedanischen Beamten es noch leichter als die Engländer, weil sie wenigstens Orientalen waren. Hierfür giebt es nur ein einziges Abhülfsmittel; das ist vermehrte Anstellung einheimischer Beamten in selbständig verantwortlichen Stellungen.

Es wird selbst von anglo-indischen Beamten die Behauptung aufgestellt, dass die indischen Staaten unter eingeborenen Fürsten verhältnissmässig besser regiert würden, als ihre eigenen europäisch verwalteten Provinzen. Wie schon erwähnt, ist die Zahl dieser Lehnsstaaten fast 500; einige haben noch Macht über Leben und Tod; die meisten müssen solche Kriminalfälle an die englischen Gerichte überweisen. Auch werden alle ihre politischen und militärischen Maassnahmen überwacht. In jeder anderen Beziehung aber haben sie in ihrer inneren Verwaltung freie Hand. Mag nun diese auch roher und einfacher sein, als die europäische, so zeigt sie sich doch jedenfalls erschwerenden Umständen und Kalamitäten besser gewachsen. Auch sollen sie nicht nur die Hungersnöthe mit geringeren Mitteln zu bekämpfen verstehen, sondern ihnen auch besser vorbeugen können als die Engländer, denen eben doch das Land und Volk fremd bleiben. Ihre Verwaltung ist mehr dezentralisirt und individualisirt. Dabei können die selbständigeren Unterbeamten ihre genauere Kenntniss der Verhältnisse und des orientalischen Denkens und Lebens mehr zur Geltung bringen. Dies macht ihr Verfahren den Indiern mehr sympathisch und entschädigt sie für manche Härten in demselben, welche die abstrakte Rechts-Herrschaft der Engländer vermeidet. Daher sagt man, dass die indische Bevölkerung im grossen Ganzen selbst verhältnissmässig schlechtere Wirthschaft eingeborener Fürsten einer besseren Verwaltung der ihnen ganz fremden Europäer vorzieht. Manche behaupten sogar, dass in den Lehnsstaaten mehr

Glück und Wohlstand herrsche, als in den von Europäern verwalteten Provinzen. Das ist schwer, genauer zu ermessen; allgemein aber sind einheimische Verwaltungen durch indische Staatsmänner, wie die Haiderabads durch *Sir* Sălăr Jang, oder Trawancores durch *Sir* Mādhawa Rāo oder Holkars durch Raghunātha Rāo und noch einige andere mit Recht als mustergültig berühmt geworden. Die Indier sind mindestens ebenso gut wie die Europäer, wenn nicht besser, für die Staatskunst veranlagt und verstehen es vor allen leichter, sich neuen Verhältnissen anzupassen.

Könnten so in mancher Hinsicht die Engländer von den Orientalen lernen, so sollten sie doch wohl in mancher anderen Hinsicht weniger orientalisch auftreten. Wenn zum Beispiel ein Provinzial-Guvernör in Indien reist, so geschieht das mit dem gleichen, wenn nicht grösserem Kostenaufwande, als bei den Gross-Moghuln oder indischen Fürsten. Viele Tausende von Personen werden als Tross aufgeboten, um das Zeltlager und die Ausrüstungen und Vorräthe zu befördern. Dabei kommt jedoch weniger Geld in Umlauf, als es bei den einheimischen Fürsten der Fall zu sein pflegte. Was den Indiern dabei besonders unsympathisch ist, das ist die Anwendung des sogenannten *Begar*-Systems. Das ist eine Aufbietung von zwangsweisen Dienstkräften zur Beförderung der Träger-Lasten und ähnlichen Leistungen. Diese werden zwar nicht schlecht bezahlt, wogegen einheimische Fürsten sie wohl gar nicht bezahlten, aber die rechtmässige europäische Art und der dazu nothwendige Zwang ist eben den Orientalen weniger sympathisch als das eitlere Kostenverschwenden der indischen Fürsten, deren Auswerfen von Gold- und Silberstücken unter die Volksmassen und Aehnliches. Dabei ist es ausserdem für die Engländer nachtheilig, dass mit ihrer fremdländischen Erscheinung der Indier immer noch viel mehr, als es in Wirklichkeit der Fall ist, den Begriff verbindet, dass sie das als Steuern und Abgaben aus dem Lande gezogene Geld nach Europa senden.

Indien muss heute von den Europäern nicht nur indischer, sondern auch mehr von Indien aus verwaltet werden und wenn irgend möglich sparsamer, als es bisher der Fall ist. Dieser Zweck kann wieder nur durch mehr Verwendung indischer Beamten in selbständigen Stellungen erreicht werden.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass der *Civil Service* irgendwie degeneriren dürfte. Die Errichtung eines *Civil Service Institute* in Indien aber in der Art einer europäischen Hochschule, könnte anfangs als Versuch betrachtet werden. Wenn man neben den besten indischen Lehrern die vorzüglichsten englischen Kräfte an

die Spitze stellt und dann dort Europäer und Eurasier mit den Hindus konkurriren lässt, so dass der Korpsgeist solches Instituts auf dem Niveau der europäischen Thatkraft und Charakterfestigkeit erhalten bleibt, so wäre davon doch wohl ein Erfolg zu hoffen.

Ausser der Gewinnung eines mehr indischen Verwaltungs-Apparates würde dadurch viel an hohen Gehalten und Pensionen erspart. Bei gleicher Kompetenz und Unbestechlichkeit sind indische Beamte mit geringeren Bezahlungen zufrieden. Zwar wird man von den Indiern nicht die gleiche Arbeitstüchtigkeit und Thatkraft wie von den jungen britischen Distriktsbeamten erwarten dürfen; und wie schon gesagt, sollte Indien zu seinem eigenen Heile niemals ohne europäische Beamten sein. Aber die Indier können neben ihnen immerhin ihr Land selbst gut genug verwalten, und das Land ist eben jetzt zu »arm«, um sich den Luxus vieler theueren europäischen Beamten in dem bisherigen Maasse leisten zu können.

Ein weiteres Moment zur Rechtfertigung des Wunsches, dass Indien nicht von England aus, sondern in Indien selbst, doch aber von den Engländern regiert werden solle, ist gleich weiter unten auszuführen. Es ist dies, dass sich die Engländer in Indien heimisch machen sollen.

C. Die demnächst wichtigste und schwierigste Frage für die Fortentwickelung Indiens ist die, wie der Volks-Wohlstand zu heben sein wird.

Allerdings ist es wohl übertrieben, wenn behauptet wird, dass die Bevölkerung Indiens hungere oder sonstwie Noth leide, auch da, wo nicht gerade Hungersnoth oder Seuchen oder sonstige zeitweilige Kalamitäten herrschen. Dennoch ist es nicht zu leugnen, dass etwa fünfzig von den 300 Millionen Indiern ständig nicht so viel zu essen haben, wie es für sie nach unseren Begriffen wünschenswerth ist, dass sie auch ihre sonstige Lebensnothdurft nicht in ausreichender Weise befriedigt erhalten und dass ihnen auch vor allen nichts an Zeit und Kraft übrig bleibt, um sich intellektuell fortzubilden (übrigens genau so wie bei uns).

Allen diesen Menschen sollte reichlicheres »täglich Brot« beschafft werden. Die dabei wichtigsten Gesichtspunkte sind schon im vorigen Abschnitte erörtert worden. Hauptsächlich sind jene Aermsten kleine Bauern und Landarbeiter. Selbst dieser Landbevölkerung sollte, soweit es möglich, mehr und mehr der Vortheil der europäischen Zivilisation und Organisation zu Theil werden; und bei der Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage sollte ihnen diese auch als Vortheil der Zivilisation fühlbar gemacht werden.

Diese Aufgabe hat auch die britisch-indische Regierung schon seit vielen Jahren in's Auge gefasst. Die Begründung von Agrikulturschulen wurde schon oben erwähnt. Als ein weiteres Beispiel sei hier unter anderem hervorgehoben, dass 1889 Dr. J. A. Voelcker, der konsultirende Chemiker der *Royal Agricultural Society* von England, nach Indien berufen wurde, um die ganze Frage der indischen Agrikultur gründlich zu untersuchen und über die Maassregeln zu berichten, die zu ihrer Verbesserung getroffen werden könnten. Dr. Voelcker blieb 13 Monate in Indien und widmete diese ganze Zeit auf das eifrigste seinen praktischen und wissenschaftlichen Untersuchungen in den verschiedenen Provinzen. Seine Ergebnisse sind veröffentlicht in dem *Report on the Improvement of Indian Agriculture.* Auf die Einzelheiten dieses Berichtes kann hier nicht wohl eingegangen werden. Derselbe hat aber zu der Konferenz von Gauhâti im Januar 1896 geführt, wo beschlossen wurde, das Erziehungssystem in Indien umzugestalten, es praktischer zu machen und mehr auf den elementaren Unterricht in den Wissenschaften Gewicht zu legen, um dadurch besonders die Beobachtungsgabe der Schüler und ihre technische Ausbildung zu fördern. Sehr zu hoffen ist, dass diese Maassregeln wenigstens mittelbar auch mit der Zeit der grossen Masse jener armen Landbevölkerung zu Gute kommen mögen.

Leichter ist der wirthschaftliche Aufschwung der städtischen Bevölkerung zu befördern; und der Wohlstand in den Städten steigert sich ja ganz von selbst schon jetzt mit ihrer wachsenden Produktivität. Zugleich gestaltet sich auch ihr Wirthschaftsbetrieb immer mehr in europäischer Weise aus. Das einzige, was dazu noch zu erwähnen sein mag, ist vielleicht, dass Schutzzölle für die Entwickelung der indischen Industrie zeitweilig wünschenswerth sein werden.

Aber der Industrie-Aufschwung Indiens ist wohl die geringste Sorge, die sich eine europäische Regierung dort zu machen braucht. Mit der Arbeitskraft dieser Bevölkerung, die ein Fünftel der gesammten Menschheit ausmacht, wird das Land sich einen hohen Platz in der modernen Weltwirthschaft schon ganz von selbst erobern.

In der Hauptsache wird die gesammte Industrie von Grossbritannien und Irland mit nur 3 Millionen Arbeitern bewerkstelligt. Für eine gleiche Leistung würden im Indien vielleicht 9 bis 12 Millionen Fabrikarbeiter nöthig sein. Jetzt ist deren Zahl etwa 400,000. Aber dass sie sich verdoppelt und verdreifacht oder auch verzehnfacht und verhundertfacht, ist doch nur eine Frage von kürzerer oder längerer Zeit. Die Arbeitskräfte Englands sowie aller europäischen Länder sind

beschränkt und wachsen höchstens mit dem Zuwachs der Bevölkerung; die Indiens sind noch unerschlossen, und der Vorrath seiner Arbeitskraft scheint unerschöpflich.

Jetzt leben etwa 20 Millionen Indier in oder bei den grösseren Kulturzentern des Landes und sind dadurch unmittelbar dem Einflusse der europäischen Kultur zugänglich. Mit fortschreitender Ausbreitung der zivilisirten Volkswirthschaft in Indien, extensiv und intensiv, wird sich die Zahl jener Bevölkerung bald auf 30 oder mehr Millionen heben. Nicht nur ist bereits von dieser jetzigen Volkszahl in den grössern Städten ein sehr grosser Theil voraussichtlich dazu präsdestinirt, über kurz oder lang an der Fabrikarbeit sich zu betheiligen: ganz besonders wird auch der grössere Theil der immer weiter noch den Städten zuziehenden Arbeitskräfte eben nur durch den zunehmenden Fabrikbetrieb angezogen werden.

Dabei ist es für Indien ein Vortheil, dass seine Arbeiter nicht, wie die deutschen und die englischen, durch etwaige Zufuhr von chinesischen Kulis oder Negern unterboten werden können. Indien aber hat noch einen anderen grossen Vorzug vor den Staaten europäischer Rassen, dass es nämlich ihrer Länder nicht zu seiner Güter-Produktion bedarf; es findet alles Rohmaterial, was es gebraucht, im Lande selbst und kann auch selber alle Fabrikate, die es braucht, erzeugen.

D. Dass die sozialen Unzuträglichkeiten Indiens den Europäern irgendwie ernstliche Schwierigkeiten bieten, halte ich für eine irrthümliche Vorstellung. Durchweg sehen die Europäer die Lebensverhältnisse der Hindus missverständlich an, weil sie mit den Vorurtheilen ihrer einseitigen europäischen Anschauung an sie hinantreten.

Die Regierung mischt sich sehr mit Recht, so wenig wie nur irgend möglich, in die gesellschaftlichen und anderen kulturellen Verhältnissen der Hindus ein. Es ist auch solche Einmischung um so weniger nöthig, als die Hindus selbst bereits zu der Erkenntniss der Reformbedürftigkeit vieler ihrer Sitten und Einrichtungen hell erwacht sind. An den National-Kongress schliesst sich in jeder seiner Sitzungsperioden eine Sozial-Konferenz. Dabei kommt aber durchaus nichts von Sozialismus oder wirthschaftlichen Gesichtspunkten zur Sprache. Denn diese Konferenz bezieht sich eben ausschliesslich auf die Reform des Hinduismus. Unter andern werden dort auch alle von uns oben erwähnten Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens der Hindus besprochen.

Welche Reformen aber in Hinsicht derselben wünschenswerth

und auch durchführbar sind, das muss gänzlich den Trägern dieser Bewegung überlassen bleiben. Wirkliches Eingreifen in diese Verhältnisse ist ja den Europäern ganz unmöglich; wo aber die Hindus selbst die Unterstützung der Regierung wünschen, werden sie es nicht versäumen, diese zu erbitten. Freilich möchte auch ich glauben, dass es für Indien gut sein würde, wenn die Hindus etwas mehr *radjasaguna* Thatkraft in sich ausprägten. Aber deshalb ihr Familienwesen und selbst ihr Pardä-System angreifen zu wollen, ist besonders für die Anglo-Indier bedenklich; denn in Hinsicht ihrer Frauen trauen die Hindus grade den Anglo-Indiern am wenigsten. Diese stehen bei ihnen in sehr schlechten Rufe, was das Verhältniss der Geschlechter anbetrifft. Und nach den vielen Skandal-Geschichten, von denen das Leben der anglo-indischen Kreise voll ist, muss — wenn auch nur ein Theil davon wahr ist — das Sittenleben in den grossen Städten Indiens nicht viel besser sein als das Pariser Leben seinem Rufe nach.

E. Als die grösste Schwierigkeit für die Engländer, sich den Besitzstand Indiens kulturell und kommerziell für immer zu erhalten, wird durchweg der Gegensatz der Rassen und Kulturen des Westens und des Ostens bezeichnet. Jede der beiden Partheien hält sich für der anderen weit überlegen an Herkunft wie an kulturellem Werthe, und die Kluft zwischen beiden scheint unüberbrückbar; insbesondere ist auch der Rassen-Instinkt der Engländer so stark, dass ihr Wesen mit dem der Indier ganz unvereinbar erscheint.

Besonders dem Hindu gegenüber ist der typische Engländer in Indien, der eigentliche Anglo-Indier, nicht nur kalt, sondern meist so beleidigend, dass man annehmen sollte, ein Zusammengehen mit den Indiern könnte ihm überhaupt nie als erwünscht erscheinen; und doch muss sich jeder Europäer dort, der nachdenkt, sagen, dass all seine Interessen sehr darauf gestellt sind, dass solche Gemeinsamkeit sich möglichst anbahnt. Die Gewaltherrschaft trägt stets den Keim des Todes in sich selbst.

Das Auftreten der Engländer in Indien kennzeichnet sich dadurch, dass sie die Indier sämmtlich nur als »Eingeborene« *(Natives)* im Sinne von Halb-Wilden bezeichnen, nicht als Indier oder Hindus. Welchen Eindruck das auf die feinsinnigen Indier macht, kann man sich leicht vorstellen, wenn man annähme, dass die hier in Deutschland reisenden Engländer sich angewöhnen wollten, uns nicht mehr als »Deutsche«, sondern in jenem Sinne nur als »Eingeborene« zu bezeichnen. Es liegt zweifellos darin der grandioseste Hochmuth ausgesprochen, ungefähr so wie in der Bezeichnung als »Heiden«.

Verschärft wird jener Rassengegensatz von Seiten der Engländer noch durch die Prätension der unbedingten Ueberlegenheit nicht nur unserer materielleren Kultur, sondern auch der christlichen Religionsform; und doch stellt gerade diese Aeusserlichkeit sie als minderwerth in den Augen der Brahmanen dar. Nicht die äusserliche Form, die Dogmen und Gebräuche, verleihen einer Religion den Werth, sondern die Fülle ihres Geistes an Erkenntniss und an Liebe. Im Sinne dieses Geistes aber wird man leicht erkennen, dass das geistige Christenthum und das geistige Brahmanenthum aus ganz derselben Quelle der Erkentniss fliessen und demselben Meer der Gottesliebe zuströmen. Ob aber unser Kirchenthum oder das Brahmanenthum auf ihrem Laufe durch die Welt von zielbewussterer Erkenntniss und von klarerer Philosophie getragen werden, das ist ja eine Frage, über die doch Niemand sich ereifern sollte.

Uebrigens kommt jener Rassen-Gegensatz kaum dort zur Geltung, wo der Europäer sich den Massen der Bevölkerung im offenen Lande gegenüberstehen sieht, viel mehr nur in den Städten, wo auch ihrerseits die Indier mit dem Anspruche zum mindestens auf volle Anerkennung, wenn nicht gar auf Gleichberechtigung auftreten. Da verschärft der Gegensatz sich um so mehr, je leichter es den Indiern wird, den Europäern durch die Universitätsbildung in höheren Verwaltungsstellen, wie auch im wirthschaftlichen Wettstreite Konkurrenz zu machen. Wo der Indier sich stillschweigend als minderwerthige Rasse gelten lässt, da ist der Anglo-Indier ihm gegenüber leutselig und lässt sich wohlwollend zu ihm hinab. Doch die Brahmanen, die in den modernen Wissenschaften gut beschlagen sind, deren gelehrte Arbeiten von vornehmen Verlegern Londons gedruckt werden, oder die mit Auszeichnung als Richter in den höchsten Gerichtshöfen fungiren, oder die einheimische Staaten mit vielen Millionen Einwohnern verwalten, oder moderne Fabriken betreiben, oder grosse kaufmännische Geschäfte leiten und kühne Spekulationen durchführen, oder englische Zeitungen herausgeben, oder als gewandte Redner mit staatsmännischer Einsicht und Weltkenntniss auftreten, die sind ein Greuel im Auge jedes richtigen Anglo-Indiers.

Ein gesellschaftlicher Verkehr zwischen den Engländern und Indiern ist nur in sehr beschränktem und einseitigem Maasse und auch nur in oberflächlicher Weise möglich. Um irgend welches Einverständniss zwischen den gebildeten Gesellschaftsklassen beider Rassen zuzulassen, ist der Unterschied der Anschauungen und der Lebenskreise viel zu gross. Alle Gewohnheiten der beiden Rassen

sind zu grundverschieden; ihre Lebensauffassung und ihre Strebensziele sind einander fast entgegengesetzt. Mehr als all' dieses jedoch machen die Frauen diese Rassengegensätze unvereinbar. Stellt der Anglo-Indier sich dem Hindu gegenüber kalt, formell und vornehm, so drückt die Verachtung, selbst für die gebildeten Hindus, bei den anglo-indischen Damen sich oft noch verständnissloser aus.

Schlimmer noch für die Unmöglichkeit eines gesellschaftlichen Verkehrs auf einigermaassen gleichem Fusse ist auch auf Seite der Hindus das gänzliche Fehlen des weiblichen Elements. Mehr noch als die absperrenden Vorschriften der Djâti-Ordnung trennt sie von den Europäern das Pardâ-System ihrer Senânas. Etwaige Festlichkeiten daher, zu denen ein Indier Europäer einladet, können immer nur einen rein formellen, oberflächlichen Charakter tragen. Mag dabei auch noch soviel an Glanz und Luxus aufgewendet werden, dass dabei wohl Europäerinnen, aber keine Hindu-Frauen erscheinen, lässt solche Festlichkeit sich für die Europäer niemals über das Niveau eines Vergnügens, wie etwa eine Jagdpartie oder eine Zirkus-Vorstellung, erheben.

Noch eine andere Seite dieses Rassen-Gegensatzes ist es, die besonders den Engländern einen intimeren Umgang mit den Hindus fast bis zur Unmöglichkeit erschwert; das ist die Aesthetik oder vielmehr das nach europäischen Begriffen unästhetische Wesen des Hinduismus. Schon die vegetarische, einfache und enthaltsame Lebensweise der Hindus wäre — auch ganz abgesehen von der Djâti-Ordnung — störend, weil der Europäer unaufhörlich Hunger und Durst hat oder zu haben vorgiebt und seinen Umgang mit Menschen hauptsächlich durch ein Zusammen-Speisen und Zusammen-Kneipen, wenn nicht gar Zusammen-Skatspielen betreibt. Je intimer aber der Verkehr mit den Brahmanen ist, um desto mehr beschränkt er sich auf den Gedanken-Austausch.[1])

Eben dieses, dass den Indiern die gesellschaftlichen Formen und die äussere Aesthetik des konventionellen Lebens der Engländer fehlen, ist der eigentliche Grund und Sinn des Wortes »Eingeborene«, mit dem die Anglo-Indier die Hindus als halb-kultuvirtes Volk bezeichnen wollen. Der heutige Europäer schätzt den Menschen eben nach den Formen seines Auftretens, nicht nach dem Wesen seines Gedankenlebens.

Was den Europäer aber von dem Hinduismus als besonders unästhetisch abstösst, ist das, was er »Götzendienst« zu nennen

[1]) Der gewöhnliche Deutsche würde deshalb wahrscheinlich sagen, das Hinduleben ist ein Hundeleben.

pflegt. Die verwandte Geistessphäre im Katholizismus sucht sich möglichst in schöne, künstlerische Formen zu kleiden. Das vermeidet der Hinduismus fast grundsätzlich. Wohl hat auch die Kirche, sowie er, ihre Symbolik, aber diese ist dem heutigen Kirchenchristen fremd geworden. Selbst in seinem Kruzifix sieht dieser nur die Darstellung einer geschichtlichen Thatsache und vergisst, dass deren Authentizität nicht einmal fest verbürgt ist, sondern nur auf frommen späteren Berichten beruht. Ehe daher nicht ein Europäer eingesehen hat, dass die Symbolik des gekreuzigten Gottmenschen, als erlösendes Erlebniss jedes Einzelnen, das geistige Wesen und der eigentliche Sinn und Werth der Erzählung von Golgatha ist, (was ja freilich alle christlichen Mystiker immer begriffen haben), eher wird ihm auch ein geistiger Verkehr mit den Brahmanen weder werthvoll noch auch leicht sein.

Die Hindus und besonders die Brahmanen sehen wieder ihrerseits auch jetzt noch auf die materiell gesinnten, Rindfleisch essenden, Wein und Bier trinkenden Europäer als »Mletschtschha«[1]) mit demselben Widerwillen herab, wie einst ihre Vorväter auf die barbarischen Ureinwohner Indiens. Es ist jedoch ein wesentlicher Unterschied in ihrer Stellungnahme von der Art der Engländer: während diese mehr demonstrativ und aggressiv sind und auch ihre Rassenabneigung persönlich mehr empfinden, sind die Hindus mehr durch ihre herrschenden Kasten-Vorschriften und die sie zwingenden Sitten als durch persönliche Abneigung gebunden.

Wie der Hindu jetzt die Herrschaft der Engländer dort empfindet, kann man übrigens sich leicht vorstellen. Denkt man sich das Deutsche Reich sei nicht gegründet worden, dagegen habe eine Armee von Japanern sich das Land des alten Deutschen Bundes erobert, indem es die zersplitterten und auf einander eifersüchtigen Bundesstaaten, ähnlich wie Napoleon I., gegen einander ausgespielt habe; und so sei das alte Kulturvolk Deutschlands durch ein so junges, wie die Japaner, unterworfen worden. Ungefähr so wie wir jetzt auf diese hinabsehen, so betrachten die Hindus von ihrem idealistischen Standpunkte die Engländer.

Nun denke man sich, Deutschland würde als ein japanisches Reich durch einen japanischen Prinzen verwaltet, dessen Person

[1]) Das Wort drückt schon in seiner Lautbildung vortrefflich die Empfindung der Verachtung aus. Für uns moderne Europäer habe ich auch in den Bergen einmal einen Ausdruck gehört, der wie »Pieling« lautete und etwa als »schwächliches Blassgesicht« wiederzugeben wäre. Dies soll ein tübetanisches Wort sein. — Uebrigens aber hegen durchweg auch die Mohammedaner uns »Kafirs« gegenüber mindestens die gleiche, wenn nicht grössere Verachtung, die noch durch ihre Intoleranz gegen das Christenthum verschärft wird.

alle fünf Jahre wechselt. Unter ihm fungierte ein Beamtenstab von Tausend ganz gescheidten Japanern, die sich meist uns gegenüber recht wohlwollend stellten, und sehr viele gute und geschickte Einrichtungen machten, die zum grossen Theil sogar nach deutschen Rathschlägen, Ideen und Gewohnheiten gemodelt wären. Aber diese Beamten sowie auch ihr Prinz hätten vor allen das Interesse hohe Gehalte zu beziehen und bald möglichst wohlhabend mit guter Pension nach Japan heimzukehren; auch würden alljährlich viele Millionen aus dem Steuerertrage unseres Landes nach Japan geschickt. So wie wir uns dann den Japanern gegenüber fühlen würden, so empfindet jetzt der Hindu den Europäern gegenüber.

Alle jene unleugbaren Gegensätze zwischen den Engländern und den Hindus werden allgemein so sehr betont, dass man allmählich angefangen hat, an ihre unüberwindliche Bedeutsamkeit zu glauben. Allerdings würden sie vielleicht in jedem anderen Lande ein unübersteigliches Hinderniss sein; jedoch sind sie es gerade nicht in Indien, das an solchen Gegensätzen reich ist und dessen Kultur-Ordnung ganz auf den »Kasten«-Unterschieden beruht. Das einzige, was hierzu nöthig, ist, dass man alle Prätensionen aufgiebt, diese Rassengegensätze vereinbaren zu wollen. Man hat lediglich anzuerkennen, dass die Europäer eben einen eigenen »Warna« (Stand) darstellen, der sich grade um so besser und natürlicher in die Gesellschafts-Ordnung Indiens hineinfügt, je schärfer er sich absondert.

Sich nicht als eigene Gesellschaftsklasse (Warna) anzuerkennen, haben auch die Engländer gar keinen Grund, denn in Europa ist die Kluft zwischen den höheren und niederen Gesellschaftsklassen ebenso unüberbrückbar wie in Indien. Auch gesellschaftlicher Verkehr zwischen den verschiedenen Kreisen ist in Europa ebenso wenig möglich, wie in Indien zwischen den verschiedenen »Kasten« oder Rassen oder Religionsgemeinschaften der Europäer, Hindus und Mohammedaner. Auch das Eintreten eines fremden Elementes in die indische Kulturordnung der Hindus ist diesen nichts Neues mehr seit den Jahrhunderten, dass die Mohammedaner als eigene gesellschaftliche Klasse abgesondert unter ihnen gelebt haben.

Also diese Unterschiede sind nicht unindisch, und selbst Hochmuth und Prätension irgend welcher Art sind so landesüblich, dass sie keinen Hindu stören sollten. Selbstverständlich ist dabei, dass wenn die Anglo-Indier sich weniger verhasst zu machen wünschen, sie ihren Stolz nur etwas weniger zur Schau zu tragen brauchen; und je mehr sie alle Bestrebungen aufgeben, einen gesellschaftlichen Verkehr mit den ihnen fremden Rassen und Gesellschaftsklassen

Indiens anzubahnen, desto indischer wird ihr Auftreten sein, und desto weniger werden sie auch die Gefahr laufen, durch ihre Rassen-Eigenthümlichkeiten und Instinkte dort Anstoss zu erregen. Auch die Mohammedaner waren und sind bei den Hindus nicht beliebt; die Europäer aber haben doch als Arier immer noch viel mehr Aussicht, einst das Vertrauen der Hindus zu gewinnen.

Hierzu und um sich zugleich mit dem guten Willen der Hindus auch das kulturelle Recht ihres dauernden Besitzstandes in Indien zu sichern, bedarf es wohl nur zweier Dinge, die sich jetzt schon thatsächlich anbahnen und deren baldige Ausgestaltung ebenso sehr wünschenswerth wie möglich ist. Erstens müssen sich die Engländer in Indien völlig heimisch machen; zweitens müssen sie sich als selbständiges Glied in das Kulturleben Indiens hineinfügen.

I. Auf die Dauer kann Indien nur von einem Volk beherrscht werden, das im Lande heimisch ist. Warum sollte dies den Engländern nicht möglich sein? Warum sollten Europäer nicht in Indien dauernd leben und ihre Familien dort für immer ansiedeln können, ebenso wie sie dies in den Tropen von Süd- und Mittel-Amerika gethan haben?

In Indien ist dies sogar sehr viel leichter möglich durch die Nähe und Zugänglichkeit des Himalaya und seiner Vorberge. Schon jetzt gönnt jeder Anglo-Indier, der es sich irgend leisten kann, sich in jeder Sommerzeit einen Erholungs-Aufenthalt in den Bergen, in Dardjiling, Simla, Mussûrie, Naini Tal und anderen hoch gelegenen Stationen der Europäer.

Für ein weiteres sich Festsetzen der Engländer wird ausserdem nur die Ausführung des schon öfter erörterten, bisher vertagten Planes einer europäischen Ansiedelung in Kaschmîr nöthig sein. Dort, im gemässigteren Klima oder sonstwo in den Bergen, sollten insbesondere alle Kinder der Europäer aufwachsen und dort sich ihren Lebens-Vorrath an Frische und Thatkraft sammeln. Dort im äussersten Nord-Westen würde eine Ansiedelung von Europäern in grösserer Anzahl auch am wünschenswerthesten sein, insofern sie dort der allein bedrohten Grenze Indiens am nächsten sind.

Ferner könnten sich die Anglo-Indier in den grösseren, wie in den kleineren Städten örtlich sogar noch mehr als bisher abschliessen und alle ihre Gemeinschaft betreffenden Angelegenheiten ganz allein besorgen, so weit es ihnen irgend wünschenswerth erscheint. Das würde sie nur dort zu Lande immer einheimischer, immer indischer machen und würde ihnen Aerger und Misshelligkeiten ersparen. Jeden europäischen Drang nach demokratischer Verallgemeinerung gesellschaftlicher Vortheile und Einrichtungen müssen sie

möglichst auf sich selbst beschränken, um in Indien heimisch zu werden.

Sicher ist, dass in demselben Maasse, wie die Engländer auf solche Weise sich das kulturrelle Heimathsrecht in Indien mehr und mehr erwerben, sie nicht nur im gleichen Maasse das Vertrauen der Hindus sich gewinnen, sondern auch sich um so leichter ihre Suprematie erhalten werden. Der nur europäische, nicht indische Gedanke, dass dies unbrüderlich, nicht altruistisch sei, ist ein Irrthum; denn indem sie das ganze Land beherrschen, dienen sie auch dem Ganzen, und je mehr sie sich als eigenartiges Glied des Ganzen ausgestalten, um so besser können sie auch für das Ganze wirken. Auch besteht ja der Begriff der Brüderlichkeit nicht in einer Gleichheit, sondern in Ungleichheit; denn Brüder sind doch selten Zwillinge und wären auch als solche noch nicht gleich. Gewöhnlich aber sind sie sehr an Alter, Leistungsfähigkeit und den ihnen gesetzten Lebensaufgaben verschieden. Der Begriff der Brüderlichkeit besteht nur in der Pflicht einander beizustehen und auszuhelfen.

In der That ist die Sachlage für die Engländer auch überaus günstig, um unter den Indiern heimisch zu werden. Nicht allein entspricht im grossen Ganzen das mannhafte Wesen der meisten Anglo-Indier, sondern insbesondere der Typus der britischen Beamten dort den indischen Begriffen eines Kriegers *(Kshatriya)*. Ich glaube, dass man selbst nach idealsten indischen Anforderungen sie als höchstes Prototyp moderner Kshatriyas wird gelten lassen;[1]) und in demselben Maasse, wie der Hindu sich gewöhnt, die Europäer mehr und mehr als seine neue »Kriegerkaste« aufzufassen, um so mehr wird er ihnen Sympathie und Vertrauen entgegenbringen. Je mehr der Europäer erst in diesem Sinne anerkannt wird, um so mehr hat nach uralten Landesbrauch kein Mensch, kein Volk, keine Gesellschaftskaste, keine andere Interessengemeinschaft je das Recht ihn wieder aus dem Lande zu vertreiben. In demselben Maasse bedarf es für die Europäer auch geringerer Macht, um ihre Herrschaft dort aufrecht zu erhalten.

Bei solcher Ausgestaltung der Verhältnisse ist es auch gleichgültig, ob oder wie sehr es den Europäern zum Bewusstsein kommt, dass sie sich dadurch mehr und mehr indisieren. In demselben Maasse, wie

[1]) Die Brahmanen halten sich als Indo-Arier für die erste oder älteste Zweig-Rasse des arischen Rassenstammes. Nach verschiedenen zeitlich auf einander folgenden Zweigbildungen hat sich die heutige europäische Rasse als die fünfte Zweig-Rasse entwickelt. In Nord-Amerika soll sich jetzt die sechste und wahrscheinlich aus dem künftigen Europäerthum in Indien die siebente Zweigbildung der arischen Rasse ausgestalten.

sie mehr dort heimisch werden, wird sich schon von selbst ihr Stolz weniger agressiv und offensiv erweisen; sie werden weder das Bedürfniss haben, auf ihre europäische Herkunft den Indiern gegenüber zu trumpfen, noch auch sonst so leicht von ihnen zur Gehässigkeit gereizt werden.

II. Was zur organischen Einfügung in den Hinduismus nöthig ist, haben wir schon oben im zweiten Abschnitte gesehen. Hier nun ist freilich nicht gemeint, dass sich die Europäer als Hindus fühlen, oder gar als solche aufspielen sollten. Sie müssen und werden aber mit der Zeit zum Hinduismus und in Sonderheit zum geistigen Brahmanenthum eine nicht so verständnisslose und bigott-christliche Stellung nehmen, wie dies bisher bei der grossen Masse der fast 170 000 Anglo-Indier und wohl auch bei der Majorität der 85 000 Eurasier der Fall ist.

Auch die äussere Berechtigung des Brahmanenthums, wenigstens in der eigenen Sphäre des Hinduismus, werden sie mehr als bisher anerkennen. Auch das wird sich von selbst machen, je mehr die Europäer sich in Indien heimisch fühlen und ganz auf sich selbst in Indien angewiesen sein werden.

Weiter ist freilich noch etwas geistige Verinnerlichung und Vertiefung nöthig, falls die Europäer auch eine herrschende Stellung im Bereich der Geisteskultur Indiens einnehmen wollten. Doch auch solcher idealistische Sinn mag sich unter den angegebenen Verhältnissen schon mit der Zeit einstellen. Einstweilen wäre wenigstens etwas mehr unparteiische Anerkennung des religiösen Strebens-Ideal im Brahmanenthum und seine Identität mit dem des Ur-Christenthums wünschenswerth. Mag es auch den Europäern mit der Zeit gelingen, die Hindus und vielleicht sogar die Mohammedaner in Indien noch so sehr zu »zivilisiren«, so wird doch die geistige Kultur dort ebenso wenig europäisch wie mohammedanisch werden; sie wird stets nur eine Form des Hinduismus sein. Indiens religiöses Streben wird und sollte immer das des gottmenschlichen Ideales bleiben; und es wird dies hohe Geistes-Ideal nicht nur klarer erfassen, sondern auch praktischer erstreben, als das christliche Europäerthum, vor allem unser Kirchenthum, dies können.

Solchen Idealismus werden allerdings die heutigen Anglo-Indier meist als abenteuerlich verlachen. Sie werden sagen: Sollte selbst die europäische Kultur in Indien nicht mehr durch unsere britische Armee gesichert sein, dann wäre doch die einzige Grundlage für uns der europäische Wirthschaftsbetrieb und die Europäisirung der politischen Führer des Volks.

Das ist aber doch ein Irrthum! Von der materiellen und politischen Gestaltung hängt nicht die Entwickelung des Volkslebens allein ab. Ja, nicht einmal in erster Linie, sondern beide stehen innerlich unter dem Einflusse des Geisteslebens. Mag auch noch so lange, noch so blendend sich das Aeusserliche geltend machen: der zuerst und auch zuletzt maassgebende Faktor ist es nicht. Es ist immer nur eine Frage der Zeit, oft vielleicht einer sehr kurzen Zeit, dass der Idealismus schliesslich über den Materialismus siegt. In Indien ist dies mehr als anderswo und schneller zu erwarten. Die uralte brahmanische Geisteskultur ist stärker als das Schwert und als Kanonen und als das materielle Schwergewicht des anspruchsvollen Luxuslebens.

Jetzt ist überhaupt von intensivem Geistesleben bei den Anglo-Indiern wohl nicht viel zu finden; höchstens versparen einige sich dieses auf die Zeit, wenn sie erst heimgekehrt sein werden und sich dann vielleicht ernsteren Studien zuwenden können. Bisher sinnt der Engländer in Indien nur darauf, so schnell wie möglich sich dort zu bereichern, um so bald als möglich heimkehren zu können. Erst wenn Europäer sich in grösserer Zahl in Indien heimisch machen werden, wird ein geistiges Kulturleben unter ihnen aufblühen können.

Ueberhaupt wird man sich ja nie mit der Forderung religiöser und philosophischer Vertiefung an grössere gesellschaftliche Kreise wenden können, denn das innerliche Leben ist rein individuell und wo es in gegebenen menschlichen Gemeinschaften nicht vorhanden ist, da kann es auch nicht durch äussere Anregung geweckt werden. Wenn aber erst das Europäerthum in Indien mehr heimisch geworden sein wird, dann wird eine Zeit kommen, wo andere Geister es in Indien vertreten werden. Andere Geisteskreise werden von Europa dorthin kommen und werden das Europäerthum in Indien beleben, anders Denkende, die weder kirchlich bigott, noch oberflächlich gesinnt sind. Diesen wird es dann auch glücken, ein geistiges Einverständniss der Europäer mit den Hindus anzubahnen.

Diese neuen Geisteskreise können auch und werden wohl echt christlich gesinnt sein. Doch bedenkt man, dass die Hindus gern das Christenthum gelten lassen, so ist für solche Europäer nur erforderlich, dass sie weniger formelles Kirchenthum als geistiges Christenthum bei sich zur Geltung bringen. Ja, es würde schon genügen, wenn überhaupt ihr Leben und ihr Treiben mehr ein Arierthum ausprägte, weniger materiell, mehr geistig wäre. Dadurch werden sie nicht nur die Zuneigung und Achtung der Brah-

manen sich erwerben, sondern diesen ebenso viel nützen, wie durch sie gewinnen können.

Eine ganze Weile noch kann wohl der Geist des »Sodom und Gomorrha« europäischer Kultur in Indien weiter herrschen. Aber seine Tage sind gezählt, er wird schliesslich zu Grunde gehen; er muss Arywartas Boden räumen. Würde er aber in den Abgrund eines feurig glühenden Jung-Indiens versinken, das er jetzt in der Betäubung seines Luxuslebens ignorirt, so würde er nicht nur das Engländerthum, sondern das Europäerthum in Indien überhaupt schwer schädigen.

Aber solche Katastrophen der Kulturentwickelung sind nicht nach äusseren Anzeichen zu ermessen, vielmehr sind sie aus dem Geiste der Geschichte zu erkennen; sie verleihen der Gerechtigkeit der Weltordnung Ausdruck. Und in diesem Falle, wo es sich um Indien handelt, wird gewiss nur das geschehen, was für dessen fernere geistige Entwickelung das Beste ist und was es jetzt nach seinen letzten leidvollen Jahrtausenden für sich bedarf und auch verdient.

Das Europäerthum ist allerdings in Indien unentbehrlich. Vielen Völkern ward schon die Gelegenheit geboten, ihre Kraft an Indien zu versuchen. In der neueren Zeit kamen zuerst die Portugiesen mit ihrem Bekehrungseifer und ihren Grausamkeiten unter dem Deckmantel des Kreuzes. Dann kamen die Holländer; sie trieben Handel, und sie waren klug, doch mehr für sich als weise für Indien. Nach ihnen kamen die Dänen, ihnen ähnlich, doch mit etwas mehr nordischer Schwärmerei. Ihnen folgten die Franzosen, suchten Ruhm und Macht und Glanz; sie waren tüchtig und geschickt, aber sie wurden »gewogen und zu leicht befunden.« Nichts blieb ihnen von dem Ruhm, und Indien blieb von ihnen kaum mehr als eine Erinnerung.

Dann erst kamen die Engländer. Auch sie gingen nach Ruhm und nach Erwerb und suchten nicht den Vortheil Indiens, sondern ihren eigenen. Auch soll nicht abgestritten werden, dass an ihrer Aneignung Indiens mancherlei dunkle und hässliche Flecke haften. Aber England hat diese gesühnt durch alles Das, was es für Indien geleistet hat; und es hat mehr als irgend eine andere Nation ein Anrecht darauf, Indien sich dauernd für die englisch denkende und redende Zivilisation zu erhalten. Zieht man nicht nur alles in Betracht, was sie für Indien schon gethan; vergleicht man vielmehr das mit dem, was andere Völker anderswo geleistet haben, so wird man wohl sagen, dass auch keine andere Nation Europas hier in

Frage kommen könnte, die Indien besser fördern, Indien Besseres bieten und für Indien mehr sein könnte als die Engländer.

Aber die Russen?! Diesen würde es wohl allerdings noch leichter werden als den Briten, sich als neue Kshatriyas in die indische Gesellschafts-Ordnung hineinzufügen — ähnlich, wie es die Mohammedaner thaten, die trotz ihrer religiösen Feindseligkeiten doch dem sozialen und dem wirthschaftlichen Volksleben der Hindus weniger fremd gebliesen sind als die Engländer.

Doch auch diese werden dort nicht fremd bleiben. Und was würden die Russen sonst den Hindus wohl je nützen können. Nur dies eine sei erwähnt, England wird Indien eine konstitutionelle Verfassung geben, die ihm Russland nie gewähren würde. England lässt dem Geistesleben Indiens freien Raum, und Russland würde es ersticken wollen. Schon durch eben diese Freiheit des englischen Geistes ist Indien kulturell und wirthschaftlich eng an England geknüpft; und dass dieses starke Band die beste Sicherung Englands gegen eine russische Invasion Indiens ist, schon daran ist unzweifelhaft zu erkennen, dass von allen europäischen Nationen, die in Frage kommen können, die Engländer allein berufen sein werden, Indien aus dem wüsten Traume seines langen Winterschlafes zu erwecken, zu erlösen.

Freilich bei dem Allen bleibt im Hintergrund doch der Gedanke, dass Niemand die Möglichkeiten der Weltordnung zu ermessen vermag. Jede Ursache hat ihre Wirkung, jede Schwäche ihren Misserfolg. Für die objektive Betrachtung ist der Gang, den die Entwickelung Indiens nehmen wird, ideell wie materiell, hinlänglich klar. Würden die Engländer nicht rechtzeitig sich dem Fortschritte auf diesem Wege anschliessen, so würde es ihnen nicht gelingen, die Entwickelung zu hemmen. Sie würden ganz unzweifelhaft durch die urgewaltigen Natur- und Kulturkräfte aus dem Wege gedrängt werden. Die Lebenskraft des indischen Volks-Organismus würde sie wie einen Krankheitsstoff ausscheiden, und die göttliche Weltordnung würde sicherlich andere Mittel finden, um Indiens Ziele zu erreichen. Doch England wird nach aller menschlichen Berechnung diesen Weg rechtzeitig gehen. Indien wird dauernd englisch bleiben, und es wird den Engländern gelingen, diese grosse Aufgabe zu lösen, wohl eine der grössten Weltkulturaufgaben.

Diese Aufgabe und ihre Tragweite ist sehr viel grösser, als sie jetzt erscheinen mag. Sie hat fast ebenso Wichtiges für Europa, wie für Indien zu leisten, und für beide ebensowohl Geistiges wie Materielles. Noch für längere Zeit werden europäischer Unter-

nehmungsgeist und europäische Staatskunst reichlichen Gewinn aus Indien ziehen. Aber wichtiger als Alles wird wohl für Europa die geistige Wirkung der Erschliessung Indiens sein.

Durch den Austausch der Geisteskultur des Westens und des Ostens, dadurch, dass auch in Europa weiteren Kreisen der Einfluss der philosophischen Erkenntniss und des religiösen Strebens zu Theil wird, dadurch wird ihnen mehr als durch irgend etwas anderes eine zweifache Befreiung ermöglicht, einerseits aus den Banden aller dogmatischen Theologie und anderseits von dem Alpdruck des pessimistischen Materialismus.

Schon jetzt sind wir nicht fern von einer Zeit, in der einige Kenntniss Indiens und ein Verständniss für die geistigen Probleme seines viel tausendjährigen Gedankenlebens als die höchste Geistesbildung in Europa anerkannt wird. Heute schon weist Alles uns auf Indien als das Land hin, von dem aus allein uns eine Renaissance unserer Philosophie erblühen kann. Je mehr nun noch das Europäerthum in Indien heimisch werden wird, um so viel mehr werden auch Männer voll geistiger Interessen und Ideale nach Indien ziehen und dort dauernd oder doch für längere Zeit ihren Aufenthalt nehmen. Diese werden dort zur Neubelebung des indischen Arierthums beitragen, und sie werden auch eine Rückwirkung auf Europa ausüben. Diese Männer werden sich in Indien auch nicht wie in einem Exile fühlen, sondern eher wie in ihrer eigentlichen Geistesheimath.

Unter der staatswirthschaftlichen Leitung eines ebenso praktisch tüchtigen wie philosophisch und religiös vertieften Europäerthums wird Indien aus dem Feuer seines Läuterungsprozesses in den letzteren Jahrhunderten, wie ein Phönix, in neuer, schönerer Gestalt hervorgehen. Es wird zum mächtigen Staat erwachsen der zugleich der Träger einer freien religions-philosophischen Geisteskultur der Menschheit sein wird, wie sie bisher nicht erreicht ward. Das ist die zukünftige Blüthe aus der jetzigen Befruchtung des indischen Ostens durch den europäischen Westen, ein ganz neues und doch das uralte Indien.

Berichtigung

zu Hübbe-Schleiden: Indien und die Indier.

Auf Seite 224 Zeile 11 ist hinter »beginnt« zu setzen: »in der höchsten Gehalts-Klasse«; in der untersten wird das Gehalt ein Viertel oder Fünftel des dort angegebenen Minimal-Satzes betragen. Doch ändert dies die dort betonte Sachlage nicht wesentlich. Wir lassen unsere jungen Kolonial-Beamten ihren Dienst auch mit Gehalten von 40 000 oder 50 000 Mark jährlich nicht beginnen.

die freie Uebersetzung eines in englischer Sprache in Washington gehaltenen Vortrages. Der Verfasser, ein Deutscher von Geburt und auf deutschen Forstakademien ausgebildet, steht seit Jahren an der Spitze einer Bewegung zu Gunsten einer rationell betriebenen Forstwirthschaft in den Vereinigten Staaten. In Amerika gilt er als die erste Autorität auf forstwissenschaftlichem Gebiete; und auch in Europa werden die forstwissenschaftlichen Arbeiten, die unter seiner Leitung entstanden sind, zu den bedeutendsten ihrer Art gezählt. L. F.

nehmungsgeist und europäische Staatskunst reichlichen Gewinn aus Indien ziehen. Aber wichtiger als Alles wird wohl für Europa die geistige Wirkung der Erschliessung Indiens sein.

Durch den Austausch der Geisteskultur des Westens und des Ostens, dadurch, dass auch in Europa weiteren Kreisen der Einfluss der philosophischen Erkenntniss und des religiösen Strebens zu Theil wird, dadurch wird ihnen mehr als durch irgend etwas anderes [redacted]

Die Wälder und Wüsten von Arizona

von

B. E. Fernow, Ph. D., L. L. D. etc.

Chef der Forstabtheilung im Ackerbaudepartement der Vereinigten Staaten[1]).

Im Sommer des Jahres 1896 machte ich, infolge der Einladung des Direktors der Arizona Lumber Company und stellvertretenden Vorsitzenden der American Forestry Association, Mr. D. M. Riordau, eine Reise nach Arizona, um die dortigen Forstverhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Kiefernwaldungen Arizonas, welche sich zwischen den grossen Wäldern der pacifischen Küste und dem Westrande des atlantischen Waldgebietes im westlichen Texas und Arkansas 1000 Meilen weit nach beiden Richtungen hin erstrecken, sind nicht allein von hohem wirthschaftlichem Werth wegen des Holzmaterials, das sie dauernd liefern können, sondern von noch höherer Bedeutung für die allgemeine Landeskultur durch ihre klimatischen und physikalischen Einwirkungen. Grosse Strecken des Landes können nur durch Berieselung für den Ackerbau gewonnen werden; und es ist daher eine Lebensfrage für die Zukunft Arizonas, dass der für den Schutz der Wasserläufe so unendlich wichtige Wald vor der Willkür privater Bewirthschaftung und planloser Abholzung, wie sie in andern Gegenden der Union zum unermesslichen Schaden des Nationalvermögens betrieben worden ist, bewahrt und

---

[1]) Die nachstehende Schilderung eines dreimonatlichen Aufenthalts in Arizona ist die freie Uebersetzung eines in englischer Sprache in Washington gehaltenen Vortrages. Der Verfasser, ein Deutscher von Geburt und auf deutschen Forstakademien ausgebildet, steht seit Jahren an der Spitze einer Bewegung zu Gunsten einer rationell betriebenen Forstwirthschaft in den Vereinigten Staaten. In Amerika gilt er als die erste Autorität auf forstwissenschaftlichem Gebiete; und auch in Europa werden die forstwissenschaftlichen Arbeiten, die unter seiner Leitung entstanden sind, zu den bedeutendsten ihrer Art gezählt. L. F.

staatlicher Kontrole unterstellt werde. Die leitenden Kreise Arizonas selber sind sich der Wichtigkeit dieser Frage wohl bewusst, wie aus folgendem Schreiben des oben erwähnten Freundes an den Gouverneur des Territoriums (abgedruckt in dem Jahresbericht vom Jahre 1893) hervorgeht:

»Ich glaube, dass jeder Mann, der diesen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit zuwenden kann und sich in einflussreicher Stellung befindet, die Pflicht hat anzustreben, dass der Bestand unserer Wälder zum Wohle künftiger Geschlechter dauernd erhalten werde. Von der verständigen Behandlung unserer Wälder hängt Glück und Wohlfahrt, ja ich möchte sagen, die Daseinsmöglichkeit einer stärkeren Bevölkerung dieses Staates ab. Die günstigste Zeit zu thatkräftigem Handeln ist die jetzige, wo verbriefte Rechte nur in geringem Maasse verletzt werden können.

Meiner Ansicht nach sollte die Regierung alles Waldgebiet, welches sie in Händen hat, dem Verkehr entziehen und einen sachverständigen Forstmann damit betrauen, die Schutzdecke, mit der die Natur unsere Gebirge ausgestattet hat, zu erhalten, damit die Thalgelände des Territoriums in kommenden Zeiten vor Dürre und Ueberfluthungen geschützt bleiben«.

Die Natur wie die Geschichte von Arizona weist eine Fülle von Gegensätzen auf. Trostlose Einöden voll Stacheln und Dornen, anscheinend trostlose, aber der Kultur doch fähige Wüsteneien wechseln ab mit Landschaften von reichster Mannigfaltigkeit der Flora und hohem malerischen Reiz. Anziehend für den Geologen, den Botaniker, den Ethnologen, den bloss schaulustigen Touristen, wird das Land doch nur selten aufgesucht und durchwandert. Es ist von allen westlichen Territorien das erst-entdeckte, und doch das wenigst-entwickelte, der Herrschaft der Rothhäute zuletzt entrissene. In vorgeschichtlichen Zeiten der Sitz hoher Kultur, die Heimath der Höhlen- und Klippenbewohner und der friedliebenden, ackerbautreibenden Hopi- und Pima-Indianer, hat es doch bis vor kaum mehr als einem Jahrzehnt unter der Schreckensherrschaft der kriegerischsten aller Indianerstämme, der Apachen, gestanden.

Die Entdeckung dieses Theils unseres Kontinents ging aus von jenen Spaniern, welche auf der Suche nach dem Goldland und dem Quell der ewigen Jugend begriffen waren. Alva Nuñez Cabeza de Vaca mit zwei spanischen Gefährten und einem westindischen Neger, alle vier aus der Sklaverei der Seminole-Indianer in Florida

entflohen, gelangten auf ihrem Wege quer überland hierher und waren die ersten, welche die »sieben Städte von Cibola«, die Hopi-Dörfer, erblickten; die ersten, welche im Schatten der San Franciscoberge dahinzogen und die Gastfreundschaft der Pima-Indianer genossen. Das geschah vor gerade 360 Jahren.

Drei Jahre nach de Vaca's Besuch, im Jahre 1540, wurde die Gegend von einer Forschungsexpedition unter Vasquez de Coronado betreten, und einer der Officiere, Don Garcia Lopez de Cardenas, war der erste weisse Mann, der die Wunder der grossen Coloradoschlucht zu seinen Füssen sah.

Erst 40 Jahre später drang ein anderer der Conquistadores, Antonio de Espejo, bis hierher vor, nahm das Land für Spanien in Besitz und nannte es Neu-Mexico.

Unter diesem Namen kam es an die Vereinigten Staaten; und zwar der Theil nördlich vom Gilafluss durch den Vertrag von Guadalupe Hidalgo im Jahre 1848, der Theil südlich des Gila durch einen von dem damaligen Gesandten in Mexico, James Gadsden, vermittelten Kaufvertrag im Jahre 1854. Bei dem letzteren handelte es sich darum, für die Süd-Pacific-Bahn eine passende Durchfahrt zu erlangen. Der Preis der Landstrecke betrug 10 000 000 $, mit der Bedingung, die mexikanische Grenze gegen die Einfälle der Apachen zu schützen.

Spanischer Kultureinfluss beschränkte sich ausschliesslich auf das Unterland und bestand hauptsächlich in der Gründung von Missionen zur Bekehrung der ackerbautreibenden Indianer und in der Errichtung von Presidios zu Tucson und Tubac zum Schutz der Missionen und der paar Haciendas und Silberminen, die von denselben betrieben wurden. Die feindlichen Apachen beunruhigten fortgesetzt in gleichem Maasse ihre indianischen und spanischen Nachbarn und hemmten jeden Fortschritt der Kultur.

Im Jahre 1863 wurde das Territorium Arizona von Neu-Mexico abgezweigt. Der Name ist verderbt aus »Arizonac« einem wahrscheinlich Papago-indianischen Wort von unsicherer Bedeutung, das ursprünglich der Name eines Eingeborenendorfes gewesen war, mit welchem aber die Spanier das Unterland unserer südwestlichen Provinz bezeichnet hatten.

Durch die von dem Kriegsdepartement unter der Führung der Lieutenants Sitgreaves, Williamson, Whipple, Parke, Gray, Beale und Ives ausgesandten Expeditionen vom Jahre 1852 bis 1860 erhielt man zuerst eingehendere Berichte über das Land. Fast gleichzeitig fing unter dem Schutz der Forts Buchanan und

Breckinridge die Einwanderung und die Entwickelung der Bergwerksindustrie an.

Von 1863 an, wo es von Neu-Mexico abgezweigt wurde, bis 1874 ist die Geschichte Arizonas mit Blut geschrieben. In steter Gefahr vor Tomahawk und Skalpiermesser schwebten die kühnen Männer, die es unternahmen, die reichen mineralischen Schätze von Süd- und Mittel-Arizona auszubeuten. Auch waren die Niederlassungen der Bergleute oft genug der Schauplatz blutiger innerer Zwistigkeiten und standen unter der Flintenherrschaft von Desperadoes und mexikanischen Arbeitern.

Die erfolgreichen Kriegszüge des General Crook jedoch brachen den kriegerischen Geist der Indianer und führten zu dem Vertrage von 1874, demzufolge letztere auf Reservationen beschränkt wurden. Der Bau der Süd-Pacificbahn im Jahre 1878 flösste den Bergwerksunternehmungen neues Leben ein; und nachdem ein grosser Theil der Apachen unter ihrem verschlagenen Führer Geronimo im Jahre 1886 nach Florida übergeführt war, konnte die friedliche Entwickelung von Arizona als gesichert gelten. Man kann heute fast ebenso ruhig wie in Texas durch's Land reisen, ohne Gefahr angefallen zu werden.

Drei und einhalb Jahrhunderte sind über all diesen Ereignissen vergangen; und doch datiren die Anfänge der Civilisation und der Entwickelung des Territoriums kaum zwei Jahrzehnte zurück, und ein wirklich friedlicher Zustand ist erst seit wenig mehr als 10 Jahren, seit der Entfernung der räuberischen Apachen, eingetreten.

Arizona umfasst rund 114 000 Quadratmeilen, hat also denselben Flächeninhalt wie New York mit den Neuengland-Staaten, oder wie Ohio, Indiana und Illinois zusammengenommen[1]). In der Hauptsache ist es eine Hochebene, welche von der Südwestecke nach Norden und Osten aufsteigt. Von einer Höhe von nicht mehr als 40 Fuss über dem Meeresspiegel bei Yuma, erhebt sich das Plateau zu 7000 Fuss und mehr; und die vielen Gebirgszüge, die es überragen, erreichen die verschiedensten Höhenmaasse, bis zum höchsten Punkt von 12 800 Fuss, welchen man mit dem von Mr. Gilbert auf dem höchsten

[1]) Oder wie das Königreich Italien. Aus dem Berichte des Gouverneurs von Arizona vom Jahre 1896 entnehmen wir noch folgende statistische Einzelheiten: Nach der 11. Volkszählung der Vereinigten Staaten im Jahre 1890 betrug die Bevölkerung von Arizona: 50 620, ausschliesslich der Indianer. Die Bevölkerungsziffern der folgenden Jahre sind nach den amtlichen Berichten 1893: 65 000, 1894: 70 000, 1895: 77 000, 1896: 101 240. Die Zahl der auf den verschiedenen Reservationen angesiedelten Indianer wird auf 38 000 geschätzt.

Gipfel der San Francisco-Berge errichteten, kunstlosen Steinmonument erreicht.

Diese Hochebene theilt sich indessen in zwei sehr bestimmt markirte Hälften. Der nordöstliche Abschnitt, welcher ungefähr ein Drittel des Territoriums umfasst, bildet mit einer durchschnittlichen Erhebung von 4000 Fuss das höhere oder Colorado-Plateau, während die südöstlichen zwei Drittel ein niedrigeres Plateau mit einer wahrscheinlichen Durchschnittserhebung von über 1000 Fuss ausmachen. Das letztere ist von schroffen Felsengebirgen durchsetzt, welche nahezu 10 000 Fuss erreichen.

Die Theilung zwischen den beiden Abschnitten vollzieht sich scharf und plötzlich und wird an den meisten Stellen durch eine Reihe hoher Klippen und steiler Abhänge gekennzeichnet. Diese Scheidelinie, deren Höhe zwischen 600 und 1200 Fuss schwankt, bildet für das höhere Plateau eine Art Rand und heisst bei den Mexikanern das »Mogollon«, bei den Amerikanern kurzweg »der Rand« (the rim). So jäh ist der Abfall des Randes, dass man fast einen Stein von einer Region in die andere hinunterwerfen kann.

Dicht unter dem Rande und an seinem Saume entlang lässt sich mit einiger Sicherheit eine botanisch-klimatische Zwischenregion oder Uebergangszone feststellen, welche den Gegensatz der beiden Plateauhälften nur noch stärker hervortreten lässt. Diese unterscheiden sich nämlich nicht nur in topographischer, sondern fast ebenso schroff in klimatischer Hinsicht, sodass man wohl von einer Sommer- und einer Winterregion mit all den entsprechenden Unterschieden in Flora, Fauna und wirthschaftlichen Verhältnissen reden kann. Derselbe Uebergang vom Sommer- zum Winterklima, der von Florida bis Maine durch den Breitegradenunterschied von 1000 Meilen bewirkt wird, vollzieht sich hier auf einem Raume von 100 Meilen unter dem Einfluss der Höhenunterschiede.

In Uebereinstimmung mit dieser Bodenformation steht es auch, dass bis vor wenig Jahren die beiden Landestheile nur durch zwei von einander unabhängige Bahnlinien erreicht werden konnten, der südliche durch die Süd-Pacific-Bahn, und der nördliche durch die Atlantic- und Pacific-Bahn, welche jetzt zu dem Santa Fé-System gehört. Jetzt ist auch eine Verbindung der beiden Hauptlinien über Phoenix und Prescott fertig gestellt und führt in das Innere. Diese drei Linien mit einigen kurzen Zweigbahnen bilden das gesammte Eisenbahnnetz des Territoriums.

Wenn man Arizona im Juli besuchen will, thut man am besten, die nördliche Route zu wählen und die heissen Monate auf dem

Colorado-Plateau zu verbringen. Als Hauptquartier und Versorgungsstation ist in diesem Falle Flagstaff zu empfehlen.

Nach langer, heisser Fahrt durch die charakterlosen Ebenen des westlichen Kansas, des östlichen Colorado, durch die kaum weniger langweilige, nur wenig wechselvollere Berglandschaft von Neu-Mexico, und endlich durch die Wüsteneien des östlichen Grenzbezirks von Arizona, der die berühmten, in grossen Blöcken über die Sandwüste verstreuten, versteinerten Wälder enthält, empfindet man es als eine Art Erlösung, wenn plötzlich dichte Massen von Nusskiefern (Piñon) und Wachholder rund umher auftauchen und man schliesslich, eine Stunde vor Flagstaff, im Kiefernwalde dahinfährt.

Das Gefühl des Behagens und neu belebten Interesses, welches diese unerwartete Waldscenerie hervorbringt, erhöht sich noch durch den Anblick der hohen Felsspitzen der San Francisco-Berge, welche jetzt sichtbar werden. Bis in den Juli hinein sind diese Gipfel mit einem Schleier frisch gefallenen Schnee's umzogen, der indessen schwindet, ehe der Tag sich neigt.

Endlich schweigt das mühsame Aufwärtsstampfen der Maschine, hört das Rasseln der Wagen auf: Flagstaff, das Ziel der Fahrt, ist erreicht. Hier sind wir nun am Ausgangspunkt unseres beginnenden Wander- und Lagerlebens. Aber zuvörderst lassen wir es uns wohl sein in der lieblichen Waldumgebung und denken nicht an das Ungemach oder einen möglichen Misserfolg unserer weiteren Reise.

Unsere Neugier wird zunächst erregt durch den Anblick hoher Fabrikschornsteine und des in Menge aufgestapelten Bauholzes, welche uns belehren, was aus dem soeben bewunderten Walde wird. Die Sonne ist schon im Untergehen begriffen, da der Zug am späten Nachmittag ankommt, aber die Sägemühlen der Arizona-Bauholz-Gesellschaft, welche sammt den umliegenden Rind- und Schafzüchtereien den Daseinsgrund der kleinen Niederlassung von 1500 Seelen bilden, laden zu sofortiger Besichtigung ein.

Wir finden nicht nur ein ausgezeichnet eingerichtetes und ebenso vortrefflich geleitetes Mühlenanwesen vor, sondern auch eine Gesellschaft von lebensfrischen, gebildeten, patriotisch gesinnten Männern, den Geschäftsinhabern und Leitern des Etablissements, welche bereit sind, Jedem mit Rath und That an die Hand zu gehen, der das Land durchforschen und dessen gute Seiten anerkennen will, ohne die mangelhaften zu sehr zu bekritteln. Wir erfahren, dass ihre Mühlen mit einem 20 Meilen langen Holzabfuhrweg von den 24 Millionen Fuss Bauholz, die jährlich im Territorium geschnitten werden, die Hälfte und ausserdem 200 000 Eisenbahnschwellen liefern.

Daneben befriedigen sie nicht nur die lokalen Bedürfnisse von Nord-Arizona, sondern auch die von Süd-Kalifornien und Neu-Mexiko.

Bei der Besichtigung der Holzhöfe findet sich, dass diese Kiefer (Bullkiefer, Pinus ponderosa), eine der gelben, harten Arten, nur Bauholz mittlerer Güte hergiebt, dagegen zu allen anderen gewerblichen Zwecken verwendbar ist. Das erfahrene Auge des Fachmannes erkennt sofort, dass die Stämme nicht viel klares Holz liefern können, und dieser Eindruck bestätigt sich auch durch die Geschäftsbücher, welche beweisen, dass nur 6 bis 7 % der Stämme, welche die Sägemühlen erreichen, Material erster Güte liefern. Auch bemerkt er, dass ungleich weniger fällbare Stämme per acre vorhanden sind, als ein Holzfäller der östlichen Staaten erwarten würde. Ein Besuch bei den Holzfällern der Gesellschaft gestattet, Messungen über das Wachsthum der Kiefern und Erhebungen über die Verschiedenartigkeit ihrer Entwickelung anzustellen. Der Holzfäller theilt sie in zwei Klassen, die »Jackkiefer«, welche die jüngere ist und schnell wächst, und die »Gelbkiefer«, welche langsam wächst und 250—300 und mehr Jahre alt ist.

In der Frühe des folgenden Tages wurde natürlich mit grossem Eifer die Besteigung des hohen Berges unternommen, der nördlich des kleinen Orts in einsamer Grösse aufsteigt. Es ist dies ein noch nicht lange erloschener Vulkan, dessen seltsame, ebenmässige Gestalt den Hauptreiz der Landschaft ausmacht. Flagstaff liegt etwa 7000 Fuss hoch. Von dort erreicht man in mässigem Aufstieg von 10—12 Meilen den Fuss des Kegels in der Höhe von 8000 Fuss; dann geht es steil hinan. Der Weg führt durch den schönsten Kiefernwald aus Bullkiefern (Pinus ponderosa), einer Species, die von Brittisch Columbien südwärts, über die Sierra Madre und die Rocky Mountains bis hinunter nach Mexiko sehr verbreitet ist. Der Wald ist licht, parkähnlich; die Bäume stehen gruppenweise beisammen; hier und dort ragt ein ehrwürdiger Stamm empor, der ein starker Schössling gewesen sein mochte, als die ersten weissen Conquistadores vor 360 Jahren durch diese Wildniss zogen. Der freie Stand der stattlichen Kiefern, die ihre Häupter über 100 und mehr Fuss hoch in den wunderbar blauen Aether erheben, befördert naturgemäss die Entwickelung einer langen, ziemlich symmetrischen Krone; das mag malerisch sein, erhöht aber nicht den Handelswerth des Holzes. Da die Regenzeit noch nicht eingetreten ist und das Frühjahr ungewöhnlich trocken war, giebt es nur wenig Gras und Kräuter; fast nirgend wird der Blick durch Unterholz aufgehalten, nur hin und wieder bildet eine Gruppe knorriger Weisseichen (Quercus

gambelii), deren Heimath die Rocky Mountains sind, eine wohlthuende Unterbrechung.

Als wir bei 9000 Fuss Höhe angelangt sind, ändert sich das Bild. Die gelbgrüne, dichtnadlige Bullkiefer wird durch die anmuthige, dunkelgrüne Weisskiefer der Rocky Mountains (Pinus flexilis) und die noch auffallendere Douglaskiefer abgelöst, von welcher letzteren vereinzelt stehende Exemplare über den jetzt grasbedeckten Abhang verstreut sind; in dieser Höhe gestatten nämlich erhöhte Feuchtigkeit und verminderte Verdunstung üppigeren Graswuchs. Tausend Fuss höher betreten wir das Gebiet der Fuchsschwanzkiefer (Pinus aristata). Ihr Name ist sehr bezeichnend, da die langen biegsamen Zweige, deren Spitzen mit dichten Nadeln besetzt sind, auffallende Aehnlichkeit mit Meister Reineke's Ruthe haben. Weiter hinauf gesellt sich zu den genannten Arten die gleich der Bullkiefer weit über den Westen verbreitete Engelmann-Lerche; sie bilden gemeinsam einen mehr oder weniger dichten Wald, dessen niedrige, weitverzweigte und knorrige Stämme wenig wirthschaftlichen Werth haben. Hier findet sich auch in einigen wenigen Exemplaren eine wunderschöne Tanne, eine neue Bereicherung unserer Flora, welche Dr. Merriam als die Arizona-Hochtanne (Abies arizonica) beschrieben hat, nach Proben, die von diesem Baum auf eben dieser Reise entnommen wurden.

Wie wir 11 500 Fuss gestiegen sind, bezeichnen die letzten, von den Winterstürmen in dieser hohen Region zerzausten und reichlich kahlen Engelmann-Lerchen, sowie niedrig kriechende Wachholder die Grenze des Baumwuchses. Nach Nordosten blicken wir in einen ausgebrannten Riesenkrater hinunter; drei Felsspitzen ragen noch über uns empor.

Ein kurzer, steiler Aufstieg bringt uns auf den Gipfel von Humphrey's Peak. Von hier schweift der Blick über einen guten Theil der nördlichen Gebietshälfte und verfolgt die endlose Ausdehnung der Kiefernwälder. Nach Norden erstreckt sich der Coconinowald am Grand Cañon (Grosse Schlucht) entlang, deren jenseitige kahle Felswände nur verschimmernd dem Auge wahrnehmbar sind. Im Osten und Nordosten zeigt die Wolkenfärbung die Lage der »Farbigen Wüste« an, welche in der Höhe von 6000—7000 Fuss durch einen Saum von Wachholder und Nusskiefern vom San Franciscowalde getrennt wird. Nach Süden und Südosten, soweit das Auge blicken kann, bis zu den Mogollon und den White Mountains, nach Westen bis jenseits des dreigipfligen Bill-Williamsberges, der die Landesgrenze bildet, und zum Mount Sitgreaves, wogt das Kiefernmeer, zusammen-

genommen ein Gebiet von nicht weniger als 3000 Quadratmeilen bedeckend.

Volle Beachtung müssen wir den San Franciscobergen schenken. Sie sind nicht nur malerisch schön und höchst interessant für Geologen und Botaniker, sondern auch oekonomisch von höchster Wichtigkeit. Letzteres nicht wegen der spärlichen Weiden, die an ihren Abhängen zu finden sind, nicht wegen des Holzes, welches in den höheren Lagen das Schlagen nicht werth ist, sondern wegen ihrer meteorologischen Wirkungen, die durch die Schutzdecke des Waldes erhöht werden. Die Gipfel dieses Gebirges halten die Wolken auf und zwingen sie abwärts, während sie anderenfalls ungehindert über die Hochebene fortziehen würden, ohne ihre Feuchtigkeit an die östliche Wüste abzugeben. Nu-va-ti-ky-obi, Heimath des hohen Schnee's, lautet die Benennung der Indianer für diese Berge. Sie sind die einzigen in Arizona, die Schnee ansammeln und ansammeln können. Sie versorgen mit ihren Wassern im Frühling das flache Land und speisen zahllose Quellen und Bäche und wenigstens einen beständig rinnenden Fluss, den Oak Creek. Aus diesen Gründen wäre es wünschenswerth, alles Gebiet über 8500 Fuss zu Forstreservationen festzulegen.

Wir unternehmen nun den Abstieg an der Westseite des Berges. Unser Weg führt uns an einem höchst lieblichen Fleck vorüber, wo ein nie versagender Quell mit köstlich kühlem Wasser uns einladet, unser Lager unter Espen, Lerchen und Weisskiefern aufzuschlagen. Wir machen dann einen kleinen Umweg zum Walkersee und zum Kratersee, dessen gähnender Schlund einst glühende Lava spie, nun aber versiegelt ist durch eine Wasserfläche und damit eine willkommene Labung bietet für die Rinderheerden die über das Hochland ziehen, um dessen oft spärliches Gras abzuweiden.

Wassermangel, der sich auch auf der Hochebene fühlbar macht, ist das Hauptgebrechen des ganzen Arizonagebietes. Zu Zeiten ist Wasser in durchaus zureichender Menge, sogar oft reichlicher als wünschenswerth, vorhanden, aber die Vertheilung ist unregelmässig und unberechenbar, nicht nur bei Wechsel der Oertlichkeiten und Jahreszeiten, sondern während ein und derselben Jahreszeit; und selbst in der Regenperiode reicht der vorhandene Wasserdampf meist nicht aus, um die übermässig trockne Luft zu sättigen.

Hier sowohl als im südlichen Theil giebt es zwei Regenzeiten, eine im Winter, die andere im Sommer. Nach herrlichen Herbsttagen, dem viel gepriesenen »Indian Summer« im November, beginnt gegen Weihnachten der Winter. Das Wetter ist meist klar und ruhig, die nächtliche Temperatur selten unter 22° (Fahrenheit),

während sie am Tage auf 50—60° steigt. Etwa alle 10—14 Tage fällt Schnee, 4—24 Zoll hoch, oft mit heftigen Verwehungen, doch liegt er, ausser in den höheren Lagen, selten lange, und der gefrorene Erdboden thaut in den Mittagstunden auf. Der Frühling kommt spät in's Land, etwa um die Mitte des April, und bedeutet die trockene Jahreszeit, windig und staubig, kühl in der ersten Hälfte, wärmer als wünschenswerth in der zweiten. Mit der ersten Woche des Juli setzt die Regenzeit wieder ein und dauert bis zum September. Sie bringt die Blumenfülle mit sich, die für die Rocky Mountains so charakteristisch ist. Nach und nach schmückt diese mit farbiger, üppiger Pracht den Boden der Kiefernwälder. Augenblicklich waren ganze Felder von blauen Schwertlinien (Iris versicolor) im Abblühen begriffen. Herrliche karminrothe Gilia's und Pentstemons, tief purpurgefärbte und goldene Primula Parryi, die gelbe Columbina und eine Unmenge anderer, sich während der Jahreszeit ablösender Arten verwandeln die Hochebene in einen wahrhaften Blumengarten.

Landregen ist eine höchst seltene Erscheinung, aber Art und Ausgiebigkeit des Regenfalles ausserordentlich verschieden. Man behauptet, dass ein Regenschauer an jedem Nachmittag die Regel sei; dieses Jahr war jedoch überreich an heftigen Güssen mit leuchtenden Blitzen und Donnergeroll, die Nachtruhe des zeltlosen Wanderers empfindlich störend. Indessen die trockene Luft zehrt sehr schnell die Feuchtigkeit wieder auf. Die Temperatur bleibt gleichmässig und angenehm, niemals viel höher als 75—80°, und die Sonnenuntergänge nach späten Gewittern gehören mit zu dem Herrlichsten, was man erleben kann. Die Nächte sind kühl, gegen Morgen gelegentlich kalt. Alles in Allem genommen giebt es keinen schöneren Sommeraufenthalt, als der in den Kiefernwäldern des Coloradoplateau's von Arizona.

Während die Vorbereitungen für unsere Forscherreise getroffen werden, besuchen wir noch einige der vielen bemerkenswerthen Punkte um Flagstaff herum.

Die tiefe und enge Cosninoschlucht (Wallnussschlucht) enthält zerfallene Bauten aus der Zeit der Klippen- und Höhlenbewohner, die, in langer Reihe auf einander folgend, in die Kalksteinwände eingehauen sind und von einer vor Jahrtausenden vorhandenen, dichten Bevölkerung erzählen, die hier wahrscheinlich unter anderen klimatischen und Wasserverhältnissen hauste. Die trockenen Bergrücken sind mit buschartigen Bäumen bestanden, die sich selten über 30 Fuss erheben. Es sind ausschliesslich Nusskiefern (Pinus edulis), deren süsse Samenkerne von den Indianern gesammelt und zur

Nahrung verwendet werden, und der Wachholder des Westens (Juniperus utahensis), der nur als Heizmaterial zu brauchen ist, vermischt mit eigenthümlichem, fast immer stachlichem Buschwerke von auffallender Form und Belaubung. Unter diesen die rosenrothe Lokuste (Robinia Neo-Mexicana), die gelbblühende, stachelblätterige Berberitze, deren Beeren ausgezeichnete Marmelade geben, die dreiblätterige Squawbeere, deren rothe, säuerliche Früchte vorzüglich schmecken, die schneeweisse Klippenrose mit büscheligem Blüthenstande, welche gar keine Rose ist, jedoch die Luft mit wunderbarem Wohlgeruch erfüllt.

In der Nähe von Flagstaff steht auch das Astronomische Laboratorium, von Professor Lowell aus Harvard, dem Verfasser des wohlbekannten vorzüglichen Werkes über den Planeten Mars, wegen der besonderen Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft hier errichtet. Dieses Institut mit seinen verschiedenen Professoren, deren Vorlesungen wir beiwohnen durften, überzeugt uns, dass in der hiesigen Bevölkerung auch andere als bloss materielle Interessen rege sind.

Indem wir uns auf die Reise nach dem Süden begeben, blicken wir noch einmal zurück auf das gastliche Flagstaff, den hohen Berg und die Waldumgebung und reiten dann durch die Wüstenei, welche der Holzfäller und die unvermeidlichen Waldbrände angerichtet haben, und über die Prairie südlich davon.

Solche Prairien oder Lichtungen, die sich von wenigen acres bis zu Geländen vom Umfang einiger Quadratmeilen ausdehnen, sind eine sehr häufig wiederkehrende, merkwürdige Erscheinung in den hiesigen Wäldern. Sie gewähren liebliche Ausblicke und ausserdem günstige Gelegenheit für Weidekultur und Getreidebau. Der Boden besteht gewöhnlich aus fettem, schwarzem, von den Bergen heruntergespültem Lehm, der in Folge des mangelnden Wasserabflusses, ziemlich fest und undurchlässig, und daher für Baumwuchs ungeeignet ist; jedoch trägt er reichlichen Graswuchs. In nassen Jahren verwandeln sich diese Niederungen zuweilen in Seen. Der etwa fünf Meilen lange, ein bis zwei Meilen breite Mormonensee, an welchem wir vorüber kommen, war ursprünglich eine solche Lichtung. Als die Mormonen zuerst hierher gelangten, fanden sie ergiebiges Weideland und richteten Meiereien ein; nach wenigen Jahren füllte sich das Thal mit Wasser und wurde zum See. In diesem Jahre war derselbe bis auf einen kleinen Ueberrest an den tiefsten Stellen ausgetrocknet.

All diese fruchtbaren Landstrecken, welche etwa 15—20 % der Waldfläche ausmachen, sind ganz zu landwirthschaftlicher Ausbeute geschaffen; auch ist dazu schon der Anfang gemacht. Sie würden

dann einen guten Rückhalt abgeben für eine rationelle forstliche Bewirthschaftung des umgebenden Waldes. Man sollte in der That Versuche darüber anstellen, auf welche Art sie am besten zu bestellen wären. Durch zweckmässige Entwässerung, durch Abzugskanäle, würde in vielen dieser Lichtungen unzweifelhaft ein Boden vorzubereiten sein, auf dem neben Kartoffeln, Alfalfa und Hafer, deren Anbau die Kürze der guten Jahreszeit und der kalte Boden bis jetzt allein gestatteten, auch andere Getreidearten gedeihen könnten.

Unser Weg führt alsbald durch äusserst unwirthliches Land, wo der Kalksteinboden mit schwarzen Lavablöcken bedeckt ist, was eine Erdmischung hervorbringt, die der Volksmund »malapai« nennt, verderbt aus dem spanischen »mal pais«. Bei näherer Untersuchung ist es aber nicht ganz so schlimm damit bestellt, und Waldkulturen würden wohl noch fortkommen. Sobald nämlich eine vollständige Zersetzung der Lavablöcke stattgefunden und auch der Kalksteinfels einen genügenden Zusatz geliefert hat, sind solche durchaus möglich. Im Uebrigen hat es den Anschein, als ob Kalksteinböden das werthvollste, Sandsteinböden das werthloseste Nutzholz hervorbringen.

Es ist interessant, auf diesem Ritt aus der Verschiedenartigkeit der Bodenzusammensetzung und den daraus entspringenden Bedingungen für den Baumwuchs einiges von der Geologie des Plateaus kennen zu lernen. Archäische, silurische, der Steinkohlen-, der Trias- und der Kreideformation angehörende Schichten, ferner vulkanische Gesteine treten zerstreut zu Tage. Drei Bodenbildungen sind leicht zu unterscheiden, hier Kalkstein, dort Sandstein, über beiden unregelmässig verwitterte Lava. Es ist eines der grossen Lavafelder der Welt, aus Basalt und Trachyt bestehend, welches sich nördlich und südlich der San Franciscoberge erstreckt und volle 20 000 Meilen mit seinen Blöcken bedeckt.

Nur in weiten Zwischenräumen findet man Quellwasser, so dass man die Lagerplätze vorher wissen muss; aber die wenigen Brunnen, die man hier und dort gegraben hat und die köstlich kühles und frisches Wasser liefern, lassen vermuthen, dass reichere Wasservorräthe aufzufinden sein möchten.

Wir haben uns nun im Walde häuslich eingerichtet und haben unsere Betten, bestehend aus Navajodecken, vorsichtshalber an einer lichten Stelle zwischen den Kiefernzweigen befestigt, damit nicht Raupen und Zapfen uns in's Gesicht fallen. Es fällt uns auf, dass die Bäume immer nur in Gruppen beisammen stehen und dass auch der junge Nachwuchs, vom Sämling bis zum Schössling, dieselbe

Gruppenbildung beibehält. Ueber die Gründe dieser Eigenthümlichkeit nachgrübelnd, kommen wir zu dem Schluss, dass es nur die Folge ungleicher Feuchtigkeitsvertheilung oder ungleicher Durchlässigkeit des Bodens sein kann. Nur diejenigen Theile des felsigen, ungleichmässig zersetzten Erdreichs, welche in der günstigen Jahreszeit ein zeitweiliges Ansammeln von genügender Feuchtigkeit erlauben, werden jungen Nachwuchs zulassen und dessen Wachsthum befördern. Eine andere interessante Entdeckung in diesen Kiefernwäldern ist die, dass der junge Nachwuchs nur in unregelmässigen Zeiträumen aufzutreten scheint, sodass zwischen den einzelnen Baumgruppen drei bis zehn Jahre liegen. Etwa vierzehn Tage nach dem Eintritt der Regenzeit spriessen Millionen kleiner Sämlinge im Walde auf, die ihre Samenkapseln eigenartig über dem Erdboden tragen und dichten jungen Nachwuchs versprechen. Jedoch sind alle diese wahrscheinlich dem Untergang durch Erfrieren geweiht, weil die Kürze der Jahreszeit das Ausreifen des Holzes nicht zulässt. Ersichtlich muss die Keimung, um lebensfähige Individuen zu erzeugen, im ersten Theile des Frühlings vor sich gehen, nach einem nassen Winter und bei weiter andauernder Nässe. Das kommt aber nur von Zeit zu Zeit vor.

Je südlicher wir vordringen, je dichter, stattlicher und werthvoller zeigt sich der von Menschenhand noch unberührte Kiefernforst. Wie wir eben aus seinen kühlen Schatten heraus und an seinen letzten Stämmen vorüber kommen, erhebt sich vor uns, wie ein Riesenarmleuchter mit gelb und roth flammenden Kerzen, eine hundertjährige blühende Agave americana (Century plant), fälschlich Aloe genannt, als Botin aus heisseren Zonen, die durch eine Schlucht ihren Weg hier herauf gefunden hat und uns Kunde bringt, dass wir uns bald im Reich des Cactus, der Yuccapalme und der Acacia Gregii (Catsclaw) befinden werden.

Fehlte es uns diesmal nicht an Zeit, so wäre es verlockend, jene malerischen rothen Felsen zu besuchen, die dort im Westen aufleuchten; sie begrenzen die Schluchten des Oak Creek, des unsterblichen Sohnes der San Franciscoberge, des klarsten Bergstromes in diesem Welttheile, der in seinem oberen Laufe berühmt schöne Becken bildet, in denen nicht minder berühmte Forellen zu finden sind. Sein mittlerer Theil, der kaum der nächsten Anwohnerschaft bekannt ist, geschweige denn der entfernteren Welt, bietet den Anblick einer überaus romantischen, malerischen Felslandschaft, gegen welche der berühmte »Garten der Götter« in Colorado nur als eine unvollkommene Nachbildung erscheint. Die verschiedenartigsten, von den Winden seltsam geschweiften, rothen Sandsteinfelsen, welche schroff

aus dem Grunde aufsteigen und sich wunderbar vom saftigen Grün der Thalsohle abheben, sind eine lange Reise werth. Die Wenigen, welche dies abgelegene Thal besucht haben, werden auch nicht den herrlichen Duft und Wohlgeschmack der Weintrauben vergessen, die einer der unternehmenden Hirten auf den sonnenheissen Sandgründen zieht. Sie dürften einst die beste Auslese von Bordeaux übertreffen.

Aber wir müssen weiter eilen auf unserem langweiligen Wege durch die Cedern, der für Besucher aus dem Osten oftmals kein Weg mehr ist.

Plötzlich thut sich ein weiter Ausblick vor uns auf. Tief unter uns liegt das »Verde Valley«; wir schauen über den »Rand« in das Grenzland der südlichen Wüstenregion. In rothem, weissem, gelbem, braunem Farbenspiel glänzt der unfruchtbare Kiesboden, der spärlich hier und da mit trockenem, grauem Gestrüpp bedeckt ist. Die unser Auge erfreuenden, frischen, hellgrünen Flecken erweisen sich als Gruppen von Indianischen Feigen (Opuntia). Diese tragen grosse, rothe, birnenförmige, säuerlich schmeckende Früchte, welche dicht mit fast unsichtbaren Stacheln bedeckt sind; später in der Jahreszeit lernten wir sie ihrer erfrischenden Eigenschaft wegen schätzen. Unter den Bäumen entdecken wir zunächst ein eigenthümliches, buschartiges, blätterloses Gebilde, mit langen, schlanken, grünen Ranken, den fälschlich so genannten Palo verde, die Canotia holacantha der Botaniker. Die meisten Gesträuche der Buschwüste gehören zur Familie der Akazien. Sie entwickeln, wie fast alle hier wachsenden anderen Büsche, ebenmässig runde Kronen und sind wie fast alle Gewächse hier mit Stacheln oder Dornen versehen. Diese Eigenschaft, welche eine Anpassung der Pflanzen an die allgemeine Wüstennatur bedeutet, erschwert die Aufgabe des Pflanzensammlers, dessen Neugier durch allerhand fremdartige Pflanzen erregt wird.

Mittlerweile sind wir schon zur Höhe von 3000 Fuss herabgestiegen, denn wir empfinden einen bedeutenden Unterschied der Temperatur, und unsere mit Wasser gefüllte Feldflasche wird öfter in Anspruch genommen. Nach und nach erregt auch die frühe Nachmittagsonne die Sehnsucht nach einer baldigen Rast am Lagerplatz. Ungewiss, welcher Weg einzuschlagen ist, erklimmen wir einen der weissen Kalksteinhügel, und siehe! ein unerwarteter Anblick bietet sich unseren entzückten Augen. Der Gegensatz zu dem Bisherigen ist so gross, dass wir meinen, unser erhitztes Gehirn spiegele uns eine Fata morgana vor.

Zu unseren Füssen dehnt sich meilenweit ein grünes Pflanzenreich aus, so üppig und saftig, wie es kaum die schönsten Punkte

der Alleghanies im Frühsommer aufweisen können; ein breites Blättermeer, hier und da von Alfalfa- und Maisfeldern unterbrochen und von Obstgärten, aus denen rothe Dächer einladend hervorlugen. Wir blicken in das Thal des Biberflusses, der ein Nebenlauf des Rio Verde ist. Er eilt gleich vielen anderen hiesigen Gewässern ganz verborgen unter einem dichten Blätterdach dahin, von Bäumen, die jährlich ihr Laub wechseln. Diese Gewässer bilden so ein überraschendes Wunder der Buschwüste und gewähren den Hirten die Möglichkeit zur Berieselung ihrer Felder.

Ausser Baumwollenstauden, Hackberry (Celtis mississipiensis) und Eschen verschiedenster Gattung, wie sie auch an den Strömen der östlichen Ebenen vorkommen, finden wir noch eine vorzüglich gewachsene Esche, die eben in dieser Gestalt nur in Arizona vorkommt, und eine Platanen- oder Sykomorenart, die hinsichtlich ihrer Laubbildung viel schöner und auffallender ist, als die, welche wir in unseren östlichen Parks und Strassenanlagen pflanzen. Das Dickicht ist ebenso üppig und dicht verschlungen, die Weinranken schleppen ebenso von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, wie in den Niederungen unserer Golfstaaten. Der Boden ist bedeckt mit Felsschotter, Treibholz und Sand, welche die Ueberschwemmungsfluthen des Stroms von den Kieferwäldern der Hochebene herunterführten. So tränkt der Wald die Ebene.

Unter diesem grünen Laubzelt, welches uns nach dem mühseligen Wüstenritt wie ein Paradies erscheint, schlagen wir unser Lager auf und erfrischen uns durch ein Bad in den dort vorgefundenen Sodaquellen. Diese Erfrischung kann man aber nur mit Hülfe eines Lagergenossen geniessen, der den Badenden kräftig niederdrückt gegen die Gewalt des Gases, welches jene Quellen wie klares Apollinariswasser in die Höhe sprudeln lässt und uns gegen unseren Willen aufwärts trägt.

Ausser dem Fluss und den Sodaquellen giebt es in der Nähe ein noch sehenswürdigeres Gewässer, die wohlbekannte Montezuma-Quelle. Sie wird gebildet durch ein tiefes Loch in den Kalksteinfelsen; wahrscheinlich war es eine vorzeitliche Kalksteinhöhle, deren Dach einstürzte, als sich das Wasser darin angesammelt hatte. Wir finden hier aufs Neue Spuren der Höhlenbewohner, die vor mehr als tausend Jahren ihre Wohnungen in die Wände des Riesenbrunnens bauten und das nimmer versiegende Wasser, welches durch einen unterirdischen Kanal in den creek abfliesst, wie die heutigen Hirten, zur Berieselung ihrer Felder benutzten. Der uralte Berieselungsgraben ist noch vorhanden; die schleimigen Rückstände des Wassers

hatten ihn ganz gefüllt und waren versteinert; vor nicht langer Zeit hat man ihn wieder freigelegt.

Jetzt lebt hier eine fleissige Bevölkerung, welche Ackerbau und namentlich Obstzucht mit Erfolg betreibt, an der Stelle der prähistorischen Ackerbauer, die überall in dem Territorium Spuren ihres Daseins und ihrer Thätigkeit in mehr oder weniger erhaltenen Ruinen hinterlassen haben. Die grösste und kunstvollste, das seines Umfangs und seines sorgfältigen Baues wegen so genannte Montezumaschloss, ist nur wenige Meilen von der Quelle entfernt.

Es ist unbekannt, welchem Stamme dieses Volk angehörte, und kaum ist eine Tradition von ihm zu uns gelangt; wenn man jedoch die heutigen Hopi- und Zuñi-Indianer und ihre Wohnstätten gesehen hat, kommt man zu der Vermuthung, es möchten deren Vorfahren gewesen sein, die vielleicht nicht einmal durch viele Jahrhunderte von ihnen getrennt sind. Wenn man ferner beachtet, dass diese Felsenbauten sich in der Regel an Orten befinden, wo sie anbaufähiges Land entweder nahe haben oder doch überschauen können, und sich an die Geschichte der Apacheneinfälle erinnert, kann man annehmen, dass es ackerbauende Indianer waren, die ihre Wohnungen an unzugänglichen Plätzen bauten, um sich gegen ihre Feinde vertheidigen zu können.

Ein weiterer Ritt von einigen Meilen bringt uns nach Verde — dem heute aufgegebenen Militairposten Camp Verde — wo im Jahre 1883 2000 wilde Apachen sich dem General Crook ergaben. Dieser machte den Jahrhunderte lang wiederkehrenden Raubzügen dieses Stammes ein Ende.

Zur Zeit unseres ersten Besuches im Juli erschien, ausser in dem berieselten Thal, Alles braun, vertrocknet, unfruchtbar; als wir im September wieder die Wege zogen, hatten die Regenfälle ihre Schuldigkeit gethan. Die Landschaft war nicht wieder zu erkennen, die Buschwüste hatte sich in eine herrliche Prairie verwandelt, auf der, zum ersten Mal seit acht Jahren, das Gras hoch genug zum Heuen stand.

Wie in vielen anderen Thalgeländen des Territoriums und auch auf dem Hochland, nahm die Rinderzucht hier früher einen guten Fortgang: aber sie wurde mit demselben Leichtsinn betrieben, wie an anderen Orten die Abholzung. Die natürlichen Wiesen wurden über ihre Ertragsfähigkeit hinaus abgenutzt, sodass weite Strecken, die vor 12 Jahren noch üppigen Graswuchs trugen, heute völlig kahl, nicht einen einzigen Halm mehr aufweisen.

Das breite Thal des Rio Verde, der die Wasserabfuhr vom Hochland bis zum Salt River besorgt, kann in viel höherem Maass, als es bis jetzt geschehen ist, für den Ackerbau nutzbar gemacht werden. Dazu gehört aber, wie in allen anderen Theilen des Territoriums, eine systematische Anstauung und Nutzbarmachung des Wassers. Durch geordnete Bewirthschaftung würden ohne Zweifel die bisher der Berieselung nicht fähigen Thalflächen für Rinder, Schafe und Ziegen gutes Weideland abgeben. Der nächste Absatzort für dies abgelegene Thal ist in der Hauptsache Jerome. Hier befinden sich die nahezu grössten Kupferminen und Reduktionswerke der Vereinigten Staaten, die mit einem jährlichen Ertrag im Werthe von ungefähr einer Million Dollars betrieben werden. Prescott mit seiner Bergwerksverwaltung ist gleichfalls in einer guten Tagereise erreichbar.

Es giebt kaum einen trostloseren Ritt als den vom Verdethal über die »Schwarzen Berge« nach Prescott. Bergauf, bergab nichts als dürre Bergrücken, die mit dichtem Gestrüpp (chapparal) immergrüner Eichen, manzanita und dergleichen bewachsen sind, ein Boden, der scheinbar ganz werthlos wäre, wenn sich nicht unter ihm ein mineralischer Reichthum aufspeicherte.

Bei Prescott berühren wir in den Bradshawbergen noch einmal das Bereich des Kiefernwaldes; allein Holz ist hier wenig zu finden: die Stadt und die umgebenden Bergwerke haben es zum grössten Theile aufgebraucht. Prescott war früher die Hauptstadt des Territoriums und ist noch heute der Knotenpunkt für Mittel-Arizona und die Versorgungsstation für viele angrenzende Bergwerke und für die Viehwirthschaften der grossen nördlichen und westlichen Thäler.

In Prescott besteigen wir den Bahnzug, der uns in den südlichen Theil von Arizona bringen soll. Eine Zweigbahn führt von Ash Fork an der Atlantic-Pacificlinie durch den »Schwarzwald«, der freilich nicht wie sein berühmter deutscher Namensbruder Tannen, Kiefern und Lerchen, sondern nur dunkle, niedrige Cedern und Nusskiefern enthält. Der Schienenweg kommt vom Hochland in vielen Windungen über hölzerne Viadukte herab in die Ebene. Es ist zwar ein sehenswerther, doch recht thörichter, kostspieliger Bau, den das Publikum mit übermässigen Frachtspesen bezahlen muss und welcher hätte vermieden werden können.

Gleich hinter Prescott dampfen wir durch eine dürre, zerklüftete Berggegend, die jedoch so reich an Erz ist, dass ein Mann überall in den meist trockenen Flussbetten seinen Tagesverdienst bei der Goldwäscherei finden kann. Nur Wassermangel verlangsamt die

Entwickelung der Bergwerkindustrie. Doch sind einige grosse Bergwerke, wie z. B. der »Congress«, in Thätigkeit, die ihren Wasserbedarf sechs bis acht Meilen von den Bergen herunter leiten.

Prescott liegt 6000 Fuss hoch. Die Hitze scheint im geometrischen Verhältniss zu unserer Fahrt abwärts zuzunehmen und wird fast unerträglich drückend, als wir die Ebene mit ungefähr 1200 Fuss erreichen. Mit Einbruch der Nacht erreichen wir Phoenix, und die breiten Wasser des Salt River, die im Mondschein glänzen, versprechen uns Kühlung. In der That gewährte uns die Nacht einige Erfrischung nach der ausserordentlichen Hitze des Tages, die bis zu 110° gestiegen war; jedoch war es noch immer warm genug, um das Schlafen im Freien angenehm zu machen. Das Thermometer zeigte auf der weiteren Tour noch öfters über 20°; aber die trockene Luft lässt einen 20—25° weniger empfinden.

Ueber den südlichen Theil des Territoriums möge nun folgende kurze Skizze genügen.

Derselbe kann wiederum in zwei Hälften getheilt werden, die sich topographisch, klimatisch und wirthschaftlich wesentlich von einander unterscheiden. Die Osthälfte steigt gebirgig an und wird nach Westen von hohen Bergzügen begrenzt, den Santa Ritas, El Rincon, Santa Catalina, Tortillas und Superstition Mountains. Die Westhälfte ist eine weite, wüste Ebene, aus der wie Inseln aus dem Meer zerklüftete, schwärzlich und purpurn gefärbte Granitfelsen, in parallelen Linien 10—30 Meilen von einander entfernt, sich schroff aufthürmen und die Sonnenstrahlen mit blendendem Glanze zurückwerfen.

Diese Felsen sind meist aller Vegetation bar, oft nicht einmal eine Erdschicht tragend, grausenhaft in ihrer Verödung, während die Wüste unter ihnen stellenweise entweder ebenso unfruchtbar ist oder mit spärlichem Wachsthum von Cacteen, Agaven, Yucca, Acacia gregii, Palo verde, Mesquite, Prosopis juliflora[1]) bedeckt ist, ein Paradies für Dornen und Stacheln. Vom Waggonfenster kann es kaum einen entmuthigenderen Anblick geben als diese Gegend; indessen für den Forscher enthält sie eine Fülle des Anziehenden, erregt seine Wissbegier, bietet ihm reichen Stoff zum Studium, und endlich verspricht ein grosser Theil dieser hoffnungslosen Wüste dem unternehmenden Menschengeist für die Zukunft reichen Gewinn. Die wüsten Bergkuppen bergen nämlich werthvolle Erze, Gold, Silber und andere mehr, während die Ebene Salz, Borax, Gyps,

[1]) Ein Baum, der den Leguminosen zugehört, in dieser trockenen Region sehr wichtig ist und zuweilen waldartig vorkommt.

Schwefel, Asbest, Kaolin, Bimstein hergiebt. Sogar der Boden in diesem Süden ist fähig, reichlichen Pflanzenwuchs hervorzubringen, sobald ihm nur Wasser zugeführt werden kann. Wasser! Wasser! Das ist hier überall die grosse Frage. Der spärliche Regenfall füllt die etwa vorhandenen Wasserläufe nur auf wenige Stunden, worauf das, was nicht verdunstet ist, in den durchlässigen Sand sinkt, unterirdisch weiterfliesst und das Bachbett darüber trocken lässt. Wer weiss aber, ob es keine Möglichkeit gäbe, genügendes Wasser zur Berieselung dieser Landschaft zu finden.

Es giebt in der That nur zwei immer gefüllte Ströme, den Colorado und den Gilafluss. Während der Gila mit seinen Nebenflüssen, dem San Pedro, dem Salt River und dem Hassayampe, die hin und wieder auch vertrocknen, nur eine beschränkte Wassermasse führt, rollt der mächtige Colorado eine Fluthenmenge dahin, die nicht nur sechs Mal so fruchtbar ist wie der Nil, sondern auch fast unbegrenzten, unaufhörlichen Zufluss hat, so dass sie hinreichen würde, verschiedene Millionen acres zu bewässern. Allerdings liegt das Bett des Colorado bedeutend tiefer als die Ebene, aber wenn die wirthschaftlichen Interessen unseres Landes es erfordern, werden die Schwierigkeiten überwunden und die technischen Mittel gefunden werden, um dem Lande Wasser zuzuführen, wie man es in Yuma, wenn auch in kleinem Maassstabe, schon ermöglicht. Mit Zuhülfenahme artesischer Brunnen möchte es nur eine Frage der Zeit sein, dass dieses traurige Unland in fruchtbare Felder und blühende Gärten verwandelt wird, wie sie um Phoenix und Yuma herum und auch an anderen Orten zu entstehen beginnen, eine Wiederauferstehung entschwundener Zeiten, wo ein uraltes, betriebsames Volk das Tiefland des Gila bewohnte, dessen Dasein nur noch die Ruinen zerfallener Städte, die Ueberreste grosser Wasserleitungen und die Scherben einer weit verbreiteten Töpferkunst bezeugen.

Die Hauptstadt Phoenix kann schon heute stolz sein auf ihre schöne Gartenumgebung, die sie einem weit verzweigten Berieselungskanalsystem verdankt, welches sein Wasser aus dem Salt River leitet. In der That bilden die grünen Alfalfafelder, die ausgedehnten, mit Pfirsichen, Mandeln, Oliven und Granatbäumen gefüllten Gärten einen höchst anmuthenden Gegensatz zu der sie umgebenden Buschwüste. Die im tropischen Laub der Palmen und Pfefferbäume versteckte Stadt, mit ihren glänzenden Hotels, ist heute schon ein »Mekka« für Diejenigen geworden, die zur Linderung von Lungenleiden einem milden Winterklima zupilgern. Während die Sommerhitze fast des Guten zu viel thut, soll das Klima acht Monate des Jahres hindurch nichts zu wünschen übrig lassen.

Das östliche Gebirgsland bietet in seinen mesa-ähnlichen Thälern hauptsächlich Weideland mit andauerndem Graswuchs und verkümmerten Akazien, während die Berge, wo sie sich über 6000 Fuss erheben und massig genug sind um Niederschläge herabzuziehen, bewaldet sind. Die tiefer liegenden Höhen und trockenen Stellen haben einen lichten Bestand von knorrigen, immergrünen Eichen, die fast nie mehr als 12—25 Fuss hoch werden und von Weitem für alte Apfelbäume gelten könnten. Ueber 6000 Fuss und höchstens bis 10 000 erhebt sich Kiefernwald mit verschiedenen, sehr interessanten Arten, die südlicher in Mexiko zu Hause sind, untermischt mit einigen, die aus weiter nördlichen Regionen herstammen. In den schattigen Gründen und Schluchten wachsen Tannen und Lärchen.

Etwa einen Tagesritt von Tucson im Santa Catalinasgebirge und nach einigen weiteren Stunden Eisenbahnfahrt in den Chiricahuasbergen findet man in kühlen, lauschigen Waldwinkeln Forellenbäche. An ihrem Uferrande rastend, vergisst man durchaus, dass man sich im — irrthümlich dafür gehaltenen — trockensten und heissesten Theil der Vereinigten Staaten befindet. Auf dieser Kiefernhöhe ist die Luft balsamisch, und während es am Tage behaglich warm bleibt, sind schon im September die Nächte im Walde so kühl, dass man eine doppelte wollene Decke vertragen kann.

Tucson, welches 2400 Fuss über dem Meeresspiegel am östlichen Rande der Wüste liegt, ist eine Rivalin von Phoenix. Allerdings gilt das nicht für die wirthschaftliche Entwickelung, denn dieses alte spanische Presidio, welches zum Schutz der Mission von St. Xavier unter den Papagos-Indianern errichtet wurde, liegt hoch und trocken, ohne hinreichende Wasserzufuhr, wenn nicht mit der Zeit durch Bohrung artesischer Brunnen Abhülfe geschaffen wird. Hingegen wird es immer mehr als Kurort für Lungenkranke in Aufnahme kommen, da die Beschaffenheit der Luft weit wirksamer für derartige Leiden ist, als die der bevorzugteren und besser eingerichteten Hauptstadt von Arizona.

Am Endpunkt unserer Reise auf der südlichen Hochebene und am Ausgang der Wälder liegt in einem geschützten Thal, in Pfirsich- und Apfelgärten friedlich eingenistet, eine Mormonenansiedelung 2000 Fuss unter dem »Rand«. Einige Meilen weiter auf dem südlichsten Hügel stehen wir am Nordende des sogenannten »Tontobassins«, einem Theil des Mittellandes zwischen den beiden Hochebenen. Es ist dies ein weites, fruchtbares Thal, im geographischen Mittelpunkt von Arizona. Es wird vom Tontofluss durchströmt und ist von hohen Bergreihen umgeben, nördlich von den Mogollon, östlich von den

White Mountains, westlich von den Mazazalis und der Sierra Ancha, mit den berühmten Bergwerken von Globe in den Pinalbergen am südlichen Ende.

Zu unseren Füssen liegt ein botanisch und geologisch gleich interessanter Punkt, ein sogenanntes Naturwunder, die »Natürliche Brücke«. Diese entstand dadurch, dass ein heftiger Strom sich durch die Kalksteinfelsen Bahn brach und einen langen, breiten Tunnel von 100—160 Fuss Höhe bildete, der alle Eigenthümlichkeiten der Stalactiten und Stalagmiten an sich hat. Der Brückenbogen ist so breit, dass er eine ganze Farm von beträchtlichem Umfang und eine überraschend mannichfaltige Menge von Bäumen und Gesträuchen trägt. Bei flüchtiger Durchwanderung zählten wir nicht weniger als 50 Arten, darunter verschiedene Eichen und einen ganzen Hain hoch gewachsener Wallnussbäume der hier heimischen Art. Die der Hochebene zugehörigen Wallnussbäume schliessen sich der südlichen Flora an. Der bemerkenswertheste Baum ist jedoch eine Cypressenart, die in breitem Streifen an den Seitenwänden der Schlucht hinaufklettert, die Arizona specifisch zugehörige Cypressus Arizonica.

Nach Flagstaff zurückgekehrt, beschliessen wir, noch zwei Ausflüge zu unternehmen, ohne welche ein Besuch von Arizona durchaus unvollständig bleibt. Der eine führt uns durch die »Painted Desert« (Farbige Wüste) in die Dörfer der Hopi-Indianer, der andere an die »Grosse Schlucht des Colorado«.

Gestattete es unsere Zeit, so hätten wir gern, als Vorbereitung zu dem letzteren, einer der Seitenschluchten des »Grossen Cañon«, der des Cataract Creek einen Besuch abgestattet, da sie in vieler Hinsicht sehr anziehend ist, mit ihren Wasserfällen und den Dörfern der Jupais-Indianer, die an diesem grossartigen und zu gleicher Zeit lieblichen Erdenfleck so friedlich inmitten ihrer Pfirsichgärten und Maisfelder eingebettet liegen. Der Abstieg in diese Schlucht ist zwar nicht so schwierig und mühselig wie derjenige in den »Grand Cañon«, erfordert aber noch Wagemuth genug, um jeden Bergsteiger zu reizen. Da wir jedoch hören, dass in drei Tagen in Oraibi, einem der 100 Meilen nordwärts gelegenen Hopidörfer, der berühmte Schlangentanz stattfinden soll, so setzen wir unsere Lagerausrüstung in Stand, um einen neuen Ausritt in die Wüste zu unternehmen.

Wieder reiten wir an den San Franciscobergen entlang, die auf der ganzen Reise unsere Wegezeichen und uns überall, ja bis zuletzt, in Sicht bleiben. Wieder ziehen wir durch die Kiefernwälder, über den schwarzen Lavasand mit seinem Wachholder, seinen Nusskiefern,

hinaus auf das felsige Kalksteinplateau, mit seinem spärlichen Graswuchs, seinem Gestrüpp.

Wasser ist selten anzutreffen auf diesem Ritt, und obgleich in Zwischenräumen von 25—40 Meilen Quellen und sogenannte Tanks aufzufinden sind, — letztere sind Lehmkuhlen und Felshöhlungen, in denen sich Regenwasser ansammelt, — so ist es doch rathsamer, den Wasserbedarf in erprobter Weise mit sich zu führen.

Am Morgen des zweiten Tages gelangen wir an den Colorado Chiquito (kleinen Colorado), dessen gewöhnlich trockenes Bett wir bis zum Rand durch einen gelben, lehmigen, reissenden Strom gefüllt finden. Wir wären genöthigt, unser Lager hier aufzuschlagen und zu warten, bis sich die Fluth verlaufen hat, wenn nicht ein unternehmender deutscher Indianerhändler ein Drahtseil über den Fluss gespannt hätte, an welchem wir unser Gepäck hinüber befördern, während wir selbst mit unseren Pferden durchschwimmen.

Nun befinden wir uns wirklich in einer Wüste, wie sie uns bis jetzt noch nicht vorgekommen ist.

Es is eine wahrhaft trostlose Einöde! Kein Baum, kein Strauch unterbricht die Einförmigkeit des flachen Tafellandes. Hier ist es in tiefe, dunkelgetönte, grüne, blaue, gelbe, braune Schluchten und Klüfte zerrissen, dort von hohen »mesas« mit leuchtend rothen Kanten überragt. Die Sandmassen reflektiren die Sonnenstrahlen in grellem, weissgelbem Schein, und die weissen Sommerwolken werfen nicht nur die Gluth des Tages, sondern auch die Farben der Wüste zurück. In der Ferne bezeichnen eigenartig geformte Zinnen, Spitzen und einsame Berggipfel die Grenze der eigentlichen Wüste und zugleich das Ziel, welches wir innerhalb zwei Tagen erreichen wollen. Von Zeit zu Zeit zaubert uns eine Spiegelung so deutlich Wasserflächen vor die Augen, dass wir trotz besseren Wissens das Trugbild für Wirklichkeit nehmen möchten. Zuweilen führt unser Weg über alkalischen Boden, der noch schrecklicher aussieht als alles Bisherige.

Wenn von irgend einem Erdenfleck angenommen werden kann, dass es ganz unmöglich sei, ihn nutzbar zu machen, so ist es dieser: und doch wartet unser eine Ueberraschung. Als wir nämlich den Wohnort unseres deutschen Händlers erreichen, der uns mit seinem Drahtseil über den Fluss half, glauben wir eine Forta morgana vor uns zu sehen, so zauberhaft wie es nur jene phantastische Wasserfläche sein konnte, die uns vor Kurzem narrte. Diesmal ist es keine optische Täuschung, sondern greifbare Wirklichkeit! Grüne Kornfelder breiten sich vor uns aus. Getreide der verschiedensten Art, Zuckerrohr und Kartoffeln, andere Gemüsearten bedecken nicht

weniger als 40 acres mitten im Sande, ohne Berieselung. Man höre, was der unternehmende Ackerbauer über seine Erfolge im ersten Jahre seiner Bewirthschaftung sagt:

»Unsere Ernte hat uns 40 Last Heu und Futterkorn gebracht; das Zuckerrohr kam am besten fort und erreichte 8 Fuss Höhe. Mais von der alten indianischen Art ist gut gerathen. Wassermelonen, Zwiebeln und süsse Kartoffeln scheinen hier gut zu gedeihen, und das Alles ohne einen Tropfen Regen in 18 Monaten. Unsere Versuchspflanzungen haben sich durchaus bezahlt gemacht.

Nun haben wir hier einen See von ein bis anderthalb Meilen im Umfang, der 20 Fuss tief ist. Derselbe wurde dadurch geschaffen, dass man einen Erdwall dürch ein trockenes Flussbett zog und darin das Wasser aus den Abflüssen des Oberlandes staute. Dies Reservoir wurde um den 15. September herum gefüllt und ist bis zum 3. Januar kaum um 15 Zoll gefallen.

Irische Kartoffeln waren klein geblieben; sie hätten vielleicht Knollen von genügender Grösse entwickelt, wenn sie nicht ertrunken wären. Dafür bekamen wir Enten, die wir vom Boot aus schossen. Die Baumwollenstauden sind gut gediehen; ich hoffe, im nächsten Frühling 10 000 Stauden mehr zu pflanzen. Um mich herum liegt eine Million acres, die dasselbe hervorbringen könnten«.

Man wird fragen, wie dieses Alles ohne Wasser möglich sei! Diese Möglichkeit liegt darin, dass die Feuchtigkeit der gelegentlichen Regenfälle und sonstiger Wasserzuflüsse von dem Sande, dessen Zusammensetzung sowohl Verdunstung als Durchsickern verhindert, aufgestaut wird. Wer kann voraussehen, was die Zukunft noch bringen wird!

Nach dieser Erfahrung sind wir nicht mehr überrascht, wenn wir die Maisfelder der Navajo-Indianer, freilich in weit urwüchsigerer Weise bestellt, an den sandigsten Stellen vorfinden. Als wir das Hopidorf Oraibi erreichen, erfreut uns auch dort der Anblick fruchtbarer Felder, kleiner Gärten mit Pfirsichbäumen, und wir sind überzeugt, dass auch auf diesen trockenen Sandstrecken eine ansehnliche Bevölkerung leben kann.

Endlich, nach langem, erschöpfendem Ritt durch den Sand und durch die Mais- und Bohnenfelder der Hopis, gelangen wir an den Fuss einer schroff abfallenden »mesa«, auf der, 300 Fuss über uns, sich Oraibi, eine der »Sieben Städte von Cibola«, erhebt, wo Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende lang, der Urstamm dieser Indianer friedfertig eng zusammengepfercht in seinen Steinbauten gelebt hat.

Es kann nichts Malerischeres geben als diese Stadt und ihre Bewohner, die, in buntfarbige Decken gehüllt, auf den Dächern ihrer grauen Kalksteinhäuser sitzen und dem Schlangentanz zuschauen, nichts Fesselnderes, als diese Ceremonien selbst. Es kann kaum ein anziehenderes Feld für ethnologische Untersuchungen geben, als die Heimstätten dieser ursprünglichen Baumeister und Ackerbauer, und ich würde mich gern in eine ausführlichere Schilderung derselben vertiefen, läge es meinem Zweck nicht so fern; einiges davon will ich indessen mittheilen.

Wir kommen in eine Festzeit hinein, und der herkömmliche Schmutz ist einigermaassen entfernt worden. Eine allgemeine Säuberung der Häuser, des eigenen Körpers und Haares hat stattgefunden, so dass ein Besuch der inneren Räume, für welche Höflichkeit diese gutmüthigen Naturkinder sehr empfänglich sind, verhältnissmässig zufriedenstellend ausfällt. Die Wohlhabenderen haben sogar ihre Häuser von Innen und Aussen weiss getüncht und ihre Maisvorräthe in schönster Ordnung aufgestapelt.

Die Ceremonien des Schlangentanzes dauern neun Tage; theils sind sie öffentlich, theils gehen sie in geheimen, unterirdischen Tempeln vor sich, zu denen nach dem Gesetz nur die Priester der beiden Orden, der Antilopen und der Schlangen, Zutritt haben. Heute ist der letzte Tag, und der Schlangentanz selbst bedeutet das Ende des Festes, dessen Zweck die Herbeiführung von Regen für die dürstenden Fluren ist.

Gemalt, geschmückt, maskirt ziehen die Antilopenpriester in langer Reihe, einer nach dem andern aus ihrer »Kiva« hervor, vollführen einen rythmisch abgemessenen Rundgang und stellen sich als Wache vor der aus Zweigen von Baumwollenstrauch angefertigten Schlangenhütte auf, in der die Reptilien untergebracht sind. Die Schlangenpriester führen denselben Rundgang auf. Dann stimmen sie, in zwei Reihen einander gegenüberstehend, ein leises Zauberlied an, das von gemeinsam ausgeführten, rythmischen Links- und Rechtsbewegungen begleitet wird. Unheimlich klingt der Gesang, unheimlich sind ihr Aussehen und ihre Bewegungen, aber am unheimlichsten wird die Sache, wenn sich die ringelnden, sich windenden Mittänzerinnen hinzugesellen. Um den Tanz auszuführen, bilden die Schlangenpriester Abtheilungen von je drei Mann. Der Träger packt die Schlange und hält sie mit den Zähnen im Genick fest, sei sie giftig oder nicht (sie befindet sich im vollen Besitz ihrer Fänge), und schwingt ihren ringelnden Körper gleichmässig hin und her; der Beschwörer folgt ihnen und streicht

mit Adlerfedern bald Haar und Schultern des Trägers, bald dessen Last; der dritte, der Tänzer, schreitet nebenher, bereit, mit unfehlbarer Sicherheit das Thier aufzufangen, wenn es losgelassen wird. Sobald dasselbe seine Aufgabe erfüllt hat, wird es freigegeben und gleitet von dannen. Das Geschick, mit welchem diese letzte Aufgabe der Freilassung ausgeführt wird, indem der Mann noch Zeit findet, das heilige Mehl zu verstreuen und die Schlange mit dem Adlerfittich zu bezaubern, macht den Träger zum Helden des Tages. Wenn alle Reptilien, 20—30 an der Zahl, den Tanz durchgemacht haben, werden sie nach den vier Himmelsgegenden, von wo sie kamen, in Freiheit gesetzt, und es darf ihnen Nichts zu Leide geschehen, denn es sind die verkörperten Geister der Vorfahren, welche durch die Ceremonie zu Fürbitten bei den Gottheiten veranlasst worden sind.

Als sollte dies Gebet um Regen, den Zweck der ganzen Veranstaltung, sogleich Erhörung finden, stürzt sofort nach Beendigung derselben ein so furchtbarer Guss vom Himmel, dass der trockene Bach, an dem wir lagern, sich in einen tosenden Strom von 60 Fuss Breite und 5 Fuss Tiefe verwandelt. Dieser Erfolg wird aber von den Priestern sofort verleugnet, da ihr Gebet nur um sanften Regen fleht, ein »liebliches Geriesel«, das ihnen selten gewährt wird.

Nachdem wir dem mennonitischen Missionar, der uns mit Holz und Wasser gastfreundlich versehen, unseren Dank dadurch abstatten, dass wir eine Kohlenader für ihn auffinden, die ihn bequemer mit Feuerung versorgt als eine 10 Meilen entfernte mesa, die ihm bis jetzt nur spärliches Kiefernholz lieferte, pflanzen wir ihm noch ein Dutzend Baumwollenstauden und feiern damit zum ersten Male den Arbor Day[1]) in der Wüste.

Dann machen wir uns auf zu unserem letzten Ausflug, demjenigen, der uns Arizona auf ewig unvergesslich machen wird, sollte auch alles Andere aus unserer Erinnerung schwinden, zu unserer Reise an die Grosse Schlucht des Colorado.

Von Flagstaff haben wir mit der »Fliegenden Post« eine lange Tagesfahrt zurückzulegen, die jedoch nicht langweilig ist. Sie führt uns durch Kiefernwälder, bis zu einer anmuthenden Niederlassung, Hance's Camp, die nur aus Zelten besteht, d. h. einem Hotel, das der Umgebung angemessen, sehr gut gehalten, in einer Senkung unter stattlichen Kiefern, ganz dicht an der Schlucht liegt. Wir befinden uns nur etwa 100 Schritte vom Ziel unserer Reise entfernt,

[1]) Arbor Day (Baumpflanztag), ein gesetzlich bestimmter Tag im Jahre, an welchem die Schuljugend der Vereinigten Staaten ins Freie zieht, um Bäume zu pflanzen.

aber noch ahnen wir Nichts davon; die Umgebung, obgleich lieblich unter dem Kiefernschatten, ist doch ziemlich alltäglich. Wir steigen den Abhang hinauf in gespannter Erwartung, welcher Anblick es wohl sein möge, der Allen, denen er zu Theil wurde, ein so unerschöpflicher Born der Begeisterung bleibt. Und dann plötzlich fällt die Binde von den Augen. Die Erde ist vor uns in unergründliche Tiefen versunken!

Unser Erstgefühl ist das erstarrender Furcht und Bestürzung! Ein Schrecken, ein Gefühl des Erdrücktseins, fast des Grauens überwältigt uns. Nichts, was man je vorher gesehen hat, konnte nur im geringsten hierauf vorbereiten. Es ist unvergleichbar! Wir stehen vor einer ganz neuen Naturerscheinung und brauchen Zeit, sie zu erfassen und zu würdigen. Erst nach längerem Schauen erwächst in uns die Vorstellung der Riesenhaftigkeit, der Zauberpracht, der erhabenen Majestät dieser Scenerie.

Sprachlos starrt man in das grosse Meer von geisterhaften Riesengebilden und ist übermannt von dem Gefühl des eigenen Nichts, als befände man sich angesichts der Ewigkeit!

Nur nach und nach wird man sich bewusst, dass man die herrlichste aller irdischen Herrlichkeiten vor sich hat. Keine Abbildung hat je eine Spur davon wiedergegeben, keine Sprache giebt es, die für das Gesammtbild dieser grossen Schlucht mit ihren ungeheuren Massen, für ihren verwickelten Grundriss, für den Adel ihres Aufbaues, ihrer Formen, für die Pracht ihrer Farben einen angemessenen Ausdruck finden könnte. Es ist gar keine Schlucht, das Wort ist zu klein dafür, es ist ein Labyrinth von einer Unzahl Schluchten und Kluften, die sich zu gleicher Zeit unserem Blick aufdrängen, ein mächtiges Gebirgsland, mit höchst phantastisch gemeisselten Riesenfelsmauern. Mehrere tausend Fuss hohe Cyklopenburgen, schlank gethürmte gothische Dome, rundgekuppelte Moscheen, griechische und indische Tempel, Pyramiden und Obelisken, unzugängliche Bergstädte, zinnengekrönte Festungen: alle Wunder arabischer Märchen, in wildem Chaos zusammengehäuft, scheinen vor uns zu erstehen und erhitzen die Phantasie bis zum Uebermaass.

Nicht nur das Ganze ist die staunenwürdigste der Erscheinungen, jeder kleinste Theil ist merkwürdiger als irgend eine Scenerie der ganzen Welt[1]).

---

[1]) Die Mitglieder der American Forestry Association können darauf stolz sein, dass das durch ihre Mitwirkung zu Stande gekommene Gesetz (3. März 1891), welches den Präsidenten der Vereinigten Staaten ermächtigt, Forstreservationen zu machen, dazu benutzt wurde, nicht nur die umgebenden Wälder, sondern auch dies einzig herrliche Naturwunder für immer dem Vandalismus zu entziehen und zum Nutzen und Frommen des Volkes sicher zu stellen.

Im Umfang von 200 Meilen Länge und 10—12 Meilen Breite sind dem spähenden Auge die Werkstätten der Natur und die Geheimnisse des Aufbaues unserer Erdkruste offenbart. Das umgebende Hochlandsgebiet wird von einer verwickelten Menge von Seitenschluchten zerschnitten; in diesen wie in der Hauptschlucht wird bis zur Tiefe von 6—8000 Fuss die Geschichte der Erdbildung mit einer nirgend in der Welt ähnlichen Klarheit an den steilen Wänden kund gethan, und diese erzählen von Aeonen lang dauerndem Aufbau, von Jahrtausende langer Aushöhlung der Gesteine durch Wasser und Wind.

Tief unten, dem Auge kaum erkennbar, wenn überhaupt wahrnehmbar, wogt der grosse Strom, der in seinem unaufhörlichen Laufe Sand und zerriebene Gesteinmassen, das Ergebniss der Denudation jüngerer Formationen, dem Meere zugeführt, seinen Weg durch den hellgrauen Kalkstein der Dyasformation, den rosafarbenen und leuchtend rothen Sandstein, den purpur- und scharlachrothen Kalkstein der Trias, die tief braunen Felsen der Kohlenzeit, hinab bis zu dem düsteren eisenschwarzen Granit des Silurischen und Archäischen Zeitalters gebrochen hat, und nun seine gelben Fluthen dahinrollt, die er auf tausenden von Quadratmeilen aus den Gebirgen von Colorado und auf den Hochebenen von Utah und Arizona angesammelt hatte; hier in ruhiger Majestät wallend, dort in wildem Ungestüm, in tosenden Schnellen über Klippen, Felsen und Rollsteine und in jähen Fällen einherstürzend.

So oft und viel der Grand Cañon of the Colorado gerühmt worden ist, bleibt dennoch, wie es Major Dutton in seiner ausgezeichneten Monographie der Schlucht (1881) ausdrückt, »die grössere Hälfte dessen, was man darüber sagen könnte, übrig«. Während dieser gelehrte Geologe ihn ziemlich eingehend erforscht hat, sind wir noch sehr mangelhaft über Flora und Fauna des Grand Cañon unterrichtet und wagen über den Umfang des noch unentdeckt schlummernden Reichthumes an Mineralien keine Vermuthungen anzustellen.

Wir erreichten den Rand der Schlucht an einem Sonntag Abend: ein abziehendes Gewitter, mit tief schwarzem, dräuenden Gewölk stand am östlichen Himmel, und darauf glänzten zwei Feuerzeichen, die Anfänge eines unvollendeten Regenbogens, wie zwei Schildwachen unbeweglich auf den beiden Seiten der Schlucht stehend. Im Westen malte die sinkende Sonne den Horizont mit tiefem Karmin und umsäumte eine Schaar violetter Wölkchen mit goldener Glorie, während im Norden eine zerrissene, gelbe Hagelwolke in fahlem Scheine gleisste.

Bei diesem Sonnenuntergang und seinen purpurfarben aufsteigenden Nebelschleiern offenbarte sich uns das Mysterium der Schlucht in ihrem tiefen schauerlichen Schweigen: »In diesen Steinen redet Gott; — der Mensch verstummt in Andacht«.

Was auch die Zukunft aus Arizona machen möge, es wird in der Welt immer seinen Ruf behalten, als das Land der »Grossen Coloradoschlucht«, als das Wunderland des Südens.

Der Unterlauf des Igatimi und der Gran Salto Guayrá des Alto Paraná.

Von

Capt. **Ludwig Jerrmann.**

Auf meiner grossen, neunmonatlichen Reise durch Paraguay im Jahre 1896 war ich Anfangs August nach Ipe-hú (schwarze Ente) gekommen, wo ich in dem Dépôt der grossen Yerba-Gesellschaft »Industrial Paraguaya« von dem Majordomo Sñr. Velasquez mit der dem südamerikanischen Waldleben eigenen Gastfreundschaft aufgenommen wurde.

Ipe-hú ist der Indianername eines ehemaligen Militärpostens auf 23° 54′ südlicher Breite und 55° 24′ Westlänge von Greenw. Jetzt ist der Ort verschwunden; im grossen vierjährigen Kriege, der mit dem Tode des blutdürstigen Diktators Lopez endete, waren die Einwohner niedergemetzelt und die leichten Holzgebäude zerstört worden. Später entstand daselbst die obgedachte Niederlassung, deren wenige Holzhäuser mitten im Walde einen der vereinzelt vorgeschobenen Posten der Zivilisation vertreten. Mehrere grosse Corrale — von schweren Holzbalken eingezäunte Höfe — dienen zur Aufnahme des Viehes, wenn es an die in den Yerbales zerstreuten Ranchos als Schlacht- oder Zugvieh vertheilt werden soll. Die nächsten Hügel der Umgebung sind mit Wiesen bedeckt, aber jenseits derselben beginnt der ungeheuere Wald, der sich bis an die Ufer des oberen Paraná erstreckt.

Ich war von Süden über Caa-guasú, Caraguatay und Igatimi gekommen, hatte viele Monate unter dürftigen Lebensverhältnissen, mich zuletzt nur noch von an der Sonne getrocknetem Fleisch

sesín ernährend, die Wälder zu Pferde durchzogen, an allen wichtigen Punkten astronomische Ortsbestimmungen gemacht, und beabsichtigte nun, auf dem Rücken des Cerro Amambay weiter nach Norden vorzudringen. Als ich aber im Gespräch mit meinem Wirth und umwohnenden Indianern immer wieder den imposanten Salto Guayrá erwähnen hörte, von dem ich schon soviel gelesen hatte, fasste ich den Entschluss, ihn aufzusuchen.

Einige Tage nach mir kam Sñr. Morle, der Subadministrator der Gesellschaft, mit 1000 Ochsen in Ipe-hú an, die hier mit dem Brandzeichen versehen und dann auf die meilenweit umherliegenden Weidetriften gebracht werden sollten. Herr Morle sowohl als seine Begleiter rühmten den grossen Wasserfall als eine der bedeutendsten Naturwunder Süd-Amerika's, aber Niemand hatte ihn selber gesehen. Bis jetzt wären, so sagte man mir, erst zehn weisse Männer am Fall gewesen, unter ihnen als der Letzte Graf Antonelli, der italienische Gesandte in Buenos Aires, in dessen Begleitung sich ein Photograph aus Asuncion befunden habe.

Man rieth mir einstimmig ab, diese gefährliche Reise so ganz allein, wie ich war, zu unternehmen, sprach von Indianern, Tigern, Schlangen und Gespenstern, und theilte mir als Warnung mit, dass Mr. Seward, ein reicher Amerikaner, trotz vorzüglicher Ausrüstung, den Salto nicht erreicht habe. Ich liess mich jedoch nicht irre machen, sondern traf gleich nachdem Sñr. Morle wieder abgereist war, meine Vorbereitungen zu dem grossen Abstecher nach dem fernen Osten.

In den siebziger Jahren hat die brasilianische Grenzregulirungs-Kommission, und 1884 eine von der italienischen Regierung ausgerüstete wissenschaftliche Expedition unter dem Marineoffizier Bove am Salto Guayrá Beobachtungen angestellt. Die sämmtlichen neuerdings erschienenen Karten hatte ich aber als so unzuverlässig gefunden, und hatte nach meinen astronomischen Beobachtungen eine so grosse Anzahl von geographischen Punkten in Paraguay richtig gestellt, dass es mich reizte, auch über diesen wichtigen Ort, Gewissheit zu erlangen.

Der Alto Paraná bildet, indem er sich in zwei Arme theilt, eine grosse sich von NNO nach SSW erstreckende Insel und nur wenig südlich derselben stürzt er als Gran Salto de Guayrá durch eine tiefe Felsenschlucht des Cerro Maracayú von dem Hochplateau Brasilien's hernieder, aber wenig oberhalb des Falles mündet der von Westen kommende Rio Igatimi in den Riesenstrom Paraná. Es ist hier also des Interessanten viel auf verhältnissmässig engem Raume zusammengedrängt.

Ueber die Möglichkeit, dorthin zu gelangen, war man sich in Ipe-hú nicht ganz klar. Bove war auf dem Paraná von Süden bis zum Fall gegangen, Antonelli war den Igatimi hinabgefahren und dann auf dem Paraná von Norden gekommen; es sollte aber auch eine Picade — (d. i. eine Schneise, ein ausgehauener Waldweg) — vorhanden sein, auf der man von Tacuarati, der letzten Ansiedlung sesshafter Indianer, zu Lande nach dem Fall kommen könne. Nach alledem durfte von einem festen Plane keine Rede sein, und ich musste nur zunächst suchen, Tacuarati zu erreichen.

Leider bot sich mir für diese einsame, wenig benutzte Strasse keine Reisebegleitung. Ich entschloss mich deshalb, allein aufzubrechen. Der Schwierigkeit halber liess ich mein Packpferd und alle entbehrliche Effekten bei meinem freundlichen Wirthe Snr. Velasquez in Ipe-hú zurück, nahm die Instrumente, etwas Proviant und das Nothwendigste an Kleidungsstücken mit auf mein Reitpferd, bewaffnete mich mit Falcon — einem hirschfängerartigen Messer — Revolver und dreiläufigem Gewehre, und ritt am 14. August morgens 8 h wohlgemuth in die weite Welt nach Osten.

9 h 50′ passirte ich den Tacuapiri (Bambu-Schilf), 10 h 20′ den Arroyo Aguará, 1,5 Leguas von Ipe-hú, und gleich darnach die Vaqueria gleichen Namens, wo ich etwas rastete. Das ganze Gehöft bestand aus einem grossen, von Quebrachopfählen eingezäunten Corral und einem kleinen Rancho. Der Hausherr war in den Camp (das Feld) geritten, um einige Ochsen zu suchen, die allein anwesende Frau erlaubte mir, unter dem Vordache des Hauses niederzusitzen, von wo ich in das Zimmer mit dem kleinen, sauber gedeckten Altartischchen blicken konnte, während sie in der »Küche«, einem leichten Wetterdache, unter dem ein Kessel auf drei Steinen ruhte, für das Mittagessen sorgte. Ich hatte einen Vorrath gebratenen Fleisches bei mir, wovon ich etwas genoss, denn ihre freundliche Einladung, bis zum Essen zu verweilen, durfte ich nicht annehmen, wenn ich noch vor Einbruch der Dunkelheit die Boca (Mändung) der Picade erreichen wollte. Um 11 h brach ich wieder auf und überschritt 1 h den Pirayú — 2 Leguas — an dessen anderem Ufer ich absitzen musste, um die Tranquera zu öffnen, ein Thor aus Schranken, dessen wagerechte Stämme in den Löchern zweier starken Pfähle ruhen. Diese Tranqueras sollen das Entweichen des Viehes verhindern, und für jeden Reisenden besteht die stillschweigende Verpflichtung, sie nach Benutzung wieder sorgsam zu verschliessen. Das ist sehr lästig, aber die am Pirayú sollte für mich auf viele Wochen die letzte sein: ich trat in das Gebiet der grossen östlichen Wälder.

Von früheren Streifzügen kannte ich die Gegend bis hierher und wusste, dass die geradeaus führenden Carretenspuren den Weg nach den südlicher gelegenen Quellen des Carapá bildeten, und dass eine Legua weiter der Weg nach der grossen Picada Brasilera nach Norden abzweigt. Aber etwa zwanzig Schritte links vom Passe mündet ein kleiner Bach, dessen Lauf man nur zu folgen braucht, um auf der Hypothenuse des durch die beiden Wege gebildeten Dreieckes mindestens eine Stunde Zeit zu ersparen. Nachdem ich wieder auf den Hauptweg gelangt war, eröffnete sich mir die wundervolle Aussicht auf die hohen Berge des Cerro Maracayú, zwischen denen die vielen tief eingeschnittenen Thalschluchten den Ritt wegen des beständigen Bergauf- und Bergabsteigens so beschwerlich machen.

Um halb drei Uhr sah ich links vom Wege am Abhange eines mässig hohen Berges einen Rancho und beschloss, daselbst zu übernachten. Wegen der vielen dazwischenliegenden Sümpfe erreichte ich die kleine Hütte erst nach einer Stunde Hin- und Herreitens und fand sie ganz verlassen. Nichtsdestoweniger richtete ich mich unter der Vorhalle für die Nacht ein, machte Feuer, holte aus einem in der Nähe sprudelnden Bache Wasser und band mein Pferd zum Grasen an. Plötzlich machten sich einige Hühner bemerkbar, so dass es doch scheinen musste, als ob die Hütte bewohnt sei, und bei genauerer Umschau fand ich zwei grosse Sporen an der Wand hängen und in einer Ecke ein Bündel Kleider liegen. Vergebens hoffte ich nun auf die Heimkehr der Bewohner und nach einer sehr unruhigen Nacht, in der ich oft das ekelhafte plärrende Gebrüll der Tiger hörte und genöthigt war, mein ängstlich werdendes Pferd zu beruhigen, war ich froh, als endlich der Tag anbrach.

Früh kochte ich mir Mate, sattelte, liess meinem unbekannten Wirthe als Dank zwei Schachteln Streichhölzer zurück und ritt dann wieder nach dem gestern verlassenen Wege hinunter, auf dem sich aber die Carretengeleise bald verloren, so dass ich mich nur noch nach den alten Pferdespuren richten konnte.

Bald nach 7 Uhr fand ich den Eingang in die grosse Picade, die sich in der Richtung ONO 12 Leguas an dem Nordabhang des Cerro Maracayú hinzieht. Die Boca macht sich durch einen engen Pfad in dichtem Gebüsch leicht kenntlich; davor fand ich Spuren eines vor längerer Zeit benutzten Feuerplatzes. Nach 15 Minuten war das Gebüsch durchquert, eine tiefe Schlucht führte im Zickzack bergab, und mit einemmale befand ich mich im düstern Schatten des grossartigen Hochwaldes.

Die mässige Hitze des südlichen Winters kam mir gut zu statten und nur stellenweise ward ich von Fliegen belästigt, dann aber auch in fast unerträglicher Weise. Besonders waren es die Begué, deren Stich kleine schwarze Flecke hinterlässt, die mir zu schaffen machten. Hatte ich aber ihren Bereich hinter mir, dann konnte ich mich ungestört dem Hochgenusse überlassen, den eine solche Wanderung gewährt. Hoch über mir wölbte sich das grüne Blätterdach, zu beiden Seiten des Weges wechselte dichtes, zwischen den Stämmen der Bäume aufschiessendes Buschwerk mit undurchdringlichen Wänden der prachtvollen Blattpflanze Piguaó, die mir als heimischer Zimmerschmuck so wohl bekannt war. Dann wieder hörte das Buschwerk auf und ich ritt durch eine ganze Insel wunderbar zierlicher niedriger Palmen, die unterhalb der Kronen riesiger Laubbäume ein still geschütztes Dasein zu geniessen schienen. Die tiefste Einsamkeit umgab mich, selbst den Wind spürte ich nicht, der hoch oben die Blätter bewegte und die langen, armdicken Bambushalme wiegte, dass sie knarrend sich zwischen den Aesten der Baumriesen scheuerten. Wie verwirrtes Tauwerk hing zwischen den Zweigen und in langen Buchten von ihnen hernieder eine dichte Masse von Schlingpflanzen aller Art, an denen zuweilen ganz gewaltige, abgebrochene Aeste frei in der Luft schwebend hingen.

Nur zuweilen hörte ich im Walde unbestimmte Laute zu mir herüberschallen, Beweise eines reichen, aber im Busche tief versteckten Thierlebens. Nur die Vögel bekam ich oft zu Gesicht; sie liessen mich dicht heran kommen und blickten mich zutraulich, aber verwundert an. Den gefürchteten, so sehr verschrieenen Tiger habe ich nicht gesehen. Manchmal hörte ich wohl auch bei Tage seitab vom Wege seltsames Gebrumm, das sich aber immer zu entfernen schien. Affen bemerkte ich nur wenige, destomehr kleine und grosse Papageien, deren wildes Geschrei mir oft lästig wurde, besonders Abends, wenn sie in grossen Schaaren angeflogen kamen.

Um Mittag erreichte ich den Corral, eine sich zu einem runden Platze erweiternde Stelle des Weges, die man eingezäunt hatte, um darin mit Thieren rasten zu können; ob er jetzt noch benutzt wird, habe ich nicht erfahren. Ebensowenig hatte man mir gesagt, dass sich in der Nähe ein Wassertümpel, ein sogenannter pozo, befindet, aus dem ich mir hätte meinen sehr geringen Wasservorrath ergänzen können.

Ohne mich aufzuhalten, ritt ich weiter in der Hoffnung, noch vor Abend den Ausgang der Picade zu erreichen, aber als ich um 4 Uhr immer noch im Walde war, ohne zu wissen, wie lange ich

noch darin zu reiten hätte, wurde ich sehr unruhig, und als ich einen sich abzweigenden Seitenweg erblickte, erinnerte ich mich, von einem Rancho gehört zu haben, der hier in der Nähe einst sollte bearbeitet worden sein. Ich wähle diesen Ausdruck, weil man unter Rancho im Walde nicht nur die Hütte, sondern den ganzen dazu gehörigen Arbeitsbereich versteht.

Es dauerte auch nicht lange, so kam ich an mehrere halb verfallene Hütten, in denen ich mich für die Nacht einrichtete. Mit Fleisch war ich noch auf mehrere Mahlzeiten, dagegen mit Wasser und Futter nur sehr schlecht versorgt. Eine Handvoll Mais fand sich noch im Sacke für das Pferd, nirgends aber Wasser, denn ein ehemaliges Loch für Regenzuflüsse war gänzlich ausgetrocknet. Weide gab es hier im dichten Walde garnicht, und endlich zwang der quälende Hunger mein armes Thier, die trockenen Pindóblätter herunterzureissen, womit die kleineren Hütten gedeckt waren.

Während der Nacht ward ich unsäglich von allerhand Ungeziefer gequält, wovon besonders die alten unbewohnten Gebäude wimmeln. Der Vollmond schien sehr hell und ein stürmischer Wind jagte die Wolken an ihm vorüber, die dann gespenstige Schatten über meinen Lagerplatz warfen. Die grossartige Einsamkeit inmitten des Waldes machte mir einen ergreifenden Eindruck. Mehrere Male liess sich der Schrei irgend eines Vogels hören und dann tönte es von hunderten von Stimmen aus allen Seiten zurück, bis sich die durch irgend etwas erschreckte Thierwelt wieder beruhigte.

Als ich am andern Morgen, den 16. August, aufbrach, hatte sich der Wind noch nicht gelegt und trieb noch immer viel Wolken vor sich her, worüber ich mich ärgerte, weil ich gehofft hatte, am Abend eine Sternbedeckung beobachten zu können. Diese Sorge ward aber bald von einer weit ernsteren in den Hintergrund gedrängt, als ich nach etwa einer Stunde mir klar wurde, auf dem falschen Wege zu sein. In der Bewunderung der herrlichen Orchideen, mit welchen viele Baumstämme vom Boden bis zur Krone bedeckt waren, hatte ich den Irrthum nicht früher gemerkt. Es blieb mir nichts übrig, als zum Rancho zurückzukehren und von dort aus den richtigen Ausgang zu suchen. Darüber verging fast der ganze Tag und als sich die Sonne schon bedenklich neigte, traten mir die schauerlichsten Bilder von dem möglichen, ja wahrscheinlichen Ausgang dieses Abenteuers vor die Seele. Vor Einbruch der gänzlichen Dunkelheit wollte ich aber noch einen letzten Versuch wagen und ging, um das Pferd zu schonen, zu Fuss aufs Gerathewohl in eine der vielen vom Rancho abstrahlenden kleinen Picaden, und kaum war ich 3 bis

400 Schritt in derselben vorgedrungen, als ich aus der Entfernung Stimmen zu hören meinte. Die aufgeregte Phantasie hatte mir gleiche Töne schon den ganzen Tag vorgegaukelt, aber dies Mal traf ich wirklich sehr bald auf einige Reiter, die gerade abschwenken wollten, um auf einem Seitenwege nach dem neuen Rancho Patino zu gehen, der vor langer Zeit errichtet worden war, nachdem die Gegend des älteren, in dem ich lagerte, abgewirthschaftet war. Sie nahmen mich und das Pferd mit sich, und ich war gerettet, wie durch ein Wunder, denn ich hätte die weit entfernten und sehr versteckten neuen Hütten nie entdecken können. Im Rancho meiner so zufällig gefundenen Wirthe gab es weniger Flöhe und Ameisen, und da die erwartete Occultation überhaupt für meinen Ort nicht stattfand, sondern der Mond seitlich am Antares vorbeiging, überliess ich mich auf dem glattgestampften Boden des Barbacua-Schuppens[1]) der sehr nothwendigen Ruhe.

Am 17. früh brachte man mich auf den richtigen Weg nach der von diesem Rancho etwas weit enfernten Picade, deren Pfad sich von nun an immer beschwerlicher zeigte. Grosse Baumstämme lagen quer darüber gestürzt, in welche frühere Reisende Stufen gehauen hatten, um den Pferden das Ueberklettern möglich zu machen; an anderen Stellen hatte man um die Krone oder die Wurzel eine kleine Picade im Bogen herumgehauen; ein Mal aber kam ich auch an einen solchen gestürzten Riesen, der erst nach dem letzten Passanten gefallen war, wo ich also das Herstellen eines Umweges selber mit grosser Mühe und Zeitverlust besorgen musste.

Der Wind legte sich und schöner Sonnenschein flimmerte durch das grüne Blätterdach. Hier sah ich die niedlichen, dünnstämmigen Jechy-Palmen zum ersten Male, die ihre eleganten Formen über den von grossen gelben Früchten behangenen wilden Apfelsinenbäumen wiegten. Um 1 Uhr stieg ich in ein liebliches tiefes Thal auf steilem Pfade hinab, durch welches sich der Arroyo Moroti, ein südlicher Zufluss des Igatimi, nach Norden schlängelt. Sein feuchter Ufersand war trotz der Winterzeit mit bunten Schmetterlingen bedeckt, unter denen besonders häufig die bekannte grosse blaue Art und ein citronengelber Segler war. Sie sassen träge im Schlamm und wichen nur widerwillig den Tritten meines Pferdes. In der Mitte des Baches blieb dieses stehen, um seinen Durst zu löschen, und auch ich liess meine Guampa (Kuhhornbecher) am Lederriemen hinab, um mich an dem klaren Wasser zu erfrischen. Auf der andern Seite des Flüsschens

[1]) Barbacua ist der Raum, wo die Yerbablätter geröstet werden.

ging es wieder ebenso steil die Felsen hinauf, in deren Spalten wunderbar schöne Farnenkräuter üppig wucherten, und bald darauf verrieth mir ein Hahnenschrei die Nähe eines Indianerdorfes, das ich ohne sonderliche Mühe seitab vom Wege in einer gerodeten Lichtung des Waldes fand. Als ich aus dem Dickicht trat, ergriffen einige Weiber und Kinder vor mir die Flucht, aber auf ihr Geschrei kamen zwei Männer herbei, mit denen ich mich bald verständigte, so dass ich freundlich eingeladen wurde, in einer der Hütten auszuruhen.

Das Dorf bestand aus sieben Häusern, deren Bewohner fest ansässig waren und Landbau nach ihrer Weise trieben, das heisst, sie fällten und brannten ein Stück Wald leer, machten Löcher in die Erde und steckten Maiskörner hinein, aus denen dann zwischen all dem andern Unkraut und Gestrüpp regellos die Maishalme emporwuchsen. Nebenbei gesagt, macht es der Paraguayer nicht viel anders. Rationell betrieben, könnten natürlich ganz andere Erfolge erreicht werden, aber dazu fehlen die Arbeitskräfte.

Nach zweistündiger Rast bat ich meinen Wirth, mich bis zum Ausgang der Picade zu begleiten, worin er nur nach langem Widerstreben seiner Frau willigte. Er nahm all seine Waffen mit, weigerte sich jedoch hartnäckig, voran zu gehen; er war augenscheinlich misstrauisch, was ich ihm mit Rücksicht auf meinen wilden Reiseanzug nicht gerade verdenken konnte. Als ich mich nach einer kurzen Strecke nach ihm umschaute, sah ich ihn dicht bei mir, aber etwas weiter hinter ihm folgte uns die Frau, offenbar von Sorge um die Sicherheit ihres Mannes erfüllt.

Eine halbe Legua weiter traten wir aus dem Walde, der sich hier in grossem Kreise um eine baumfreie Thalmulde zieht, in deren Tiefe ich den Arroyo Gavilan erkannte und zwei Häuser. Diese bezeichnete mir meine Führer als die »Ortschaft« Vagneria-mi und kehrte, mit einer Perlenschnur für die treue Gattin belohnt, in sein Dorf zurück.

Um 4 Uhr Abends erreichte ich das erste Haus, in welchem ein paraguayscher Landmann mit zahlreicher Familie wohnt, und nach Durchreiten des Baches ein Yerba-Dépôt, wo ich bat, die Nacht bleiben zu dürfen. Der Verwalter der Niederlage lebte hier ganz allein mit einer Frau und ergriff sofort die Gelegenheit, mich um ein Heilmittel für sein bösartiges, handbreites Beingeschwür zu bitten, ein Leiden, dem man im ganzen Lande überaus häufig begegnet.

In der Nacht hörte ich deutlich das entfernte Rauschen einer Stromschnelle im Igatimi, der nur eine halbe Legua entfernt sein soll. Ein Weg führt zu einem Anlegeplatz für Chatas (Lastschiffe), der

sich Puerto Alegre nennt. Von dem weiter stromab liegenden Orte Arroyo Mocoi war ich jetzt nur noch 4½ Leguas entfernt, und der Weg dahin ist für Carreten fahrbar.

Am 18. August früh 7 Uhr ritt ich weiter, und ward gleich bei dem Eintritt in den Wald von Mosquitos überfallen, die mich eine halbe Stunde lang verfolgten bis an den Arroyo Tereré. Dann führt der sehr felsige Weg ziemlich steil bergan, überschreitet den Arroyo Guasú, und trifft auf einer kleinen Hochebene das Dörfchen Sapui-mi. Gleich jenseits desselben fliesst ein zweiter Arroyo Guasú; auch er fällt, wie all die anderen passirten Gewässer, nach kurzem Laufe in den Igatimi.

Jetzt hatte ich noch auf einem ziemlich hohen Bergrücken zwei Leguas zurückzulegen, dann sah ich ein breites Thal tief unter mir sich bis an den Rio Igatimi erstrecken, in welchem zwei Bäche dicht neben einander dem Flusse zueilen und deshalb beide den Namen Moçoi (zwei) tragen. Zwischen ihnen liegt das grosse Dépôt der Industrial Paraguay, jenseits der zwei Bäche, 1 Kilometer vom Flusse, das ebenso bedeutende Gehöft der brasilianischen Compania Mate Larangeira. In letzterem kehrte ich ein und ward auch hier mit landesüblicher Gastfreundschaft aufgenommen.

Ausser einem langen, niedrigen Hauptgebäude, in welchem sich die Wohnräume des Majordomo, des Materialverwalters und eines Zollbeamten befanden, hatte man noch einige leichte Ranchos für die Vorarbeiter und Knechte errichtet, und jenseits einer breiten Pferdeweide lag ein Arbeitsschuppen für Stellmacher und Schmied, eine Farinhamühle mit Röstofen, ein mächtig grosses Wetterdach für die Pferde und Maulthiere, und näher am Hause eine ziemlich geräumige Küche.

Nach Landessitte sorgt Jedermann selber für sein Reitthier, auch die Frauen thun dies, so dass es mich nicht wunderte, dass mir Niemand beim Absatteln half. Aber während Sñr. Gimenez mit mir sprach, sammelten sich mehrere Gauchos um uns an, die mir neugierig zuschauten und über jedes abgepackte Stück flüsternd ihre Bemerkungen machten.

Unter der breiten Vorhalle wurde gerade das Mittagessen aufgetragen, und ich liess mir das Locro-Gericht (Suppe mit geschältem Mais) trefflich schmecken. Die Unterhaltung war lebhaft, denn der Zweck meines Kommens erregte die allgemeine Neugier. Man vermuthete in mir einen Goldsucher, und erstaunte höchlichst, als ich die Absicht aussprach, den Salto Guayrá aufzusuchen und dort wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Der Majordomo meinte,

dass ich wohl bis zu dem letzten Indianerdorf Tacuarati (Bambushain) zu Pferde gelangen könne, darüber hinaus jedoch wusste er mir nicht zu rathen. Mein Gegenüber, der capataz (Vorarbeiter) auf dem Hof, ein langer, schlanker Argentiner in weissbaumwollenem Hemd und Hose, den Schlapphut auf dem Kopfe, dem hirschledernen Tirador mit zahlreichen Silbermünzen verziert, an den nackten Füssen pfundschwere Sporen mit thalergrossen Rädern, behauptete, es gäbe von dort noch eine Picade von 10 Leguas Länge, die bis zum Fall führe. Man stritt über diese Picade hin und her, ein Feldmesser sollte sie vor Jahren geschlagen haben, sie sei jedoch längst wieder zugewachsen. Bestimmtes aber wusste man nicht, und Alle meinten, ich müsste mich in Tacuarati bei den Indianern befragen. Schliesslich bot mir der Contador (Buchhalter) an, mich am Abend, wenn es kühler geworden wäre, bis Caa-verá zu begleiten, damit mir morgen der Tagesmarsch bis Tacuarati nicht zu lang würde.

Um 12 Uhr Mittags beobachtete ich die Meridianhöhe der Sonne und stellte die geographische Breite unseres Ortes auf 23°50′6″ S fest.

Nachmittags ging ich zu dem 1 Kilometer entfernten Fluss Igatimi hinunter und nahm ein erfrischendes Bad. Leider verlor ich dabei meine letzte Seife, die hier nicht zu ersetzen war. Der Strom macht ober- und unterhalb Mocoi zahlreiche Windungen und hat ein sehr starkes Gefälle. Die Ufer sind hoch und dicht bewaldet. Die Breite habe ich auf 30 Meter geschätzt. Der Strom ist schiffbar und wird von Chatas (Lastkähnen) befahren, welche die in den Wäldern gewonnene Yerba weiter nach Westen bringen. In der Nähe von Arroyo Mocoi liegen acht Indianeransiedlungen, deren Insassen einen regen Verkehr mit den Dépôts unterhalten. Gegen Abend kam ein ganzer Trupp nach Mocoi, 14 Männer und 4 Frauen, erstere mit baumwollnen Hosen und Hemden bekleidet, die Weiber hatten nur Tücher um die Hüfte gebunden, oder trugen sie unter den Achseln um den Leib geschlagen.

Nach dem Abendessen versammelten sich alle Knechte unter der Vorhalle des Hauptgebäudes, um nach einer Harmonika und zwei Guitarren zu tanzen; die Damen barfuss im Hemde, die Herren mit den riesenhaften Sporen an den nackten Füssen und dem Poncho über der Schulter. Ich durfte mich trotz meiner schweren Reitstiefel nicht ausschliessen und tanzte mit Doña Anita, der Frau des Koches, einige Habaneras und den Santa Fé bis die Zeit zum Satteln gekommen war.

Um 9 Uhr ritt ich in Begleitung des Buchhalters beim hellen Mondenscheine ab, zuerst in südlicher, dann nordöstlicher Richtung

über sandigen Hügel durch lichtes Gehölz mit wenig Buschwerk, Erst in der Nähe des Flüsschens Caa-verà (blinkendes Laub) fanden wir wieder das richtige Waldgebirge. Um 11 Uhr Nachts erreichten wir nach Zurücklegung von 2½ Leguas Weg einen Rancho vor dem Oertchen, welches ebenso wie der Bach heisst, und machten uns unter einem leichten Wetterdache unser Lager zurecht.

Am 19. August früh 6 Uhr ritt ich allein weiter und kam um 8^h an den 2 Leguas entfernten Eingang in die Picada Tacuartì. Bis hierher hatte ich mich an den bunten Farben des seitwärts liegenden Waldrandes erfreut, dessen hohe Tadjì (Lapacho-Bäume) um diese Jahreszeit 4 bis 5 Wochen völlig entblättert, aber über und über dicht mit carmesinrothen Blüthen bedeckt sind. In der Picade aber umgab mich wieder das üppige Grün der gewaltig wuchernden Blattpflanzen und Farnenkräuter, aus deren Dickicht schlanke Palmen, Cacteen. Bambus und Agaven emporragten und sich in dem tiefen Schatten des dichten, hoch über ihnen sich wölbenden Blätterdaches, nachdenklich wiegten. Der helle Ruf des Glockenvogels (nguirà-ità) erinnerte mich lebhaft an das Klopfen des Spechtes in unseren deutschen Wäldern, und wechselte beständig ab mit den sanft, aber deutlich und korrekt heruntergesungenen vier Tönen eines Mollakkordes, den der liebliche Urutaú stundenlang wiederholte.

Eine reichliche Legua von der »Boca« der Picade liegt ein Indianerdorf auf einem Berge, dessen nördlicher Abhang nur wenig Baumwuchs hatte, und daher eine ungehinderte Aussicht auf das davorliegende romantische Thal gewährte. Der Besitzer des ersten, alleinstehenden Hauses nannte sich Sargente Y (Leutnant Wasser). Jeder Dorfälteste trägt einen militärischen Titel, den er sich von einem brasilianischen Beamten, und wäre es auch nur ein Grenzaufseher, bestätigen lässt. Weiter im Walde hört dies Liebäugeln mit der Zivilisation auf.

Nach ferneren zwei Leguas passirte ich den Arroyo occulto und kam dann auf sehr schmalem Wege in einen hohen Bambuswald, wo ich die erste Begegnung mit einer Schlange hatte. Ich wäre fast arglos über sie hinweggeritten, als ich noch zum Glücke das sechs bis sieben Fuss lange Thier dicht vor mir auf dem hellen Sande des Weges still liegen sah. Ich führte zwar stets, wie Jedermann hier zu Lande, meine kleine Spritze für subkutane Injektion von hypermangansaurem Kali bei mir, hatte aber gehört, dass es noch nicht gelungen sei, auch Pferde und Rinder mit diesem Gegengifte zu retten. Vermuthlich macht die dickere Haut Schwierigkeiten bei der Applikation. Die Schlange war ganz schwarz mit gelben Flecken in der Nähe des

Kopfes. Ich wagte es nicht, sie zu reizen, und musste deshalb wohl zehn Minuten halten, bis sie mich bemerkt hatte und ganz langsam in das Gebüsch kroch.

Nun kam ich über einen Berg und durch eine tiefe, aber trockene Schlucht, und dann trat an die Stelle des Bambus ein dichter Hain von hohen Farnen mit baumdicken Stämmen, die später wieder ihrerseits den riesigen Blättern der üppig wuchernden Piguaò Platz machten, und dann langte ich um ein Uhr bei einem grossen Dorfe an, dessen dunkelfarbige Bewohner mir freundlich gestatteten, bei ihnen über Mittag zu rasten. Es musste kürzlich ein Festtag gewesen sein, da ich alle Weiber und Kinder sehr hübsch roth und blau frisch angemalt sah. Ich ass ein Stückchen von meinem am Sattel hängenden Fleische, ein kleines Mädchen, das Anfangs sehr scheu gewesen, brachte mir schalkhaft lächelnd eine gebackene Süsskartoffel (jety) und zum Nachtisch setzte man mir eine hübsch geflochtene Tellerschale voll Manduví-Nüsse vor.

Um 3 Uhr brach ich wieder auf, durchritt den etwa 1½ km vom Dorfe vorbeifliessenden Sombrero, eine Legua weiter den Sombrerito, kurze Zeit darauf den Azorí und erreichte um ½6 Uhr am Ausgang der Picade eine alleinstehende Indianerhütte, deren Bewohner aber nicht zu Hause waren. Es dunkelte bereits bedenklich, als ich über eine Lichtung reitend, vor mir abermals den Weg sich in dichtem Buschwerk verlieren sah, und schon wollte ich zu dem einsamen Hause zurückkehren, als ich etwas seitwärts einen Mann erblickte, der auf mein Rufen zögernd näher kam. Um ihm allen Argwohn zu benehmen, stieg ich vom Pferde, hing meine Flinte an den Sattelknopf und schritt ruhig auf ihn zu, ihm beide Hände entgegenstreckend. Diese Taktik hatte den gewünschten Erfolg, er zeigte sich bereit, mich zu führen, und brachte mich um 7 Uhr Abends in das lang ersehnte Tacuaratí.

Der erste Eindruck war etwas unbehaglich, da sich sofort eine grössere Menge dunkler Gestalten neugierig um mich versammelte, aber nachdem mein Führer mit dem Pai, dem Priester, einem ganz alten Manne in weissem Haar, längere Zeit gesprochen, und ich die nöthigen Erklärungen gegeben hatte, ward mir ein am Ende des Dorfes stehendes, auf vier Pfählen ruhendes Wetterdach als Nachtquartier angewiesen. Unter ihm sattelte ich ab, hing meine Hängematte auf und nachdem ein Bursche das Pferd an einen Weideplatz geführt hatte, überliess ich mich einem ungestörten Schlafe.

Am andern Morgen, als ich gerade fröstelnd den Kopf durch das Loch in der Mitte des Poncho steckte, kam ein gutmüthig aus-

schauender Mann zu mir, in dem ich bald meinen gestrigen Führer erkannte; er lud mich ein, ihm zu folgen und führte mich in eine der nächsten Hütten, wo ich im Kreise der Familie am Feuer niederkauerte. Der Mate ging von Hand zu Hand und bald war eine gewisse Vertraulichkeit hergestellt. Ausser meinem Wirthe gehörten zur Familie zwei alte und eine junge Frau, sowie deren drei kleine Kinder, von denen zwei schon laufen konnten.

Die Wände des Rancho bestanden nur aus Bambusstämmen, die man nebeneinander in die Erde gesteckt und mit Isipo-hú, einer Schlingpflanze, festgebunden hatte. Nirgends sah ich einen Lehmbewurf, aber an einigen Stellen hingen Strohmatten an den Wänden zum Schutz gegen Zugwind. Die Dächer waren mit Palmenblättern oder getrocknetem Gras eingedeckt. Hohle Porongos in allen Grössen und oft wunderlichen Gestalten dienten als Wasserbehälter oder Trinkgefässe und standen an der Erde oder hingen in den Ecken. Einige hölzerne oder irdene Kochgeschirre, schön gearbeitete Waffen und mehrere geflochtene Hängematten vervollständigten die Einrichtung.

Während unseres Frühtrunkes kam ein junger Bursche mit der Meldung, dass der Mburubischá, der Häuptling, von seiner Reise zurückgekehrt sei und mich zu sehen wünsche. Wir trafen ihn vor seinem Hause im Gespräch mit dem alten Priester und verschiedenen Männern, die mich ernst aber nicht unfreundlich betrachteten. Er schien mir ein Mann in mittlerem Alter zu sein; später erfuhr ich, dass er schon siebzig Jahre zähle. Er trug Hosen, Hemde und eine mit Federn sehr schön geschmückte Kopfbinde, die sogenannte Jeguaká, das Zeichen seiner Würde. Als ich ihm meinen Wunsch äusserte, nach dem grossen Wasserfall zu reisen, schüttelte er bedenklich den Kopf und machte allerhand Einwürfe: die von mir erwähnte Picade sei schon seit langer Zeit wieder zugewachsen, das grosse Y-gá (Canoe) defekt, das kleine für die weite Fahrt auf dem Strom nicht ausreichend, und er wisse nicht, ob ich das Boot des Depots Iva-hú erhalten könnte. Augenblicklich wenigstens sei dasselbe einige Tagereisen stromaufwärts beschäftigt, so dass ich jedenfalls noch unbestimmte Zeit würde warten müssen. Wenn ich dies wollte, so werde mir gern erlaubt sein, bei ihnen zu bleiben, so lange dies nöthig sei. Ich nahm diesen Vorschlag dankend an, und ward nun förmlich als »dazugehörig« auch mit einem richtigen Indianernamen belegt: ich hiess von nun an Paí Pacová, zu deutsch »Herzlieb Banane«[1]).

[1]) Paí, ursprünglich »Vater«, wird für jede Person, sogar kleine Kinder, als Schmeichelname benutzt, sodass obige Deutung wohl gestattet erscheinen darf.

So lebte ich nun vollständig als einer der Ihrigen unter diesen einfachen Leuten. Ich ging mit ihnen auf die Jagd oder Honigsuche, theilte mit ihnen meine Beute und zeigte mich für besondere Gefälligkeiten mit Glasperlen erkenntlich. Meine astronomischen Beobachtungen erregten ihre höchste Verwunderung, aber zugleich auch das für den künstlichen Horizont benutzte Quecksilber ihre unumwundene Begierde. Wozu sie es haben wollten, brachte ich nicht in Erfahrung, vermuthlich als Amulet gegen den Padjé, den weitverbreiteten Zauber, mit welchem man dem Feinde allerhand Krankheiten, Blödsinn, zum Tode führendes Siechthum u. s. w. anhexen kann. Die Furcht vor dem Padjé ist so gross, dass sogar in Asuncion kein Hehl daraus gemacht wird. Mir sagte einmal eine Dame, als ich ihr eine Blume schenkte: »Freuen Sie sich nicht, dass ich daran rieche? Von einem Fremden empfangen, würde ich sie aus Besorgniss vor einem Padjé nur dankend an die Brust stecken.« Ich hatte schon davon gehört, dass man mit Padjé bestreute Blumen dazu benutzte, um eine angebetete Person zur Gegenliebe zu zwingen. Eine Cigarre aber kann man unbedenklich rauchen, sie komme von wem sie nur immer wolle, wenn man drei Mal leise den Namen Jesu murmelt ehe man sie anzündet. Als mir die Habsucht der Leute anfing bedenklich zu werden, schenkte ich, obwohl mein Vorrath an Quecksilber nur gering war, einige Tropfen davon dem Häuptling gegen die Zusicherung, dass er es nicht als Medizin benutzen und mich vor der Zudringlichkeit seiner Leute schützen wolle.

Tacuaratí ist die letzte feste Ansiedlung und bildet die äusserste östliche Grenze der Zivilisation, denn jenseits im Walde leben nur umherstreifende kleinere oder grössere Trupps. Bis an den Paraná leben die Caingué, die im Norden bis über den Rio Amambay reichen. Sie sind ein sehr zahlreicher Stamm und verbreiten sich im Süden bis nach Argentinien, die kleineren Völkerinseln der Tupis und Guajakís am Ostufer des Paraná zwischen 25° und 27° Breite im Bogen umfassend. Auch die Bewohner von Tacuaratí (Bambuswald) sind Caingué, aus deren Verbindung mit den ersten spanischen Konquistadoren die Mischlingsrasse der Paraguayer hervorgegangen ist. Sie sprechen ein reineres Guaraní als man es in den hispanisirten Landestheilen findet; viele von ihnen, besonders die Männer gehen bekleidet, während manche Frauen nur einen Schurz tragen. An Waffen findet man bei ihnen eingehandelte Messer und selbstgefertigte Bogen, deren Sehnen von einer aus den Fasern der Caraguata gedrehten Schnur gemacht wird, während ich bei den Lenguas am Westufer des Paraguay, im Chaco, nur lederne Bogensehnen antraf.

Die Frauen verspinnen die wildwachsende Baumwolle (mandijú) und weben daraus vorzüglichen Stoff, der zu Ponchos, Kopf- und Leibbinden, sowie zu Hängematten verarbeitet wird. Auch färben sie das Garn und verstehen die Buntweberei. Die Herstellung sehr dauerhafter schöner Farben aus Pflanzenstoffen betreiben sie mit viel Geschick und verwenden dieselben nicht nur zum Färben des Garnes, sondern auch zum Bemalen des Gesichtes. Letzteres wird mit grosser Sorgfalt ausgeführt, da jeder Stamm seine besonderen Farben und Muster der Figuren anwendet, und das hohle Rohr, in welchem sie die dazu nöthigen Instrumente aufbewahren, ist der einzige Toilettegegenstand, auf den sie Werth legen.

Als sonstigen Schmuck benutzen sie reich mit bunten Federn verzierte Kopf-, Bein- und Armbinden, wobei sie ausserordentlich viel Geschmack entwickeln. Die Männer tragen in einem Loch der Unterlippe einen längeren oder kürzeren dünnen Stab aus Ysy (Harz), den sogenannten Lippenpfeil, oder wie die Spanier sagen, Barbote.

Man hat mir auch von einer Seide erzählt, die sie aus den Spinnweben gewinnen, welche eine kleine rothe Spinne zur Herbstzeit im Walde an beinahe allen Zweigen aufhängt, doch habe ich dieses Fabrikat nicht selbst gesehen.

Ihre Bogen, guira-pá, sind 1,5 bis 1,75 Meter lang, aus Curupaí-Holz geschnitten, mit Sehnen von Pflanzenfasern. Die ebenso langen Pfeile (chu-í) haben eine zwei Fuss lange Spitze in Form einer schmalen Lanzenklinge, oft mit Widerhaken an der einen, auch wohl an beiden Seiten. Der Schaft des Pfeiles ist aus dünnem Rohr, an welches vorne die Spitze und hinten Papageienfedern befestigt werden. Will man Vögel um ihrer Federn willen schiessen, so benutzt man Pfeile, die statt der erwähnten Spitze einen wallnussgrossen Knopf tragen, um die Federn nicht durch Blut zu verunreinigen. Solche Pfeile nennen sie guirá-apyá.

Der grösste Theil von ihnen wird mit Recht als »zahme Indianer« bezeichnet, obgleich Fälle von Angriffen auf Weisse, sogar Mordthaten, mitunter vorkommen; doch mögen wohl die Betroffenen meistens nicht ohne Schuld sein. Die Caingná führen ausnahmslos ein vortreffliches Eheleben, und es findet die Vielweiberei nur ganz selten statt. Vom Christenthum ist keine Spur vorhanden. Um so auffallender sind die grossen Kreuze vor den Häusern und die kleineren, die sie bei ihrem Gottesdienst verwenden. Die zuweilen ausgesprochene Ansicht, dass dies Reminiszenzen aus der Jesuitenzeit seien, glaube ich bezweifeln zu dürfen.

Die geographische Breite von Tacuaratí habe ich nach astronomischen Beobachtungen mit 23° 45′ 0″ S festgestellt. Die Ergebnisse meiner Längenbeobachtungen zu veröffentlichen, nehme ich Anstand wegen der vielen Zufälligkeiten, denen mein Chronometer während dieser sehr beschwerlichen, langen Reise ausgesetzt gewesen ist, die möglicherweise auf seinen Gang nicht ohne Einfluss geblieben sein dürften. Sie sind mir aber werthvolles Vergleichsmaterial für etwaige spätere Beobachtungen in derselben Gegend. Dahingegen habe ich sehr aufmerksam nach Kompassrichtung und zurückgelegten Distanzen während meiner ganzen Reise von Ipe-hú bis an den Salto die geographische Länge der einzelnen Orte, sowie meiner Flussübergänge festgestellt. Die Ergebnisse dieser Berechnungen, nach welchen ich dann die beigefügte Skizze entworfen habe, füge ich am Schlusse übersichtlich zusammengestellt bei.

Allmählich wurde ich mit den Eingeborenen recht vertraut und streifte in ihrer Begleitung viel durch die umliegenden Wälder, wobei ich die grosse Geschicklichkeit zu bewundern Gelegenheit fand, mit der sie sich im dichten Urwalde zurechtfanden und dann sich den Weg durch das verworrene Gestrüpp mit dem Haumesser bahnten, und dies so schnell bewerkstelligten, dass ich oft nicht zu folgen vermochte. Leider musste ich den Mangel guter Hunde bitter empfinden, so dass wir die ganze Jagd nur auf Indianerart betreiben konnten und dann nur geringe Beute nach Hause brachten. Unter dieser spielte der Yakú, ein grosser, dem Auerhahn ähnlicher Vogel, die Hauptrolle, und Frau Uinty machte stets ein freundliches Gesicht, wenn wir einen solchen mitbrachten. Oft waren diese Streifzüge recht beschwerlich wegen der von Jakarés (Aligatoren) wimmelnden Sümpfe, und hinterher mussten wir uns immer gegenseitig die Jatevú (Zecken) vom Leibe ablesen. Mein grosser Wunsch, einen Jagua-reté [1]) zu erlegen, blieb unerfüllt. Oft fanden wir wohlschmeckende Früchte, als arasá (Guajaven) an niedrigen Sträuchern, und Jvirá-porún, ein hoher Baum mit den Eigenthümlichkeiten, dass die schwarzen Kirschen fast ohne Stiel direkt am Stamme wachsen und ferner, dass immer zwei Blätter aus einem dritten hervorspriessen, das als Stengel dient. Sehr willkommen waren mir auch die grossen Jataibá-Nüsse, mit je zwei stark nach Chocolade schmeckenden Kernen in einer Schale.

Eines Tages wurden die Schmerzen in meinen Füssen unerträglich, und auf Befragen erklärte man mir, dass ich sehr viel tung (Sand-

[1]) Jagua-reté ist der Jaguar. Die wörtliche Uebersetzung ist jaguá = Hund, und rete = die euphemistische Form von heté = Körper, also: Hundeleib. Wir nennen das Thier Jaguar, der Paraguayer sagt ganz allgemein Tiger.

flöhe), auf Spanisch (piques) hätte, die sofort ausgegraben werden müssten. Man zeigte mir in der einen Hütte einen sechsjährigen Knaben, dessen Finger und Zehen so dick angeschwollen waren, dass er sowohl Hände wie Füsse nicht mehr gebrauchen konnte. Er litt sehr und war körperlich ganz heruntergekommen, so dass Alle meinten, ihm wäre nicht mehr zu helfen, er müsse an den vernachlässigten Sandflöhen sterben.

Das Ausgraben muss ausserordentlich vorsichtig geschehen, damit das unter der Haut befindliche, oft apfelkerngrosse Eiersäckchen nicht zerstört und der jungen Brut nicht das Eindringen in das Fleisch ermöglicht werde. Die Prozedur ist äusserst schmerzhaft, besonders unter den Nägeln, und lässt sich am leichtesten ertragen, wenn sie von geschickten Frauenhänden ausgeführt wird. Uinty und ihre Freundinnen gruben mir 56 Sandflöhe aus, und amüsirten sich über meine Schmerzenslaute höchlichst unter Lachen und Juchzen, wenn sie einen neuen »tung« entdeckt hatten. Nach Beendigung der Qual rieben sie die Wunden mit Asche ein und verboten mir, vor völliger Heilung zu baden, da ich dann unfehlbar sterben müsse.

Die »tung« war ich nun los, aber die »tungasu« quälten mich weiter. Das sind aber keine Sandflöhe.

Jedes Haus hatte zur Belustigung der Kinder seine kleine Menagerie, und das Zwitschern, Quarren und Quieken liess sich überall hören zwischen dem fröhlichen Gelächter der Kleinen. Da sah man rothe und blaue Arara, kleine Singvögelchen, Affen und zahme Guatí, während im Freien ein zahmer Niandú (der amerikanische Strauss Emu) und ein tujujú (Storch) einherspazierten, und ausser diesen Gefangenen auch zahllose mainumbí (Kolibri) als freiwillige Gäste die schützenden Dächer aufsuchten.

Eines Abends sass ich mit meinen Freunden am Feuer beim Mahle, nachdem uns ein kräftiges Essen für die Anstrengungen der Jagd belohnt hatte: ein fetter Mointú, (dem Jakú sehr ähnlich) und dazu etwas mbedjú (Gebäck aus Mandiocamehl). Die Kinder leckten noch von den Fingern den Rest ihres myngaú[1]) und wühlten, an der Erde sitzend, mit den Füsschen in der warmen Asche, als plötzlich mein Wirth die Hand erhob und mich fragte: »nde re-hendú-pa curi, hast Du gehört?« Ich nickte mit dem Kopfe, »ara-sunú, es donnert o-ú ára poschý, es kommt ein Gewitter.«

Ich wollte aufstehen, um nach dem Wetter zu sehen, als ich ihn fragen hörte:

[1]) Ist guaraní; zu deutsch »Mehlbrei«.

»Mamó-pa o-imé jaruich? wo ist die Grossmutter?«

»Gyhá i pýpe, in der Hängematte, o nje mondig-curi tediú-rehe, sie hat sich über eine Eidechse erschreckt, ha o hasý, und nun ist sie krank.«

Haé tudiá-ité-pa? sie ist wohl sehr alt?«

Heé, tudiá-ité, jawohl, sehr alt.«

Wir traten zu der alten Frau, ich fühlte ihr den Puls und sagte: »Hae ancá nandú, sie hat Fieber, ta-ru-mina coéramo petein pohá, erlaube mir, morgen ein Heilmittel zu bringen.«

Die Sache schien nicht bedenklich und ich verabschiedete mich von dem Manne: »To-hó porán-ité co pyharé, es möge dir gut gehen diese Nacht.«

Unter meinem Wetterdach streckte ich mich auf die Decken, um noch die letzten Züge aus einer der wenigen Cigarren zu thun, die ich noch besass. Die Luft war schwül und zahllose muá (Leuchtkäfer) umschwärmten mein Lager. Aus der Entfernung tönte der klagende Ruf »socorro, socorro!«[1]) zu mir herüber, den der jacaberé, eine Schnepfe von zierlicher Gestalt, oft bis zum Morgen ertönen lässt. Ganz leise Stimmen hörte ich noch aus den nächsten Hütten, in denen allmählich die Feuer niederbrannten, und nur ganz dumpf in weiter Ferne grollte noch zuweilen der Donner, so dass ich mich endlich sorglos in den Poncho wickelte und dem Schlummer überliess.

Es mochte kaum eine Stunde vergangen sein, als mich ein heftiger Windstoss weckte. Der Himmel war schwarz bezogen und knarrend bogen sich die schlanken Bambusstämme rings im Walde. In dem grossen Hause des Paí hörte ich lärmendes Geräusch in abgemessenem Takte, als wie von vielen Menschen. Da kam der Häuptling des Dorfes zu mir und forderte mich auf, des drohenden Sturmes halber in sein festeres Haus überzusiedeln, und da auch schon schwere Regentropfen fielen, folgte ich und trug all meine Habseligkeiten zu ihm hinüber. Wir traten in eine grosse festgedeckte Halle, in der an drei Feuerstellen drei Familien ihre Heimstatt besassen. Hier wohnte der Herrscher mit seinen beiden Schwiegersöhnen, während an dem Feuer, zu dem er mich führte, seine Frau und die jüngste Tochter kauerten.

Ich dankte dem Himmel und unserem Mburubichá, der sich sehr gebildet Schuan Feliz nannte, denn kaum war ich sicher geborgen, so brach das Unwetter mit jener gewaltigen Heftigkeit los, wie sie den Tropenstürmen eigen ist. Im Hause des Paí ward der Lärm

[1]) Ist spanisch; zu deutsch »zu Hülfe!«

immer stärker und Don Schuan bedeutete mich, dass sie dort beteten. Bei jedem Donnerschlage schmiegte sich die bildhübsche Niantúka an den Arm ihrer »Sy«[1]) und suchte mit einem Zipfel der mütterlichen Sábana ihren zitternden braunen, jungfräulichen Körper zu bedecken.

Don Schuan hatte sein Haupt mit dem reichen Federschmuck einer prächtigen Jeguacá bedeckt, die tembetá, einen fusslangen dünnen Lippenpfeil aus durchsichtigem Harz durch ein Loch der Unterlippe gesteckt, in der es durch ein Kreuz am oberen Ende festgehalten wurde, und forderte mich auf, ihn zum Gebethaus zu begleiten. Es war ein Hundewetter, aber ohne Zögern folgte ich ihm durch den strömenden Regen in das Haus des Paí wo ich fast die ganze Tolderia, wie die Spanier eine Indianerniederlassung nennen, versammelt fand, die hier mit einem Höllenspektakel sich bemühte, den im Gewitter zur Erkenntniss getretenen Unwillen des bösen Geistes zu besänftigen.

Der ganze grosse Raum war in tiefes Dunkel gehüllt. Dicht gedrängt kauerten die Weiber und Kinder an der Erde, die Gesichter alle der einen Wand zugekehrt, an welcher in Mannshöhe eine ganze Reihe armlanger mit bunten Federn gezierter Holzkreuze hing. Zu beiden Seiten flackerten düster einige an den Pfeilern aufgehängte Wachsdochte und am Boden standen ausgehöhlte Orangenschalen mit Fett gefüllt, in denen ein baumwollener Lappen brannte.

Es war drückend heiss in dem menschengefüllten Saal, an dessen Wänden ringsumher halbnackte Männer lehnten. Vor den Kreuzen hatten acht bis zehn von ihnen sich in einer Reihe aufgestellt, jeder hielt mit beiden Händen gepackt einen vier Fuss langen, fünf Zoll dicken Bambusknüppel aufrecht vor sich, dann stiessen alle zugleich damit im Takte auf den festgestampften Lehmboden, während sich die ganze Reihe beständig drei Schritte nach rechts, drei Schritte nach links hin und her bewegte und dazu in heulendem Tone nach eigenartigem Rythmus sang, immerfort dieselben Worte wiederholend »a njemboé poràng, ich bete schön, ich bete gut.« Und als genügte ihnen noch nicht der vollführte Lärm, griffen noch Andere in die Ceremonie mit ein und schüttelten die Mbaracá, den mit Bohnen gefüllten Porongo, die getrocknete Schale einer ausgehöhlten kürbisähnlichen Frucht, während wieder Andere auf kleinen Rohrpfeifen bliesen.

Bald waren die braunen Rücken mit perlendem Schweiss bedeckt, immer drohender sausten die Bambuspfähle zu Boden, immer lauter toste der lärmende Gesang in den dazwischen rollenden Donner, das

[1]) Mutter.

betäubende Geprassel des strömenden Regens, das Sausen des Sturmes und das knarrende Aechzen der vom gewaltigen Winde zerzausten und gerüttelten Urwaldriesen, deren Aeste man von Zeit zu Zeit krachend niederstürzen hörte. Und immer wieder bewegte sich die zitternde, schweisstriefende Menschenreihe vor den bunten Kreuzen hin und her, einzelne Sänger traten völlig erschöpft zurück, andere nahmen ihre Plätze ein, und schoben sich mit den Kameraden, drei Schritte rechts, drei Schritte links, immer hin und her, den Bambuspfahl schwingend, mit dem leidenschaftlichen Geheul »a njemboé porang, a njemboé porang!«

Eine volle Stunde war vergangen, mir schwindelte der Kopf, ich konnte es nicht mehr aushalten. Unbemerkt zog ich mich zurück und eilte der Hütte meines Gastfreundes zu, wo sich dieser bereits mit mehreren Söhnen eingefunden hatte. Wir alle lagerten uns nebeneinander in strahlenförmigem Kreise um das Feuer, die Köpfe diesem zugekehrt, und wenn wir auch nicht schliefen, so ruhten wir doch, während das tosende Unwetter noch bis in die Morgenstunde anhielt, begleitet von dem heulenden Beten im Hause des Paí.

Ich lag zwischen den Andern, konnte aber nicht wie sie den Kopf in die warme Asche wühlen, sondern breitete mir ein Tuch darunter und rutschte so weit es anging von dem hitzestrahlenden Feuer fort. Aus der Hängematte drang zuweilen ein schwaches Stöhnen der alten Frau herüber, einen oder den anderen Schlafkameraden hörte ich noch leise summend in bekannter Melodie »a njemboé« murmeln und dann schlief ich doch endlich ein.

Den anderen Morgen war das Wetter schön und die gewohnte friedliche Ruhe lag wieder über dem Dörfchen. Die alte Frau fühlte sich zwar noch schwach aber doch wesentlich besser, und Jedermann ging seiner Beschäftigung nach. Ich hatte Schuan schon mehrmals gefragt, wie es mit einem Boot für die Fahrt nach dem Paraná stände, aber stets ausweichende Antworten erhalten. Als ich heute wieder darauf zurückkam, meinte er, die Ausbesserung seines Bootes würde morgen beendet sein, und wenn ich auf die Rückkehr des Depotbootes nicht weiter warten wolle, könnte ich mit ihm die Reise machen: für 60 Patacon wolle er die Sache übernehmen. Er liess noch etwas mit sich handeln, rief aber zur Abwickelung des Geschäftes die erfahrensten Leute des Dorfes herzu, aus deren unsinnigem Geschwätz ich bald erkannte, dass sie von dem Werth des Geldes keine Ahnung und die Summe nur in's Blaue hinein genannt hatten. Leider wusste ich nicht, wie sich seiner Zeit Graf Antonelli mit ihnen arrangirt hatte.

Jetzt galt es, die Reisevorbereitungen zu treffen. Ein Bote ward nach dem Depot Ivahú gesandt, um Fleisch zu kaufen. Er musste über den Strom setzen und dann noch 2 Leguas nach Norden gehen, kam aber Mittags mit dem Gelde zurück und brachte den Bescheid, dass der Verwalter der Gesellschaft nichts verkaufen dürfe. So musste der Mann noch ein Mal den Weg machen, um dem Majordomo einen Brief von mir zu überbringen, der dann auch den Erfolg hatte, dass mein Bote mit 1½ Arroben, etwa 45 Pfund Fleisch ankam, die mir Sñr. Emilio Pedroso mit viel guten Wünschen für glückliche Reise zum Geschenk übersandte. Ich spreche ihm hier meinen Dank dafür aus.

Auch Schuan sammelte einige Vorräthe an Mais und Bataten, aber nun ging das Betteln los. Jeder wollte ein Stückchen Rindfleisch haben, das ihnen selten zu Gesichte kam, und da ich es nicht mit ihnen verderben durfte, so musste ich freigiebig austheilen, obwohl dadurch mein Vorrath arg zusammenschmolz.

Zur Feier unserer Abreise ward ein kleines Fest veranstaltet, bei welchem eine reichliche Menge Schischa getrunken wurde. Es ist dies ein berauschendes Getränk, zu dessen Bereitung der geschälte Mais gekaut wird; dieser, mit reichlichem Speichel vermischt, liefert nach vollendeter Gährung das beliebte Getränk.

Einen Glanzpunkt des Festes bildeten die Vorstellungen der Kunstschützen, die allerdings Erstaunliches leisteten. Unter Anderem legte sich einer der jungen Männer auf den Rücken und schoss dann fünf Pfeile in die Luft, die etwa fünf Schritt hinter ihm sich aufrecht stehend dicht nebeneinander in die Erde bohrten und dabei ein vollkommen regelrechtes Kreuz bildeten.

Am andern Tage, den 28. August Nachmittags 3 Uhr schifften wir uns ein. Schuan führte das Kommando und that garnichts, sein Schwiegersohn Curijú, die Wasserschlange, sass am Steuer und ein grosser, starker Knecht musste mit einer Stange schieben. Sie nannten ihn Jurú-njerá, Schwätzer, aber der etwas beschränkt aussehende Kerl hat während der ganzen Reise den jurú (Mund) nicht aufgethan.

Am ersten Tage kamen wir nicht weit. Schon nach zweistündiger Fahrt machten wir an einem steilen Sandufer Halt. Während die Indianer Feuer machten und Fleisch am Spiesse brieten, schaffte ich mein Gepäck, das aus Waffen, Instrumenten und Decken bestand, an Land und richtete mein Lager für die Nacht her. Schuan überraschte mich mit einigen Bananen. Trotz des lebhaft unterhaltenen Feuers mit seinem starken Rauch belästigten uns die Mosquitos fürchterlich.

Am 29. August bei Tagesanbruch erwärmten wir uns mit heissem Mate und setzten die Fahrt um 6 Uhr fort. Der Fluss ist auffallend gewunden, verfolgt aber im Allgemeinen eine weit südlichere Richtung als in den Karten angegeben ist, die ihn gerade nach Osten laufen lassen. Ich habe sowohl auf der Hin- wie auf der Rückreise alle Windungen des Rio Igatimí nach Kurs und Distanz sehr gewissenhaft und so genau wie nur möglich aufgenommen, und danach den Lauf des Flusses in der beigegebenen Skizze (Karte I) eingetragen. Die Krümmungen sind oft so stark, dass man nach stundenlanger Fahrt sich wieder sehr nahe am Abgangsorte befindet, so dass die Geduld des Reisenden auf eine harte Probe gestellt wird.

Die Ufer sind dicht bewaldet und bieten mit ihrem mannigfachen Grün, aus dem rothe, weisse und blaue Blüthen hervorleuchten, einen wunderschönen Anblick, der noch stellenweise durch das grelle Gelb zahlloser wilder Apfelsinenfrüchte erhöht wird. Die mächtigen Bäume des Urwaldes treten bis dicht an das Wasser heran und über ihnen sieht man im Süden die Ausläufer des Maracayú-Gebirges, während sich nach Norden niedrigere Hügel bis in die dunstige Ferne verlieren.

Unter den grossen Bäumen fiel mir die Menge von Ingá auf, die man leicht mit dem ebenso häufigen Guapo-y verwechseln kann. Die Vogelwelt zeigte sich sehr stark vertreten, grosse Reiher, Juka-pirá (Fischtödter) standen nachdenklich auf über dem Wasser hängenden Zweigen, und der neugierige Martin pescador folgte beständig unserem Fahrzeuge. Häufig sah ich auch den Schacurú, ein graues Vögelchen von der Grösse unserer Lerche mit sehr langem, kräftigem Schnabel und auffallend kurzen Flügeln. Grosse Brüllaffen, Caradjá, hatten uns während der Nacht belästigt, dafür entschädigten uns die niedlichen kleinen Caí durch ihre lustigen Sprünge in dem röthlich-gelben Laube der Cupay-Bäume. Um Mittag hatten wir sechs Stromschnellen zu passiren, deren schäumende Wasser mit viel Geräusch über die oft bis an die Oberfläche ragenden Felsen stürzen und unseren Steuermann zu allergrösster Vorsicht nöthigten.

Dann aber, als das Getöse dieser sechs y-tororóng (hüpfende Wasser) verklungen war, umfing uns eine unheimliche, beängstigende Todtenstille. Kein Laut war zu hören, kein Leben zu sehen, schweigend wälzte sich unser grosser Strom zwischen den stillen Ufern dahin, von denen an hängenden Aesten lange Luftwurzeln und Schlingpflanzen in die Fluth hinabreichten. Da erblickte ich einen Baum mit seltsam zierlicher Blüthe, deren lange Staubfäden in vollem Büschel graziös aus dem röthlich-violetten Kelche hingen, und um mir einige der Blumen zu verschaffen, von denen ich später

erfuhr, dass mit ihnen nach einer paraguay'schen Legende, die Jungfrau das Jesuskindlein gezüchtiget habe, liess ich das Boot auf den Baum zusteuern, den die Indianer mit Jukerí bezeichneten. Aber ein unerträglicher Gestank liess mich von meinem Vorhaben abstehen, denn an einem in das Wasser ragenden Aste hing eine todte Boa constrictor, eine Mboi-jaguá, schon stark in Verwesung übergegangen.

Am Nachmittag hatten wir die letzte, die siebente Schnelle zu passiren, dann stiessen wir auf keine Hindernisse mehr, auch machte der Fluss jetzt nicht solch kapriziöse Windungen; erst am Abend fingen diese wieder an und es änderte sich dann auch der förmlich schlingenartig verworrene Lauf des Igatimi nicht mehr. Als es schon zu dämmern begann, sahen wir einen ausgewachsenen Mboreví (Tapir) den Strom durchschwimmen und mit grosser Gewandtheit das Ufer ersteigen. Der auf ihn abgegebene Schuss hatte keine Wirkung.

Um 6 Uhr Abends landeten wir an einer sehr steilen, dick mit Buschwerk bewachsenen Stelle, die aber wegen einer stark ausgetretenen Tapirfärthe doch der günstigste Anlegeplatz war, den wir finden konnten. Es kostete einige Mühe, den Lagerplatz von Sträuchern und Unterholz zu säubern, während dessen gelang es mir aber, eine grosse schwarze Ente zu schiessen, die schon für die Nacht aufgebäumt hatte. Unserem Lagerplatze gegenüber, am linken Ufer des Igatimi, dehnt sich die grosse Lagune Piry-ti (Schilfdickicht, von piry, Schilf) bis in die Nähe des Paraná-Stromes aus, von dem wir jetzt nicht mehr allzuweit entfernt waren.

Unter einem gewaltigen Ambay (Feigenbaum) breitete ich meine Decken aus und setzte den letzten Rest der letzten Cigarre in Brand, an der ich nun schon zwei Tage geraucht hatte. Von jetzt an hiess es fasten, auch in Bezug auf Speisen, denn die Indianer hatten nach ihrer Weise das Fleisch, ohne an die Zukunft zu denken, völlig aufgezehrt; auch von der Ente war nichts übrig geblieben.

Trotz der Winterzeit gab es viele Mosquitos. Ich streifte mir zum Schutz gegen diese Quälgeister ein Schmetterlingsnetz über den Kopf und ein Paar Strümpfe über die Hände, und schlief so ganz gut, nur wurden wir zwei Mal von Tapiren alarmirt, die über den Fluss geschwommen waren und ihren gewohnten Ausstieg benutzen wollten.

Am 30. August früh um 6 Uhr brachen wir auf, tranken den letzten noch vorhandenen Mate und stiessen um 7 Uhr ab. Ein dichter Nebel lag auf dem Wasser, der mich frösteln machte. Die Ufer waren jetzt beiderseits flach und sumpfig, aber dennoch wand sich der Fluss in scharfen Windungen zwischen dem düsteren Walde

hindurch, überall grosse Inseln von Camalota, einer breitblättrigen Wasserpflanze, mit sich führend.

Um halb zehn Uhr zertheilte sich der Nebel und plötzlich sahen wir vor uns die glitzernde Fläche des Riesenstromes, in den wir jetzt einbogen, um den Kurs nach SSW zu verfolgen. Der Mündung des Igatimi gegenüber bemerkte ich eine kleine Insel, die ich Helgoland nannte; das dahinter liegende Ufer zeigte sich durch Wasserläufe zerrissen, und versicherten mich die Bootsleute, dass hier nicht eine einzige grosse Insel zwischen den beiden Armen des Paraná liege, sondern eine grosse Anzahl kleinerer, zwischen denen schmale Bäche hindurchflössen, sowie dass eine Tagereise nördlicher ein breiter Kanal die beiden Flussarme verbinde. Diesen Angaben entsprechend, die mir auch später in Tacuaratí wiederholt wurden, habe ich die sogenannte Ilha do Salto Guayrá in die Skizze eingezeichnet.

Von 11^h 30′ bis 1^h machten wir am rechten Ufer Rast, da die Hitze sehr gross war. Wir konnten jetzt den grossen Wasserfall dumpf rauschen hören. Als wir weiter fuhren, mass ich die Fahrt unseres Bootes zu 2 Seemeilen die Stunde. Der Wasserstand war zur Zeit ein niedriger, denn am Ufer kenntliche Merkmale früheren Standes fand ich ½ Meter über dem Wasser. Um 4 Uhr erreichten wir die Vereinigung der beiden Flussarme, beziehungsweise die Südspitze der Insel, und fanden nun den Strom sehr breit, nach meiner Schätzung wohl 3 Seemeilen. Vor uns im Süden sahen wir zahlreiche schwarze Felsenklippen aus dem Wasser ragen und dahinter einen weisslichen Nebel aufsteigen: das war der Dampf und Staub des Falles, wir näherten uns dem Ziel der Reise!

Zur Rechten trat jetzt das Ufer ziemlich weit zurück und bildete eine grosse Bucht, an deren Südufer wir um 5^h 10′ landeten.

Die Ufer waren überall ringsum von hohen Bäumen der sich unermesslich weit ausdehnenden Urwälder dicht bestanden, aber an einer Stelle sahen wir wenig Unterholz und Gestrüpp, weshalb wir gerade auf sie zusteuerten. Zur grössten Freude bemerkten wir sehr bald Menschen sich dort bewegen, nach so tiefer Einsamkeit zweier Tage eine wohlthuende Ueberraschung. Es waren drei Männer, eine Frau und ein halberwachsener Knabe. Sie empfingen uns freundlich aber sehr gemessen. Als wir hörten, dass sie auch eben erst angekommen waren, schlugen wir ihnen vor, sich neben uns niederzulassen, was sie jedoch ablehnten. In kurzer Unterhaltung theilten sie uns mit, dass sie von ihrem letzten Wohnorte in zwei Tagereisen des Fischens halber hergekommen wären, darnach gingen sie etwa 50 Schritte tiefer in das Holz. Alle waren in völliger Reiseausrüstung

mit Waffen, Fischereigeräth und kleinen Bündeln bepackt. Die Männer trugen in Taschen aus Affenfell allerhand Kleinigkeiten, die Frau hatte den üblichen tocumbó, Lederriemen von Schlangenhaut, vor die Stirn gelegt und trug daran auf dem Rücken in einem grossen Sacke ihren Säugling.

In bewunderungswürdig kurzer Zeit hatten meine Begleiter zwei ganz hübsche Hütten aus leichten Zweigen errichtet, die uns sofort gut zu statten kommen sollten, denn in der Nacht zog ein starkes Gewitter herauf und überschüttete uns mit dicht niederströmendem Regen, der sogar das eine unserer Feuer verlöschen machte. Abgesehen von dieser Unannehmlichkeit war aber der Eindruck des grollenden Donners, wenn er sich in das wilde Brausen des Falls mischte, grossartig wie die polternden Stimmen zweier streitender Giganten.

Am frühen Morgen ging ich auf die Jagd, da uns der Hunger quälte. Des Dickichts wegen konnte ich nur am Strande der Bucht vordringen, von wo aus ich mich an dem wundervollen Panorama ergötzte. Der Riesenstrom lag in seiner vollen Breite vor mir wie ein mächtiger See, umgeben von dem herrlichen Grün des ewig schweigsamen, geheimnissvollen Waldes. Rechter Hand drängt sich die enorme Wassermasse durch die niedrigen Felsen des Maracayú-Gebirges, über dessen südlichen Abhang der Strom fast eine Legua weit in die 20 Meter tiefer liegende Ebene hinunter rast. Vor diesem Eingang in die grausige Wasserschlucht liegen zahlreiche kleinere Klippen und Felseninselchen, zwischen denen das schon stark zusammengedrängte Wasser schäumend und brodelnd seinem Absturze zueilt.

Meine Jagd war nicht sehr ergiebig; ich kehrte nur mit einem Papagei und zwei Tukanen zurück, die ohne Zuspeise nur ein spärliches Frühstück abgaben. Dann machte ich meine astronomischen Beobachtungen, welche die geographische Breite meines Lagerplatzes mit 24° 3′ 16″ S ergaben. Während der ganzen Zeit des Beobachtens musste mir einer der Indianer die Mosquitos verscheuchen, sonst wäre es mir absolut unmöglich gewesen, etwas zu thun.

Am Nachmittage ging ich in Begleitung eines meiner Leute und des Fischers an den Fall. Der Weg dahin führte durch sehr dichtes Unterholz und mehrere kleine Bäche, erst in östlicher, dann südlicher Richtung. Nach etwa einer Stunde erreichte ich den nördlichsten der drei besonders schönen Aussichtspunkte, die ich in der Karte durch Kreuze bezeichnet habe. Aus dem wirren Gestrüpp heraustretend, zeigt sich dem überraschten Blicke ein geradezu überwältigender Anblick. Die Felsenklippen des westlichen Ufers, auf die ich hinaustrat, fallen beinahe senkrecht mehr als 15 Meter in die Tiefe, wo

das wild tosende, in ewigen Schaum und Gischt verwandelte Wasser mit rasender Geschwindigkeit vorüber schiessend, das schräge Flussbette hinunterstürzt. Etwa 100 Meter gegenüber erheben sich eben so steile Felsenzacken, zwischen denen zahlreiche grössere Katarakte von dem höheren Niveau der östlichen Seite in die tiefere westliche Rinne herabfallen. Rechts schaut man die Schlucht hinab, wo das thalwärts stürmende Wasser ebenfalls grosse Wasserfälle von Osten her aufnimmt, während man nach links blickend den Strom von oben herunter kommen, zwischen zahlreichen Inseln in kleineren Fällen abstürzend, auf sich zuwirbeln sieht. Und weiter oben, wo bei einer westlichen Biegung der grossartigen Felsenschlucht die Steinwand einer hohen Insel sich quer vor die weiter suchenden Blicke schiebt, zeigt sich über den Klippen der Dunst und weissliche Dampf der dahinterliegenden Massen, die da oben ein wahres Chaos von vielen niedrigeren Kascaden bilden, über deren hoch in die Luft steigendem Wasserstaube sich farbenprächtige Regenbogen wölben.

Der tosende Donner der gewaltigen Menge rauschender Massen und abstürzender Fälle ist ohrenbetäubend, sinnverwirrend, das ganze Bild in seiner Eigenart mit keinem anderen grossen Falle vergleichbar. Der Niagara, der Y-guasú sind als einzelne Wasserfälle weit bedeutender, aber nirgends findet man eine solch ungeheure Menge von Fällen auf einen Fleck vereinigt, die diesem Naturspiel den Charakter des Dekorativen, Theatralischen verleihen.

Den wunderbaren Genuss trübten mir die wüthenden Angriffe der Mosquitos, die mich entsetzlich peinigten wenn ich auf Augenblicke den Schleier lüftete. Die ganze Luft schien mir voll von diesen kleinen Bestien zu sein. Dabei fiel mir auf, dass meine halbnackten Indianer nur wenig von ihnen belästigt wurden, sowie dass im Gehölz fast garkeine waren.

Ich gab den fünf grössten Fällen, die ich von hieraus sehen konnte, ihre Namen und setzte meine Wanderung nach Süden fort, wobei ich eine Einbuchtung der Felsenwand zu umgehen hatte, und kam dann an eine zweite vorspringende Klippe, von der ich die beiden Fälle sehen konnte, die in einen Kessel stürzen, dessen Inhalt sich dann in den weiter hinablaufenden Strom entleert.

Weiter den Fall entlang nach Süden zu wird der Weg noch beschwerlicher, aber seitwärts abbiegend fand ich noch einige zugängliche Stellen des Flussufers, und von jeder derselben boten sich neue Schönheiten, überraschende Veränderungen in der Konfiguration der vor den Fällen liegenden Felsen.

Als ich mich gegen Abend wieder am Lagerplatze einfand, wurde ich angenehm durch die Mittheilung berührt, dass die Thätigkeit der

Fischer inzwischen recht erfolgreich gewesen war, so dass ich einigen Mundvorrath erhandeln konnte.

Am 2. September trat ich die Abfahrt am frühen Morgen an. Als wir die kleine Bucht durchquerten, an deren Ufer mein Lager gestanden hatte, trug ich sie als »Bahia Emma« in meine Skizze ein. Am Abend erreichten wir die Mündung des Igatimi und blieben die Nacht an seinem rechten Ufer auf einer Landspitze, welche Bove Punta Luisa genannt hat.

Die weitere Rückfahrt den Igatimi hinauf war sehr beschwerlich. Da die Jagd nicht viel einbrachte, litten wir empfindlich an Hunger, so dass wir fast nur von den süsslichen Früchten der Mbocadjá-Palme leben mussten. Die Pindó-Palme, deren weiche Spitzen jung anschiessender Blätter essbar sind, fanden wir am Ufer nirgends. Erst am 6. September Mittags erreichten wir Tacuaratí, wo ich mein Pferd und das in Schuan's Hütte gelassene Gepäck wohlbehalten wiederfand. Anderen Tags trat ich die Rückreise an, war am 8. September in Mocoi, am 9. Abends im Indianerdorf am Moroti, am 10. im verlassenen Rancho Patino, am 11. im Corral. Die Reise ging sehr langsam von statten, weil ich oft von Regen aufgehalten wurde, manchmal erst Mittags satteln konnte. Am 12. September Abends bei einbrechender Dunkelheit traf ich wieder in Ipe-hú ein, das ich vor vier Wochen verlassen hatte.

Die geographischen Ermittelungen dieser Reise, auf Grund deren ich die beigegebene Skizze entworfen habe, sind, soweit sie von den mir bekannten Karten abweichen, folgende: Die Eintragung der rechten Nebenflüsse des Igatimi, zu denen, entgegengesetzt anderen Angaben, nun auch der Y-poi zu rechnen ist. Die linken Nebenflüsse habe ich nicht selbst besucht; über sie konnte ich nur die möglichst sorgfältig ausgewählten Angaben der einheimischen Bewohner benutzen. Die geographische Breite von Ipe-hú, Mocoi, Tacuaratí und des Südrandes der Bahia Emma konnte ich fest nach astronomischen Beobachtungen bestimmen und darnach den Lauf des Igatimi korrigiren. Die Längenbestimmungen gebe ich, aus schon erwähnten Gründen, nicht nach den Chronometerbeobachtungen, sondern nach den sehr zuverlässigen Kompassrichtungen und zurückgelegten Distanzen. Hiernach habe ich die Länge des Salto Guayrá auf 54° 15′ W von Greenwich gefunden, also 20 Minuten östlicher, als sonst allgemein angenommen wird.

Fasse ich kurz das Ergebniss meiner Reise zusammen, so gipfelt dasselbe darin, dass meine Beobachtungen von den mir bisher bekannt gewordenen Annahmen nach zwei Seiten hin abweichen: bezüglich

des unteren Laufes des Rio Igatimí und in Betreff der geographischen Lage des grossen Wasserfalles im Rio Paraná, des Salto Guayrá.

Was zunächst den Rio Igatimi anlangt, so richtet sich die untere Hälfte seines Laufes nicht — wie in allen mir bekannten Karten angegeben — direkt von W nach O, sondern er macht bei Mocoi einen grossen Bogen nach S und bei Tacuarati einen solchen nach N, um dann in südöstlicher Richtung bis zum Paraná zu laufen, den er weit südlicher erreicht, als in den Karten angegeben wird. Auffallend ist dabei, dass dieser letzte Theil unterhalb Tacuarati, obgleich er nicht mehr durch stark gebirgiges Land fliesst, ausserordentlich viele und kapriziöse Windungen macht. Auf seiner linken Seite ist das Land ganz flach, oft von grossen Sümpfen bedeckt, nur in weiter Ferne erblickt man gegen N gelegene, höhere Berge. Im Süden des Flusses erstreckt sich zwar die westöstlich gerichtete Kette des bis ca. 600 m über dem Meere ansteigenden Cerro Maracayú, aber auf der Länge von Tacuarati fällt dies Gebirge stark ab und zeigt bald nur noch unbedeutende Hügel, die sich noch dazu immer mehr und mehr vom Flusse zurückschieben, so dass dieser zuletzt auch auf seinem rechten Ufer einen breiten Streifen ganz flachen Landes behält. Dennoch sind gerade dort seine Krümmungen so stark und so nahe bei einander, dass man oft nach stundenlanger Bootfahrt nur sehr wenig an der Luftlinie gewonnen hat.

Die geographische Lage des Salto Guayrá habe ich sehr viel östlicher gefunden, als sie nach dem Vorgange von Mouchez mit 54° 35′ W. v. Gr. angegeben wird. Ich hatte keine Gelegenheit, eine Sternbedeckung zu beobachten und will dem Chronometer, dem auf solchen Reisen zu Pferde sehr viel zugemuthet wird, nicht unbedingt vertrauen, aber die aufmerksamste Notirung der zurückgelegten Distanzen und Kompassrichtungen liessen mich ungefähr 54° 15′ W. v. Gr. finden. Dabei habe ich angenommen, dass die Länge von Igatimi, meinem Ausgangspunkt für diese Reise, in den Karten richtig angegeben ist.

Da hier der Paraná durch fast drei Breitengrade einen im Ganzen von Nord nach Süd gerichteten Lauf innehält, und dabei die Grenze zwischen Paraguay und Brasilien bildet, so würde eine solche Verschiebung nach Osten um 20 Minuten in Länge von weittragender Bedeutung sein.

Der südliche und mittlere Ural*).

Von

Max Friederichsen

(Mit 23 Original-Abbildungen).

In den Tagen vom 29. August bis 5. September 1897 tagte in St. Petersburg der Siebente Internationale Geologenkongress. In der Zahl wissenschaftlicher Kongresse wird er sowohl durch den Nutzen seiner Verhandlungen, als besonders durch eine Reihe gross angelegter und vorzüglich vorbereiteter geologischer Exkursionen einen Ehrenplatz einnehmen. Ural, Kaukasus, Armenien, Finland und Esthland waren Ziele dieser umfangreichen Reisen.

Die erste derselben galt dem Ural. Sie wurde vor der eigentlichen Tagung, in der Zeit vom 30. Juli bis zum 28. August ausgeführt. Die Russische Regierung sorgte in liberalster Weise für freie und zweckentsprechende Bahnbeförderung aller Theilnehmer; die wissenschaftliche Führung übernahmen in liebenswürdiger Bereitwilligkeit diejenigen russischen Geologen, deren specielles Arbeitsgebiet der Ural bildet, vor allem die Herren Professoren *Karpinsky* und *Tschernyschéw* (gesprochen: Tschernischów). In den Bergwerksdistrikten erfreuten wir uns in gleicher Weise der Gastfreundschaft und wissenschaftlichen Führung seitens der Minendirektoren und der Herren Bergingenieure.

*) Man vergleiche zur Orientirung Blatt 48 in Stieler's Handatlas: »Der Süd-Ural«.

Unter weit ungünstigeren Bedingungen, ohne die Möglichkeit der Eisenbahnbeförderung, besuchten im Anfang dieses Jahrhunderts (1829) *v. Humboldt, Rose* und *Ehrenberg* den Ural. Zeit und Verkehrsmittel haben sich geändert, Gastfreundschaft und Schätzung wissenschaftlicher Arbeit ist in Russland dieselbe geblieben.

> »Wir haben die Reise unter den günstigsten Verhältnissen gemacht, unter denen man so grosse Länderstrecken durchwandern kann. Ueberall war für ein möglichst schnelles Fortkommen auf das Zweckmässigste gesorgt; auf allen Berg- und Hüttenwerken wurden wir erwartet, gleich nach unserer Ankunft mit allem Sehenswerthen bekannt gemacht und auf den Exkursionen von den Beamten der Werke auf das Gefälligste begleitet«.

So schreibt *Rose* in der Einleitung seines Reiseberichtes. Heute werden die Theilnehmer an der Uralreise des VII. Internationalen Geologentages kaum mit besseren Worten ihren aufrichtigen Dank an die Kaiserliche Regierung und Russlands Geologen abstatten können.

Unser Aufenthalt im Ural währte 3 Wochen. Nur oben erwähnter Gunst der Umstände ist es zu danken, dass die kurze Spanne Zeit genügte um einen Einblick zu thun in den geographischen und geologischen Aufbau des Gebirges und eine persönliche Anschauung zu gewinnen von der Bedeutung seines Bergbaus. Unter Führung Sachverständiger durch schwer zugängliche Gebiete geleitet, wurden mühelos die Früchte wissenschaftlicher Forschung geerntet, zu deren Reifen fast ein Jahrhundert nöthig war[1]).

Wer Russland zu bereisen gedenkt, weiss, dass er sich einem Theile Europas nähert, in welchem die Landesnatur vorwiegend vom Charakter der Ebene beherrscht wird. Er ist von Kindheit auf gewohnt, mit dem Begriff »Russland« die Vorstellung absoluten Flachlandes innig zu verknüpfen und daher auch nicht erstaunt, wenn relative Einförmigkeit der Gegend ihn auf seinem Reisewege umgiebt. Mancher verlässt den Boden des weiten Zarenreiches, ohne etwas

[1]) Die Schreibung der geographischen Namen gründet sich im Folgenden auf die Angaben der *Strelbitzki*'schen General-Karte des Russischen Reiches im Maassstabe von 1 : 420 000 (Section 126—130 und 137—141). Bei der Transscription wurden nur deutsche Laute und Buchstaben verwendet, keine französischen, wie etwa ou statt u.

Es wurde gesetzt:

в = w, з = s, с = ss, ц = z, ч = tsch, ш = sch, ж = sh, щ = schtsch, ы = y, ѣ = je, я = ja, ю = ju, ай etc. = ai etc., ё = jo.

Wo ich der russischen Betonung sicher zu sein glaubte, wurde ein Accent auf die betreffende Silbe gesetzt.

anderes gesehen zu haben, als im besten Falle den bis 350 m sanft ansteigenden Hügelkomplex der Waldaihöhen oder die, durch innere Struktur leicht undulirte Landschaft des Dónjetz-Beckens, das »Bergufer« von Russlands Riesenstrom oder die Erosionslandschaft seiner Zuflüsse. Er nimmt in sein vielleicht kleineres, aber viel abwechselungsreicheres Vaterland den Eindruck lähmender Langerweile und Eintönigkeit des Landschaftsbildes, die ungestillte Sehnsucht nach einem Gebirge, nach einem Wasserfall, nach einer Unterbrechung der endlosen Fläche mit sich. Nur wer bis an die Grenzen des Europäischen Russland, zum Schwesterkontinente Asien vordringt, nur wer die grösstmögliche Ost-West- oder die ganze Nord-Süd-Erstreckung des Riesenreiches durchmisst, wird für seine Ausdauer belohnt durch den Anblick zweier Gebirgszüge, grundverschieden in jeglicher Beziehung und doch gleich werthvoll für den europäischen Theil des Kaiserreichs, dessen Süd- und Ost-Grenze sie verriegeln.

Ural und Kaukasus sind diese Wächter am Uebergang nach Asien.

Der Ural ist ein mächtiges Meridionalgebirge, von seiner Fortsetzung auf Nówaja Semljá bis zu seinen südlichen Ausläufern in den Mugodscharen 3300 km lang, das würde sagen, vom Nord-Kap bis Konstantinopel reichend. Spuren ehrwürdigen geologischen Alters zeigt er auf Schritt und Tritt. Seine Gebirgszüge sind niedrig, sanft in ihren Konturen. Seine Gewässer fliessen ruhig, in breiten Thälern. Kein übermüthig schäumender Bergstrom überwindet als stürzender Wasserfall die Unebenheiten eines noch unfertigen Flussbettes. Im Kampf mit der Unbill der Witterung, überwunden von der zersetzenden, langsam, aber vernichtend wirkenden Kraft der Atmosphärilien sind selbst seine höchsten Erhebungen nur noch ein Rest einstiger Grösse. Trümmerfelder und wirr durch einander gestürzte Blockmassen bedecken seinen Kamm. Seinen Fuss umhüllt der Verwitterungsgrus seiner Flanken.

Ganz anders der Kaukasus! Die Züge seines Antlitzes entbehren nicht der jugendlichen Schönheit. In stolzen, alpinen Formen steigt er Tausende von Metern empor; die geringere horizontale Erstreckung, in vorherrschend NW—SO-Richtung, ersetzt er durch imposanten vertikalen Aufbau. Seinen Flüssen haftet nicht der schleichende Gang des Alters an; sie haben noch jugendliche Spannkraft im Ansturm Hindernisse zu überwinden, in reissendem Lauf malerische Schluchten zu schaffen und hüpfenden Ganges Felsriegel als Wasserfall zu überspringen. Noch in geologisch nicht ferner Zeit kündigte das Beben seiner Flanken das Werden der Vulkanriesen des Elbrus

(5643 m) und des Kasbek (5044 m) an, Reaktionen des Erdinnern, von denen der »greise« Ural nur in ferner Jugend wusste. Die Reste verfolgter Stämme nahm er schützend auf, wurde ihnen zur zweiten Heimath und beherbergte im Laufe der Geschichte ein Völkermosaik, wie es einzig in der Welt auf so kleinem Raume dasteht. Dass sich europäische Kultur erst spät und langsamer des Kaukasus bemächtigte, kann wunderbar nicht sein. Ihm fehlt der lockende Reichthum an Erzen. Seine mineralischen Schätze: die Quellen des Erdöls, liegen leicht erreichbar an seinem Fuss. Westeuropäische Kultur nahte sich dem Innern des Gebirges erst in unserem Jahrhundert, und noch lange wird es dauern, bis das Gebirge im Süden des Europäischen Russland ein ähnlicher Vorposten westlicher Kultur geworden ist, wie das Erzgebirge an seiner Ost-Mark.

Der Ural, d. h. turko-kirgisisch: Felsengürtel, ist eine meridionale Runzelung der Erdoberfläche von bedeutender Länge. Was die ostwestlich ziehenden Gebirgssysteme Europas beim Aufstieg in grössere Höhen charakterisirt: Veränderung in Klima und Vegetation, zeigt der niedrige, aber lange Ural in gleicher Weise bei einer Wanderung am Fuss.

Von Nówaja Selmjá und den Küsten des Eismeeres, aus den Regionen der Tundra und des gefrorenen sibirischen Bodens, bis in die Nähe der Küsten des Aral-Sees und des Kaspischen Meeres, bis in die sonnverbrannte Kirgisensteppe zieht an dem Wanderer, der seinen Ketten folgt, ein langsam aber stetig sich änderndes Bild vorüber.

Nord und Süd, Tundra und Steppe sind menschlicher Kultur feindlich, die Mitte, Wald und Erzreichthum, fesseln seine Thatkraft.

Eine Eintheilung in Nördlichen, Mittleren und Südlichen Ural kann als naturgemäss und somit als begründet angesehen werden.

Die höchsten, schneebedeckten Berge des ganzen Zuges (Töllpos-is 1656 m; 64°), rauhes polares Klima, undurchdringliche Sümpfe und Urwälder, Mangel an Ackerbau und Kultur charakterisiren nach *Helmersen* den nördlichen Ural. Von Nebel und Wolken umhüllt ziehen seine Bergmassen in scharfer Umbiegung nach NW über Waigatsch nach Nówaja Semljá und gehen, im Süden mit Wald bedeckt, im Meridian des Ortes Bogoslówsk (etwa 60°) in den mittleren, erzreichen Ural über.

Seitdem die Grundzüge dieses rauhen Nordens durch *Schrenck* 1837, *Kowálsskij* und *Hofmann* in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts enthüllt wurden, sind weitgehendere Untersuchungen in diesem Theile kaum mehr unternommen worden. Man begnügte sich

den nordischen Nebelschleier gelüftet zu haben und wandte sich von diesem Stiefkind der Uralforschung mit ganzer Liebe dem seit Alters besonders bevorzugten mittleren, erzreichen (55½—60°) und dem neuerdings eifrig erforschten südlichen, waldreichen (55½—51° resp. bis 48°) Gebirgstheile zu.

Wie beim menschlichen Arm die vielfingerige Hand dem plumper gebauten Unterarm angefügt ist, so reiht sich das fein gegliederte Parallelkettensystem des Süd-Ural an die schmalen, einfacheren Züge des mittleren und nördlichen Gebirgstheiles an. Gleichsam an Stelle der Handwurzel erhebt sich als deutlich sichtbare Anschwellung der Jurma (1077 m). In seiner Nähe beginnt die Zerspaltung in zahlreiche Parallelzüge: bis etwa zum 54. Breitengrad in fast NO—SW-Richtung, von da im ganzen südlichen Theil (54—51°) in streng nord-südlicher Anordnung. Durch das bis 54° zu verfolgende Abschwenken aus der N—S- in die NO—SW-Richtung werden die südlich von 54° gelegenen Züge, parallel zum nördlichen und mittleren Ural, gen Westen verschoben. Die äusseren Ketten am Uebergang zum russischen Flachland sinken in ihrer Höhe unter 600 m, steigen aber gegen Mitte und Osten bis 800 m, 1000 m und mehr empor. Wichtigere Züge sind: Ssuléja, Ssúka, Sjurák-kul, Uwán, Sigalgá, Náry, Urénga, Taganaí.

Durch grössere vertikale Erhebung fällt unter ihnen der Taganaí-Urenga-Zug in's Auge. In südwestlicher Verlängerung seiner Achse stehen die grössten Höhen des südlichen Ural: der Iremél (1599 m) und der Jaman-Tau (1646 m).

Nach den Höhenverhältnissen des im Mittel 1000 m erreichenden Zuges könnte man ihn für das Rückgrat des Gebirges halten. Und doch ist der westlich parallel und niedrigere, aber geologisch älter und längere Ural-tau von grösserer Bedeutung. Er ist wasserscheidend und trennt in seinem nördlichen Theil das Einzugsgebiet der Wolga von dem des Ob, die Zuflüsse des Kaspischen Meeres von denen des Eismeeres.

Ersteigen wir auf seinem Rücken die Quarzitpyramide der Alexandrówsskaja Ssópka (Alexander-Spitze) und halten Umschau über die Landschaft.

Langsam und allmählich, durch einen Birkenwald mit dichter Krautvegetation, erklimmt der Pfad die sanft geneigten Flanken des Ural-tau. Je höher man steigt, desto häufiger versperren Steine den Weg, bis die wirr und phantastisch durch einander gestürzten Quarzitquader der eigentlichen »Ssopka« vor uns liegen. Von Moospolstern

und Vegetation überzogen, erschwert ein Steinmeer die Erreichung des Gipfels (cf. Abb. 1). Mühsam ist der Anstieg, ungemein lehrreich der Ausblick (cf. Abb. 2).

Gen Westen sehen wir unmittelbar zu unseren Füssen lang gestreckte Rücken, ein typisches Landschaftsbild für die niederen, 600—800 m hohen Uralzüge. Schöne schlank gewachsene Kiefern, Lärchen, und Birken in dichtem Bestand auf Berg und Thal! Wohin man sieht, Wald und wieder Wald! Ganz ähnlich kennen wir die Uralzüge von unserer Fahrt in den westlicheren Vorbergen der Ssúka und Sigalgá. Genau so schieben sie sich zwischen Juresán und Ssátkin kulissenartig vor den Horizont. Geschichtete Kalke des Unter-Devon unterbrechen dort mit blendendem Weiss das Grün des dichten Urwaldes, hier lugen spitzige Quarzite zwischen den Tannen hervor und hemmen am Horizont als geschlossener Wall den Ausblick gen Westen.

An den 3 Zinnen seines Hauptgipfels erkennen wir die Kette des Taganaí (cf. Abb. 3). Sein zackiger Kamm, die belebteren Konturen seines Rückens lassen errathen, was eine Besteigung erweist: harte devonische Quarzite ragen empor aus dem Schiefer seiner Gehänge. Wo dies Gestein im Kamm der Ural-Ketten ansteht, sind wild umrissene, malerisch gezackte, grotesk zerklüftete Felsgrate die Folge (cf. Abb. 4). Wären Quarzite nicht am Aufbau des Gebirges betheiligt, es würde durch die Formenarmuth der Waldrücken, durch das Fehlen jeglicher schneebedeckten Höhe eine erdrückende Eintönigkeit über dem Ural lagern. Der Quarzit bringt die ersehnte Abwechslung in's Bild. Härte und Widerstandsfähigkeit gegen chemische Zersetzung lassen ihn bestehen im Kampf mit den zerstörenden Gewalten der Witterung. Nur auf den in der Struktur des Gesteins vorhandenen Klüften dringen die Atmosphärilien ein und in seinem Marke angegriffen, zerklafft das Gestein in scharfkantige Blöcke. Wo der Fels zerfällt, bleibt er liegen, als unförmlicher Blockhaufen den Weg verbauend oder die Umgegend der Quarzitriffe in ein Steinmeer verwandelnd. (cf. Gipfel der Alex.-Spitze Abb. 1.)

Im Thalgrund, zu Füssen der Alexander-Spitze, zwischen Urénga-Taganaí und Ural-tau fliesst der Ai, wie die meisten Flüsse des südlichen Ural im Oberlauf in typischem Längsthal. Nahe Slatoúst staut ihn der Damm des Hüttenteiches zu künstlichem See, und trotz der beträchtlichen Höhe des lang vor ihm liegenden Urénga durchbricht er in rechtwinkliger Schwenkung malerisch den hohen Wall. In der Bresche liegt als einer der lieblichsten Orte der Gegend Slatoúst (= Goldmund, von russ. sóloto = Gold und usstá = Mund)

(cf. Abb. 5). In ähnlich langem, meridionalen Lauf, nur in entgegengesetztem Sinne enteilt die Bjélaja der südlichen Fortsetzung des gleichen Längsthals. Wie eine Zange umfasst sie mit dem Ai das Parallelkettensystem des südlichen Ural.

Denselben Zwang übt die Parallelstruktur am Oberlauf fast aller anderen Flüsse aus, am Juresán, Ssátka, Ssim, Inser etc. Trägen, stromschnellenfreien Laufes, nicht selten Sümpfe bildend, schleichen ihre Wasser dahin, in weiten, ausgeebneten, geologisch alten Thalanlagen (cf. Abb. 6 und 7).

Einem grossen Riesenstrom, dem vielbesungenen »Mütterchen Wolga« (russ. »Mátuschka Wolga«) ist der gesammte Wasserabfluss des westlichen, europäischen Gebirgshanges tributär. Um ihr zu dienen, verlassen die Uralflüsse ihr Bett im Längsthal und durchbrechen in scharfer Umbiegung gen Westen die meridionalen Züge. Wie diese Durchbrüche entstanden, ob durch Ausfluss eines von aufsteigendem Gebirge abgedämmten Thalbeckens oder durch hartnäckiges Zersägen einer sich langsam neu thürmenden Gebirgsfalte, muss Untersuchung im einzelnen Fall entscheiden.

Nördlich des Jurma beginnt der mittlere Ural (bis 61° nördlicher Breite). An die Stelle wechselvoller Zerspaltung in zahlreiche flache Rücken tritt engerer Zusammenschluss zu einheitlicherem, im Westen von Hochflächen begleiteten Kamm. In der Gegend von Jekátherinburg lockert sich der Gebirgs-Zusammenhang durch jene tiefe Einsattelung, welche seit Alters als wichtige Eingangspforte nach Asien galt. Die Erniedrigung des Kammes an dieser Stelle auf 250—300 Meter ist bekannt genug, nicht minder das absolute Verschwinden jedes Gebirgseindrucks sowie die Möglichkeit unmerklicher Ueberschreitung der Gebirgsachse seitens des Reisenden. In der That zeigt ein Blick von den »Kaménya Palátki« (russisch = Steinzelt) nahe Jekátherinburg ein in völlige, dicht bewaldete Ebene metamorphisirtes Gebirge. Die Entwässerung dieses Gebirgstheiles geschieht durch die Tschussowája zur Kama und Wolga und durch die Ufa zur Bjélaja und Kama.

Ein vom Westen gänzlich verschiedenes Bild zeigt der östliche Ural-Hang. Die auf der europäischen Seite durch das Verschwinden der Parallelketten deutlich sichtbare Grenze zwischen dem südlichen und mittleren Theile, verwischt sich im Osten. Der morphologische Charakter bleibt im Meridian von Slatoúst (ca. 55°) nahezu dem bei Bogoslówsk (60°) gleich. Er rechtfertigt zusammenhängende Betrachtung des ganzen Ost-Abhanges im mittleren und südlichen Gebirgstheil.

Dem stufenweisen Erheben aus der Region flacher Hügelreihen im südlichen Theil, dem sanften Anstieg auf plateauartigen Verflächungen in der Mitte, steht ein unvermittelt plötzlicher Abfall am ganzen Ost-Hang gegenüber. Nur von der asiatischen Seite erscheint dem Nahenden der Ural als Gebirge. Unmerkliche Andeutungen meridionaler Falten, sanfte, schwache Bodenschwellen mildern diesen plötzlichen Uebergang zur absoluten Ebene. Nur das mineralienreiche Ilméngebirge überragt markanter diesen flächenhaften Ost-Hang des Ural. Parallel dem Ural-tau und ohne Verbindung mit dem Jurma hat das Ilméngebirge als letzter Rest der hier einst alpenhoch ragenden, vom vordringenden Tertiärmeer eingeebneten Gebirgsachse des geologisch ältesten Ural, Kraft genug, den Fluss Mijass in ein dem europäischen West-Hang ähnliches Längsthal zu zwingen. Sobald seine Höhen sich sanft im Norden neigen, rinnt, nunmehr ungefesselt, der Mijass scharf umbiegend, im Querthal dem Toból (Zufluss des Ob) zu. Wasserscheidend ist hier also die alte Gebirgsachse nicht, ebenso wenig wie in den nördlich fortsetzenden, mit dem niedrigen Ssúgomak bei Kyschtym beginnenden Hügelreihen. Die alte Achse übernimmt diese Rolle erst in der südlichen Verlängerung der Ilménberge. Hier zieht sie, als vertikal nur in den Mugodscharen deutlicher sichtbare Bodenschwelle, wasserscheidend bis in die Kirgisensteppe hinab und leitet den Uralfluss (früher »Jaik« genannt) der Wolga zu. Schiede nicht der 860 m hohe Uitasch die Quelle des Ural von der des Mijass, letzterer würde nicht um das Nord-Ende des Ilméngebirges zum Toból, sondern um das Süd-Ende der parallelen Uralketten zur Wolga rinnen.

Im Osten dieser Wasserscheide, am ganzen Ural-Hang nördlich der Mijass-Quelle, ist sonst ohne Ausnahme das Querthal Regel. Direkt der Neigung des flächenhaften Hanges folgend, fliessen Ssinara, Isset, Pyschma, Neïba, Tagil, Tura und Ssóssjba in typischen Querthälern dem Toból zu.

Die eigentümlichen Unterschiede des asiatischen Ost- und des europäischen West-Abhanges wären lückenhaft charakterisirt, wollte man den Seenreichthum der asiatischen Abdachung unerwähnt lassen. Was die waldreiche europäische Seite entbehrt, gewährt die einförmig, flache, von dünner Steppenvegetation und dichtem Nadelwald abwechselnd bedeckte sibirische Seite (cf. Abb. 8). Im Westen hatten von Menschenhand nahe den Hüttenwerken gestaute Seen den schmerzlich empfundenen Mangel an stehenden Gewässern unvollkommen ersetzt, hier in Sibirien sucht die Natur reichlich den Ausfall zu decken und die Formenarmuth der Landschaft

durch zahllose, spiegelnde Seen zu beleben. In langer Reihe sind die flachufrigen Becken (cf. Abb. 9) in den Boden eingesenkt und nahe dem Ost-Abfall des Gebirges in Richtung und Tiefe durch die innere Struktur des Untergrundes bedingt; dagegen sind sie weiter entfernt, im Gebiet des Tertiär, flacher und unregelmässig gruppirt, stellenweise abflusslos und brackig, nicht selten zu Morästen ausgetrocknet.

Ueberall in der modernen Naturwissenschaft ist der Wunsch nach Erkenntniss der Genesis, die Frage nach der Entstehungsursache, Richtschnur der Forschung. Sie hat in der Geographie zu innigem Anschluss an die Schwesterwissenschaft Geologie geführt. Auch das Verständniss für den Ural wird sich vertiefen, wenn wir mit ihrer Hülfe in der Chronik seiner Geschichte blättern, wenn wir zu erkennen streben, wie die charakteristischen Züge seiner Oberfläche mit dem inneren geologischen Aufbau ursächlich zusammenhängen.

Der Ural ist nach Allem, was wir von seiner Geologie wissen, ein typisches Faltengebirge. Im Süden, an seiner europäischen Westseite, sind diese Falten zahlreich. In ihrer zonalen Anordnung aus verschieden altrigem und verschieden angreifbarem Material, liegt der Grund für den Wechsel der landschaftlichen Scenerie [1]). In ganzer Erstreckung des Gebirges baut sich dieser West-Hang auf aus den Niederschlägen carbonischer und devonischer Meere. Bei Annäherung an den Ost-Abfall scheint die ursprüngliche Sedimentnatur der Mergel, Thonschiefer und Sandsteine dieser Meere überzugehen in krystalline Schiefer und Quarzite. Neuere russische Untersuchungen dürften ergeben haben, dass diese Chlorit- und Glimmerschiefer, welche wir im Kern unserer Alpen als älteste archäische Bildungen der Erdkruste anzusehen gewohnt sind, in der That dem Devon angehören. Solche Veränderung regulärer Sedimente zu Schiefern, zusammengehalten mit der im mittleren Ural [2]) erwiesenen Umwandlung pflanzenführender Steinkohle in Graphit, verglichen mit den im südlichen Ural nicht seltenen Ueberschiebungen und Ueberfaltungen, vermitteln eine Vorstellung von der Intensität der seitlichen Druckkraft, welche das Gebirge schuf. An der Seite des Kraftansatzes, am westlichen Innenrand der gen Westen aufgestauten Falten, finden sich im Ural, wie in den meisten echten Falten-

[1]) cf. vorher die Schilderung der niedrigen Waldzüge und der höheren Quarzitrücken.

[2]) Zwischen 56° und 58° nördlicher Breite cf. Sues, Antlitz der Erde, I, 1885, p. 641 ff.

gebirgen, Eruptivgesteine. Ihr Vorherrschen, sowie die vom Tertiärmeer oberflächlich völlig eingeebnete Faltung, scheidet in geologischer Beziehung Ost- und West-Hang ebenso scharf, wie der morphologische Charakter seiner Landschaft sie uns in orographischer Hinsicht trennen hiess. In beiderlei Hinsicht haben wir es mit einem heteromorphen Faltungsgebirge zu thun, verschieden auf beiden Seiten seiner Längsachse.

Zu allen Zeiten der Erdgeschichte ist das russische Flachland ein verhältnissmässig starrer Theil der Erdoberfläche gewesen, wenig berührt von den Aeusserungen gebirgsbildender Kraft rund umher. Nur sanfte Senkung oder langsames Aufsteigen, resp. eine Art schaukelnder Bewegung um wechselnde Achsen, (N—S, O—W) liessen es vom Ozean bedeckt oder wieder von ihm verlassen werden. Auch auf der Grenze vom Alterthum und Mittelalter unserer Erde, im Perm, [1]) fand solch' ein langsames Versinken in die Wogen eines Weltmeers statt. Gen Osten fluthend, fand es seinen Weg durch ein alpenhohes Gebirge verlegt. Seine Wogen brandeten an den in der Kohlenzeit durch Faltung entstandenen Ural. Die völlig horizontale, ungestörte Anlagerung der Permschichten an das gefaltete ältere Gebirge lässt am ganzen West-Hang um Ufa (im Thal der Bjélaja), um Perm (im Thal der Kama), diesen Rückschluss auf carbonisches Alter des Ural zu. Vom Anprall der Wellen gegen das Gebirge erzählt die Art der Sedimentation. Konglomerate und Sandstein zu unterst, Mergel und Kalkstein zu oberst, beweisen, dass diese Schichten hervorgingen aus dem mannigfachen, groben und feinen, harten und weichen Detritus der brandenden Meereswoge, dass sie Ablagerungen von Trümmern und Erosionsschutt darstellen, welche in vor dem Gebirge liegenden Meerestheilen zum Niederschlag kamen. Bei wiederholtem Vordringen und Rückziehen des Ozeans blieben einzelne Meeresbecken stehen; in ihnen schlugen sich Gipse und Salze nieder, deren Abbau am West-Hang des Ural (z. B. im Kamagebiet) reichen Gewinn bringt.

Da, wo am West-Hang die Ablagerungen des Perm verschwinden, beginnt der Ural. Geologisch ist diese Grenze ungemein scharf, in der Landschaft völlig verwischt. Die letzten Aeusserungen faltender Kraft in den Vorhügeln der Uralketten, gehen unmerklich in die Erosionslandschaft des Perm über. Erst geologische Betrachtung lehrt, dass zunehmender Gebirgscharakter durch steil

---

[1]) Der Name nach dem russischen Gouvernement Perm, in welchem die Formation besonders typisch entwickelt ist.

gerichtete Schichten der Carbon-Formation bedingt wird. In ganz Russland haben sich während der Steinkohlenzeit vorwiegend unproduktive Meereskalke abgelagert. Sie führen, abweichend von der deutschen Steinkohlenformation, nur in der unteren Hälfte Kohlen. Die oberen Horizonte stehen durch massenhaftes Auftreten von Fusulinen (einer Foraminiferen-Familie) dem asiatischen Carbon näher, als dem europäischen. Im Moskauer Becken liegt solches Carbon mit abbauwürdigen Flözen völlig horizontal. Im Ural sehen wir das Carbon ebenso kalkig, aber stark gestört und aufgerichtet die äusserste, gefaltete Zone des Ural-Hanges bilden. Wo es verschwindet, beginnt das Devon.

Der Hauptantheil am Aufbau der westlichen Ketten des mittleren und südlichen Ural fällt unbedingt dieser Formation zu. Bereits früher war Gelegenheit zu erwähnen, dass mit der Annäherung gen Osten an den Ansatzpunkt der faltenden Kraft eine allmähliche Umwandlung der sandigen und thonigen Devon-Sedimente in Quarzit und schiefrige Gebilde stattfinden dürfte. Seitdem man die Glimmerquarzite und Glimmerschiefer des Urenga als devonisch glaubt erweisen zu können, muss bis zum asiatischen Ost-Abfall und noch darüber hinaus dem Devon bedeutungsvoller Antheil am Gebirgsaufbau zugeschrieben werden. Dies gilt nicht nur vom südlichen, sondern auch vom mittleren Gebirgstheil. Die zackigen Spitzen des Taganaí, die Schutthalden des Iremél, der Trümmer-Kegel der Alexandrówskaja Ssópka bestehen aus den Quarziten dieser Formation.

Erst auf asiatischer Seite, jenseits des steilen Ost-Abfalls ändert sich mit der Landschaft die geologische Struktur. Auf langer, nordsüdlicher Dislokationslinie sind eruptive Gesteine aufgestiegen: Miascite, Diabase, Diabastuffe, Porphyr, Granit, Syenit, Gabbro. Ihre Massen durchbrechen Gneisse, Phyllite und Glimmerschiefer, die in ihrer Schichtung stärker gefaltet und gepresst erscheinen, als die Sedimente auf dem West-Hang. Und dennoch treten diese intensiven Falten nicht in der Landschaft hervor. Sie sind der Untergrund einer Fläche. Nur wenige unterbrechen als niedrige Höhen die sibirische Ebene. Aus welchem Grund? Weil das hier einst alpenhoch ragende Gebirge hinweggeführt ist von einem der mächtigsten, zerstörenden Agentien unseres Erdballs, von der Abrasion durch einen vordringenden Ozean! Den Wogen des Tertiärmeeres, dessen Ablagerungen heute ihr Zerstörungswerk verhüllen, erlag hier der älteste Theil des Ural. Die kümmerlichen Reste seiner Achse kennen wir im Ilméngebirge und in dessen südlicher Fortsetzung. Als einzig merklichere Erhebungen überragen sie

eine flache und ebene Landschaft, gleich unserem norddeutschen Flachland, aber ohne dessen charakteristische Bedeckung durch Glacialschutt. Spuren der Eiszeit kennt der Ural nur nördlich vom 61. Grad.

Man pflegt vom Ural zu sagen, seine Sonnenseite sei Asien, seine Schattenseite Europa zugekehrt. Man hat nicht Unrecht mit dieser Behauptung. Der ganze Erzreichthum des Gebirges, der Sonnenschein an ihn geknüpfter Kultur, die grössere Dichte menschlicher Siedelungen. der Segen eines ertragreichen Hüttenbetriebes konzentriren sich an seinem Ost-Hang, auf der von der Natur mit Reizen so ärmlich ausgestatteten asiatischen Abdachung.

Gold, das edelste der Nutzmetalle, wird am Ost-Hang des Ural auf primärer Lagerstätte im Gang und im Muttergestein, und auf sekundärer in Seifen abgebaut.

Die älteste, schon seit 1745 bekannte Goldlagerstätte liegt bei Beresowsk, 12 km nordöstlich von Jekátherinburg. Das Vorkommen gehört zum Typus der Goldlagerstätten in Gängen. Die meridional streichenden, fast senkrecht aufgerichteten Chlorit- und Talkschiefer des alten Grundgebirges werden von 2 bis 20, ja bis 40 m mächtigen Beresitgängen [1]) in N-S-Richtung durchbrochen. Senkrecht zur Richtung seiner Gänge durchsetzen ihn zahllose, 70 cm bis 1 m mächtig werdende Quarzgänge, welche das Gold, zumeist an Schwefelkies gebunden, enthalten. Der Goldgehalt beträgt im Mittel 13 gr pro Tonne, kann aber 25,30, ja 250 gr erreichen [2]). Das geförderte Rohmaterial wird in Pochwerken gestossen und mittelst des auch in Süd-Afrika üblichen Cyankali-Verfahrens aus seiner chemischen Verbindung mit dem Schwefelkies befreit.

Gleichfalls im Gangquarz erscheint das Gold im Bezirk von Tscheliábinsk, des augenblicklich östlichsten Punktes der sibirischen Uralbahn. Die Minen liegen 16—20 km südwestlich der Stadt, im Gebiet eines Granits, dessen Sprünge und Gangspalten mit goldhaltigem Quarz von ähnlichem mittleren Gehalt wie bei Beresowsk (10—13 gr pro Tonne) erfüllt sind. Die Mächtigkeit der Quarzadern steigt von 20 und 70 cm bis 1½ und 2 m [3]). In der Grube Iwanowskaja der Herren Wonliarliarsky & Co. wird in 60 m Tiefe ein 1,35 m mächtiger Quarzgang abgebaut, dessen Material zu Tage in Kollergängen zermalmt und durch den Patioprocess (Almagamirungsprocess) seines Gold-

---

[1]) Der Beresit ist eine feinkörnige Granitvarietät.

[2]) cf. Guide des excursions du VII. Congrès Géologique International V, p. 40. cf. daselbst auch Karte der Goldminen.

[3]) cf. Guide V, p. 30; cf. daselbst Karte der Minen.

gehaltes beraubt wird. Hier ist das Quarzgold nicht an Schwefelkies gebunden, also durch den einfachen Waschprocess vom Gestein zu scheiden. Der erst seit den letzten Jahren betriebene Abbau ähnelt dem alt berühmten, seit 1844 abgebauten Goldvorkommen bei Kotschkar, ebenfalls am asiatischen Ost-Hang, 80 km südwestlich von Mijass. Hier wird, was in geringerem Maasse auch in Beresowsk und Tscheliábinsk der Fall ist, primäre und sekundäre Lagerstätte (i. e. Gang und Seife) abgebaut. Der Goldquarz füllt durch spätere Störung entstandene, zu der breiten nord-südlichen Granit-Zone senkrecht stehende Klüfte mit einem mittleren Goldgehalt von 5—13 gr pro Tonne. Der seit 1868 betriebene Abbau aus den anstehenden Gängen betrug bis 1897: 21 900 kg. Dazu kommen aus den schon seit 1844—1877 nebenbei betriebenen Wäschen im oberflächlichen Verwitterungsgrus: 25 160 kg, zusammen ca. 47 060 kg.[1])

Während das Vorkommen von Gold in massigem Muttergestein (Serpentin) bei Nishne Tagílsk und Kyschtym vor Allem ein geologisches Interesse beansprucht, hat das Vorkommen des Goldes in Seifen die grösste industrielle Bedeutung. Untersuchungen im Laboratorium haben stets ergeben, dass, abgesehen von dem auf Pochstempel und Kollergänge zurückzuführenden Eisengehalt des gepochten Ganggoldes das Gold der Seife chemisch reiner ist, als das Gold des Ganges. Dies, sowie das in Gängen nie, in Wäschen häufig beobachtete Vorkommen grösserer Goldklumpen[2]) wirft ein Streiflicht auf die Entstehungsgeschichte der Goldseifen. Neben einfacher Umlagerung des zerstörten Muttergesteins auf sekundäre Lagerstätte, muss ausserdem eine Lösung, Fällung und Konzentration unter Beihülfe des Wassers geschehen sein. Der Ort Mijass zeigt eine typische Lagerstätte dieser Art. Nähert man sich einer der dortigen Wäschen, so erblickt der Besucher eine weite Ebene (cf. Abb. 10), bedeckt mit Flussgeröll und den Zerstörungsprodukten des Grünsteins sowie der krystallinischen Talk- und Chloritschiefer. Das sind die Goldsande, welche hier den trockenen Thalweg eines alten Flusslaufes bezeichnen. Die im Mittel nur 70 cm mächtige goldführende Schicht, wird in einfachster Weise von Tage aus abgegraben. Ueberall sieht man ärmlich gekleidete und zerlumpte Baschkirenjungen den Sand in Karren schaufeln und der Wäsche zuführen. Das Waschhaus ist das einzige grössere Gebäude ringsum, das Knarren und Kreischen des

[1]) Angaben aus Guide des excursions du VII. Congrès Géologique International VI, p. 2. (cf. daselbst die Karte der Goldfelder.)

[2]) Im Museum der Bergingenieure zu St. Petersburg werden einige imposante Schaustücke aus Wäschen des Ural aufbewahrt.

Sandes in seiner Wasch-Trommel das charakteristische Zeichen seiner Nähe.

Bei allen Betrieben, auch denen, bei welchen das Gold aus dem zerstossenen (d. h. gepochten) Gangquarz gewonnen wird, ist das Auswaschen des Materials ein einfacher Prozess des Schlemmens auf stufenförmig über einander liegenden Waschherden. Um das durch seine Schwere beim Schlemmen auf dem Herde liegen bleibende Gold bequemer gewinnen zu können, setzt man dem Waschwasser Quecksilber zu und amalgamirt das Gold (Patioprocess). Durch kräftiges Erhitzen und Verdampfen des Quecksilbers wird später das Gold auf einfachste Weise aus der chemischen Verbindung befreit. Der Goldgehalt der Sande bei Mijass schwankt zwischen 0,6 und 0,8 gr [1]) pro Tonne. Da im Winter das zur Wäsche nöthige Wasser gefriert, wird nur im Sommer, d. h. ca. 160 Tage gearbeitet.

Zieht man zur uralischen Goldproduktion noch die weit ergiebigeren sibirischen Wäschen am Amur und Jennissei hinzu, so nimmt Russland die vierte Stelle in der Welt-Goldproduktion ein. Ueberflügelt wird es seit langem von den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und von Australien, seit 1891 auch von Afrika [2]).

Schwerer, mit Gold kaum aufzuwiegen, und ungemein werthvoll bei der riesigen Zunahme der chemischen Industrie ist das Platin. Seine Fundpunkte ausserhalb des Ural (in Brasilien, Borneo) sind praktisch ohne Interesse. Der Ural beherrscht als einzige industriell auszubeutende Platin-Fundstelle ohne Rivalen, den Markt. Wie das Gold, kommt auch das Platin auf sekundärer Lagerstätte vor. Die ergiebigsten Wäschen liegen südwestlich des erzgesegneten Nischne Tagílsk. Dort hat man auch in jüngster Zeit Serpentin und Olivingabbro als Muttergestein des geschätzten Metalles nachgewiesen.

»Eisernes Jahrhundert« ist das bezeichnende Epitheton unserer Zeit geworden. Mit gesteigertem Verkehr und wachsender Industrie hat Bedarf und Nachfrage nach Eisen sich so gemehrt, dass diese Bezeichnung keine Phrase blieb. Für den Wohlstand des Russischen Reiches und die Blüthe seiner Montanindustrie kann nichts förderlicher sein, als der Reichthum seines Ural an prächtigen Eisenerzen.

Der Kategorie sedimentärer Lagerstätten, ähnlich etwa den Lagerstätten in Silurkalken bei Eisenerz in Oesterreich oder den nordamerikanischen Vorkommnissen in laurentischen und huronischen Formationsgliedern, dürften die Vorkommen am europäischen West-

[1]) Angaben aus Guide V, p. 20.

[2]) cf. Neumayr, Erdgeschichte, II. Theil, 2. Aufl., 1896, pag. 600.

Hang zuzuzählen sein. So liegen z. B. bei Bakál, unweit der Hütte Ssátkinsk, zwischen den Parallelketten der Ssuléja und Ssúka, linsenförmig auskeilende Massen von Spatheisenstein ($FeCO_3$) eingelagert zwischen devonischen Kalken, Dolomiten, Quarziten und Schiefern [1]). An ihrer Oberfläche haben die Tageswässer durch Umwandlung des Spatheisensteins in Brauneisenstein ($2Fe_2O_3 + 3H_2O$) den bekannten »eisernen Hut« gebildet. Der Abbau geschieht in Tagebauten, die Aufbereitung im Freien auf Holzrosten.

Weit wichtiger sind die mit Eruptivgesteinen innig verbundenen Magneteisensteinmassen der asiatischen Ost-Seite. Von Nord nach Süd sind es die Magneteisenberge des Katschkanár, Blagodát (= Bergsegen) bei Kuschwa und Wyssókaja Gorá (= hoher Berg) bei Nishne Tagílsk. In den beiden letzteren wechseln die Eisenmassen mit Granatfels, Epidot und Porphyren.

Die Frage nach Entstehung dieser Eisenmassen ist schwer zu beantworten. Bei der innigen Verbindung des Porphyrs mit dem Eisen dürfte wohl die Annahme einer lokalen, enormen Anreicherung des in allen Eruptivgesteinen in kleineren Mengen vorhandenen Magnetits, das Auftreten der Magneteisenmassen im eruptiven Gestein am ungezwungendsten erklären. Am Blagodát und Wyssókaja Gorá wird das Erz in grossen Tagebauten, geradezu »steinbruchartig« gewonnen (cf. Abb. 11). Der Abbau hat den 347 m hohen Berg Blagodát von der Ost-Seite her bereits halb abgetragen. Auf seinem Gipfel steht auf einem, von der Hacke des Bergmanns verschonten Magneteisenberg eine kleine Kapelle, sowie das gusseiserne Denkmal des Wogulen *Tschumpin*, welch' letzterer den Russen das Vorhandensein des Eisens verrathen haben und dafür von seinen erbosten Landsleuten auf der Höhe des Eisenberges verbrannt sein soll. Die Krone ist Besitzerin des Blagodát. In der Geschützgiesserei von Perm wird sein Eisen zu trefflichen Stahlgeschossen und Kanonen verarbeitet.

Nach Hochstetter [2]) wurde der Erzreichthum 1874 auf 1000 Millionen Pud (1 Pud = 16,38 kg) 50—70 % Erze geschätzt, von denen jährlich 3 Millionen Pud gewonnen wurden.

Derselbe Autor giebt den Reichthum des zweiten Magneteisenberges, der Wyssókaja Gorá bei Níshne Tagílsk, auf 20 bis 30 000 Millionen Pud 66 % Erze an, von denen jährlich ca. 8 Millionen Pud im Tagebau gewonnen werden. Das Pud Erz kostet nach ihm $^4/_5$ Kopeken (1 Kop. = 2,16 Pfennig). An die Wyssókaja Gorá knüpft sich insofern ein besonderes Interesse, als dieser Berg in der

[1]) cf. Karte und Profil im Guide III, p. 30 u. 31.

[2]) Mitth. der Wiener Geogr. Ges. 1873. p. 150.

Geschichte des Uralbergbaus eine historische Rolle spielt. 1702 erhielt ihn der Schmied in der Tulaer Gewehrfabrik, *Nihíta Démidow*, zu Erb und Eigenthum. Er wurde damit zum Stammvater jenes Geschlechtes, welches einen geradezu märchenhaften Reichthum durch den Abbau des Eisenberges und durch Hebung der übrigen Erzschätze des Distrikts von Níshne Tagílsk aufhäuften. Von der Wohlhabenheit der Besitzer ist auch ein gut Theil dem Lande zugefallen. Man merkt an der Sauberkeit der schmucken Holzhäuser Tagílsk's, den lehrreichen Sammlungen seines Museums, dem in dieser Wildniss doppelt unerwarteten Bau seines Theaters, den zufriedenen Mienen seiner Bewohner, dass hier unter der verständigen Fürsorge eines reichen Fürstengeschlechtes eine Kulturoase entstand, deren direkte Ursache der Bergbau der Wyssókaja Gorá ist.

Die Ausnützung dieser reichen Magneteisenberge leidet im Ural unter dem Mangel an naher Steinkohle, denn selbst der dichte Wald des Ural kann ihn nicht ersetzen. Auf der ganzen Erde ist die Blüthe der Eisenindustrie abhängig von der Möglichkeit der Verhüttung mit Kohle. Sie fehlt dem Uralbergbau und drängt Russland trotz Blagodát und Wyssókaja Gorá auf dem Weltmarkt hinter manches erzärmere aber kohlenreichere Land zurück. 1890 stand Russland hinsichtlich der Produktion an Roheisen erst an siebenter Stelle, weit hinter Nord-Amerika, England und Deutschland. Nach dem jetzt vollendeten Bau der Uralbahn ist die Möglichkeit der Herbeischaffung von Kohlen und die leichtere Abfuhr der Hüttenprodukte erreicht. Die Hebung der uralischen Eisenindustrie wird im Anschluss daran nicht auf sich warten lassen.

Wir können Níshne Tagílsk nicht verlassen, ohne kurz der Kupfererze im Hügel Mednorudiánsk zu gedenken. Er liefert neben den vornehmlich am europäischen West-Hang abgebauten Sandsteinen der Permformation, Kupferkiese, Kupferlasur und Malachit als geschätzte Rohmaterialien. Ogleich Malachit-Blöcke von der Grösse der im Museum der Bergingenieure zu St. Petersburg angestaunten Prunkstücke kaum mehr gefunden werden, gehört der Malachit dennoch zu den wegen Farbe und Politurfähigkeit hochgeschätzten Schmucksteinen. Er soll im Rohzustand pro Pfund mit 2—3 Rubel (4—6 ℳ), bei tadellosen Stücken mit 6—8 Rubel bezahlt werden. Gleichfalls beträchtliche Mengen von Kupfererzen liefern die im nördlichen Ural gelegenen Bergwerke bei Bogoslówsk und Níschne-Turínsk.

Das Centrum dieses gesammten uralischen Bergwerksgebietes und Sitz der Generaldirektion aller Minen und Hüttenwerke des Ural ist die Stadt Jekátherinburg. Ihr Name ist eng verknüpft mit dem

im Ural besonders kunstvoll geübten Handwerk des Steinschliffs, zu welchem der Reichthum des Gebirges an edlen Steinen das Rohmaterial in Fülle bietet. Ebenso wie die Erze pflegen die Edelmineralien in ihrem Auftreten an eruptive Gesteine gebunden zu sein. Den auf Anregung *Alex. von Humboldt's* im Ural eifrig gesuchten härtesten der Edelsteine, den Diamanten, fand man zwar in wenigen kleinen Exemplaren in der Goldseife von Bissersk, allein es blieb beim wissenschaftlich interessanten Fund. Industrielle Folgen hatte seine Auffindung nicht, wohl aber die Ausbeutung der im Kontakt der Diorite mit devonischen Thonschiefern und Kalken gebildeten Mineralien der Umgegend von Slatoúst sowie die Gewinnung der in typischem Ganggranit ausgeschiedenen prächtigen Mineralien des Ilméngebirges. Die Prachtstücke unserer Museen an Rubinen (rother Korund), Saphiren (blauer Korund), Topas, Beryll, Zirkon, Granat, Turmalin, Opal etc. entstammen dem Ural. In St. Petersburg kann man einen Zirkon von 3,58 kg, einen Biotitglimmer von 62,67 kg und einen Topas von 153 gr aus den Gruben (Schürfen) des Ilméngebirges bewundern. Die herrlich polirten Rhodonitvasen, die mit Lapis Lazuli (Lasurstein) furnirten Tischplatten der Petersburger Eremitage und der russischen Kaiserschlösser entstammen den Brüchen des Ural.

Unmittelbare Folge der Erkenntniss des grossen Erzreichthums im Ural, musste einst der Wunsch schneller Besiedelung sein. Man brauchte Arbeitskräfte über die man unbedingt verfügen konnte, welche die Schätze heben halfen, die noch ungenutzt im Gebirge ruhten. Das System der Leibeigenschaft erleichterte dies Bestreben, und aus allen Theilen Russlands wurden Kolonisten als Bergarbeiter dem Ural zugeführt. So besiedelten die *Démidows* in Kürze ihre ausgedehnten Hüttendistrikte, und bald drängte der russische Bauer den türkisch-redenden Baschkiren (cf. Abb. 12) und Tataren aus den Wäldern seiner Heimath. Das rothe Hemd, die Sammetkniehosen, die hohen Stiefeln, die breitschildige Mütze (cf. Abb. 13 und 14) verdrängte die heimische Felltracht. Um die Minen konzentrirte sich regstes Leben; Bergbeamte, vorgebildet in Russlands Hauptstädten, brachten höhere Kultur und Gesittung in's Land. Das russische Blockhaus trat an die Stelle der Kirgisen-Jurte (cf. Abb. 15 und 16) und um die Hüttenwerke entstanden die uralischen Dörfer und Städte.

Das Hauptcharakteristikum solcher uralischen Siedelung liegt in der Bauart ihrer Häuser. Wald bedeckt in dichtem Bestand den

grössten Theil des Gebirges. Das Holz seiner Bäume ist das gegebene Material zu billigem und zweckentsprechendem Häuserbau. Demnach ist das uralische Wohnhaus naturgemäss ein Blockhaus. Es ist genau so und aus demselben Material gebaut, wie es der jetzt im Ural angesiedelte Russe früher in seiner Heimath im mittleren oder nördlichen Russland zu bauen gewohnt war. Der runde Stamm, so wie er gewachsen, wird seiner Rinde entkleidet und nach dem gewünschten Grundriss, an Stelle der bei uns üblichen Ziegelsteine, auf einander geschichtet. Die Stelle des Cementes vertreten Polster von Moos, welche alle Spalten verstopfen und vor Kälte schützen. Die Ungunst des Winters erfordert einen guten Ofen im Mittelpunkt der Hausanlage. Nicht seltene Zuschrägung des Daches von Lang- und Breitseite verleiht dem Bau ein ungewohntes Aussehen. Indessen ist die gewöhnliche Giebeldachform unserer Bauernhäuser ebenso häufig (cf. beides auf Abb. 17). Nirgends fehlt ein im Verhältniss zum Hause auffallend grosses, meist mehrflügeliges Hofthor (cf. Abb. 18). Sind Verzierungen an der Façade des Hauses angebracht, so konzentriren sie sich auf diesen Thorbau und nächst ihm auf die Holzschnitzereien an den Fensterumrahmungen. Der grössere Reichthum dieser Ornamente steht meist im Verhältniss zur Wohlhabenheit des Besitzers. Den Hofraum des Hauses umrahmen Wagenremise und Stallung für Pferd und Vieh. Die meisten uralischen Bauernhäuser haben nur ein fast zu ebener Erde liegendes Stockwerk. Auf der sibirischen Seite, z. B. bei Tscheliábinsk, (cf. Abb. 19) verschwindet sogar dieses häufig halb in der Erde, sodass lediglich das Dach über den Boden herausragt. Mehrstöckige Häuser sind seltener, zumeist nur in den grossen Städten zu finden, wie Jekátherinburg, Slatoúst etc. In ihnen ist ausser den Gebäuden der Hütte, noch manches Privathaus aus Stein erbaut; sonst kommen in Dörfern und kleinen Städten Ziegel nur bei der Façade der Kirche in Betracht. In hohem, bizarren Bau ragt ihr Thurm weit auf über das niedrige Häusermeer des Dorfes. Das Weiss ihrer Mauern steht in demselben scharfen Kontrast zu den dunklen Farbentönen der mit der Zeit sich tiefschwarz färbenden Blockhäuser, wie die geringe vertikale Erhebung des einzelnen Gebäudes zu der erstaunlichen Ausbreitung der Siedelung in die Horizontale. Schon die Sicherung vor Feuersgefahr legt breitere Anlage der Strassen nahe. Eine Feuersbrunst auf der einen Häuserreihe wird kaum auf die der anderen überspringen können. Diese Breitspurigkeit (cf. Abb. 20) der Strassen fällt dem Besucher vor allem auf dem steppenhaften Ost-Hang auf und gleicht dort völlig den typischen Steppen-Dorfstrassen des mittleren Russland. Diese Breite der Siedelungsanlagen, diese vorherrschende

Ausdehnung in der Horizontalen, giebt nicht selten dem Ganzen etwas Oedes. Die Bevölkerung vermag die Weite der Strassen nicht zu beleben. Menschenleer liegen sie vor dem Beschauer. Trübt Regen obendrein die Luft und spiegeln sich schwere Wolken in der tintenschwarzen Fläche des Hüttenteichs, so kann das Bild einer Uralsiedelung etwas ungemein Melancholisches haben.

Regeres Leben herrscht überall dort, wo der Kaufmann seinen Kramladen aufgeschlagen hat, im »Bazar«. Jede russische Stadt, jedes Dorf im Ural hat eine Stätte, wo Bude an Bude sich drängt, wo in offener Auslage, auf Bänken und Tischen der Kaufmann seinen Waarenreichthum vor dem Käufer ausbreitet. Jeder Kaufmann hat im Bazar seinen Stand; nur selten treibt er im eigenen Wohnhaus sein Geschäft. Im Bazar pulsirt das Leben einer Siedelung am kräftigsten, hier findet man die buntesten Bilder, die mannigfachsten Trachten. Befiehlt man einem Istwóschtschik (Droschkenkutscher) im fremden Ort: »Zum Bazar!«, so kann man sicher sein, in's Centrum der Stadt, in die Nähe der grössten Gebäude und der Kirche zu kommen, überhaupt das Sehenswertheste zu sehen.

In jeder uralischen Stadt, in jedem Dorf wird man die Mehrzahl der angeführten Charakteristika auffinden können. Sie kehren mit wenig Variationen überall wieder und sind der Grund der geringen Abwechselung, welche durch den Besuch einer grösseren Zahl von Siedelungen im Ural geboten werden kann.

Nicht gerade dicht gedrängt sitzt im Ural die Bevölkerung. Grosse Entfernungen trennen die einzelnen Ortschaften. Die dicht bewaldeten, langgestreckten, im südlichen Theil von Sümpfen begleiteten Höhenrücken sind zwar niedrig aber trotzdem verkehrshemmend.

Die Eiche, in den Laubwäldern des mittleren Russland Charakterbaum, überschreitet den Ural nicht. Die im nördlichen Russland bis zur Baumgrenze herrschenden Nadelholzwälder walten in ihm vor. Zu den uns bekannten Typen: Fichte, Tanne, Lärche, Kiefer treten auf der sibirischen Seite die Pichta-Tanne (Pinus Pichta) und die Cembra-Kiefer (P. Cembra). Dem Laubholz gegenüber ist der Ural wählerisch. Er bildet eine Vegetations- und Klimascheide. Nur Birke, Eberesche und Pappel gestattet er den Uebergang. Unter diesen Bäumen ist die Birke hochstämmig in dichten Wäldern, oder niedrig, mehr busch- oder strauchförmig, ein Typus in der Landschaft des asiatischen Ost-Abhanges.

An von Menschenhand unberührten Stellen steht im südlichen Ural der Wald thatsächlich so dicht, dass dieser ein Vordringen zu Pferd oder zu Wagen ernstlich zu hindern vermag. Der Wald erhöht

in solchem Falle nicht gerade die Annehmlichkeiten, welche mit einer Fahrt im landesüblichen Gefährt, dem Korbwagen, verbunden sind. Diese Wagenart, Pletuschka genannt (= geflochtener Korb) (cf. Abb. 22), gehört in die Gattung des vielgestaltigen Tarantáss (Reisewagen). Federlos ruht der kleine geflochtene Wagenkorb, auf dessen platten heubeschütteten Boden man unmittelbar sitzt, auf elastischen Stangen, welche Vorder- und Hinterräder mit einander verbinden. Uralische Waldwege in diesem Vehikel passiren zu müssen, ist qualvoll! Die meisten Wege sind in stark ausgefahrenem Zustande. Grosse Quarzitblöcke versperren den Weg, mächtige Wasserlachen stehen in den Wagenspuren. Selbst grosse Landstrassen, wie die zwischen Ssátkin und Ssuléja, sind in fragwürdigem Zustande. Ihre Beschotterung besteht meist aus den harten, in der Nähe zerfallenen und in diesem Naturzustand ohne Weiteres aufgeschütteten, kantigen Quarziten. Nur wo unweit anstehende Schiefer zur Schotterung benutzt werden, sind ebenere Strassen die Folge. Wer in sausendem Galopp von 3 Pferden über solche Wege gezogen wurde, hat eine Erinnerung für's Leben! Und doch sind diese Wege nicht nur für den Verkehr der Menschen unter einander, sondern vor allem auch für die Abfuhr der Hüttenprodukte aus den entlegenen Hütten, an die Flüsse respektive an die Eisenbahn, von grossem Werth. Nur wenn man bedenkt, dass die Hauptabfuhr erst im Winter auf Schlitten stattfindet, wo der Schnee die Löcher des Weges einebnet, kann man verstehen, dass auf ihnen der schwere Eisentransport denkbar ist. Hat der Schlitten den nächsten grösseren Fluss erreicht, so wird mit den schwellenden Frühlingswassern das Material auf Barken [1]) verladen und stromab der Kama und Wolga zugeführt. Die Wasserkraft wird zu diesem Zweck bei allen Hüttenwerken durch Aufstau angesammelt (cf. Abb. 23).

Jetzt hat sich durch Anlage der Uralbahn manches verändert. Die alte Verkehrsstrasse für den Transitverkehr nach Sibirien, von Perm nach Jekátherinburg ist in einen Schienenweg verwandelt worden, welcher die hauptsächlichsten Bergwerksstädte des mittleren Ural berührt und weiter über Tscheliábinsk, Mijass, Slatoúst, Ufa nach Samára führend, die Minendistrikte direkt mit dem europäischen Westen verbindet. Ihre Anlage war eine Nothwendigkeit! Sie wird dem wichtigen Bergbau des Ural von noch grösserem Nutzen sein, wenn der im Bau begriffene Schienenstrang der sibirischen Eisenbahn dem Verkehr übergeben sein wird. Erst dann wird man völlig die

[1]) Die Barken werden bei den Hüttenwerken gebaut (cf. Abb. 23).

Bedeutung des Ural als einer Kulturoase auf halbem Wege zwischen St. Petersburg und Wladiwostok zu würdigen lernen.

Die wichtigste Litteratur über den Ural, speciell seinen mittleren und südlichen Theil, in chronologischer Reihenfolge.

A. Bücher.

1776—78. *Pallas, Pet. Sim.*, Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs 1768—74. Frankfurt und Leipzig 1776—78.

1789. *Hermann*, Ritter *Bdkt. Frz. Th. von*, Versuch einer mineralogischen Beschreibung des uralischen Erzgebirges. 2 Bde. Berlin und Stettin 1789.

1826. *Erdmann*, Dr. *Joh. Friedr.*, Beiträge zur Kenntniss des Inneren von Russland. 3 Bde. Für den Ural wichtig nur: 2 Bd., 2. Theil. Leipzig 1826.

1831. *Hofmann* und *von Helmersen*, Geognostische Untersuchung des Süd-Ural-Gebirges, ausgeführt in den Jahren 1828 und 1829. Mit Karten und Profilzeichnungen. Berlin, Posen und Bromberg 1831.

1833—35. *Helmersen, G. von*, Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den Jahren 1833—35. 2 Theile. 4 Karten und Profile. Aus: *Baer* und *v. Helmersen:* Beitr. zur Kenntniss des russ. Reichs.

1837. *Helmersen G. von*, Ueber den Ural und Altai. Bull. scient. publié par l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. 1837 2. Bd. p. 97—112.

1837. *Rose, Gustav*, Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere. 2 Bde. Berlin 1837 und 1842.

1845. *Murchison, Verneuil* und *von Keyserling*, The Geology of Russia in Europe and the Ural Mountains. 2 Bde. 1845.

1848. *Schrenck, Alex. Gust.*, Reise nach dem Nordosten des europäischen Russland, durch die Tundren der Samojeden zum arktischen Uralgebirge, ausgeführt im Jahre 1837. Dorpat 1848.

1849. *Schrenck, Alex. Gust.*, Orographisch-geognostische Uebersicht des Uralgebirges im hohen Norden. Dorpat 1849.

1848—49. *Hofmann, E.*, Kurze allgemeine Uebersicht des Ural-Gebirges. Verhandlungen der Kais. Russ. Mineralogischen Ges. zu St. Petersburg, Jahrgang 1848 und 1849, p. 23—43.

1851. *Zerrenner*, Dr. *Carl*, Erdkunde des Gouvernement Perm. Leipzig 1851.

1858. *Hofmann*, Dr. *Ernst*, Ein Profil des Uralgebirges. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, herausgegeben von Dr. *Neumann*. V. Bd. p. 8—11. Berlin 1858.

1862. *Ludwig, Rudolf*, Geogenische und geognostische Studien auf einer Reise durch Russland und den Ural. Darmstadt 1862.

1871. *Ritter von Tunner*, Russlands Montan-Industrie, insbesondere dessen Eisenwesen. Leipzig 1871.

1873. *Hochstetter*, Dr. *Ferd. von*, Ueber den Ural. Vortrag, gehalten 1873 im naturw. Verein zu Wien.

1873. *Hochstetter*, Dr. *Ferd. von*, Die Verkehrsverhältnisse am Ural und die uralische Eisenbahn. Mitth. der Geogr. Ges. in Wien 1873. Bd. VI.

1885. *Tschernyschéw*, Fauna nishnjago dewona sapadnago ssklona Urala. (Ss. 9 tablizami). (= Fauna des Unter-Devon des westl. Ural-Hanges. Mit 9 Tafeln). Trudi geologitschesskago komiteta III No. 1. 1885. (= Arbeiten des geologischen Komités).

1886. *Nikitin, S.*, Die Grenzen der Gletscherspuren in Russland und dem Uralgebirge. Peterm. Mitth. IX, 1886, p. 257—270.

1886. Erklärungen zu Blatt 139 der geologischen Karte von Russland.

1. *Karpinsskij* i *Tschernyschéw*, Orografitschesskij otscherk (= Orographische Skizze).
2. *Tillo*, Abssoljutnyja wyssoty w jushnom Uralje (= Absolute Höhen im südlichen Ural).
3. *Karpinsskij* i *Tschernyschéw*, Objassnitelnyja samjetschanija w kartje (= Erläuterung der Karte).

Trudi (= Arbeiten) des geolog. Kom. III. No. 2.

1887. *Tschernyschéw*, Fauna ssrednago i werchnago Dewona sapadnago ssklona Urala (Ss 14 tablitzami.) (= Fauna des mittleren und oberen Devon des West-Hanges des Ural. Mit 14 Tafeln). Trudi (= Arbeiten) des geologischen Kom., III. No. 3. 1887.

1889. *Tschernyschéw*, Opissanie zentralnoj tschassti Urala i sapadnago jego ssklona, na ossnowanii nabljudenii *W. Mellera*, *A. Krassnopolsskago* i *Th. Tschernyschewa*. (= Beschreibung des zentralen Theiles des Ural und seines West-Hanges auf Grund der Untersuchungen von Möller, Krassnopolsskij und Tschernyschéw. Trudi (= Arbeiten) des geologischen Komités, III. No. 4, 1889.

1890. *Schtukenberg*, Geologitschesskija issljedowanija ssjewero sapadnoj tschassti oblassti 138 lista w basseinach rr. Tschussowoj, Bisserti i Ufy. (= *Stukenberg*, Geologische Untersuchungen im Nordwesten des Blattes 138, in den Becken der Flüsse Tschussowaja, Bisserta und Ufa). Trudi (= Arbeiten) des geologischen Kom., IV. No. 2, 1890.

1897. Guide des excursions du VII. Congrès Géologique International. Avec 39 planches, nombreuses figures, cartes locales et une

carte géologique de la Russie d'Europe. 1 : 6 300 000. St. Pétersbourg. 1897.

B. Topographische Karten.

Sstrjelbitzkij, Sspezialnaja karta Ewropeisskoj Rossii. Isdanie wojennago topografitschesskago otdjela Glawnago Schtaba. 1 djum : 10 werst. (*Strelbitzkij*, Specialkarte des europäischen Russland. Ausgabe der kriegstopographischen Abtheilung des Generalstabes. 1 : 420 000). Für vorliegende Arbeit kommen in Betracht die Sectionen 126—130, 137—141.

1889. Uebersichtskarte des Süd-Ural. 1 : 3 700 000. Carton auf Blatt 48 von Stieler's Hand-Atlas. (Aus: A. Petermann's Ost-Europa in 6 Blättern. 1 : 3 700 000.)

C. Geologische Karten.

1885. Obschtschaja geologitschesskaja karta ewropeisskoj Rossii isdawajemaja geologitschesskim komitetom. List 139 : Slatoúst, Tschelijabá, Werchneuralsk. Ssosstawili, *A. Karpinsskij*, *Th. Tschernyschéw*, *J. Muschketow* i *A. Krassnopolsskij*. 1 : 420 000. (= Allgemeine geologische Karte des europäischen Russland, herausgegeben vom geologischen Komité. Blatt 139: Slatoúst, Tschelijabá, Werchneuralsk. Zusammengestellt von *A. Karpinskij*, *Th. Tschernyschéw*, *J. Muschketow* und *A. Krassnopolsskij*).

1892. Geologitschesskaja karta Ewropeisskoj Rossii isdannaja geologitschesskim komitetom. 1 djum : 60 werst. (= Geologische Karte des europäischen Russland, herausgegeben vom geologischen Komité. 1 : 60 Werst). Uebersichtskarte in Wandkartenformat.

1897. Carte Géologique le long du chemin de fer de l'Oural entre les stations Ekathérinebourg et Tioplaïa—Gora. Aus: Guide des excursions du VII. Congrès Géologique International IX. Pl. A.

Die

Endmoränen und das marine Diluvium

Schleswig-Holstein's

im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg

untersucht von

Dr. **C. Gottsche.**

Theil II: DAS MARINE DILUVIUM.

(Fortsetzung aus Bd. XIII).

II.

Das marine Diluvium.

Seit Forchhammer[1]) im Jahre 1835 zuerst das merkwürdige Vorkommen einer wahren Austernbank unter grobem Geröll und in beträchtlicher Meereshöhe bei Tarbeck erwähnt hat, ist durch die Forschungen und Veröffentlichungen von Berendt, Beyrich, Bruhns, von Buch, Claudius, Cleve, Focke, Haas, Jentzsch, Johnstrup, Keilhack, Lossen, Madsen, Meyn, Munthe, Penck, Poulsen, Reuss, Semper, Stolley, Torell, Zeise und Zimmermann unsere Kenntniss der marinen Einlagerungen des schleswig-holsteinischen Diluviums, sowie ihrer Fauna und Flora ganz erheblich erweitert worden, ohne dass es bis in die neueste Zeit gelungen wäre, eine befriedigende Gliederung dieser Meeresabsätze ausfindig zu machen. Zwar hat Beyrich schon 1852 sowohl die Austernbänke von Tarbeck und Blankenese, als auch den Brockenmergel von Fahrenkrug dem jüngeren, Geschiebe führenden, Diluvium als »ältere in vollkommener Ruhe abgesetzte Bildung«, als »Nordseeformation« gegenübergestellt; aber nachträglich ist einem Theil dieser »Nordseeformation« von verschiedenen Seiten ein wesentlich jüngeres Alter zugeschrieben, ja gelegentlich[2]) sogar die Zugehörigkeit zum Diluvium überhaupt abgesprochen worden. Auch meine eigenen Untersuchungen über das marine Diluvium, welche z. Th. bis auf das Jahr 1876 zurückgehen, aber erst in den letzten Jahren einen mehr systematischen Charakter angenommen haben, sind gerade nach dieser Richtung weniger erfolgreich gewesen, als ich gehofft hatte. Da ich indessen nicht glaube, dass ohne neuen und ganz erheblichen Aufwand von Zeit und Geld ein wesentlich besseres Resultat zu erzielen wäre,

[1]) Danmarks geognostiske Forhold, S. 97; die Bezeichnung als Austernbank findet sich erst 1847 in Bodenbildung, S. 21.

[2]) Penck, Z. d. D. g. G. XXXI, 1879, S. 175; Haas, Lehmann's Mitth. I, S. 335.

so will ich meine Untersuchungen jetzt als abgeschlossen betrachten, und der Geographischen Gesellschaft, in deren Auftrage dieselben unternommen sind, im Nachstehenden kurz darüber berichten.

Hinsichtlich der Verbreitung des marinen Diluviums ist, wie ein Blick auf meine Uebersichtskarte [1]) lehrt, einiges Neue zu verzeichnen; in der That ist die volle Hälfte der unten aufgezählten Lokalitäten erst von mir aufgefunden worden. Hinsichtlich der Fauna kann ebenso auf eine ganze Anzahl bisher nicht aus dem Diluvium Schleswig-Holsteins bekannter Formen hingewiesen werden; aber der Versuch, die genauere Altersstellung dieser marinen Gebilde innerhalb des Diluviums zu entscheiden, ist leider in vielen Fällen an der mangelhaften Beschaffenheit der zu Gebote stehenden Aufschlüsse gescheitert.

Nur die wenigen Beobachtungen aus den Bohrungen in und bei Hamburg sind nach dieser Richtung einwandfrei; etwa 20 weitere Punkte erlauben eine ziemlich sichere Altersbestimmung; aber bei 17 Lokalitäten muss diese Frage vorläufig offen bleiben. Es gereicht mir indessen zum Trost, aus der Litteratur [2]) zu sehen, dass selbst in England, wo das Studium der marinen Diluvialablagerungen seit Jahrzehnten mit ganz besonderem Eifer betrieben ist, sich die Geologen diesen jungen Gebilden gegenüber in einem gleichen, oder zum Theil noch schlimmeren Dilemma befinden, da dort nicht einmal die Abgrenzung gegen das Tertiär in allen [3]) Fällen befriedigend durchgeführt werden kann.

Solange für unser Diluvium nur 2 Vereisungen, resp. 2 Geschiebemergel angenommen wurden, ergab sich aus der Lage einer marinen Fauna unter, zwischen oder über diesen Geschiebemergeln für die Altersbezeichnung das einfache Schema: praeglacial, interglacial, postglacial. Nachdem ich aber neuerdings gerade für unsere Gegend noch einen tiefsten Geschiebemergel nachgewiesen habe, erweitert sich dies Schema insofern, als nunmehr auch zwischen interglacial I und interglacial II unterschieden werden muss. Was früher interglacial war, wird natürlich, falls die ehemalige Bestimmung korrekt war, jetzt interglacial II; andererseits kann aber, was früher als praeglacial

---

[1]) Diese Mitth. XIII, 1897.

[2]) Brady, Crosskey & Robertson, Posttert. Entomostraca of Scotland (Pal. Soc.) 1874, S. 10, 19, 78; Woodward, Geology of England and Wales, London 1887, S. 486, 499; Reid, Pliocene deposits of Britain, London 1890, S. 144, 194; Geikie, Textbook 3. Aufl., London 1893, S. 1034.

[3]) Ich denke dabei an den Weybourn-Crag, welchen Prestwich und Reid für tertiär, S. V. Wood und J. Geikie hingegen für diluvial halten; vergl. Reid, l. c., S. 138 und Geikie, Journal of Geology III, 1895, S. 246.

galt, nicht ohne Weiteres als Absatz der ersten Interglacialzeit gelten, sondern muss die Möglichkeit, dass es wirklich praeglacial sei, im Auge behalten werden.

Die Schwierigkeiten, welche sich an den tiefsten Geschiebemergel knüpfen, will ich hier nicht weiter erörtern; dagegen scheint es mir geboten, an dieser Stelle einige Bemerkungen über die Verbreitung des Oberen Geschiebemergels und seine Unterscheidung vom Unteren Geschiebemergel — die ich in der Folge kurz als O. G. resp. U. G. bezeichnen will — einzuschalten, da es auf der Hand liegt, dass z. B. die genaue Kenntniss der Westgrenze des O. G. die Altersbestimmung der marinen Gebilde in vielen Fällen sehr erleichtern würde.

Meyn[1]) hat bekanntlich noch auf Sylt, also im äussersten Westen unseres Gebietes Blocklehm, d. h. O. G. zu sehen geglaubt; ich[2]) selbst habe ferner für Mögeltondern das Auftreten desselben direkt behauptet und für Schobüll aus dem Vorkommen der bekannten zerquetschten Geschiebe geschlossen; Haas[3]) und Zeise[4]) hingegen haben sein Vorkommen im Westen der Halbinsel wiederholt und energisch bestritten. Aus theoretischen Gründen, welche im ersten Theil dieser Arbeit entwickelt sind, bin ich noch gegenwärtig der Ansicht, dass der O. G. in Schleswig-Holstein einst mindestens bis zu den westlichen Blockpackungen gereicht hat, die ich bis zu 40 km vor der Endmoräne beobachtet habe, und ich befinde mich mit dieser Ansicht vollkommen in Uebereinstimmung mit Geinitz[5]), Keilhack[6]), Klockmann[7]) und Wahnschaffe[8]), welche in Mecklenburg, der Altmark und Pommern den O. G. die Hauptendmoräne um 40—150 km nach Süden, resp. Südwesten überschreiten lassen.

Eine ganz andere Frage ist, ob sich der O. G. noch heute im Westen unserer Halbinsel stellenweise erhalten hat, oder ob derselbe gänzlich der Erosion zum Opfer gefallen ist. Und da will ich zunächst einräumen, dass ich jetzt der Ansicht Zeise's: der Blocklehm des Rothen Kliffs sei nicht O. G., sondern ein umgearbeiteter U. G. zustimmen muss, aber nicht, weil derselbe undeutlich ge-

[1]) Beschreibung der Insel Sylt, Berl. 1876, S. 45.

[2]) Z. d. D. g. G. XXXIX, 1887, S. 841.

[3]) Lehmann's Mitth. I (1888—1892) S. 25, 336, 378; Geolog. Bodenbeschaffenheit Schlesw.-Holsteins, 1889, S. 77.

[4]) Dissertation, Königsberg 1889; Schr. Nat. Ver. Schlesw.-Holstein VII, 1889, S. 41; VIII, 1891, S. 145—148.

[5]) Endmoränen Mecklenburgs, Rostock 1894, S. 34.

[6]) Jahrb. Geol. Landesanst. f. 1895 (Berlin 1896), S. 111—127.

[7]) Jahrb. Geol. Landesanst. f. 1883 (Berl. 1884), S. 255.

[8]) Ursachen der Oberflächengestaltung, Stuttgart 1891, S. 91.

schichtet[1]) ist und weil im Untergrunde Stauchungserscheinungen[2]) fehlen, nicht weil auch ich bei Buhne 16 die von Zeise angegebenen Reste eines intakten U. G. gesehen habe, sondern lediglich deshalb, weil, wie ja auch Zeise betont, die Annahme einer direkten Ueberlagerung des tertiären[3]) Kaolinsandes durch O. G. mit Ausschluss des gesammten unteren Diluviums recht wenig wahrscheinlich ist.

Dass die Mehrzahl der früher für O. G. gehaltenen Geschiebemergel im Westen unzweifelhaft U. G. sind, will ich ebenfalls zugeben, zugleich aber betonen, dass ein erneuter Besuch der Aufschlüsse bei Mögeltondern mich nicht hat überzeugen können, dass die hier — und unter ähnlichen Verhältnissen auch bei Pahlhude und Grünenthal — auf gestauchtem Korallensande beobachteten, wenig mächtigen Geschiebemergel nothwendigerweise U. G. sein müssen, und auch darauf hinweisen, dass die von Weber[4]) geschilderten Stauchungen des Beldorfer Torflagers sich am ungezwungensten durch die Annahme einer früheren Bedeckung mit nachträglich erodirtem O. G. erklären lassen.

Es will mir daher auch heute noch zweifelhaft erscheinen, ob, wie Haas angiebt, die gegenwärtige Westgrenze des Oberen Geschiebemergels mit der Wasserscheide zwischen Ost- und Nordsee zusammenfällt; denn der Ursprung der sich in die Nordsee ergiessenden Wasserläufe[5]) liegt theilweise 5—18 km hinter der Endmoräne, in deren Verlauf ich, wie aus dem ersten Theil dieser Arbeit hervorgeht, mehrfach O. G. beobachtet habe, oder beobachtet zu haben

---

[1]) Schichtung resp. Bankung ist von mir in echten Geschiebemergeln bei Altenhof, Grünenthal, Kellinghusen, Levensau, Schulau und Thisted mehr oder weniger deutlich beobachtet, und wird ebenso von Penck, Vergletscherung d. deutschen Alpen, 1882, S. 38; Heim, Gletscherkunde, 1885, S. 380; Wright, Ice Age N.-America, 1889, S. 483, 489 erwähnt, resp. abgebildet.

[2]) Fehlen nach Cl. Reid auch bei Cromer an der Grenze von forest-bed and till.

[3]) Das Auftreten fremder Gesteine im Kaolinsand, welches zuerst von Meyn, Z. d. D. g. G. XXVI, 1874, S. 42 hervorgehoben wurde, spricht nicht nothwendig gegen das tertiäre Alter desselben, sondern findet, wie auch Meyn schon erwähnte, sein Analogon in dem Auftreten fremder Blöcke im Tertiär und der Kreide von England. Vgl. Lyell, Students elements 2. Aufl., London 1874, S. 182, 275; Reid, Pliocene deposits of Britain 1890, S. 34, 89, 94-95; Stebbing, Qu. J. LIII, 1897, S. 213—220. Nach letztgenanntem Autor waren einige dieser Blöcke aus dem Grünsand von Cambridge »scratched as if by ice«. Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass auch in der Mucronatenkreide von Lüneburg — und zwar etwa 25 m unter ihrer Oberkante — ein 5 cm grosses Hälleflinta-Geröll 1893 von Herrn Chemiker Stümcke beobachtet ist. Uebrigens muss man bei Derlei auch an einen etwaigen Transport durch Fucoiden denken.

[4]) Vergl. d. Profil, N. Jahrb. f. Min. 1891. II, S. 64.

[5]) Z. B. Sorge, Gehlau, Grammau und Treene; vergl. meine Uebersichtskarte in Bd. XIII.

glaube. Ich will mich so vorsichtig ausdrücken, weil Jentzsch[1]) schon früher die Trennung von U. G. und O. G. für schwierig, Haas[2]) und Stolley[3]) dieselbe neuerdings sogar für unmöglich erklärt haben. Dieser Schwierigkeit ist sich auch Meyn bewusst gewesen, wenn er auf seiner geologischen Uebersichtskarte von Schleswig-Holstein Unteren Geschiebemergel, Korallensand und Oberen Geschiebemergel aus praktischen Gründen als Mitteldiluvium zusammenfasst; und doch ist gerade Meyn der Erste gewesen, der 1848 die »Lehmdecke des Korallensandes« von dem »blaugrauen Mergel unter dem Korallensande« getrennt hat und doch hat Meyn noch in seiner letzten Arbeit, eben den Begleitworten zu der schon erwähnten, erst 1881 nach seinem Tode erschienenen Karte, diese Trennung — allerdings unter veränderter[4]) Nomenklatur — voll und ganz aufrecht erhalten.

Die Schwierigkeit der Trennung wird noch dadurch erhöht, dass es bisher in Schleswig-Holstein an beglaubigten Resten einer interglacialen Säugethierfauna, wie sie bei Berlin und Königsberg zwischen U. G. und O. G. eingebettet liegt, fehlt; denn die spärlichen Mammuth-Reste, welche bisher aus Schleswig-Holstein bekannt geworden sind, stammen theils aus echtem Geschiebemergel, so z. B. das grosse Stosszahnfragment von Königsföhrde, welches im Kanalmuseum zu Holtenau aufbewahrt wird, und an dem der Alveole entgegengesetzten Ende die herrlichsten Gletscherschrammen aufweist, theils sind sie zwar in sandigen Ablagerungen gefunden aber so stark abgerollt, dass sie für das interglaciale[5]) Alter der betr. Sande Nichts beweisen.

Als Merkmale, welche den O. G. vom U. G. unterscheiden sollen, werden neben der Lage, die meist gelbliche Farbe, die geringe Mächtigkeit, und die Kalkarmuth des O. G. angeführt. Die Lage genügt selten, weil in kleineren Aufschlüssen selten festzustellen ist, ob der oberste Geschiebemergel des betr. Profils wirklich dem Oberen Geschiebemergel unseres Schemas entspricht. Die Farbe[6])

[1]) Jahrb. Geol. Landesanstalt f. 1884 (Berlin 1885), S. 487.

[2]) Schr. Nat. Ver. Schl.-Holst. XI, 1896, S. 54.

[3]) Cambr. und Silur.Gesch. Schl.-Holst. 1895, S. 4.

[4]) »Lehmdecke des Korallensandes« Meyn 1848, Geogn. Beob., S. 43; »Geschiebelehm« Meyn 1855, Schl.-Holst. Schulztg. Nr. 7; »Blocklehm« Meyn 1876, Beschr. d. Ins. Sylt, S. 45; »Oberer Diluvialsandmergel« Berendt 1863, Dil.-Abl. Brandenbg., S. 35; »Oberer Diluvialmergel« Berendt 1866, Schr. Phys.-Oek. Ges. Königsbg. VII, S. 74; »Oberer Geschiebemergel« Eck 1872, Beschrb. v. Rüdersdorf, S. 125; »Oberer Geschiebelehm« Lossen 1875, Z. d. D. g. G. XXVII, S. 494.

[5]) Vergl. Brandt, Schr. Nat. Ver. Schl.-Holst. X, 1893, S. 112.

[6]) Litteratur, siehe Zeise, Diss. 1889, S. 28; vergl. auch Meyn, Bodenverhältnisse, S. 26.

allein genügt ebenso wenig, weil auch der U. G. durch Verwitterung gelb wird, und weil auch der O. G. in der Tiefe noch unzersetzt, also grau sein kann. Dass die Mächtigkeit des O. G. eine geringe sei, gilt ziemlich allgemein als Axiom; Meyn gab dieselbe 1848 bei Kiel zu durchschnittlich 1.7 m, Berendt 1863 bei Potsdam als 4.8 m kaum überschreitend an; auch Zeise[1]) schätzt 1889 die Mächtigkeit in Schleswig-Holstein auf höchstens 3—4 m. Aber trotzdem finden sich in der Litteratur vereinzelt viel höhere Angaben und zwar bei zuverlässigen Beobachtern; so giebt Lossen[2]) 1879 die Maximalmächtigkeit bei Berlin zu 12.2 m an, Rördam[3]) 1893 diejenige bei Torup auf Seeland sogar zu 13.4 m an. Angesichts solcher Zahlen verliert natürlich auch das Kennzeichen der geringen Mächtigkeit ganz erheblich an Werth.

Da nun auch die oft hervorgehobene Kalkarmuth des O. G. Folge der Verwitterung, also sekundär sein kann, bleibt schliesslich nur die Geschiebeführung als Merkmal übrig. Ich pflege seit Jahren solche Geschiebemergel, welche heimisches Material, insbesondere Schollen lockerer Tertiärthone, lose Tertiärconchylien, und tertiäre Gesteine wie Faseraragonit, Holsteiner Gestein etc. enthalten, als U. G. resp. solche, in denen heimisches Material fehlt, als O. G. anzusprechen. Ob in allen Fällen mit Recht, ist fraglich; denn erstens sind auch der tiefste Geschiebemergel und die mit ihm verbundenen Kiese sehr reich an Tertiärmaterial[4]), und zweitens haben Jentzsch[5]) und Korn[6]) in Ost- und Westpreussen ausnahmsweise in höher liegenden Mergeln desselben Profils mehr heimisches Material gefunden, als in

[1]) Diss., S. 25; ebendort S. 28 heisst es »für O. G. würden selbst im Osten der Provinz 5—6 m eine unbekannte Mächtigkeit sein.«

[2]) Generalbericht, S. 918. Anm.

[3]) Geol. Forhold i det nordostl. Sjaelland, S. 5 und Tafel III, f. 8; der O. G. ist hier vom U. G. durch 15.9 m Sand getrennt, bei Skaeröd, wo seine Mächtigkeit 12.7 m beträgt, sogar durch 22.3 m Sand.

[4]) Diese Mitth. XIII, S. 133—136, 139.

[5]) Jahrb. Geol. Landesanstalt f. 1884 (Berlin 1885), S. 487.

[6]) Korn, über diluviale Geschiebe der Königsberger Tiefbohrungen. Jahrb. Geol. Landesanstalt f. 1894 (Berl. 1895) S.—A., S. 1—11. Soweit ich sehe, der erste Versuch in der deutschen Litteratur, den Geschiebeinhalt in genauer Weise zu ermitteln. Die Zahlen für das heimische Material sind z. B.:

Kalgen II	15	—22.7 m	: 27.6	Stück %	, 45	Gewichts %
	49.5	—53 m	: 21.8	»	, 3.9	»
Schlachthof	6	—24 m	: 15.1	»	, 40.3	»
	65	—71 m	: 22.9	»	, 71.4	»
Kalthof	28	—31 m	: 25.6	»	, 28.6	»
	53	—54 m	: 46.2	»	, 85.8	»

den unteren, so bei Mewe und Königsberg. Ich betone: ausnahmsweise; denn Korn's Behauptung, dass in Königsberg die Menge des heimischen Materials in den hangendsten Mergeln am grössten ist, (l. c., S. 10) wird theilweise durch seine eigenen Zahlen widerlegt. Kalgen II zeigt allerdings nach der Tiefe Abnahme des heimischen Materials nach Stückzahl und Gewicht; ferner Krankenhaus d. Barmherzigkeit Abnahme an Zahl, Zunahme an Gewicht; endlich Mahlmühle Zunahme an Zahl, Abnahme an Gewicht; dahingegen Schlachthof und Kalthof nach der Tiefe eine erhebliche Zunahme an Zahl und Gewicht.

Auch die äusserst sorgfältigen Untersuchungen Zeise's über die Geschiebeführung des U. G. und O. G. bei Schulau, welche Derselbe in seiner bereits mehrfach erwähnten Dissertation[1]) mitgetheilt hat, haben ein positives Resultat nicht ergeben. Zeise hat dem O. G. 401, dem U. G. 311 Geschiebe direkt entnommen, welche sich auf 41 Gesteine vertheilen, von denen 30 in beiden Mergeln vorkommen, während 9 (Paradoxidessandstein, Ceratopygekalk, Faxekalk, Faseraragonit, Septarien, Schieferthon unbestimmten Alters, Basalt, Granulit, Eklogit) nur im U. G., 2 (Agnostuskalk, Olivinschiefer) nur im O. G. gefunden wurden. Pentameruskalk wurde von Zeise nicht dem Geschiebemergel direkt entnommen, aber 0.5 km von Wittenbergen an einer Stelle gesammelt, wo der Steilrand nur aus U. G. besteht, und ebenso kurz vor Schulau gerade dort, wo der O. G. am besten entwickelt ist. An dieser letzteren Stelle habe ich nachträglich noch eine grössere Anzahl von Pentameruskalken und fast alle zweifellos devonischen Geschiebe unserer Sammlung gefunden. Nimmt man hinzu, dass die beiden Mergel bei Schulau nur durch 2.7 m Zwischenmittel getrennt werden, nach Wittenbergen zu dahingegen sich direkt[2]) zu überlagern scheinen, so wäre es keineswegs ausgeschlossen, dass der O. G. von Schulau überhaupt kein Oberer, sondern in Wirklichkeit Unterer Geschiebemergel wäre. Dann würde das Resultat, zu welchem Zeise, l. c., S. 64 gelangt, dass nämlich eine durchgreifende Verschiedenheit in der Geschiebeführung der beiden Geschiebemergel nicht besteht, vollkommen erklärlich sein. Beweisen kann ich übrigens meine Vermuthung, dass bei Schulau der Obere

[1]) Beitrag zur Kenntniss der Ausbreitung, sowie besonders der Bewegungsrichtungen des nordeuropäischen Inlandeises in diluvialer Zeit. Königsberg 1889.

[2]) Zeise, l. c., S. 46, 47. Dasselbe ist in manchen hiesigen Bohrungen beobachtet, so z. B. in Nienstedten (Elbschlossbrauerei), Altona (Holstenbrauerei), Hamm (Schwarze Strasse), Horn (Blohm), wo resp. 7.8, 7.2, 3.2 und 4.2 m Gelber Geschiebemergel ohne Zwischenmittel auf resp. 12.8, 18.6, 17.2 und 12.6 m Grauem Geschiebemergel liegen, also voraussichtlich nur die verwitterte obere Partie eines resp. 20.6, 25.8, 20.4 und 16.8 m mächtigen Unteren Geschiebemergels darstellen.

[illegible] an Muscheln zum Ziegeln unbrauchb[illegible]
[illegible] Versuches ist es mir nicht gelungen, Probe[illegible]
[illegible] Thones zu erlangen, da die Ziegelei jedesm[illegible]
[illegible]

[illegible] Behrend's Koppel, S. der Chaussee na[illegible]
[illegible] an der Gabelung der Chaussee. OK +1[illegible]
[illegible] mir 1893 mit, dass er in der col[illegible]
[illegible] Landesanstalt) Litorina *litore*[illegible]
[illegible] Mergel, dicht an der Itzehoe[illegible]
[illegible] Wege« gefunden habe. Mit Hil[illegible]
[illegible] es da sich die Tradition v[illegible]
[illegible] den Punkt ausfindig zu machen un[illegible]
[illegible] eine Aufgrabung machen. b[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible] mit Muscheln,
[illegible] Mergel ohne Diluvialfaun[illegible]
[illegible] Schaumrückstand.
[illegible] viel Wasser. da[illegible]
[illegible] zwang.

[illegible] nicht gesehen, weil [illegible]
[illegible] an Ort und Ste[illegible]
[illegible] Geschiebemerg[illegible]
[illegible] Material nicht selt[illegible]
[illegible] Brocken, einz[illegible]
[illegible] des Septarienthones; [illegible]
[illegible] und M[illegible]

N. Alderi, Litorina litorea, Mytilus edulis, Leda pernula, Nucula tenuis, Cardium edule, Cyprina islandica, Tellina baltica, T. cf. exigua, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Balanus crenatus, Ostracoden.

9. Wolmersdorf, A. Thiessen's Koppel neben der Ziegelei, 0.9 km SW des Nindorfer Aufschlusses. T + 13.

An dieser Stelle war 2 Jahre vor meinem Besuch Mergel gegraben worden; die Gruben waren theils wieder eingeebnet, theils voller Wasser. Die Reste des s. Zt. ausgehobenen Materials zeigen denselben Charakter, wie der Thon von Nindorf und Farnewinkel. Man wird sich vielleicht wundern, dass ich drei einander so nahe gelegene Fundorte, wie Nindorf, Farnewinkel und Wolmersdorf überhaupt trenne. Während der Untersuchung war das ja selbstredend nöthig; wenn ich hier, trotz der evidenten Uebereinstimmung diese Trennung beibehalten habe, so bestimmte mich dazu die auch in der Bezeichnung ausgedrückte Zugehörigkeit zu verschiedenen Gemeinden; in der Tabelle des Anhangs sind die 3 Punkte als Nindorf zusammengefasst.

Fauna: Natica groenlandica, N. Alderi, Mytilus edulis, Leda pernula, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Balanus crenatus.

10. Burg i. D., Alsen'sche (vormals Musfeldt'sche) Ziegelei, 1.5 km NNO der alten »Burg«. OK + 6.

Diese von Zeise [1]) 1888 aufgefundene Lokalität ist seitdem mehrfach [2]) Gegenstand der Erörterung gewesen. Aus der eigentlichen Thongrube zunächst dem Wohnhause giebt Zeise folgendes Profil an:

1. Decksand	1.5—2 m
2. Steinsohle	0.5 m
3. Thon mit vereinzelten nordischen Blöcken (Lokalmoräne)	2—3 m
4. Thon mit Diluvialfauna	4—5 m
Sohle der Grube.	

Ich kann dies Profil im Allgemeinen nur bestätigen, habe aber auch in Schicht 4. faustgrosse Geschiebe gesammelt und halte den Ausdruck Lokalmoräne für unglücklich gewählt, da in meinem Notizbuch (22./VIII. 1890) Schicht 3. als »bräunlich grün,

[1]) Lehmann's Mitth. I, S. 79—87.

[2]) 1892 Haas, Lehmann's Mitth. I, S. 335; Munthe, Studier, S. 28, 29; 1895 Madsen, l. c., S. 78; 1897 Munthe, l. c., S. 91—102.

Der ebengedachten Gruppirung habe ich lediglich die heutige Vertheilung der marinen Mollusken zu Grunde gelegt, die übrige Fauna dahingegen nur gelegentlich benutzt, um zu entscheiden, ob eine Ablagerung in situ gebildet ist. Wohlerhaltene Foraminiferen-Gehäuse, Echiniden-Stacheln, Ophiuren-Glieder und Ostracoden-Schalen werden in den meisten Fällen als vollgültiger Beweis[1]) hierfür anzusehen sein. Aus diesem Grunde ist denn auch das Vorkommen dieser Minutien mit angeführt, in der Regel ohne eine nähere Bestimmung zu versuchen. Hinsichtlich der Foraminiferen verweise ich ganz besonders auf Madsen's umfangreiche und noch häufig zu citirende Arbeit, in welcher auch von den hier zu besprechenden Lokalitäten nicht weniger als 11 auf ihre Foraminiferen-Fauna untersucht sind. Herr Dr. Madsen hat auf meine Bitte dann noch 9 weitere Fundorte nach dieser Richtung hin untersucht und mir seine Resultate in der liebenswürdigsten Weise zur Verfügung gestellt. Trotzdem habe ich mich jetzt entschlossen, keinen Gebrauch davon zu machen, um den einheitlichen Charakter meiner auf die Molluskenfauna basirten Untersuchung nicht zu gefährden.

Neuerdings haben Cleve[2]) und Munthe[3]) uns auch die reiche[4]) mikroskopische Flora unseres marinen Diluviums kennen gelehrt und zugleich durch eine bis ins Einzelne gehende Untersuchung von Detailprofilen Schwankungen des Diatomeen-Inhalts innerhalb derselben Schichtenfolge, resp. Schwankungen des Salzgehaltes während des Absatzes der betreffenden Ablagerung nachgewiesen, so z. B. auch gerade für Süderholz und Burg i. D. Für Untersuchungen, welche

[1]) Ich bin mir selbstredend bewusst, dass, wo die Thone des marinen Diluviums aus der Zerstörung mariner Tertiärschichten hervorgegangen sind — und voraussichtlich war Das an den westlichen Fundorten recht häufig der Fall — im Schlämmrückstand neben quartären Foraminiferen ebensogut tertiäre oder noch ältere Foraminiferen auftreten müssen, als z. B. in Nindorf, Burg oder Seefeld neben quartären Conchylien vereinzelt miocäne Conchylien (wie Cassis saburon und Pleurotoma rotata) oder gar Stacheln irgend eines Kreideseeigels beobachtet werden. Ich traue mir indessen, zumal ich nur mit verhältnissmässig groben Schlämmrückständen operire, also auch nur mit grossen Foraminiferen zu thun habe, sehr wohl ein Urtheil darüber zu, ob diese grossen Foraminiferen so gut erhalten sind, dass sie voraussichtlich an Ort und Stelle gelebt haben. Zudem handelt es sich nicht nur um grosse, mit blossem Auge erkennbare Formen, sondern auch um verhältnissmässig wenige Arten.

[2]) Cleve und Jentzsch, Schr. Phys.-Ök. Ges. Königsbg. XXII, 1882, S. 129—170.

[3]) Munthe, Studier öfver baltiska hafvets quartära historia, Bihang. Sv. Vet. Ak. XVIII, 1892 und Studien über ältere Quartärablagerungen im südbaltischen Gebiet, Bull. Geol. Inst. Upsala III, Heft 5, 1897.

[4]) Von Süderholz, Fahrenkrug und Burg werden 60, 74 und 92 verschiedene Diatomeen angeführt.

sich die Aufgabe gestellt haben, die Entwickelungsphasen eines früheren Meeresbeckens bis ins Einzelne zu verfolgen, ist diese subtile Methode vielleicht nothwendig; für meine Zwecke war sie entbehrlich, denn mir schwebte als Endziel meiner Untersuchung nur die Beantwortung der Frage vor, ob sich zwischen der damaligen Vertheilung von Land und Wasser und der heutigen Konfiguration von Schleswig-Holstein gesetzmässige Beziehungen nachweisen lassen. Diese Frage war aber entschieden, sobald es gelang, die geographische Verbreitung des marinen Diluviums festzustellen.

Die Ergebnisse, welche ich nun im Folgenden vorzutragen habe, würden zum Theil kaum erzielt sein, wenn ich mich nicht des freundlichsten Entgegenkommens Seitens der Herren J. Baumgarten-Lamstedt, Ziegeleibesitzer Brand-Lauenburg, Baurath Gravenhorst-Stade, Hofbesitzer Hadenfeld-Beringstedt, Kreisphysikus Dr. Hansen-Gramm, Bohrunternehmer Jacobi-Hamburg, Professor Dr. Lehmann-Kiel, Dr. V. Madsen-Kopenhagen, Oberlehrer Dr. Petersen-Hamburg, Direktor Rohardt-Uetersen, Pastor Schroeder-Flensburg, Schachtmeister D. Schroeder-Itzehoe, Seminardirektor Schöppa-Eckernförde, Privatdocent Dr. Stolley-Kiel, P. Trummer-Hamburg und Dr. O. Zeise-Berlin zu erfreuen gehabt hätte. Endlich ist — was ich besonders dankbar hervorheben möchte — auch mit der Semper'schen Sammlung werthvolles Material von einigen nicht mehr zugänglichen Fundorten in unser Museum gelangt.

Bei der Bestimmung der Mollusken hat mir in schwierigen Fällen mein Kollege, Herr Dr. Pfeffer mit seinem Rath zur Seite gestanden; für die Bestimmung einiger Annelidenreste bin ich in gleicher Weise Herrn Dr. W. Michaelsen zu bestem Danke verpflichtet.

Für die Besprechung der einzelnen Fundorte habe ich eine rein geographische Anordnung gewählt. Im Norden beginnend sollen demnach zunächst die Aufschlüsse des westlichen Geest-Randes und des südlichen Elbufers, dann die Aufschlüsse der Ostküste und schliesslich als Anhang diejenigen Punkte aufgezählt werden, von denen marine Diluvialfauna auf zweiter Lagerstätte bekannt ist. Wenn möglich, habe ich die Lage der Oberkante (OK) des marinen Diluviums über oder unter dem Normal-Nullpunkt der Preussischen Landesaufnahme angegeben, andernfalls diejenige des Terrains (T). Die Zahlen sind meist an Ort und Stelle aus den betr. Messtischblättern interpolirt, aber natürlich nur Annäherungswerthe.

Der ebengedachten Gruppirung habe ich lediglich die heutige Vertheilung der marinen Mollusken zu Grunde gelegt, die übrige Fauna dahingegen nur gelegentlich benutzt, um zu entscheiden, ob eine Ablagerung in situ gebildet ist. Wohlerhaltene Foraminiferen-Gehäuse, Echiniden-Stacheln, Ophiuren-Glieder und Ostracoden-Schalen werden in den meisten Fällen als vollgültiger Beweis[1]) hierfür anzusehen sein. Aus diesem Grunde ist denn auch das Vorkommen dieser Minutien mit angeführt, in der Regel ohne eine nähere Bestimmung zu versuchen. Hinsichtlich der Foraminiferen verweise ich ganz besonders auf Madsen's umfangreiche und noch häufig zu citirende Arbeit, in welcher auch von den hier zu besprechenden Lokalitäten nicht weniger als 11 auf ihre Foraminiferen-Fauna untersucht sind. Herr Dr. Madsen hat auf meine Bitte dann noch 9 weitere Fundorte nach dieser Richtung hin untersucht und mir seine Resultate in der liebenswürdigsten Weise zur Verfügung gestellt. Trotzdem habe ich mich jetzt entschlossen, keinen Gebrauch davon zu machen, um den einheitlichen Charakter meiner auf die Molluskenfauna basirten Untersuchung nicht zu gefährden.

Neuerdings haben Cleve[2]) und Munthe[3]) uns auch die reiche[4]) mikroskopische Flora unseres marinen Diluviums kennen gelehrt und zugleich durch eine bis ins Einzelne gehende Untersuchung von Detailprofilen Schwankungen des Diatomeen-Inhalts innerhalb derselben Schichtenfolge, resp. Schwankungen des Salzgehaltes während des Absatzes der betreffenden Ablagerung nachgewiesen, so z. B. auch gerade für Süderholz und Burg i. D. Für Untersuchungen, welche

[1]) Ich bin mir selbstredend bewusst, dass, wo die Thone des marinen Diluviums aus der Zerstörung mariner Tertiärschichten hervorgegangen sind — und voraussichtlich war Das an den westlichen Fundorten recht häufig der Fall — im Schlämmrückstand neben quartären Foraminiferen ebensogut tertiäre oder noch ältere Foraminiferen auftreten müssen, als z. B. in Nindorf, Burg oder Seefeld neben quartären Conchylien vereinzelt miocäne Conchylien (wie Cassis saburon und Pleurotoma rotata) oder gar Stacheln irgend eines Kreideseeigels beobachtet werden. Ich traue mir indessen, zumal ich nur mit verhältnissmässig groben Schlämmrückständen operire, also auch nur mit grossen Foraminiferen zu thun habe, sehr wohl ein Urtheil darüber zu, ob diese grossen Foraminiferen so gut erhalten sind, dass sie voraussichtlich an Ort und Stelle gelebt haben. Zudem handelt es sich nicht nur um grosse, mit blossem Auge erkennbare Formen, sondern auch um verhältnissmässig wenige Arten.

[2]) Cleve und Jentzsch, Schr. Phys.-Ök. Ges. Königsbg. XXII, 1882, S. 129—170.

[3]) Munthe, Studier öfver baltiska hafvets quartära historia, Bihang. Sv. Vet. Ak. XVIII, 1892 und Studien über ältere Quartärablagerungen im südbaltischen Gebiet. Bull. Geol. Inst. Upsala III, Heft 5, 1897.

[4]) Von Süderholz, Fahrenkrug und Burg werden 60, 74 und 92 verschiedene Diatomeen angeführt.

sich die Aufgabe gestellt haben, die Entwickelungsphasen eines früheren Meeresbeckens bis ins Einzelne zu verfolgen, ist diese subtile Methode vielleicht nothwendig; für meine Zwecke war sie entbehrlich, denn mir schwebte als Endziel meiner Untersuchung nur die Beantwortung der Frage vor, ob sich zwischen der damaligen Vertheilung von Land und Wasser und der heutigen Konfiguration von Schleswig-Holstein gesetzmässige Beziehungen nachweisen lassen. Diese Frage war aber entschieden, sobald es gelang, die geographische Verbreitung des marinen Diluviums festzustellen.

Die Ergebnisse, welche ich nun im Folgenden vorzutragen habe, würden zum Theil kaum erzielt sein, wenn ich mich nicht des freundlichsten Entgegenkommens Seitens der Herren J. Baumgarten-Lamstedt, Ziegeleibesitzer Brand-Lauenburg, Baurath Gravenhorst-Stade, Hofbesitzer Hadenfeld-Beringstedt, Kreisphysikus Dr. Hansen-Gramm, Bohrunternehmer Jacobi-Hamburg, Professor Dr. Lehmann-Kiel, Dr. V. Madsen-Kopenhagen, Oberlehrer Dr. Petersen-Hamburg, Direktor Rohardt-Uetersen, Pastor Schroeder-Flensburg, Schachtmeister D. Schroeder-Itzehoe, Seminardirektor Schöppa-Eckernförde, Privatdocent Dr. Stolley-Kiel, P. Trummer-Hamburg und Dr. O. Zeise-Berlin zu erfreuen gehabt hätte. Endlich ist — was ich besonders dankbar hervorheben möchte — auch mit der Semper'schen Sammlung werthvolles Material von einigen nicht mehr zugänglichen Fundorten in unser Museum gelangt.

Bei der Bestimmung der Mollusken hat mir in schwierigen Fällen mein Kollege, Herr Dr. Pfeffer mit seinem Rath zur Seite gestanden; für die Bestimmung einiger Annelidenreste bin ich in gleicher Weise Herrn Dr. W. Michaelsen zu bestem Danke verpflichtet.

Für die Besprechung der einzelnen Fundorte habe ich eine rein geographische Anordnung gewählt. Im Norden beginnend sollen demnach zunächst die Aufschlüsse des westlichen Geest-Randes und des südlichen Elbufers, dann die Aufschlüsse der Ostküste und schliesslich als Anhang diejenigen Punkte aufgezählt werden, von denen marine Diluvialfauna auf zweiter Lagerstätte bekannt ist. Wenn möglich, habe ich die Lage der Oberkante (OK) des marinen Diluviums über oder unter dem Normal-Nullpunkt der Preussischen Landesaufnahme angegeben, andernfalls diejenige des Terrains (T). Die Zahlen sind meist an Ort und Stelle aus den betr. Messtischblättern interpolirt, aber natürlich nur Annäherungswerthe.

durch seinen Reichthum an Muscheln zum Ziegeln unbrauchbar. Trotz dreimaligen Besuches ist es mir nicht gelungen, Proben dieses muschelreichen Thones zu erlangen, da die Ziegelei jedesmal ausser Betrieb war.

7. Nindorf, Claus Behrend's Koppel, S. der Chaussee nach Süderhastedt, 150 m von der Gabelung der Chaussee. OK + 18.

Herr Dr. Zeise theilte mir 1893 mit, dass er in der coll. Meyn (jetzt im Besitz der Geolog. Landesanstalt) Litorina litorea mit der Etikette »Nindorf in Mergel, dicht an der Itzehoer Chaussee, 8—10 Ruthen vom Wege« gefunden habe. Mit Hilfe des Gemeindevorstehers gelang es, da sich die Tradition von diesem Fund erhalten hatte, den Punkt ausfindig zu machen und liess ich dann im Februar 1894 eine Aufgrabung machen, bei welcher getroffen wurden:

Terrain —2 m Sand,
2 —2.7 m dunkler Lehm,
2.7—5 m magerer grauer Thon mit Muscheln,
5 —7.3 m rother, sehr fetter Mergel ohne Diluvialfauna und fast ohne Schlämmrückstand,
7.3—7.4 m scharfer weisser Sand, mit viel Wasser, das zum Einstellen der Arbeit zwang.

In situ habe ich den »dunklen Lehm« nicht gesehen, weil die Wände der Grube verstürzt waren, ehe ich an Ort und Stelle gelangte; die eingeschickte Probe war grauer Geschiebemergel. Auch in dem Muschelthon war nordisches Material nicht selten, bes. weisse Kreide in bis haselnussgrossen Brocken, einzelne lose Tertiärconchylien und Concretionen des Septarienthons; trotzdem sind einzelne Formen, wie Mytilus, Leda und Mya in 2-schaligen Exemplaren beobachtet.

Fauna: Neptunea? antiqua, Buccinum undatum, var? conoidea, Bela cf. Trevelyana, Natica groenlandica, N. Alderi, Litorina litorea, Mytilus edulis, Leda pernula, Cardium edule, Cyprina islandica, Tellina baltica, T. cf. exigua, Cyrtodaria siliqua, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Echiniden-Stacheln, Balanus crenatus, B. porcatus, Ostracoden.

8. Farnewinkel, Mergelgrube im N-Theil e. kl. Gehölzes, 0.9 km O des vorigen Aufschlusses. OK + 16.5.

Unter 1.3 m Sand und Lehm mit faustgrossen Steinen findet sich derselbe graue Thon, wie bei Nindorf. Mächtigkeit mindestens 1.5 m. Zur Zeit meines Besuches stand die Grube voll Wasser.

Fauna: Buccinum undatum, var? conoidea, Natica groenlandica,

N. Alderi, Litorina litorea, Mytilus edulis, Leda pernula, Nucula tenuis, Cardium edule, Cyprina islandica, Tellina baltica, T. cf. exigua, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Balanus crenatus, Ostracoden.

9. Wolmersdorf, A. Thiessen's Koppel neben der Ziegelei, 0.9 km SW des Nindorfer Aufschlusses. T + 13.

An dieser Stelle war 2 Jahre vor meinem Besuch Mergel gegraben worden; die Gruben waren theils wieder eingeebnet, theils voller Wasser. Die Reste des s. Zt. ausgehobenen Materials zeigen denselben Charakter, wie der Thon von Nindorf und Farnewinkel. Man wird sich vielleicht wundern, dass ich drei einander so nahe gelegene Fundorte, wie Nindorf, Farnewinkel und Wolmersdorf überhaupt trenne. Während der Untersuchung war das ja selbstredend nöthig; wenn ich hier, trotz der evidenten Uebereinstimmung diese Trennung beibehalten habe, so bestimmte mich dazu die auch in der Bezeichnung ausgedrückte Zugehörigkeit zu verschiedenen Gemeinden; in der Tabelle des Anhangs sind die 3 Punkte als Nindorf zusammengefasst.

Fauna: Natica groenlandica, N. Alderi, Mytilus edulis, Leda pernula, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Balanus crenatus.

10. Burg i. D., Alsen'sche (vormals Musfeldt'sche) Ziegelei, 1.5 km NNO der alten »Burg«. OK + 6.

Diese von Zeise [1]) 1888 aufgefundene Lokalität ist seitdem mehrfach [2]) Gegenstand der Erörterung gewesen. Aus der eigentlichen Thongrube zunächst dem Wohnhause giebt Zeise folgendes Profil an:

1. Decksand	1.5—2 m
2. Steinsohle	0.5 m
3. Thon mit vereinzelten nordischen Blöcken (Lokalmoräne)	2—3 m
4. Thon mit Diluvialfauna	4—5 m

Sohle der Grube.

Ich kann dies Profil im Allgemeinen nur bestätigen, habe aber auch in Schicht 4. faustgrosse Geschiebe gesammelt und halte den Ausdruck Lokalmoräne für unglücklich gewählt, da in meinem Notizbuch (22./VIII. 1890) Schicht 3. als »bräunlich grün,

[1]) Lehmann's Mitth. I, S. 79—87.

[2]) 1892 Haas, Lehmann's Mitth. I, S. 335; Munthe, Studier, S. 28, 29; 1895 Madsen, l. c., S. 78; 1897 Munthe, l. c., S. 91—102.

durch seinen Reichthum an Muscheln zum Z[illegible] n unregelmässig
Trotz dreimaligen Besuches ist es mir nic[illegible] nung als »Moräne«
dieses muschelreichen Thones zu erlangen. [illegible] diges, oder sandig-
ausser Betrieb war. [illegible] the l. c., S. 92 erklärt,

7. Nindorf, Claus Behrend's Kop[illegible] oder Moränen-ähnlichen
Süderhastedt, 150 m von der Gab[illegible] blagerungen gefunden zu
Herr Dr. Zeise theilte mir [illegible] werden, unbedingt Zeise's
Meyn (jetzt im Besitz der Ge[illegible] hat. Munthe's aus seinen
mit der Etikette »Nindor[illegible] [illegible] mirtes Profil lautet nämlich:
Chaussee, 8—10 Ruthen [illegible]
des Gemeindevorsteher [illegible] ..... 1.5—2 m
diesem Fund erhalte[illegible] grauer Thon ohne sicht-
liess ich dann im [illegible] ..... 2 m
welcher getroffe[illegible] Thon ..... 2—3 m
Terrain —2 [illegible] Mytilus-Thon ..... 1 m
2 – [illegible] grube) fetter, blaugrauer
2 [illegible] führender Thon, unten mit ein-
gekneteten Partieen von fossilien-
freiem, fetten bräunlichen Thon und
einer lokalen Einlagerung von grobem
Sand mit kleineren geschrammten Ge-
schieben ..... 3 m

Wasserspiegel in der Grube.

Munthe's E ist natürlich Zeise's Schicht 3. und 4. und die geringere Mächtigkeit erklärt sich einfach dadurch, dass Munthe die Grube voll Wasser traf, also nur bis zum Wasserspiegel messen konnte, während Zeise das Profil der ausgepumpten Grube mittheilt. Ueber Munthe's Schicht A—D kann ich Nichts bekunden, obwohl ich mich im Juli 1897 unmittelbar nach dem Empfang seiner »Studien« eigens nach Burg begeben habe, um diese Schichten kennen zu lernen. Ich fand den Betrieb gänzlich eingestellt, und namentlich die älteren nördlichen Aufschlüsse so verrutscht, dass es unmöglich war, irgend etwas zu sehen. Nur, dass in der Grube zunächst dem Wohnhause die Schichten A—D fehlen, und demnach Munthe's Schicht E hier direkt unter dem Sand mit Geschieben liegt, liess sich mit voller Sicherheit und in Uebereinstimmung mit Zeise's Profil ermitteln.

Derselbe Thon ist nach N und W auch auf den angrenzenden Ländereien durch 81 Alsensche Flachbohrungen nachgewiesen, in welchen unter durchschnittlich 2 m Sand, magere und fette Thone mit und ohne sichtbare Muschelfragmente in innigster

lung mit sehr fetten, bräunlichen und röthlichen Mergeln ch Nindorf) getroffen wurden. Die Mächtigkeit betrug twa 8 m, zuweilen aber viel mehr; so z. B. in der ung, die 1894 auf der Sohle der Grube neben dem genau + 0 angesetzt wurde und bis — 23 den Thon hatte. Von dieser Bohrung erhielt ich durch er D. Schröder die volle Serie der Bohrkerne , und kann daher feststellen, dass der petro- akter des Thones bis zur grössten erreichten Tiefe ot, und dass neben Leda pernula sowohl in — 10 bis als in — 20 bis — 23 (den einzigen bisher von mir ge- sammten Proben) auch Litorina litorea, welche nach Munthe's Angabe (l. c., S. 94) in E fehlen soll, keineswegs spärlich vorhanden ist.

Ich halte daher auch die Bedenken, welche Munthe hinsichtlich der Vermischung der Fauna geäussert hat, obwohl ein Theil der von Zeise und mir aufgezählten Mollusken natürlich von den Arbeitern gesammelt ist, nicht für so schwerwiegend, denn der Hauptsache nach stammte das in der Ziegelei verarbeitete Material jedenfalls aus der Thongrube neben dem Wohnhause, in welcher die Schichten A—D wahrscheinlich niemals angeschnitten waren.

Munthe legt eine Grenze zwischen C und D; da er aber für seine Schichten A, B, C, D und E resp. 60, 55, 59, 61 und 69 % solcher Diatomeen angiebt, die mindestens 1 ¼ % oberflächlichen Salzgehalt verlangen, so könnte man aus diesen Zahlen ebensogut die Zusammengehörigkeit der Schichten A—D folgern; in D kommt aber nach Munthe's eigener Angabe Leda pernula, das eigentliche Leitfossil der tiefsten Schicht E, bereits in einzelnen Exemplaren vor. Auch die Vertheilung der Foraminiferen ist ganz indifferent, während allerdings diejenige der Ostracoden, von denen Munthe nicht weniger als 10 Arten anführt — während bis dahin aus dem ganzen schleswig-holstein. Diluvium nur eine einzige Form von Fahrenkrug [1]) der Art nach bestimmt war — für die obenerwähnte Grenze spricht.

Hinsichtlich der Benennung der Mollusken bin ich in einigen Fällen, nachdem Herr Professor Lehmann-Kiel mir im Dec. 1890 Zeise's Originale zur Vergleichung anvertraut hat, von der

[1]) Cythere lutea, det. Beyrich, vgl. Berendt, Diluvialabl. 1863, S. 68.

ziemlich fett, einzelne röthlich bunte Partieen unregelmässig enthaltend« beschrieben wird. Bei der Bezeichnung als »Moräne« denkt man aber unwillkürlich an ein sandiges, oder sandig-thoniges Gestein, und daher hat auch Munthe l. c., S. 92 erklärt, nicht die geringste Spur von einer Moräne oder Moränen-ähnlichen Bildung auf den fossilienführenden Ablagerungen gefunden zu haben, obwohl er, wie wir gleich sehen werden, unbedingt Zeise's »Lokalmoräne« vor Augen gehabt hat. Munthe's aus seinen Beobachtungen von 1892 combinirtes Profil lautet nämlich:

	Sand mit Geschieben	1.5—2 m
A. B.	Geschichteter grauer Thon ohne sichtbare Fauna	2 m
C.	Grauer Tellina-Thon	2—3 m
D.	Blaugrauer Mytilus-Thon	1 m
E.	(In der Thongrube) fetter, blaugrauer Leda-führender Thon, unten mit eingekneteten Partieen von fossilienfreiem, fetten bräunlichen Thon und einer lokalen Einlagerung von grobem Sand mit kleineren geschrammten Geschieben	3 m

Wasserspiegel in der Grube.

Munthe's E ist natürlich Zeise's Schicht 3. und 4. und die geringere Mächtigkeit erklärt sich einfach dadurch, dass Munthe die Grube voll Wasser traf, also nur bis zum Wasserspiegel messen konnte, während Zeise das Profil der ausgepumpten Grube mittheilt. Ueber Munthe's Schicht A—D kann ich Nichts bekunden, obwohl ich mich im Juli 1897 unmittelbar nach dem Empfang seiner »Studien« eigens nach Burg begeben habe, um diese Schichten kennen zu lernen. Ich fand den Betrieb gänzlich eingestellt, und namentlich die älteren nördlichen Aufschlüsse so verrutscht, dass es unmöglich war, irgend etwas zu sehen. Nur, dass in der Grube zunächst dem Wohnhause die Schichten A—D fehlen, und demnach Munthe's Schicht E hier direkt unter dem Sand mit Geschieben liegt, liess sich mit voller Sicherheit und in Uebereinstimmung mit Zeise's Profil ermitteln.

Derselbe Thon ist nach N und W auch auf den angrenzenden Ländereien durch 81 Alsensche Flachbohrungen nachgewiesen, in welchen unter durchschnittlich 2 m Sand, magere und fette Thone mit und ohne sichtbare Muschelfragmente in innigster

Verbindung mit sehr fetten, bräunlichen und röthlichen Mergeln (vergl. auch Nindorf) getroffen wurden. Die Mächtigkeit betrug im Mittel etwa 8 m, zuweilen aber viel mehr; so z. B. in der tiefsten Bohrung, die 1894 auf der Sohle der Grube neben dem Wohnhause in genau + 0 angesetzt wurde und bis — 23 den Thon nicht durchsunken hatte. Von dieser Bohrung erhielt ich durch Herrn Schachtmeister D. Schröder die volle Serie der Bohrkerne von Meter zu Meter, und kann daher feststellen, dass der petrographische Charakter des Thones bis zur grössten erreichten Tiefe derselbe bleibt, und dass neben Leda pernula sowohl in — 10 bis — 13, als in — 20 bis — 23 (den einzigen bisher von mir geschlämmten Proben) auch Litorina litorea, welche nach Munthe's Angabe (l. c., S. 94) in E fehlen soll, keineswegs spärlich vorhanden ist.

Ich halte daher auch die Bedenken, welche Munthe hinsichtlich der Vermischung der Fauna geäussert hat, obwohl ein Theil der von Zeise und mir aufgezählten Mollusken natürlich von den Arbeitern gesammelt ist, nicht für so schwerwiegend, denn der Hauptsache nach stammte das in der Ziegelei verarbeitete Material jedenfalls aus der Thongrube neben dem Wohnhause, in welcher die Schichten A—D wahrscheinlich niemals angeschnitten waren.

Munthe legt eine Grenze zwischen C und D; da er aber für seine Schichten A, B, C, D und E resp. 60, 55, 59, 61 und 69 % solcher Diatomeen angiebt, die mindestens 1 ¼ % oberflächlichen Salzgehalt verlangen, so könnte man aus diesen Zahlen ebensogut die Zusammengehörigkeit der Schichten A--D folgern; in D kommt aber nach Munthe's eigener Angabe Leda pernula, das eigentliche Leitfossil der tiefsten Schicht E, bereits in einzelnen Exemplaren vor. Auch die Vertheilung der Foraminiferen ist ganz indifferent, während allerdings diejenige der Ostracoden, von denen Munthe nicht weniger als 10 Arten anführt — während bis dahin aus dem ganzen schleswig-holstein. Diluvium nur eine einzige Form von Fahrenkrug[1]) der Art nach bestimmt war — für die obenerwähnte Grenze spricht.

Hinsichtlich der Benennung der Mollusken bin ich in einigen Fällen, nachdem Herr Professor Lehmann-Kiel mir im Dec. 1890 Zeise's Originale zur Vergleichung anvertraut hat, von der

[1]) Cythere lutea, det. Beyrich, vgl. Berendt, Diluvialabl. 1863, S. 68.

Zeise'schen Liste abgewichen und habe statt Nucula nucleus, Limopsis sp., Axinus flexuosus und Astarte borealis hier N. tenuis, L. cf. minuta, Axinopsis orbiculata und Mactra-Brut aufgeführt. Ferner habe ich Scrobicularia? sp. ganz weggelassen, weil das betr. Fragment für die generische Bestimmung nicht ausreicht, desgleichen Yoldia sp., weil ich sie nicht gesehen habe, da die Originale dieser Art im Kieler Museum nicht aufzufinden waren, und weil ich Munthe's Vermuthung (l. c., S. 93, Anm.), dass Zeise's »winzige beim Schlämmen gewonnene Exemplare« nur Embryonalschalen von Leda pernula sind, für sehr wahrscheinlich halte. Embryonalschalen können Einem überhaupt böse Possen spielen; so habe ich selber z. B. die winzigen Schlossfragmente, welche oben von Norderlygum und Tornskov als Mya-Brut aufgezählt sind, lange Jahre hindurch für Scrobicularia-Brut gehalten, bis ich auf einen kleinen, aber konstanten Unterschied im Ansatzwinkel der Ligamentgrube aufmerksam wurde.

Fauna: Buccinum undatum, var., Natica groenlandica, N. Alderi, Turritella cf. terebra, Litorina litorea, Hydrobia ulvae, Mytilus edulis, Limopsis cf. minuta, Nucula tenuis, Leda pernula, Axinopsis orbiculata, Cardium edule, C. fasciatum, Cyprina islandica, Tellina baltica, T.? exigua, Cyrtodaria siliqua, Saxicava pholadis, Mactra-Brut, Mya truncata, Foraminiferen, Cliona celata, Echiniden-Stacheln, Ophiura-Glieder, Polydora ciliata, Mucronella ventricosa, Balanus crenatus, B. porcatus, B. improvisus, Ostracoden und Wirbel eines Knochenfisches.

Flora: Ausser zahlreichen Diatomeen, Rinden einer Kalkalge (? Melobesia) auf Litorina, ferner nach Munthe: Zostera cf. marina und Betula alba.

11. Beringstedt, Aufgrabung in einem kleinen Gehölz, ca. 1.5 km SW des Bahnhofs. T + 25.

Herr Dr. Stolley fand an dieser Stelle 1889 in 2 m Tiefe einen grauen Thon mit zahlreichen Muschelresten und theilte mir 1890 diese Thatsache zugleich mit einer Liste der beobachteten Formen mit. Ich habe dann nachträglich die Aufgrabung besucht, musste mich aber, da hier inzwischen, wenn ich recht erinnere, Fischteiche angelegt waren, damit begnügen, unter den Resten des seiner Zeit ausgehobenen Materiales eine dürftige Nachlese zu halten. Für das nachstehende Verzeichniss konnte ich ausserdem Herrn Dr. Stolley's Material, soweit dasselbe im Mineralogischen Museum zu Kiel aufbewahrt wird, vergleichen. Zwei Arten (Neptunea ? antiqua und Leda pernula) citire ich indessen, ohne

sie gesehen zu haben, nach der erwähnten Liste, da ich eine Verwechselung für ausgeschlossen halte.

Fauna: Neptunea? antiqua, Buccinum undatum var., Natica groenlandica, Litorina litorea, Mytilus edulis, Nucula nucleus, Leda pernula, Cardium edule, Cyprina islandica, Tellina baltica, Cyrtodaria siliqua, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Cliona celata, Polydora ciliata, Balanus crenatus, B. porcatus.

12. Seefeld, Cl. Wohlers' Koppel, S der Chaussee nach Hanerau. OK + 30.

Kaum 450 m W dieses Beringstedter [1]) Aufschlusses, aber schon auf der Feldmark des Dorfes Seefeld wurden 1892 beim Mergelgraben zahlreiche grosse Exemplare von Litorina litorea gefunden. Herr Hofbesitzer Hadenfeld-Beringstedt machte mir davon Mittheilung und führte mich bei meinem demnächstigen Besuch persönlich an Ort und Stelle. Der bekannte graue Thon, hier ein Brockenmergel im wahren Sinne des Wortes, war unter 0.2 m Humus und Sand 5 m tief angestochen und stellenweise mit Mytilus-Resten wie durchsetzt. Mächtigkeit und Unterlage des Thones waren wegen Wasserandrangs nicht zu ermitteln; nordisches Material war recht spärlich. Der Fauna dieses Punktes fehlen einige Arten von Beringstedt und umgekehrt; aber da die in Seefeld fehlenden Arten meist klein und zerbrechlich sind, Herr Hadenfeld aber eine Ehre darin suchte, mir immer möglichst grosse und heile Exemplare zukommen zu lassen, ich selbst endlich den Punkt nur einmal besuchen konnte, so halte ich diese Abweichungen für zufällig und werde in der Schlusstabelle sub Beringstedt die Fauna beider Fundorte zusammen anführen.

Auch von einer anderen Stelle, halbwegs zwischen Seefeld und Puls und eben N des Mühlenbek's, erhielt ich im Herbst 1897 eine Probe fetten grünlichen Thones mit Litorina litorea, aber ohne Foraminiferen oder sonstige Schalenreste im Schlämmrückstand; doch habe ich den Punkt nicht besucht, und weiss daher Nichts darüber auszusagen.

Bei Todenbüttel dagegen, wo in Trede's Thongrube, ca. 1.5 km NNO des Bahnhofs Beringstedt gleichfalls Muscheln in grauem, unmittelbar unter Decksand liegendem, Thon gefunden sein sollten, erwiesen sich die »Muscheln« als Kalkknöllchen;

[1]) Herr Dr. Madsen, dem ich für seine Foraminiferen-Untersuchungen eine Probe von diesem Seefelder Thon zur Verfügung gestellt hatte, bezeichnet diesen Fundort daher l. c., S. 82 als Beringstedt.

im Schlämmrückstand waren weder Foraminiferen, noch Schalenreste zu finden.

Fauna: Buccinum undatum, var., Litorina litorea, Hydrobia ulvae, Mytilus edulis, Tellimya? ferruginosa, Axinopsis orbiculata, Cardium edule, C. fasciatum, Cyprina islandica, Tellina baltica, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Cliona celata, Polydora ciliata, Balanus crenatus, B. porcatus, Ostracoden.

Flora: Die von Burg als? Melobesia erwähnten Rinden von Kalkalgen auf Litorina litorea.

13. Warringholz.

a. Schwerdtfeger's Ziegelei, 400 m W d. Chaussee. T + 50.

In dem kleinen Anstich hinter dem Trockenschuppen liegen unter 0.9—1 m sandigem Lehm graue Thone mit vielen Mytilus-Fragmenten scheinbar schwach geneigt auf (vielleicht aber auch nur verstaucht mit) einem fetten grünlichen Thon ohne Schlämmrückstand. Die Mächtigkeit war nicht festzustellen, da der ganze Anstich höchstens 2 m Tiefe besass. Foraminiferen fehlen hier im grauen Thon vollkommen, obwohl Mytilus-Brut in 2-klappigen Exemplaren gefunden wurde; dahingegen waren Samen von Ruppia maritima, einer Seegrasähnlichen Seichtwasserpflanze (vergl. auch Hamm, No. 26) nicht gerade selten.

Fauna: Litorina litorea, Hydrobia ulvae, Mytilus edulis, Cardium edule, Tellina baltica, Saxicava pholadis, Mya truncata, Cliona celata, Balanus sp.

Flora: Ruppia maritima.

b. Schmidt's Ziegelei, 650 m SW von Schwerdtfeger's Ziegelei. T + 45.

In den ausgedehnten, aber meist verlassenen Gruben dieser Ziegelei wird die Sanddecke (? Geschiebesand) bis 2.6 m mächtig; dann folgt, stellenweise (z. B. Südwand der hinteren westlichen Grube) mit Einschiebung einer dünnen Steinsohle, ein magerer grauer Thon mit spärlicher Fauna, deren Reste ich überhaupt erst gewahr wurde, nachdem mir ein geschrammter cambrischer Sandstein, sowie ein kleines Silurgeschiebe mit Ansatzstellen von Balanus in die Hand gefallen war. Mächtigkeit bis zum Wasserspiegel 1.2 m; doch soll der Thon mit 6 m nicht durchsunken sein. Im Gegensatz zu der nördlichen Ziegelei: viel Foraminiferen, keine Ruppia. Schwefelkies, der übrigens kaum irgendwo in den Thonen unseres marinen Diluviums gänzlich fehlt, war hier besonders reichlich; so war die Basis der Balanen auf den eben erwähnten Geschieben ganz in Schwefelkies ver-

wandelt; auch Tellina ? baltica ist nur als Schwefelkies-Steinkern beobachtet.

Fauna: Litorina litorea, ? Odostomia sp., Mytilus edulis, Nucula nucleus, Tellina ? baltica, Mya (juv.), Foraminiferen, Ophiura-Glieder, Balanus sp., Ostracoden.

14. Aasbüttel, etwa 2 km S von Warringholz.

»Bei Aasbüttel« schreibt Meyn 1848 in seinen Geognost. Beob., S. 37, »scheinen mikroskopische Organismen an der Zusammensetzung des Thonmergels wesentlichen Antheil zu haben«. Von 2 Ziegeleien, die beide seit mindestens 20 Jahren eingegangen sind, da das 1879 aufgenommene Messtischblatt Schenefeld ihre Lage nicht angiebt, soll die Reitz'sche nach der Aussage des Ziegelmeisters Pahl in Warringholz, der als junger Mann selbst dort gearbeitet hat, einen »Muschelthon« verziegelt haben. Hier könnte also auch der Thonmergel mit »mikroskop. Organismen« ehedem vorgekommen sein; wahrscheinlich stammt von hier auch, da die beiden Warringholzer Ziegeleien neueren Datums sind, eine kleine Thonprobe mit Litorina litorea, Mytilus edulis und Leda pernula, welche Herr J. O. Semper 1862 aus einer »Ziegelei, westlich von Schenefeld« erhielt.

15. Nienbüttel, 2 Mergelgruben 500 m NO, resp. 625 m ONO von Rothensand. T + 35.

Nicht weit von den in Theil I, S. 52 geschilderten Blockpackungen bei der Bokelberger Mühle fand ich 1894 auf einem ausgehobenen Mergelhaufen, 0.5 km von Rothensand, Fragmente von Saxicava pholadis und Mya truncata. Herr Schachtmeister D. Schröder hat die Freundlichkeit gehabt, diese Stelle für mich auszubeuten und hat dann im darauffolgenden Jahr, als er diese und die angrenzenden Koppeln für die Alsen'schen Portland-Cementfabriken auf Thon abzubohren hatte, etwa 300 m O der alten Stelle noch eine zweite mit genau der gleichen Diluvialfauna gefunden. An beiden Punkten lag der graue magere Thon, wie ich im Herbst 1896 feststellen konnte, unter höchstens 0.6 m lehmigem Sand. Die Mächtigkeit ist unbekannt. Da in den ca. 60 Alsen'schen Flachbohrungen unter einer Sanddecke von 0—1.2 m überall fette, bunte, in der tiefsten Bohrung mit 20 m nicht durchsunkene Thone ohne Schalenreste getroffen wurden, könnte es sich möglicherweise um zwei isolirte Schollen handeln; doch ist auch an anderen Punkten, z. B. bei Rensing, die Petrefactenführung auf kleine Stellen des Thonlagers beschränkt, obwohl gerade hier die Erhaltung der dünnschaligen Modio-

larien dafür spricht, dass dieselben an Ort und Stelle gelebt haben.

Fauna: Neptunea? antiqua, Buccinum undatum, Natica groenlandica, Litorina litorea, Hydrobia ulvae, Utriculus cf. semen, Mytilus edulis, Leda pernula, Tellimya? ferruginosa, Cardium edule, Cyprina islandica, Tellina baltica, T. exigua, Cyrtodaria siliqua, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Cliona celata, Polydora ciliata, Balanus crenatus, B. porcatus, Ostracoden.

16. Wacken, Aufschluss 1.1 km SO der Kirche. OK + 20.

Gegenüber dem Wehde'schen Gehöft ist in der Böschung des Weges unter 0.4 m Sand ein von Mytilus-Resten durchsetzter Thon etwa 1 m tief angeschnitten; auch in einer 0.6 km nördlicher gelegenen Sandgrube fanden sich unbestimmbare Schalenreste in einem fetten bräunlichen Thon.

Fauna: Litorina litorea, Mytilus edulis, Cyprina islandica, Foraminiferen.

17. Cleve, Ziegelei O der Chaussee. T + 15.

In den alten Thongruben unmittelbar bei der Ziegelei wurde früher ein magerer wohlgeschichteter Thon gewonnen, aus dem ich unbestimmbare Reste von Zweischalern besitze; neuerdings ist derselbe Thon etwa 200 m nördlicher, mit grauem Geschiebemergel verstaucht, zu beobachten.

Fauna: Litorina litorea, Cardium edule, Cyprina islandica, Foraminiferen, Ostracoden.

18. Itzehoe, Alsen'sche Thongrube am Ochsenkamp. OK + 25.

Im westlichen Theil der Grube, und kaum 50 m vom unteren Ende des Bremsberges entfernt, beobachtete ich im November 1893 folgendes Profil:

Grauer Geschiebemergel	1.2 m
Geschichtete Sande mit nordischem Material, Kreidebryozoen, und gerollten Fragmenten von Cardium edule	0.3 m
Grauer magerer Thon, scheinbar horizontal gelagert mit Saxicava pholadis und Tellina calcarea	1 m
	Sohle der Grube

Da kaum 100 m entfernt grauer Geschiebemergel unter Septarienthon liegt, ist hier augenscheinlich Alles durcheinander gestaucht und der Thon mit Saxicava und Tellina, sowie der geschichtete Sand wohl nur eine Scholle im Geschiebemergel, immerhin aber natürlich älter als dieser.

Auch an der Ostwand der Grube hat Haas 1887 Thone mit Saxicava unter sehr gestörten [1]) Verhältnissen beobachtet und ebenso ist bei Freudenthal, etwa 0.5 km SSO der Alsen'schen Thongrube 1892 mitten in grauem Geschiebemergel eine kleine Thonscholle mit 2-klappigen Exemplaren von Saxicava pholadis vorgekommen.

Fauna: Litorina litorea, Modiolaria corrugata, Tellina calcarea, Saxicava pholadis, Foraminiferen, Balanus Hameri.

19. Rensing, Alsen'sche (früher Fewer'sche) Thongrube, 1.4 km NO des Bahnhofs Kellinghusen. OK + 5.

Fette, röthliche oder dunkle, mit 14 m nicht durchbohrte Thone ohne Schlämmrückstand umschliessen hier an 3 Stellen Nester von feinem Sand mit Holzresten, sowie an 6 anderen Nester von magerem grauem Thon mit einer ganz eigenartigen Fauna. Auf dem fetten Thon liegt eine dünne Steinsohle, darüber 0.2 — 0.6 m Korallensand. Etwa 180 m NW der Thongrube hat Herr Ziegeleibesitzer Lechler 1888 in seinem Bohrloch III nach Ausweis des Bohrregisters dieselben fetten Thone unter 10.2 m steinigem Mergel auf etwa + 7 getroffen. Leider steht die Grube, deren Sohle gegenwärtig 10 m unter das Niveau der Stör hinabreicht, fast das ganze Jahr unter Wasser, so dass ich keine Gelegenheit gefunden habe, meine Beobachtungen, die aus dem Herbst 1889 stammen, inzwischen irgendwie zu ergänzen.

Fauna: Amauropsis islandica, Turritella cf. terebra, Utriculus semen, Modiolaria corrugata, Yoldia arctica, Y. lenticula, Tellina calcarea, Saxicava pholadis, Pandora glacialis, Mya truncata, Foraminiferen, Balanus Hameri, Ostracoden.

20. Uetersen, Mergelgruben N der Neuen Mühle, O des Weges zum Moor. T + 10.

Von diesem Punkt, an dem auch die Meyn'sche Karte steinfreies Diluvium angiebt, hat die Geolog. Landesanstalt zu Berlin, wie mir Herr Dr. Zeise mittheilte, mit der Meyn'schen Sammlung die unten aufgezählten Conchylien erhalten. Herrn Seminardirektor Schöppa, (jetzt in Eckernförde, früher in Uetersen) verdanke ich die genauere Bezeichnung des Punktes; doch fand ich 1881 die Gruben eingeebnet.

Fauna: Litorina litorea, Ostrea edulis, Mytilus edulis.

21. Glinde bei Uetersen.

a. Alsen'sche Thongruben, 1.4 km SO d. Cementfabrik. T + 4.

[1]) Vergl. das Profil, Lehmann's Mitth. I, S. 2.

In den Alsen'schen Thongruben, 3.2 km SSO des eben besprochenen Aufschlusses bei der Neuen Mühle, beobachtete ich im Mai 1897 mit Hilfe des Herrn Direktors Rohardt, der die Mächtigkeit, sowie die Unterlage von e durch eine Bohrung festzustellen die Güte hatte, folgendes Profil:

a. Flugsand	0.5—3 m
b. grauer Geschiebemergel, meist nur durch e. Steinsohle angedeutet	0.1—1.5 m
c. »Cementthon«	2—3 m
d. dunkler, zum Theil grober Sand mit reichlich Schalenresten	1 m
e. sandiger Muschelmergel, deutlich horizontal geschichtet	2 m
f. weisser Saugsand mit einzelnen Schalenfragmenten	2.5 m
	(nicht durchbohrt).

In c fehlt nordisches Material gänzlich und beschränkt sich die Fauna auf das reichliche Vorkommen von Foraminiferen; ausserdem sind zweimal, in 0.6 und 1.3 m unter der Oberkante des »Cementthones«, stark abgerollte Geweih- und Knochenreste von Cervus elaphus vorgekommen; e ist ganz mit Muschelresten erfüllt und namentlich reich an zweiklappigen Exemplaren von Scrobicularia piperata; in d sind Mytilus edulis und Balanus crenatus, in f nur einzelne Fragmente von Scrobicularia piperata beobachtet. Beide Sande sind reich an nordischem Material; aus dem Vorkommen von Schalenresten in f kann man entnehmen, dass in der Tiefe noch weitere mit e vergleichbare Schichten anstehen.

b. Radbruch'sche Thongrube, 2 km SO d. Cementfabrik.

Ueber die Lagerungsverhältnisse weiss ich Nichts zu berichten, weil die Thongrube zur Zeit meines Besuches ausser Betrieb, resp., da die Sohle, ebenso wie bei der Alsen'schen Grube unter den Spiegel der nahen Pinnau hinabreicht, voll Wasser war.

Der Charakter des Thones ist nach einer älteren in unserem Museum befindlichen Probe etwa derjenige von c bei Alsen's; doch werden in der Tiefe wohl auch andere Schichten angeschnitten sein, da Litorina litorea und Gadus-Wirbel (der Grösse nach einem ausgewachsenen Schellfisch entsprechend), die mir beide auch aus der Alsen'schen Schicht e vorliegen, von hier theils in der Litteratur [1]) angeführt, theils in unserem Museum bewahrt

[1]) Meyn, Z. d. D. g. G. XVIII, 1866, S. 185; Derselbe, Beschrbg. d. Insel Sylt, 1876, S. 103.

werden. Dahingegen sind die »Vorderhand eines grossen Delphins«[1]) und der Kiefernzapfen, deren Meyn gedenkt, und von denen unser Museum erstere im Abguss, letzteren (durch die coll. Semper) im Original besitzt, bisher nur aus der Radbruch'schen Thongrube bekannt.

Fauna: Litorina litorea, Ostrea edulis, Mytilus edulis, Cardium edule, Tellina baltica, Scrobicularia piperata, Foraminiferen, Polydora ciliata, Balanus crenatus, Ostracoden, Gadus sp., Orca gladiator.

Flora: Pinus silvestris[2]).

22. Blankenese.

a. Rötger's Ziegelei, 0.7 km WSW des Bahnhofs. OK + 40.

Bei dieser, in einer Schlucht zwischen Süll- und Klündersberg gelegenen Ziegelei, die seit 30 Jahren eingegangen ist und deren Terrain heute von Villen bedeckt wird, fand Herr Dr. Poulsen aus Altona im Januar 1847 eine Austernbank, die »sich von der Höhe unter einem Winkel von 20° durch die Schlucht bis tief in das Dorf hinabzieht.« Alle Angaben von Meyn[3]), Zimmermann[4]) und Beyrich[5]) beziehen sich auf diesen Aufschluss, von dem Zimmermann folgendes Profil mittheilt:

Geschiebesand,
Eisenschüssiger Sand mit Mergel durchsetzt,
Gelber thoniger, ganz mit Austern erfüllter Sand ..... 0.5—0.6 m,
Eisenschüssiger Sand ..... 3—4 m,
Fester, fetter, in der Tiefe kohlschwarzer Thon mit Gypskrystallen, undeutlich geschichtet, und mit 25—30° nach SSO einfallend — reicht bis 45 m über den Elbspiegel.

Aus dieser letzteren Angabe kann man mit Zuhilfenahme der Meyn'schen Skizze die Oberkante der Austernbank auf + 40 verlegen.

[1]) Delphinus tursio und Phocaena communis können nicht in Frage kommen; dahingegen stimmt die gedrungene Form des humerus und die auffallende Breite der ulna sehr gut zu der noch heute in der Nordsee lebenden Orca gladiator.

[2]) Bestimmung von Herrn Professor R. von Fischer-Benzon in Kiel.

[3]) Geognost. Beob. 1848, S. 35, 49; Derselbe giebt Z. d. D. g. G. III, 1851, Taf. 18 f. 3 eine Profilskizze.

[4]) N. Jahrb. f. Min. 1848, S. 550.

[5]) Z. d. D. g. G. IV, 1852, S. 499.

Ueber die Fauna der Austernbank am Klündersberge weiss ich Nichts zu berichten, da weder mit der Zimmermann'schen, noch mit der Semper'schen Sammlung etwas Anderes, als Ostrea edulis und Balanus sp. in unser Museum gelangt ist; dahingegen erhielten wir durch Herrn Semper von hier eine schwarze etwas sandige Thonprobe, aus welcher durch Schlämmen folgende Arten gewonnen wurden: Litorina litorea, Hydrobia? sp., Mytilus edulis, Montacuta bidentata, Tellina sp. ind., Foraminiferen, Polydora ciliata.

b. Aufschluss am Wege nach Falkenthal, 1.2 km W des Bahnhofs. OK + 55.

Kaum 100 m von der Wedeler Chaussee fand Herr P. Trummer 1897 in der nördlichen Böschung des Weges einen thonigen Sand mit wohlerhaltenen Austerschalen. Ein Profil war auch durch nachträgliche Besuche nicht festzustellen.

c. Sandgrube am Krähenberg, 0.8 km W des Bahnhofs. OK + 62.

In diesem kaum 80 m nördlich der Chaussee gelegenen, mindestens seit 1872 existirenden Aufschluss wurde früher die Austernbank planmässig abgegraben, um als Mergel auf das Feld gefahren zu werden, und ausserdem der tiefer liegende Thon in bescheidenem Maassstab für die Herstellung von Blumentöpfen gewonnen. Jetzt sind auf dem westlich angrenzenden Terrain bereits Strassenzüge ausgelegt und die Tage der Austernbank daher wohl gezählt. Alle neueren Mittheilungen in der Litteratur[1]) beziehen sich ausschliesslich auf diese Stelle. Etwa in der Mitte der Nordwand habe ich 1889 folgendes Profil festgestellt, davon die tieferen Theile durch eine mit Unterstützung des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Hamburg vorgenommene Bohrung:

Terrain— 1.4 m Humus und Decksand,
1.4— 2.5 m Grünlicher, fast kalkfreier Lehm,
2.5— 3.2 m Austernbank, d. h. gelber thoniger, ganz mit dicht aufeinander liegenden Austernschalen erfüllter Sand,
3.2— 5.3 m Grober Kies mit viel obersilurischem, Kreide- und Tertiärmaterial, namentlich in 4.2 m vereinzelte Bruchstücke von Litorina litorea, Ostrea edulis, Cardium edule etc. enthaltend,

[1]) Gottsche, Festschr. 49. Naturf.-Vers. Hamburg 1876, S. 95; Jentzsch, Schr. Phys.-Oekon. Ges. Königsberg XVII, 1877, S. 131; Madsen, Istidens Foraminiferer, 1895, S. 72; Munthe, Studien, 1897, S. 90; Penck, Z. d. D. g. G. XXXI, 1879, S. 172, 175.

5.3— 5.5 m Brauner sandiger Thon mit zahlreichen Steinkernen und Abdrücken von Litorina litorea, Ostrea edulis und Tellina baltica, sowie mit faustgrossen Sphärosideritknollen [1]),

5.5— 7.3 m Schwarzer fetter Thon mit geringem, wesentlich aus Gypskryställchen bestehenden Schlämmrückstand,

7.3— 7.7 m Gelblich grauer Thon mit zahlreichen Kalkknöllchen, etwas nordischem Material und einzelnen Bruchstücken von Aporrhais pes pelecani, Litorina litorea, Hydrobia? sp., Ostrea edulis, Cardium edule, Foraminiferen und Balanus sp.,

7.7—29.3 m Weisser sehr feiner Sand mit etwas Glimmer, einzelnen Kreidebryozoen, wenig sonstigem nordischen Material, ohne sichtbare Diluvialfauna.

(angesetzt in 4.5 m) abgesetzt in 29.3 m = + 35.2.

Leider konnte die Bohrung seinerzeit nicht weiter geführt werden, weil, obschon die Herren Deseniss & Jacobi mir nur die Arbeitslöhne in Rechnung brachten, die dafür ausgeworfenen Mittel sehr bald erschöpft waren, und konnte daher damals [2]) nur mit Wahrscheinlichkeit vermuthet werden, dass auch die tiefsten Sande noch dem Korallensande entsprechen, da in den wenig über 1 km entfernten Profilen des hohen Elbufers, so z. B. in der Schlucht W der Wasserkunst der Untere Geschiebemergel erst in + 20 beginnt.

Auch eine 1897 unmittelbar hinter der Gossler'schen Villa und nur 350 m O der Austernbank am Krähenberge auf + 64 angesetzte Bohrung hat keine volle Klarheit gebracht. Dieselbe traf:

Terrain — 0.6 m Auftrag,
0.6—18.2 m Geschiebemergel, zu oberst gelb,
18.2—20.9 m lehmigen Kies,
20.9 —23.2 m feinen weissen Sand,

---

[1]) Meyn zeichnet in seiner Profilskizze l. c. ein eisenschüssiges Konglomerat als dünne Decke des »Braunkohlenthones«; da letzterer ohne Zweifel unserem schwarzen fetten Thon entspricht, scheint auch am Klündersberge die obere Schicht desselben einen ähnlichen Charakter besessen zu haben, wie hier.

[2]) Vortrag im Naturwiss. Verein am 13. Nov. 1889; die unten mitgetheilten Daten über eine erheblich höhere Lage eines sehr mächtigen Geschiebemergels waren mir damals unbekannt.

und gebe die in dieser Bohrung [1]) getroffene Schichtenfolge nur abgekürzt wieder:

Terrain— 3.1 m Auftrag,
3.1— 23.5 m Unterer Geschiebemergel, zuoberst gelb,
23.5— 27.5 m z. Theil grober Korallensand,
27.5— 53.9 m Feine Sande, Mergelsande und Thonmergel,
53.9— 55.9 m Grauer Sand mit sehr viel Mytilus und Tellina,
55.9— 65.3 m Graue und rothbraune Thonmergel mit etwas Mytilus und Tellina,
65.3—123.5 m Dunkle und helle Thonmergel, Sande und Glimmersande,
123.5 – 126.6 m Grober nordischer Kies.

abgesetzt in 126.6 m = — 119.1.

Nur dem Umstande, dass sehr kleine Proben vorliegen, dürfte es zuzuschreiben sein, dass die Fauna der grauen Sande ärmer erscheint, als in der nächsten Bohrung; bemerkenswerth ist in beiden Fällen das vollkommene Fehlen der Foraminiferen (vergl. auch Warringholz, No. 13 a).

Fauna: Mytilus edulis, Tellina exigua.

26. Hamburg, Hamm, Hammerlandstrasse 250. OK — 39.2.

In dieser 1.7 km östlich der vorigen gelegenen Bohrung traf man:

Terrain— 1.9 m Auftrag,
1.9— 9.2 m Kalkfreien Sand und Kies,
9.2— 32 m Unteren Geschiebemergel,
32 — 43.2 m Feine Glimmer- und Mergelsande,
43.2— 46.9 m Grauen thonigen Sand mit sehr viel Mytilus und Tellina,
46.9— 66 m Rothbraune und schwärzliche Thonmergel mit etwas Mytilus und Tellina,
66 —112 m Schwach thonige Glimmer- und Mergelsande,
112 —123 m Sandigen Geschiebemergel und groben Kies,
123 —133 m Grauen Thonmergel mit feinem nordischen Material,
133 —155 m Tiefsten Geschiebemergel [2]),
155 —191.6 m Tertiäre Glimmersande und kalkfreie Thone.

abgesetzt in 191.6 m = — 187.6.

[1]) Diese Mitth. XIII, S. 132.

[2]) Auch hierin neben Silur-, Kreide- und Tertiär-Material ein 1 1/2 cm grosses Geschiebe von Rhombenporphyr.

Ob die grauen Sande der vorigen und die grauen thonigen Sande dieser Bohrung nicht in Wirklichkeit sandige Thone, resp. Thonmergel sind, lässt sich kaum mit Sicherheit entscheiden, da beide Proben mittelst des Spülverfahrens gewonnen sind; jedenfalls waren sie dann erheblich magerer, als ihre Unterlage, welche lebhaft an die fetten bunten kalkreichen Thone von Nindorf und Burg erinnert. Die unten aufgezählten organischen Reste stammen sämmtlich aus 43.2—46.9 m; die tieferen Thonmergel enthalten hier, wie in der Schwarzen Strasse, nur kleine und kleinste, kaum bestimmbare Fragmente.

Fauna: Turritella terebra, Hydrobia ulvae, Mytilus edulis, Tellina exigua, Balanus sp. ind.

Flora: Ruppia maritima.

27. Hinschenfelde, Mejer'sche Ziegelei, 2.5 km NO der Wandsbeker Kirche. T + 15.

In den Thongruben von Hinschenfelde sollen, wie Meyn auf einer Etikette seiner Sammlung angiebt[1]), in der Tiefe Reste einer Diluvialfauna gefunden sein.

Ich selbst habe in der südlichen Grube der Mejer'schen Ziegelei in frisch ausgehobenem fetten schwarzen Thon 4 winzige Fragmente von Zweischalern gefunden, die ich generisch nicht zu bestimmen vermag, und die mir nach dem Erhaltungszustand tertiären Alters zu sein scheinen. Der Thon selber ist äusserlich von den tiefliegenden bis 140 m mächtigen schwarzen Thonen der eben besprochenen Bohrungen nicht zu unterscheiden; in Hinschenfelde wird er theils von mächtigen, stellenweise mit ihm verstauchten Sanden, theils direkt von grauem Geschiebemergel bedeckt. Unter ihm wollen die Arbeiter gelegentlich Kies mit Muscheln gesehen haben; doch habe ich weder in Hinschenfelde, noch in der benachbarten Lehmbroker Ziegelei je die Unterlage des schwarzen Thones zu Gesicht bekommen; wohl aber waren an einer Stelle (nördliche Grube der Mejer'schen Ziegelei) dem schwarzen Thon lokal harte, stark cementirte Gerölle eines Geschiebemergels eingelagert, die ein Wiederauftreten von erratischem Material unter dem Thon nicht als ausgeschlossen erscheinen lassen.

28. Lauenburg.

Die Cardium-Sande von Lauenburg sind, obwohl schon

[1]) Mittheilung von Herrn Dr. Zeise.

larien dafür spricht, dass dieselben an Ort und Stelle gelebt haben.

Fauna: Neptunea? antiqua, Buccinum undatum, Natica groenlandica, Litorina litorea, Hydrobia ulvae, Utriculus cf. semen, Mytilus edulis, Leda pernula, Tellimya? ferruginosa, Cardium edule, Cyprina islandica, Tellina baltica, T. exigua, Cyrtodaria siliqua, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Cliona celata, Polydora ciliata, Balanus crenatus, B. porcatus, Ostracoden.

16. Wacken, Aufschluss 1.1 km SO der Kirche. OK + 20.

Gegenüber dem Wehde'schen Gehöft ist in der Böschung des Weges unter 0.4 m Sand ein von Mytilus-Resten durchsetzter Thon etwa 1 m tief angeschnitten; auch in einer 0.6 km nördlicher gelegenen Sandgrube fanden sich unbestimmbare Schalenreste in einem fetten bräunlichen Thon.

Fauna: Litorina litorea, Mytilus edulis, Cyprina islandica, Foraminiferen.

17. Cleve, Ziegelei O der Chaussee. T + 15.

In den alten Thongruben unmittelbar bei der Ziegelei wurde früher ein magerer wohlgeschichteter Thon gewonnen, aus dem ich unbestimmbare Reste von Zweischalern besitze; neuerdings ist derselbe Thon etwa 200 m nördlicher, mit grauem Geschiebemergel verstaucht, zu beobachten.

Fauna: Litorina litorea, Cardium edule, Cyprina islandica, Foraminiferen, Ostracoden.

18. Itzehoe, Alsen'sche Thongrube am Ochsenkamp. OK + 25.

Im westlichen Theil der Grube, und kaum 50 m vom unteren Ende des Bremsberges entfernt, beobachtete ich im November 1893 folgendes Profil:

Grauer Geschiebemergel	1.3 m
Geschichtete Sande mit nordischem Material, Kreidebryozoen, und gerollten Fragmenten von Cardium edule.....	0.3 m
Grauer magerer Thon, scheinbar horizontal gelagert mit Saxicava pholadis und Tellina calcarea.....	1 m

Sohle der Grube

Da kaum 100 m entfernt grauer Geschiebemergel unter Septarienthon liegt, ist hier augenscheinlich Alles durcheinander gestaucht und der Thon mit Saxicava und Tellina, sowie der geschichtete Sand wohl nur eine Scholle im Geschiebemergel, immerhin aber natürlich älter als dieser.

Auch an der Ostwand der Grube hat Haas 1887 Thone mit Saxicava unter sehr gestörten [1]) Verhältnissen beobachtet und ebenso ist bei Freudenthal, etwa 0.5 km SSO der Alsen'schen Thongrube 1892 mitten in grauem Geschiebemergel eine kleine Thonscholle mit 2-klappigen Exemplaren von Saxicava pholadis vorgekommen.

Fauna: Litorina litorea, Modiolaria corrugata, Tellina calcarea, Saxicava pholadis, Foraminiferen, Balanus Hameri.

19. Rensing, Alsen'sche (früher Fewer'sche) Thongrube, 1.4 km NO des Bahnhofs Kellinghusen. OK + 5.

Fette, röthliche oder dunkle, mit 14 m nicht durchbohrte Thone ohne Schlämmrückstand umschliessen hier an 3 Stellen Nester von feinem Sand mit Holzresten, sowie an 6 anderen Nester von magerem grauem Thon mit einer ganz eigenartigen Fauna. Auf dem fetten Thon liegt eine dünne Steinsohle, darüber 0.2 — 0.6 m Korallensand. Etwa 180 m NW der Thongrube hat Herr Ziegeleibesitzer Lechler 1888 in seinem Bohrloch III nach Ausweis des Bohrregisters dieselben fetten Thone unter 10.2 m steinigem Mergel auf etwa + 7 getroffen. Leider steht die Grube, deren Sohle gegenwärtig 10 m unter das Niveau der Stör hinabreicht, fast das ganze Jahr unter Wasser, so dass ich keine Gelegenheit gefunden habe, meine Beobachtungen, die aus dem Herbst 1889 stammen, inzwischen irgendwie zu ergänzen.

Fauna: Amauropsis islandica, Turritella cf. terebra, Utriculus semen, Modiolaria corrugata, Yoldia arctica, Y. lenticula, Tellina calcarea, Saxicava pholadis, Pandora glacialis, Mya truncata, Foraminiferen, Balanus Hameri, Ostracoden.

20. Uetersen, Mergelgruben N der Neuen Mühle, O des Weges zum Moor. T + 10.

Von diesem Punkt, an dem auch die Meyn'sche Karte steinfreies Diluvium angiebt, hat die Geolog. Landesanstalt zu Berlin, wie mir Herr Dr. Zeise mittheilte, mit der Meyn'schen Sammlung die unten aufgezählten Conchylien erhalten. Herrn Seminardirektor Schöppa, (jetzt in Eckernförde, früher in Uetersen) verdanke ich die genauere Bezeichnung des Punktes; doch fand ich 1881 die Gruben eingeebnet.

Fauna: Litorina litorea, Ostrea edulis, Mytilus edulis.

21. Glinde bei Uetersen.

a. Alsen'sche Thongruben, 1.4 km SO d. Cementfabrik. T + 4.

[1]) Vergl. das Profil, Lehmann's Mitth. I, S. 2.

Steilrand des Ufers stark gestauchten Cyprinenthon mit einer kleinen Süsswassereinlagerung unter grauem Geschiebemergel und an der entsprechenden Stelle des Strandes zahlreiche Seegrasbewachsene Schollen von schwarzem Glimmerthon, während gleichzeitig Geschiebe völlig fehlten. Die steinfreie Strecke des Strandes erschien, namentlich von oben gesehen, als scharf und deutlich begrenzt. Da ich den schwarzen Glimmerthon (NB. ohne Versteinerungen) für echtes Miocän, den grauen Geschiebemergel für echten Unteren hielt, habe ich diese Beobachtung dann[1]) dahin interpretirt, dass der Cyprinenthon beim Leuchtfeuer von Kekenis zwischen Miocänen Glimmerthon und Unteren Geschiebemergel eingebettet, ergo (nach damaligem Sprachgebrauch) praeglacial sei. Diese Auffassung hat sich längere Zeit allgemeiner Anerkennung erfreut, wird aber neuerdings von Munthe[2]) bestritten, weil nach Johnstrup's Untersuchungen der dänische Cyprinenthon über dem Unteren Geschiebemergel liege, resp. der zweiten Interglacialzeit angehöre.

Leider war es mir unmöglich, neues Beweismaterial für meine Ansicht zu beschaffen, weil die Fürsorge der Regierung inzwischen nicht allein den Fuss des Leuchtthurms mit einer hohen Steindossirung versehen, und damit das in Frage kommende Profil wahrscheinlich für immer der Untersuchung entzogen, sondern auch die steinfreie Strandstrecke durch Beschüttung mit Kies und Steinschlag ganz unkenntlich gemacht hat.

In diesem, jetzt also nicht zugänglichem Profil direkt unterhalb des Leuchtthurms war nun der Cyprinenthon von ungewöhnlich fester Beschaffenheit und dunkler Farbe, jedenfalls sehr viel fester und dunkler, als etwa 300 m weiter westlich, wo mein altes Notizbuch »regenerirten« Cyprinenthon angiebt. Der feine Sand mit Süsswassermollusken bildete eine nur 5 cm dicke Lage im Cyprinenthon, und liess sich etwa 1 m weit bis zu einer mit grobem Sand erfüllten Spalte verfolgen, jenseits welcher nur Geschiebemergel sichtbar war. Diesen Geschiebemergel neben und über dem Cyprinenthon hielt ich damals und halte ich noch heute für Unteren Geschiebemergel. Gelingt es, die Rördam'sche Methode mit Erfolg für die Unterscheidung der Geschiebemergel zu verwenden, so wird ja auch hier vielleicht eines Tages volle Klarheit geschaffen werden. Vorläufig, d. h. solange der Beweis des

[1]) Sedimentär-Geschiebe, Yokohama 1883, S. 3.
[2]) Studier, 1892, S. 28; Studien, 1897, S. 76.

Gegentheils nicht erbracht ist, kann ich mich nicht enschliessen, graue, durch und durch unverwitterte, und theilweise recht mächtige Geschiebemergel, die sich äusserlich in Nichts von typischem Unteren Geschiebemergel unterscheiden, nur desswegen nicht für Unteren Geschiebemergel zu halten, weil sie auf Cyprinenthon liegen. Und falls der dänische Cyprinenthon wirklich der 2. Interglacialperiode angehört, so ist damit noch nicht das Gleiche für den schleswigschen Cyprinenthon erwiesen. Warum kann es denn nicht ebensogut Cyprinenthone verschiedenen Alters geben, wie es z. B. verschiedenalterige Yoldienthone giebt? Beiläufig will ich bemerken, dass nach einer brieflichen Mittheilung Madsen's die Foraminiferen-Fauna von Kekenis von derjenigen des dänischen Cyprinenthons abweicht.

Fauna: Nassa reticulata, Onoba proxima, Cyprina islandica, Corbula gibba, Foraminiferen, Echinocardium cordatum, Balanus sp., Ostracoden; ferner: Valvata contorta, Pisidium obtusale, Unio sp.

39. Habernis, Strandprofil O des Ortes. OK + 5.

Auch dies Vorkommen von Cyprinenthon ist zuerst von Johnstrup beschrieben worden. Das von ihm abgebildete Profil, Fig. 12 zeigt mehrere Schollen von Cyprinenthon in grauem Geschiebemergel, von denen die grösste auch ein aufgerichteter Schichtenkopf sein kann. Sollte sich die Angabe des Textes, dass der Cyprinenthon hier über [1]) dem grauen Geschiebemergel liege, auf diese aufgerichtete ?Scholle beziehen, so kann ich ihr keine Bedeutung beimessen. Bei meinem Besuch von Habernis habe ich das von Johnstrup abgebildete Profil nicht zu Gesicht bekommen, weil dasselbe, wie sich nachträglich herausstellte, volle 4 km westlich von Habernis liegt, dahingegen unmittelbar östlich von Habernis 3 Aufschlüsse kennen gelernt, von denen der erste eine grosse Scholle von Cyprinenthon mitten im Geschiebemergel, der 2te (dicht bei der Kleesiek'schen Ziegelei) Cyprinenthon stark mit Geschiebemergel und echtem Korallensande verstaucht zeigt; während von der eigentlichen Landspitze bis zum Aufhören des Steilrandes im Süden wenig gestörter Cyprinenthon auf einer Strecke von fast 400 m überall den tiefsten Theil des Kliffs ausmacht und mit fast horizontaler Begrenzung von 2—7 m grauem Geschiebemergel bedeckt wird,

[1]) Johnstrup, Nogle Jagttagelser, S. 65 »enten hviler Cyprina-Leret i mere eller mindre heldende Lag (16—28° S) paa graat, stenet Glacialler, eller det er udtvaeret deri som Striber (Fig. 12) ligesom paa Als«.

Claudius[1]) das Vorkommen von Cardium edule in den Buchhorster Bergen erwähnt, doch erst von Keilhack[2]) als marines Diluvium erkannt worden. Wenn Keilhack aber sagt, dass die Cardium-Sande überall von Unterem Geschiebemergel bedeckt werden, so bedarf Das einer gewissen Einschränkung. Gegenwärtig sind 3 sichere und 2 etwas zweifelhafte Aufschlüsse vorhanden, nämlich:

a. Stöhlke's Ziegelei, gegenüber dem Bahnhof. OK + 18.

Hier ist der Mergelsand unter 0.3—1.2 m? Decksand, an dessen unterer Grenze einzelne grössere Geschiebe liegen, reichlich 10 m angeschnitten. In der oberen Hälfte der Wand fand ich Cardium edule nur durch Abdrücke und Steinkerne, in der unteren hin und wieder auch durch einzelne Schalen vertreten, habe aber ein massenhaftes Vorkommen, wie es Keilhack gerade von diesem Punkte beschreibt, hier nie gesehen. In einer geschlämmten Probe aus der oberen Hälfte wurden Foraminiferen nicht beobachtet.

b. Einschnitt des Neuen Kanals bei der Palmmühle, 0.8 km NO des Bahnhofs. OK + 15.

Die im Mai 1897 sehr verregnete Böschung zeigte unter 5—6 m mittelfeiner unbestimmter Sande bräunlichen Mergelsand mit Schalen von Cardium und Mytilus. Die Mächtigkeit war nicht festzustellen, da an seiner Oberkante auftretende Quellen starke Rutschungen veranlasst hatten, welche den unteren Theil des Profils verdeckten. Unmittelbar neben dem Cardium-Sand lagen in gleichem Niveau schwarze, steil aufgerichtete, trotz ihrer vitriolischen Ausblühungen vermuthlich diluviale Thone.

c. Brand & Ancker'sche Ziegelei, 0.7 km NNO des Bahnhofs. OK + 35.

Hier wird der grünliche, im Nordtheil der Grube bis 6 m mächtige Cardium-Sand theils von feinen weissen Sanden, theils direkt von 3—4 m grauem Geschiebemergel bedeckt und anscheinend von fetten grauen und schwarzen Thonen mit feinem nordischen Material unterteuft. Einzelne Schichten des Mergelsandes bestehen hier wohl zur Hälfte aus Cardium-Schalen aller Altersstufen; auch 2-klappige Exemplare sind hier recht häufig.

---

[1]) Jahreshefte Naturw. Ver. Lüneburg II, 1866, S. 90. »In den Buchhorster Bergen oft mit dem vollen Glanz und den hochgelben Muskeleindrücken der Schalen, als wären sie eben aus dem Meere gekommen«. Die von mir als c und d bezeichneten Aufschlüsse liegen am Abhang der Buchhorster Berge.

[2]) Jahrb. Geol. Landesanstalt f. 1884 (Berlin 1885), S. 217.

Die unten aufgeführte Fauna habe ich, abgesehen von Cardium und Mytilus, lediglich an dieser Stelle gesammelt.

d. Basedow'sche (früher Van der Sandt'sche) Zieglei, 1.1 km N des Bahnhofs.

Hier liegen zwischen fettem, schwarzem Diluvialthon[1]) und grauem Geschiebemergel stark aufgerichtete, wenig mächtige Sande, die sich durch ihre hellere Farbe und den geringeren Thongehalt wesentlich von dem Cardium-Sand der Aufschlüsse a—c unterscheiden, auch in einer Schlämmprobe weder Cardium-Reste, noch Foraminiferen erkennen liessen. Da Keilhack indessen hier Cardium-Schalen »auf ursprünglicher Lagerstätte« gesammelt hat, wird mir die betr. Stelle wohl wegen des verwahrlosten Zustandes der Grube entgangen sein.

e. Uferprofil am Kuhgrund, 2.2 km W des Bahnhofs.

An dieser Stelle des Elbufers bedeckt ein grauer, wohl 5 m mächtiger Geschiebemergel sehr deutlich geschichtete und prachtvoll gefaltete, mindestens 15 m mächtige Mergelsande, deren Identität mit dem Cardium-Sand von Keilhack[2]), sowie von Credner[3]), Geinitz und Wahnschaffe angenommen, und auch von mir nicht bezweifelt wird, obwohl ich auch hier beim Schlämmen zweier Proben aus dem unteren Theil des Profils organische Reste nicht gefunden habe. Nach Keilhack treten dieselben Mergelsande auch eben westlich des vielumstrittenen Torflagers im Niveau der Elbe wieder auf; ich habe, weil gerade sehr hoher Wasserstand war, die Stelle nicht besuchen können.

Fauna: Hydrobia ulvae, Onoba aculeus, Mytilus edulis, Cardium edule, Tellina baltica, Foraminiferen, Balanus sp. ind.

29. Schuppenfelde, 2.5 km SW des Bahnhofs Basbek. T + 5.

Am Rande des Wohlenbeker Moors und ca. 0.8 km O der Chaussee nach Lamstedt fand Herr Baurath Gravenhorst 1891 in mehreren Mergellöchern einen grauen Thon mit Muschelfragmenten, von denen er mir eine Anzahl zuschickte. Die gleichen Muschelfragmente erhielt ich neuerdings durch Herrn Baumgarten

[1]) Nicht Miocänthon, wie Keilhack's Profil I angiebt; ich bezweifle sogar auf Grund der neuerdings bei der Vertiefung des Einschnitts b. gesammelten Erfahrungen, ob irgendwo bei Lauenburg miocäne Schichten entblösst sind.

[2]) l. c., S. 217, 218 und Profil II IV.

[3]) N. Jahrb. f. Min. 1889. II, S. 197. Die hier von Credner, Geinitz und Wahnschaffe beiläufig ausgesprochene Ansicht, dass der Cardium-Sand miocän sei, scheint nachträglich von diesen Forschern wieder aufgegeben zu sein, da ihrer in Credner's Elementen der Geologie, 7. u. 8. Auflage, Leipzig 1891 u. 1897 nicht gedacht wird.

auch von einem ca. 1 km südlicher gelegenen Punkte zwischen Schuppenfelde und Wohlenbek. Ich selbst kann über diese Aufschlüsse Nichts bekunden, da die Gruben zur Zeit meines Besuches voll Wasser standen.

Fauna: Buccinum undatum, Natica groenlandica, Litorina litorea, Mytilus edulis, Astarte compressa, Cardium edule, Cyprina islandica, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Balanus porcatus.

30. Hakemühlen, ca. 5 km SW des Bahnhofs Basbek.

Dieser Fundort ist auf meiner Uebersichtskarte nicht angegeben, weil ich ihn erst nachträglich kennen gelernt habe. Etwa 2 km NO von Lamstedt beginnt ein verhältnissmässig tief eingeschnittenes Thälchen, das sich in genau südlicher Richtung nach Kleinmühlen hinzieht. In diesem Thälchen und zwar im Bachbett selber findet sich, kaum 0.4 km von der Chaussee entfernt, ein ziemlich fetter grauer Mergel mit reicher und charakteristischer Fauna, welcher sich zugleich durch das fast vollständige Fehlen nordischen Materiales auszeichnet und ausser von einer dünnen Steinsohle nur von wenig mächtigen unbestimmten Sanden bedeckt wird. In unmittelbarer Nähe dieses Aufschlusses wird am Westhang des Thälchens in einem ca. 5 m höherem Niveau ein ähnlicher, nur etwas hellerer Mergel gegraben, der etwas mehr nordisches Material zu enthalten scheint, und in dem ich bisher ausser einem kleinen Bruchstück von Ostrea edulis Nichts von Diluvialfauna habe finden können. Da Ostrea edulis in dem tiefer gelegenen Mergel des Bachbettes von mir nicht beobachtet ist, dürfte das betreffende Fragment dem Abraum entstammen — entspricht doch die Steinsohle wahrscheinlich einem zerstörten Geschiebemergel, und habe ich doch auch dem Unteren Geschiebemergel bei Stinstedt (No. 58) frisch aussehende Bruchstücke von Ostrea edulis entnehmen können.

Die Fauna von Hakemühlen enthält 2 Arten, welche aus den entsprechenden Thonen von Nindorf, Burg etc. bisher nicht bekannt sind, nämlich Trophon clathratus[1]) und Astarte compressa — letztere in grosser Menge, während von ersterer Art bisher nur 1 Exemplar gefunden ist. Bemerkenswerth ist auch, dass die reichlich vorhandenen Ostracoden sich fast stets in 2-klappigen Exemplaren finden. Bei der Ausbeutung dieses wichtigen Fundortes bin ich von Herrn J. Baumgarten-Lamstedt in der wirksamsten Weise unterstützt worden.

[1]) Trophon clathratus L. (! non Forbes & Hanley) = scalariformis Gould.

Fauna: Trophon clathratus, Buccinum undatum, Natica groenlandica, Litorina litorea, Mytilus edulis, Leda pernula, Astarte compressa, Cardium edule, Cyprina islandica, Tellina baltica, Saxicava pholadis, Mya truncata, Foraminiferen, Echinocardium-Stacheln, Ostracoden, Balanus porcatus.

31. Lamstedt, Wehrt's Ziegelei, 1.5 km O des Ortes. OK + 7.

Die ausgedehnten Gruben dieser Ziegelei habe ich 2 mal unter der Führung des Herrn Baurath Gravenhorst besucht, aber beidemale unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Der nördliche Theil der Grube steht etwa 3 m tief in einem dunkelgrauen, ziemlich fetten Thon ohne sichtbare Fauna; darüber liegt zunächst eine kräftige Steinsohle, dann 0.5—1.5 m unbestimmter Sand. Im südwestlichen, jetzt verlassenen Theil der Grube war 1891 in der hier nach meiner Schätzung etwa 3—4 m niedriger liegenden Grubensohle, und unter ca. 1 m grauem Geschiebemergel scheinbar derselbe Thon angestochen, der aber hier zahlreiche Fragmente von Saxicava pholadis, sowie einzelne Foraminiferen enthielt. Auch bei einem späteren Besuch habe ich selbst weitere Arten in diesem Thon nicht gefunden, neuerdings aber durch Herrn J. Baumgarten aus einem Mergelloch »unmittelbar nordöstlich der Ziegelei« noch einige andere Formen erhalten, welche es zweifellos erscheinen lassen, dass diese Thone von Lamstedt mit denjenigen von Hakemühlen und Schuppenfelde identisch sind.

Bei genauerer Untersuchung dürfte sich wahrscheinlich herausstellen, dass die gleichen Thone auf der ganzen Strecke von Lamstedt bis Basbek überall am Rande der Niederung in etwa gleicher Höhenlage entwickelt sind.

Fauna: Mytilus edulis, Astarte compressa, Cyprina islandica, Saxicava pholadis, Foraminiferen, Balanus porcatus.

32. Stade, Eisenbahneinschnitt am Schwarzen Berge, 2 km W des Bahnhofs. OK + 20.

Bei dem Bau der Unterelbischen Bahn wurde 1879 am Schwarzen Berge ausser verschiedenen Geschiebemergeln, Kiesen, Sanden und Thonen auch eine dünne, nur 0.1 m mächtige Austernbank durchschnitten. Dies bemerkenswerthe Profil, dessen Schichten theils mit 45—50°, theils mit 25—30° nach Westen einfallen, in der Mitte aber geradezu senkrecht stehen, ist seinerzeit von Herrn Baurath Gravenhorst aufgenommen, und an der Hand dieser Aufnahme [1]), sowie auf Grund eigener Untersuchungen 1882

[1]) Der sorgfältigen Skizze, von welcher ich eine Kopie besitze, ist eine genaue Charakteristik der einzelnen Schichten, aber leider kein Maassstab beigegeben.

von Focke[1]) eingehend beschrieben worden. Seitdem ist, da die Böschung des Einschnitts bewachsen ist, neues Beobachtungsmaterial nicht hinzugekommen; ja es scheinen sogar alle Belegstücke, sowohl der Schichtenfolge, als auch der reichen, von Focke erwähnten Fauna verloren gegangen zu sein, weil sie nicht rechtzeitig in einer Oeffentlichen Sammlung niedergelegt sind.

Nach Focke werden alle Schichten des Profils diskordant von Decksand überlagert; im Profil selber werden 3, vielleicht 4, Geschiebemergel (? e, k, r, y); 3, vielleicht 4, steinfreie Thone (f, ? h, n, v) und 4 Kiese und Sande mit Muschelresten[2]) (d, m, s, u) aufgezählt, sodass Focke eine mehrfache Wiederholung desselben Schichtenkomplexes in Folge von Einsturz oder Faltung annimmt.

Indessen tritt die Austernbank nur einmal auf, und sind die 3 Thone, von denen ich durch Herrn Baurath Gravenhorst mit den Buchstaben seines Originalprofils bezeichnete Proben erhielt, keineswegs untereinander gleich. f ist tiefschwarz, sehr fett, 2—3 m mächtig und enthält nur Spuren von nordischem Material; n (unmittelbar neben der Austernbank) ist schmutzig braun, etwas mager, nur 0.5 m mächtig und enthält wenig nordisches Material; v dahingegen gelb, recht mager, und reich an nordischem Material. Ferner enthält nach Focke v unbestimmte Muschelreste, f zahlreiche zerbrochene Exemplare von Saxicava pholadis, n dahingegen garnichts[3]) Derartiges.

Aus diesen Erörterungen geht wohl zur Genüge hervor, dass das Profil vom Schwarzen Berge nicht ohne Weiteres im Focke'schen Sinne gedeutet werden darf. Da ich mich aber ebensowenig dazu verstehen kann, darin eine fortlaufende Schichtenfolge (e—y) zu erkennen, steht für mich nur Folgendes fest: In der Mitte des Profils liegt eine Austernbank zwischen braunem Thon und mittelgrobem Sand, am Ostende des Einschnitts finden sich schwarze Thone[4]) mit Saxicava pholadis.

---

[1]) Abh. Nat. Ver. Bremen VII, 1882, S. 281 ff, Taf. 20.

[2]) Die bei Focke fehlende Angabe der Muschelreste habe ich aus Gravenhorst's Profilskizze entnommen; aus d. besitze ich Bruchstücke von Ostrea edulis und Cardium edule.

[3]) Im Schlämmrückstand von f, n und v habe ich weder Foraminiferen, noch sonstige organische Reste gefunden.

[4]) Nach Focke l. c., S. 290 ist der »Thon von einem ca. 1 km entfernten Fundorte am Hohen Wedel von gleicher Beschaffenheit und enthält die nämlichen zerbröckelten Bivalven«. Ich kenne diesen Punkt nicht, da der Aufschluss am Hohen Wedel seit etwa 10 Jahren verschüttet ist.

Fauna[1]) a. der Austernbank: Buccinum undatum, Ostrea edulis, Mytilus edulis, Cardium edule, Tellina baltica, Mactra subtruncata, Mya truncata, M. ? arenaria, Pholas crispata, Polydora ciliata, Balanus sp.

b. des Thones: Saxicava pholadis.

33. Rögle Klint auf Fühnen, 3 km NNO des Bahnhofs Strib. OK + 5.

An dem Punkt, wo das Rögle Klint die erste ausgesprochene Biegung nach Osten beschreibt und eine Höhe von 32 m erreicht, fand ich im Juli 1892 den tiefsten Theil des Klints aus magerem, dunklem, glimmerhaltigem Thon mit Tellina calcarea bestehend. Dieser Thon ist hier scheinbar nur 2 m mächtig, — der untere Theil wird durch angewehten Sand verdeckt —, in den oberen Partieen stark gestaucht, und wird von einem grauen Geschiebemergel bedeckt, den ich damals und, nachdem ich inzwischen dies Profil im Juni 1893 mit Herrn Dr. Madsen und im Mai 1897 nochmals allein wieder besucht habe, auch heute noch für typischen Unteren Geschiebemergel halte. An dieser Stelle[2]) ist nirgends das Liegende des marinen Thones entblösst und ich vermag in dem Auftreten eines ähnlichen[3]) Thones (NB. ohne marine Fauna) über dunklem Geschiebemergel — und zwar in einem mehrere hundert Meter entfernten Aufschluss, dessen Beziehungen zu dem östlichen Theil des Profils keineswegs klar sind — umsoweniger einen Beweis dafür zu sehen, dass auch der Thon mit Tellina calcarea von diesem Geschiebemergel unterteuft wird, als Madsen[4]) und Munthe[5]) am äussersten Westende des Klints, etwa 1.8 km O des Bahnhofs Strib, unmittelbar auf Unterem Geschiebemergel[6]), und 12 m unter einem gelben verwitterten Geschiebemergel Kiesschichten mit einer Fauna gefunden haben, welche nach ihrer Zusammensetzung Nichts mit der Fauna des Tellina-Thones zu

---

[1]) Nach Focke l. c., S. 289; nur Polydora ciliata fehlt dort. In einigen Austernschalen, die unser Museum der Güte des Herrn Senator Holtermann in Stade verdankt, erkannte Herr Dr. Michaelsen die charakteristischen Gänge dieser bohrenden Annelide.

[2]) Vergl. auch Madsen, Ist. For., S. 105, Zeile 9—13.

[3]) Im westlichen Theil des Madsen'schen Profils, l. c., S. 104; die Beschreibung lautet »den glimmerholdige Lerart er her kun et tyndt Lag, indeholder ingen Skaller, og gaar jaevnt over i gulligt Sand«.

[4]) Ist. For., S. 169; Geol. fören. Stockholm 18, 1896, S. 550.

[5]) Geol. fören. Stockholm, 19, 1897, S. 115; Studien, 1897, S. 84 ff m. Profil. Munthe's Angabe: 1.5 km O des Leuchtthurms stimmt sehr gut zu Madsen's Angabe: unmittelbar O des Rögler Moors; die Entfernung von der Stelle, wo ich den Tellina-Thon unter U. G. beobachtet habe, beträgt 1.6 km.

[6]) Mit quartären Foraminiferen!, Munthe, Studien, S. 86.

thun hat, und deren Liste, mit Weglassung der zweifelhaften Formen, folgendermaassen lautet: *Nassa reticulata, *Bittium reticulatum, Turritella terebra, Rissoa sp., Hydrobia ulvae, *Ostrea edulis, Mytilus edulis, Cardium edule, Cyprina islandica, *Tapes aureus, Saxicava pholadis. Die mit einem * versehenen Arten finden sich heute weder arktisch, noch boreal; Tellina calcarea dahingegen ist eine ausgesprochen nordische Form, welche in Europa den Polarkreis nach Süden nicht überschreitet.[1])

Munthe betrachtet diese Kiesschichten als Strandbildung in situ; ich neige mich, da nach Madsen Bruchstücke tertiärer Konchylien beinahe ebenso häufig sind, wie diejenigen der eben aufgezählten Arten, der Ansicht zu, dass die Fauna sich auf 2. Lagerstätte befindet, und einem zerstörten Cyprinenthon entstammt. Ich selbst kenne übrigens diesen Punkt nicht, da ich Madsen's Angabe »östlich des Rögler Moors« übersehen hatte, und diese Kiese daher östlich des Tellina-Thones suchte. Ich fand auch in der That nach langem Suchen an 2 Stellen unmittelbar über dem Unteren Geschiebemergel einige unbestimmbare Schalenbruchstücke im Kies, wunderte mich aber im Stillen, dass meine skandinavischen Kollegen hier eine solche Ausbeute zu verzeichnen hatten, bis ich nach meiner Rückkehr meinen Irrthum gewahr wurde.

Fauna[2]): Modiolaria ? corrugata, Tellina calcarea, T. baltica, Saxicava pholadis, Foraminiferen.

34. Christiansminde bei Arsleben, Ziegelei 4 km WSW von Apenrade. T + 60.

In der ersten Mittheilung Forchhammer's[3]) über die Auffindung einer »Versteinerungsführenden Abtheilung der Geschiebeformation« wird Arsleben als derjenige Punkt genannt, an welchem sich diese Ablagerung am weitesten von der Küste entfernt; auch Meyn[4]) hat gerade von hier eine Probe des Cyprinenthons, sowie »einige noch nicht bestimmte Gastropoden« in der Kieler Sammlung niedergelegt und ich selbst[5]) habe — jedenfalls nur auf Grund dieses von Meyn gesammelten Materials —

[1]) Die ganz vereinzelt an der West- und Südküste von Norwegen gedredgeten Schalen von T. calcarea sind nach Sars fossil; vergl. Mollusca regionis arcticae Norvegiae, Christiania, 1878, S. 76.

[2]) Madsen führt die Modiolaria als ? laevigata auf; ich besitze nur einen Abdruck, der mir aber mit der bei Rensing so häufigen corrugata übereinzustimmen scheint; Tellina baltica citire ich hier auf Madsen's Autorität hin.

[3]) Oversigt Danske Vidensk. Selsk. 1842, S. 64.

[4]) Geognost. Beob. 1848, S. 39, 40.

[5]) Sedimentär-Geschiebe der Prov. Schlesw.-Holstein, Yokohama 1883, S. 3.

das Vorkommen von eingeschwemmten Süsswasserformen im Cyprinenthon von Christiansminde erwähnt. Trotzdem habe ich jetzt Arsleben auf meiner Uebersichtskarte weggelassen, 1) wegen der merkwürdigen Höhenlage, 2) weil der gegenwärtige Besitzer der Ziegelei das Vorkommen irgendwelcher Muschelreste ganz entschieden in Abrede stellt, 3) und besonders aber, weil auch Meyn's geologische Karte von 1881 hier keinen Cyprinenthon angiebt. Es handelt sich hier also wahrscheinlich um eine kleine im Geschiebemergel eingebettete Scholle von Cyprinenthon, die inzwischen abgegraben worden ist, vielleicht aber auch nur um ein Vorkommen loser Schalenfragmente im Geschiebemergel, wie es ja auch bei Anslet, Halkhoved, Apenrade, Rinkenis, Langenvorwerk, Süderholz, Bostedhoved, Düttebüll und anderen Punkten früher[1]) mit dem anstehenden Cyprinenthon verwechselt worden ist, weil man den steinfreien Character des letzteren nicht erkannt[2]) hatte.

Möglicherweise bezieht sich auf Christiansminde auch Forchhammer's merkwürdige Notiz[3]), »dass in der Grube einer Ziegelei bei Apenrade eine Menge noch nicht näher bestimmter Fischwirbel vorgekommen sind, und sich aus diesen Schichten ein so starker Geruch entwickelte, dass die Arbeiter nur mit Widerwillen diese zum Ziegelbrennen nicht brauchbaren Schichten wegräumten«. Nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Bankdirektors Fürstenau in Apenrade liegt nämlich die Thongrube der Ziegelei gerade an der Stelle, wo sich im Anfang des Jahrhunderts die Fischteiche des Hardesvogts befanden.

35. Hostrupholz, 2 Ziegeleien 1.8, resp. 2.2 km O der Lachsmühle. OK + 13.

Von den beiden Ziegeleien in Hostrupholz[4]) am Südufer der Apenrader Föhrde ist die westliche jetzt abgebrochen. Kaum 200 m O der östlichen Ziegelei wird der Steilrand des Ufers von 10 m mächtigem Cyprinenthon gebildet; darüber liegen 2—3 m unbestimmter feiner Sande. O der westlichen Ziegelei ist ein

[1]) Gottsche. l. c., S. 3, 59; Johnstrup, Nogle Jagttagelser over Glacialphaenomenerne og Cyprina-Leret i Danmark, Kopenh. 1882, S. 63.

[2]) Meyn, Geognost. Beob., S. 39: »der C.-Thon ist weniger reich an Steinen, als andere Theile der Geschiebeformation; besonders eigenthümliche Geschiebe scheint er nicht zu führen, ein Vorwalten von Stinkstein a. d. Uebergangsformation, das sich mir herauszustellen schien, kann ebensogut zufällig sein.«

[3]) Bodenbildnng, 1847, S. 19.

[4]) = Hostrup, von wo Cleve und Jentzsch, Schr. Phys. Ökon. Ges. XXII, 1882, S. 134 einige Diatomeen anführen.

kleiner unbedeutender Aufschluss, in welchem Unterer Geschiebemergel den Cyprinenthon (?Scholle) zu unterteufen scheint. Die beiden weiter nach Schobüll zu gelegenen Vorkommen von Cyprinenthon, welche Meyn's Karte von 1881 angiebt, halte ich für Geschiebemergel.

Fauna: Cardium echinatum, Cyprina islandica, Mactra sp. ind., Corbula gibba, Foraminiferen[1]), Ostracoden; ferner: Planorbis contortus.

36. Süderholz, 4.5 km OSO von Sonderburg.

Ich selbst habe in früheren Jahren zwischen Sonderburg und Höruphaff nie wirklich anstehenden Cyprinenthon gesehen; indessen waren die Uferprofile z. Th. sehr verrutscht. Munthe theilt 1897 in seinen »Studien«, S. 53—75 zwei Profile mit, in welchen Cyprinenthon zwischen 2 Geschiebemergeln eingebettet liegt — von denen der obere westlich des Profils 10 m mächtig[2]) sein und Schollen von Tertiär enthalten soll — und erklärt auf Grund dieser Profile den Cyprinenthon von Süderholz für einen echt interglacialen Absatz in situ. Aus der äusserst sorgfältigen Darstellung Munthe's ist ferner hervorzuheben, dass er auch im Geschiebemergel[3]) unter dem Cyprinenthon einige »zweifellos quartäre« Foraminiferen, dass er im Cyprinenthon selber eine 0.2—0.3 m mächtige Sandeinlagerung mit Süsswassermollusken getroffen hat, und dass Derselbe das Auftreten Geschiebemergelähnlicher Schichten und thoniger Sande mit kleinen Geschieben innerhalb des Cyprinenthones, wenn sie mächtiger sind, auf wirkliche Oscillationen des Landeises, wenn sie dünner sind, auf blosses Treibeis zurückführt. Durch Treibeis hat bekanntlich schon Johnstrup[4]) die Störungen des dänischen Cyprinenthons zu erklären versucht, weil dieselben alle durch eine SO—NW, d. h. in der Richtung des Kleinen Belts wirkende Kraft veranlasst seien und weil die vollkommene Gleichartigkeit des Geschiebemergels unter und über dem Cyprinenthon keineswegs zu der Annahme zwinge, dass nach dem Absatz des Cyprinenthons eine erneute Zufuhr von Moränenmaterial stattgefunden habe.

Ich kenne die von Munthe geschilderten Aufschlüsse bei Süderholz nicht, und verweise daher hinsichtlich aller weiteren

[1]) Aus dem Cyprinenthon zuerst erwähnt von Meyn, Geogn. Beob. 1848, S. 40; zuerst beschrieben von Reuss, Sitzungsber. Wiener Academie. Mathem.-Naturwissensch. Classe CLXVIII, 1855, S. 209, Taf. 5, Fig. 57.

[2]) Vergl. l. c., S. 54, Abs. 2.

[3]) l. c., S. 74; vergl. auch Madsen, Ist. For., S. 159.

[4]) Nogle Jagttagelser etc. 1882, S. 69.

Details auf seine eingehende Beschreibung. Die unten mitgetheilte Liste der Fauna enthält alle von Munthe beobachteten Formen ohne Rücksicht auf die Vertheilung innerhalb seiner beiden Profile; nur ?Corbulomya ovata habe ich weggelassen, weil ich darin — was ja auch Munthe nicht für ausgeschlossen erachtet — nur abweichende Exemplare von Corbula gibba vermuthe, die sich auch im norddeutschen Miocän als äusserst variabel erweist. Hinsichtlich der Flora bemerke ich, dass Munthe nicht weniger als 60 Diatomeen von hier aufzählt.

Fauna: Nassa sp., Bittium reticulatum, Onoba cf. proxima, Mytilus edulis, Nucula sp., Cardium edule, C. echinatum, Cyprina islandica, Mya sp., Corbula gibba, Foraminiferen, Balanus crenatus, B. improvisus; ferner: Valvata piscinalis, V. macrostoma, Pisidium sp., Unio sp.

37. Mommark, Strandprofil 0.3 km N der Fährstelle. OK + 5.

Dieser Punkt war der Aufmerksamkeit Forchhammer's und Meyn's entgangen und ist erst 1882 von Johnstrup in seiner mehrfach citirten Arbeit, S. 62—65 beschrieben worden. Die von ihm abgebildeten Profile Fig. 10 und 11 zeigen stark gestauchten Cyprinenthon von grauem Geschiebemergel bedeckt, ferner auch zahlreiche kleine Schollen und grössere ausgewalzte Partieen desselben mitten in Geschiebemergel, lassen aber die Unterlage des Cyprinenthons nirgends[1]) erkennen. Als ich 1892 Mommark besuchte, waren die von Johnstrup geschilderten Aufschlüsse nicht sichtbar; dahingegen fand ich an der bezeichneten Stelle ungewöhnlich dunklen und sehr stark gestörten Cyprinenthon auf eine Strecke von etwa 70 m im hier sehr niedrigen Uferrande unter 2—3 m Geschiebemergel hervortreten. Am ganzen Strande ist hier nur ein Geschiebemergel vorhanden, den mein Notizbuch unbedenklich als Unteren bezeichnet — eine Annahme, für welche auch das häufige Auftreten von Rhombenporphyr unter dem Strandgeröll zu sprechen scheint. Die Liste der Fauna ist von Johnstrup entlehnt; Derselbe zählt ausserdem nach Cleve's Bestimmungen 7 Diatomeen auf.

Fauna: Nassa reticulata, Scalaria communis, Litorina litorea, Mytilus edulis, Nucula nucleus, Montacuta? sp., Cardium edule, Cyprina islandica, Corbula gibba, Foraminiferen, Echinocardium cordatum, Echinocyamus pusillus, Balanus crenatus.

38. Kekenis, Steilufer unterhalb des Leuchtthurms. OK + 4.

An der Ostspitze der Halbinsel Kekenis fand ich 1881 im

[1]) Auch das Profil Fig. 11 zeigt meines Erachtens den Cyprinenthon nicht in situ.

Steilrand des Ufers stark gestauchten Cyprinenthon mit einer kleinen Süsswassereinlagerung unter grauem Geschiebemergel und an der entsprechenden Stelle des Strandes zahlreiche Seegrasbewachsene Schollen von schwarzem Glimmerthon, während gleichzeitig Geschiebe völlig fehlten. Die steinfreie Strecke des Strandes erschien, namentlich von oben gesehen, als scharf und deutlich begrenzt. Da ich den schwarzen Glimmerthon (NB. ohne Versteinerungen) für echtes Miocän, den grauen Geschiebemergel für echten Unteren hielt, habe ich diese Beobachtung dann[1]) dahin interpretirt, dass der Cyprinenthon beim Leuchtfeuer von Kekenis zwischen Miocänen Glimmerthon und Unteren Geschiebemergel eingebettet, ergo (nach damaligem Sprachgebrauch) praeglacial sei. Diese Auffassung hat sich längere Zeit allgemeiner Anerkennung erfreut, wird aber neuerdings von Munthe[2]) bestritten, weil nach Johnstrup's Untersuchungen der dänische Cyprinenthon über dem Unteren Geschiebemergel liege, resp. der zweiten Interglacialzeit angehöre.

Leider war es mir unmöglich, neues Beweismaterial für meine Ansicht zu beschaffen, weil die Fürsorge der Regierung inzwischen nicht allein den Fuss des Leuchtthurms mit einer hohen Steindossirung versehen, und damit das in Frage kommende Profil wahrscheinlich für immer der Untersuchung entzogen, sondern auch die steinfreie Strandstrecke durch Beschüttung mit Kies und Steinschlag ganz unkenntlich gemacht hat.

In diesem, jetzt also nicht zugänglichem Profil direkt unterhalb des Leuchtthurms war nun der Cyprinenthon von ungewöhnlich fester Beschaffenheit und dunkler Farbe, jedenfalls sehr viel fester und dunkler, als etwa 300 m weiter westlich, wo mein altes Notizbuch »regenerirten« Cyprinenthon angiebt. Der feine Sand mit Süsswassermollusken bildete eine nur 5 cm dicke Lage im Cyprinenthon, und liess sich etwa 1 m weit bis zu einer mit grobem Sand erfüllten Spalte verfolgen, jenseits welcher nur Geschiebemergel sichtbar war. Diesen Geschiebemergel neben und über dem Cyprinenthon hielt ich damals und halte ich noch heute für Unteren Geschiebemergel. Gelingt es, die Rördam'sche Methode mit Erfolg für die Unterscheidung der Geschiebemergel zu verwenden, so wird ja auch hier vielleicht eines Tages volle Klarheit geschaffen werden. Vorläufig, d. h. solange der Beweis des

[1]) Sedimentär-Geschiebe, Yokohama 1883, S. 3.
[2]) Studier, 1892, S. 28; Studien, 1897, S. 76.

Gegentheils nicht erbracht ist, kann ich mich nicht enschliessen, graue, durch und durch unverwitterte, und theilweise recht mächtige Geschiebemergel, die sich äusserlich in Nichts von typischem Unteren Geschiebemergel unterscheiden, nur desswegen nicht für Unteren Geschiebemergel zu halten, weil sie auf Cyprinenthon liegen. Und falls der dänische Cyprinenthon wirklich der 2. Interglacialperiode angehört, so ist damit noch nicht das Gleiche für den schleswigschen Cyprinenthon erwiesen. Warum kann es denn nicht ebensogut Cyprinenthone verschiedenen Alters geben, wie es z. B. verschiedenalterige Yoldienthone giebt? Beiläufig will ich bemerken, dass nach einer brieflichen Mittheilung Madsen's die Foraminiferen-Fauna von Kekenis von derjenigen des dänischen Cyprinenthons abweicht.

Fauna: Nassa reticulata, Onoba proxima, Cyprina islandica, Corbula gibba, Foraminiferen, Echinocardium cordatum, Balanus sp., Ostracoden; ferner: Valvata contorta, Pisidium obtusale, Unio sp.

39. Habernis, Strandprofil O des Ortes. OK + 5.

Auch dies Vorkommen von Cyprinenthon ist zuerst von Johnstrup beschrieben worden. Das von ihm abgebildete Profil, Fig. 12 zeigt mehrere Schollen von Cyprinenthon in grauem Geschiebemergel, von denen die grösste auch ein aufgerichteter Schichtenkopf sein kann. Sollte sich die Angabe des Textes, dass der Cyprinenthon hier über [1]) dem grauen Geschiebemergel liege, auf diese aufgerichtete ?Scholle beziehen, so kann ich ihr keine Bedeutung beimessen. Bei meinem Besuch von Habernis habe ich das von Johnstrup abgebildete Profil nicht zu Gesicht bekommen, weil dasselbe, wie sich nachträglich herausstellte, volle 4 km westlich von Habernis liegt, dahingegen unmittelbar östlich von Habernis 3 Aufschlüsse kennen gelernt, von denen der erste eine grosse Scholle von Cyprinenthon mitten im Geschiebemergel, der 2te (dicht bei der Kleesiek'schen Ziegelei) Cyprinenthon stark mit Geschiebemergel und echtem Korallensande verstaucht zeigt; während von der eigentlichen Landspitze bis zum Aufhören des Steilrandes im Süden wenig gestörter Cyprinenthon auf einer Strecke von fast 400 m überall den tiefsten Theil des Kliffs ausmacht und mit fast horizontaler Begrenzung von 2—7 m grauem Geschiebemergel bedeckt wird,

---

[1]) Johnstrup, Nogle Jagttagelser, S. 65 »enten hviler Cyprina-Leret i mere eller mindre heldende Lag (16—28° S) paa graat, stenet Glacialler, eller det er udtvaeret deri som Striber (Fig. 12) ligesom paa Als«.

hinsichtlich dessen Deutung ich auf das bei Kekenis Gesagte verweise.

Der Korallensand der Kleesiek'schen Ziegelei enthält neben zahlreichen Fragmenten von Cyprina islandica auch einzelne von Ostrea edulis — vielleicht ein Hinweis darauf, dass Ostrea edulis auch dem schleswigschen Cyprinenthon nicht fremd[1]) ist, wiewohl sie darin bisher nicht beobachtet ist.

Fauna: Nassa reticulata, Mytilus edulis, Cardium edule, C. echinatum, Cyprina islandica, Tellina baltica, Mya? arenaria[2]), Corbula gibba, Foraminiferen, Balanus crenatus, Ostracoden; ferner: Valvata macrostoma, Pisidium obtusale.

40. Stöfs, Kiesgrube 1.0 km SSO des Meierhofs. OK + 40.

Auf der Kieler Naturforscher-Versammlung von 1846 erwähnte Bruhns[3]) das Vorkommen einer etwa 1 m mächtigen Ablagerung mit zertrümmerten Austerschalen in einer Kiesgrube bei dem zum Gute Waterneverstorf gehörigen Hofe Stöfs; Meyn[4]) hat kurz darauf diese Ablagerung als Austernbank bezeichnet, auf seiner geologischen Karte von Schleswig-Holstein von 1881 den Punkt aber nicht angegeben; Johnstrup[5]) endlich hält das ganze Vorkommen für eine Scholle im Geschiebemergel. Die Austernbank ist, wie auch Johnstrup angiebt, vollkommen abgegraben; nur durch Zufall fand ich 1894 die letzten Reste derselben in einer verlassenen Kiesgrube eben nördlich der Etzkathe. Die Austerschalen lagen sehr zertrümmert, aber schichtweise angeordnet in einem dunkelbraunen stark thonigen Sand, der selbst dünne nur 6—8 cm starke Schmitzen in einem groben Kies bildete, welchen ich wegen seines Reichthums an Silur-, Kreide- und Tertiärmaterial für Korallensand halte. Ob das Ganze, wie Johnstrup will, eine Scholle darstellt, war nicht festzustellen.

Fauna: Buccinum undatum, Litorina litorea, Ostrea edulis, Mytilus edulis, Cardium edule, C. fasciatum, Saxicava ?arctica, Foraminiferen, Cliona celata, Balanus crenatus, B. porcatus.

---

[1]) Vielleicht spricht hierfür auch das Vorkommen von Ostrea edulis auf 2ter Lagerstätte bei Sandetgaard, Wellerup und Maugstrup, an den beiden letzten Orten zusammen mit Cyprina islandica. — Aus dem dänischen Cyprinenthon führt Madsen, Ist. For., S. 60 die Auster von Ristinge, Vejsnaes, Trandrup, Glamsbjerg und Kibaek an.

[2]) Fide Johnstrup l. c., S. 66.

[3]) Amtl. Ber., Kiel 1847, S. 257.

[4]) Geogn. Beob., 1848, S. 49.

[5]) Nogle Jagttagelser, 1882, S. 72.

41. Tarbeck, 3 km OSO von Bornhöved.

Von allen marinen Diluvialablagerungen Schleswig-Holsteins ist die Austernbank von Tarbeck die am längsten bekannte. Seit Forchhammer[1]) sie 1835 zuerst beschrieben und Bruhns[2]) 1846 ihr Profil mitgetheilt hat, ist diese merkwürdige Lokalität von zahlreichen Gelehrten besucht und insbesondere von Beyrich, von Buch, Gottsche, Haas, Johnstrup, Madsen, Meyn, Munthe und Torell mehr oder weniger eingehend besprochen[3]) worden. Anfangs zum Geschiebesand[4]) gestellt, ist die Austernbank später für praeglacial[5]), neuerdings indessen für interglacial[6]) erklärt, während die in der Nähe der Austernbank auftretenden marinen Thone bis vor Kurzem allgemein als praeglacial galten, jetzt aber von Munthe und mir gleichfalls als der 2ten Interglacialperiode angehörig betrachtet werden.

Was nun zunächst die Austernbank selbst angeht, so ist zu bemerken, dass dieselbe sich petrographisch von der Blankeneser Austernbank durch geringeren Thongehalt und verhältnissmässigen Reichthum an kleinen Geschieben unterscheidet. Der Umstand, dass die Austerschalen sehr häufig geschlossen sind und zumal im oberen Theil der Ablagerung einzelne Schichten ausschliesslich erfüllen, hat mich bestimmt, an der alten von Forchhammer eingeführten Bezeichnung als Austernbank festzuhalten, während Madsen und Munthe die Bezeichnung als »Skalgruset« resp. »Schalengrus« vorziehen. Darüber lässt sich natürlich streiten; ganz entschieden muss ich aber dagegen Verwahrung einlegen, dass einzelne Autoren diese Ablagerung als Mytilus-Bank bezeichnen, denn für Alles, was gegenwärtig bei Tarbeck in 3 grossen Gruben aufgeschlossen ist, passt diese Bezeichnung desswegen nicht, weil in der ganzen mindestens 5 m (nach Bruhns sogar über 7 m) mächtigen Ablagerung Ostrea edulis, wie schon von Buch 1851

---

[1]) Danmarks Geognostiske Forhold, S. 97.

[2]) Amtl. Bericht, Kiel 1847, S. 256.

[3]) Beyrich, Z. d. D. g. G. IV, 1852, S. 498; von Buch, Monatsber. Kgl. Akad., Berlin 1851, S. 39 ff.; Gottsche, Sedim.-Gesch., 1883, S. 5; Haas, Geol. Bodenbesch. Schlesw.-Holsteins, 1889, S. 74, 75; Johnstrup, Nogle Jagttagelser, 1882, S. 71; Madsen, Ist. For., 1895, S. 68–70; Meyn, Geogn. Beob. 1848, S. 49; Schulzeitung f. Schlesw.-Holstein, 1855, No. 7; Geolog. Karte v. Schlesw.-Holstein, Berlin 1881; Munthe, Studien, 1897, S. 86–90; Torell, Z. d. D. g. G. XXXIX, 1887, S. 640.

[4]) Forchhammer, Bodenbildung 1847, S. 21; ebenso Meyn 1848.

[5]) Beyrich 1852; ebenso Meyn 1855, 1881 u. Torell 1887.

[6]) Gottsche 1883; ebenso Haas, Madsen, Munthe.

hervorhebt, »die bei Weitem häufigste aller hier vorkommenden Schalen ist.«

Für die Altersbestimmung der Austernbank ist Beyrich von dem marinen Thon ausgegangen, dessen Beziehungen zu der Austernbank indessen noch heute nicht ganz festgestellt sind. Hält man diesen wegen seines petrographischen Charakters — die Fauna ist ganz irrelevant — für altdiluvial [1]), und wegen seiner niedrigeren Höhenlage für das unmittelbare Liegende der Austernbank, so wird man folgerichtig dahin gelangen können, auch die Austernbank für altdiluvial zu erklären. Geht man dahingegen von den die Austernbank bedeckenden Schichten aus, so wird man den stellenweise 1.6 m mächtigen sandigen Lehm mit Steinen, welcher diskordant auf der Austernbank liegt, und unverkennbar einen Moränenrest darstellt, für Oberen Geschiebemergel halten müssen, wenn man sieht, dass der Geschiebeinhalt der Austernbank ganz demjenigen des Korallensandes entspricht. In den groben Schlämmrückständen der Austernbank fand ich nemlich ausser krystallinischen Geschieben und gewöhnlichem Feuerstein: Cambrischen Glaukonitsandstein, Untersilurischen Orthocerenkalk, Obersilurischen Beyrichienkalk, lose Versteinerungen der weissen Kreide, ferner Bryozoenkreide, Köpinge-Sandstein und grünen Feuerstein, Tertiären Sphärosiderit, Faseraragonit, Holsteiner Gestein, und Leitfossilien des Miocänen Glimmerthons. Dass diese Geschiebe bereits auf dem Meeresgrund lagen, als die Austern dort lebten, geht daraus hervor, dass ein Theil der Kalkgeschiebe, ebenso wie die Austerschalen selbst, von Spongien und Anneliden angebohrt ist. Das Gesteinsmaterial der Austernbank ist demnach aus der Zerstörung eines älteren Geschiebemergels hervorgegangen; die Austernbank selbst wird diskordant von Resten eines jüngeren Geschiebemergels bedeckt; der ältere zerstörte Geschiebemergel kann nur Unterer sein, weil unter der Austernbank noch marine Diluvialthone liegen; ergo: muss der Moränenrest über der Austernbank dem Oberen Geschiebemergel entsprechen, und die Austernbank selbst der 2. Interglacialperiode angehören.

Die Austernbank ist gegenwärtig aufgeschlossen:

a, auf dem Grimmelsberg, 0.1 km SO △ 83. OK + 79,
b, an der Landstrasse, 0.3 km S △ 83. OK + 67,
c, desgl., 0.5 km SO △ 83. OK + 67.

Der Aufschluss a ist die alte klassische Stelle, deren Profil

[1]) Torell bezeichnet ihn l. c., S. 640 geradezu als Cyprinenthon.

schon Bruhns abgebildet[1]) hat, b eine ausser Betrieb befindliche Mergelgrube, an deren Westwand die Austernbank 1894 unter unbestimmten Sanden etwa 2 m angeschnitten und scheinbar horizontal gelagert war, c endlich die grösste aller Gruben, in welcher die Austernbank zeitweilig an 8 verschiedenen Punkten zu sehen war. Die Lagerungsverhältnisse sind abgesehen von b überall stark gestört; eigentliche Stauchungserscheinungen habe ich zwar nie gesehen; aber die Schichten der Austernbank sind nicht allein stark aufgerichtet, sondern zeigen auch ein widersinniges Einfallen, da ich in c 22° SW beobachtet habe, Johnstrup aber von zwei nicht näher bezeichneten Punkten 35° NO, resp. 30° NNO angiebt.

Faunistisch besteht zwischen den verschiedenen Aufschlüssen kein Unterschied; denn dass ich von den selteneren Arten Lacuna divaricata nur in a, Pholas crispata nur in b, Bela turricula nur in c gefunden habe, beruht gewiss auf Zufall. Den grössten Theil unseres Materials von Tarbeck verdanke ich übrigens den freundlichen Bemühungen des Herrn P. Trummer, der auf meine Bitte 1894 die damals zugänglichen Aufschlüsse ganz systematisch für unser Museum ausgebeutet hat. Trotzdem sind Herrn Trummer und mir einige Arten entgangen, welche Munthe neuerdings anführt, jedenfalls weil wir uns beim Sichten des Rohmaterials gröberer Siebe bedient haben.

Die bereits mehrfach erwähnten marinen Thone finden sich in:

d, Tensfeld's Ziegelei, N der Landstrasse, 0.2 km SW △ 83. OK + 69 und

e, Blunck's (früher Jede's) Ziegelei, S der Landstrasse, 0.6 km S △ 83. OK + 65.

In d, einer jetzt verlassenen Thongrube, waren ehedem unter 1—2 m? Geschiebesand magere, nach oben sehr sandig werdende, bräunliche bis aschgraue wohlgeschichtete Thone 5—6 m tief angeschnitten; in der Sohle der Grube trat fetter, fast schwarzer Thon auf, der nach der Aussage des Besitzers in geringer Tiefe von scharfem Sand unterteuft werden sollte. In e, der Thongrube der Blunck'schen Ziegelei wird derselbe magere Thon nur von 0.5 m Sand bedeckt. In der Tiefe findet sich auch hier der fette dunklere Thon; zwischen beide schiebt sich 0.2 m feiner Sand ein. Marine Fauna ist in den fetten Thonen

[1]) Neuerdings auch wieder Munthe, Studien, 1897, S. 87, Fig. 5.

bisher sogut wie nicht [1]), in den mageren Thonen auch nur recht spärlich gefunden; im Uebrigen dürfte die Fauna an beiden Punkten dieselbe sein, obwohl bisher Mytilus edulis nur in d, Saxicava pholadis nur in e beobachtet wurde.

Dass diese Thone, wie oben angenommen wurde, das Liegende der Austernbank sind, geht zwar aus den Aufschlüssen nicht mit voller Sicherheit hervor, wird aber durch das Auftreten ähnlicher Thone unter der Austernbank von Blankenese (?und Stade) sehr wahrscheinlich gemacht. Die scheinbar höhere Lage der Oberkante (d + 69; c + 67) beweist nichts dagegen, weil nicht allein, wie schon erwähnt, die Lagerungsverhältnisse der Austernbank sehr gestört sind [2]), sondern auch die Thone in beiden Ziegeleien, namentlich aber in e oberflächliche Stauchungserscheinungen aufweisen.

Auch Beyrich, Meyn, Torell und Munthe betrachten die Thone als zu der Austernbank gehörig; volle Klarheit kann natürlich nur eine Bohrung bringen, die gerade hier an diesem klassischen Punkte sehr angezeigt wäre, aber leider grössere Mittel erfordert, als mir zu Gebote standen.

Fauna: [3]) a. der Austernbank: Buccinum undatum, Nassa reticulata [4]), Bela turricula, *Parthenia interstincta, P. spiralis, Odostomia sp., *Margarita? helicina, Lacuna divaricata, Litorina litorea, L. rudis [5]), *Hydrobia ulvae, Ostrea edulis, Mytilus edulis, Cardium edule, C. fasciatum, Tellina baltica,? Scrobicularia piperata, Saxicava? arctica (? an pholadis juv.), Mya truncata, Pholas crispata, Foraminiferen, Cliona celata, *Echiniden-Stacheln, Polydora ciliata, *Balanus balanoides, B. crenatus, B. porcatus, *Verruca sp.

b. des Thones: Ostrea edulis, Mytilus edulis, Tellina baltica, Saxicava pholadis, Foraminiferen [6]), Ostracoden.

[1]) Aus fettem Thon von d habe ich winzige Mytilus-Fragmente und einen Fischotolithen herausgeschlämmt.

[2]) Johnstrup hält daher auch Tarbeck für eine Scholle.

[3]) Die mit einem * bezeichneten Arten sind Munthe's Liste entnommen.

[4]) Fide Meyn, Geogn. Beob., S. 49. Ich habe diese Art nie beobachtet, aber da eine Verwechselung mit N. costulata des Holsteiner Gesteins eigentlich ausgeschlossen ist, die Bestimmung nicht anzweifeln wollen.

[5]) Wird von Forchhammer 1835, l. c., S. 97 und (als L. tenebrosa) in Lossen, Generalbericht, 1879, S. 842, von E. von Martens erwähnt; von mir nicht beobachtet.

[6]) Munthe führt von Tensfeld's Ziegelei Nonionina depressula als häufig, Polystomella striatopunctata als selten an; Madsen, der mit mir nur die Blunck'sche Ziegelei besucht hat, fand hier dieselben Arten in 13 resp. 1 Exemplar.

42. Fahrenkrug, Ziegelei 1.5 km N des Bahnhofs. OK + 48.

Fast 10 km S von Tarbeck und ungefähr 5 km NW von Segeberg fanden Beyrich [1]) und Meyn 1852 einen »Brockenmergel mit Nordsee-Conchylien«, dessen Lagerungsverhältnisse Berendt [2]) dann 1863 etwa folgendermaassen geschildert hat: Der Diluvialthon liegt hier unter »gemeinem Diluvialsand« und wird durch eine 3 m mächtige, »dem märkischen Diluvialglimmersand gleichzustellende« Schicht, in zwei Bänke zerlegt, von denen die dünne obere, blau- bis braungraue »in ihrer Structur dem Brockenmergel des Brothener Ufers ähnelt«. Alles — Hauptbank des Thones, Diluvialglimmersand, Brockenmergel und gemeiner Diluvialsand — wird discordant von Geschiebesand bedeckt; an einer Stelle schiebt sich noch ein Geschiebemergel (»Sandmergel«) dazwischen.

Ich selbst hatte nie das Glück, hier ein irgendwie zusammenhängendes Profil zu beobachten. Die alte, N der Ziegelei gelegene Thongrube fand ich schon 1880 verlassen und seitdem beschränkt man sich darauf, im Winter unmittelbar bei dem Trockenschuppen eine kleine Aufgrabung vorzunehmen, bei welcher der Thon gewöhnlich schon in 2 m unter dem Niveau des Fahrweges erreicht wird. Ob der gelbliche Sand, welcher an dieser Stelle den Thon bedeckt, die Fortsetzung der feinen weissen Sande bildet, die in ca. 100 m Entfernung in etwas höherem Niveau auftreten, und lebhaft an die altdiluvialen Sande der Gegend von Hamburg erinnern, konnte ich nicht feststellen. Dieser feine Sand wird von blockreichem Geschiebesand bedeckt; der marine Thon ist daher unbedingt älter, als Geschiebesand, resp. als Oberer Geschiebemergel; ob er aber dem Thon von Tarbeck gleichgestellt, bezw. der zweiten Interglacialperiode zugeschrieben werden darf, ist mir doch jetzt wieder etwas zweifelhaft geworden, obwohl ich selbst noch vor Kurzem [3]) diese Ansicht vertreten habe. Eine Bohrung würde auch an diesem Punkte sehr angebracht sein.

Betreffs der Fauna bemerke ich, dass Herrn Professor Torell [4]) das Verdienst zukommt, in einem Vortrage zu Bonn zuerst auf das Vorkommen der Auster bei Fahrenkrug hingewiesen zu haben. Ich

[1]) Z. d. D. g. G. IV, S. 498.

[2]) Diluvialablagerungen der Mark Brandenburg, S. 67, 68 u. Tafel II, Fig. 5.

[3]) Z. d. D. g. G. XLVI, 1894, S. 848.

[4]) Z. d. D. g. G. XXXIX, 1887, S. 639—642. In dem Referat ist wahrscheinlich in Folge meines damaligen Widerspruchs Fahrenkrug nicht ausdrücklich genannt.

habe damals in der Discussion diese Thatsache bezweifelt, nachträglich aber selbst bei Fahrenkrug mehrere Austerschalen gefunden, und zwar von einer Grösse, wie ich sie nur aus dem Thon von Glinde, aber nicht aus den eigentlichen Austernbänken kenne. Von den sonstigen Mollusken habe ich Mya? arenaria und die beiden Süsswasserformen auf Grund der von Martens'schen Angaben in meine Liste aufgenommen. Hinsichtlich der Flora erinnere ich daran, dass Cleve nicht weniger, als 74 Diatomeen von hier aufgezählt hat.

Fauna: Aporrhais pes pelecani, Omalaxis supranitida, Litorina litorea, Onoba aculeus, Hydrobia ulvae, Cylichna umbilicata, Ostrea edulis, Mytilus edulis, Montacuta bidentata, Cardium edule, C. minimum, Tellina baltica, T. exigua, Scrobicularia piperata, Mactra subtruncata, Mya? arenaria, Foraminiferen, Ophioglypha sp., Echinocardium cordatum, Polydora ciliata, Balanus crenatus, Ostracoden; ferner: Valvata piscinalis, Unio sp.

43—72. Marine Diluvialfauna auf zweiter Lagerstätte.

Im Vorstehenden sind alle diejenigen Punkte aufgezählt, von denen ich marines Diluvium, d. h. marine Diluvialfauna in situ kenne. Ein Blick auf die Karte zeigt uns erhebliche Lücken in der räumlichen Vertheilung dieses marinen Diluviums, Lücken, die zum Theil wohl nur scheinbar, d. h. durch die ungenügende Kenntniss des Landes bedingt sind, zum Theil aber auch, wie diejenige zwischen Habernis und Stöfs, in der nachträglichen Zerstörung dieser Absätze durch das vorschreitende Landeis ihren Grund haben werden. Wie weitgehend diese Zerstörung war, lehrt uns die Verbreitung der marinen Diluvialfauna auf 2. Lagerstätte, die, wie sich schon jetzt übersehen lässt, keineswegs auf die Nachbarschaft derjenigen Punkte beschränkt ist, an welchen marines Diluvium auftritt, und sich wahrscheinlich als ganz allgemein erweisen wird, sobald systematisch danach gesucht wird.

Ich selbst habe nur gelegentliche Beobachtungen nach dieser Richtung zu verzeichnen, aber in unserem Museum hat sich im Laufe der Jahre ein ganz stattliches Material[1]) angesammelt, welches der nachstehenden Tabelle zu Grunde liegt. Die Anordnung der Fundorte ist dieselbe, wie die früher befolgte.

[1]) Gesammelt von Dr. Andresen-Sommerstedt (65), Claudius (57), Gottsche (47—53, 56, 58, 61, 66, 70, 71), Gravenhorst (59, 60), Dr. Petersen-Hamburg (54), C. Rahn-Kiel (68), O. Semper (43—46, 72), Wellenkamp (62—64) und Dr. K. G. Zimmermann (55). Dagegen befindet sich Purpura lapillus (67) in der Sammlung des Herrn Amtsgerichtsrath Müller-Kiel; für Engelau (69) stütze ich mich auf Roth's Angaben in Z. d. D. g. G. XVII, 1865, S. 256.

No.	Name des Fundorts	Bezeichnung der Schicht	Cardium edule	Ostrea edulis	Saxicava pholadis	Tellina baltica	Litorina litorea	Cyprina islandica	Mactra subtruncata
43	Sandetgaard b. Roost	»Mergel«	.	+	.	+	.	.	.
44	Norderlygum	»Mergel«	+	+	+	.	+	.	.
45	Tornskov	»Mergel«	+	+	+	+	+	.	.
46	Wellerup	»Mergel«	.	+	+	.	.	+	.
47	Burg i. D.	K. S.	+	+	+	+	+	.	+
48	Itzehoe	K. S.	+	+	+	.	.	.	.
49	Schulau	?	+	.	.	.	.	.	.
50	Teufelsbrücke	?	+	.	+	+	.	.	.
51	Rolandskuhle b. Altona	K. S.	.	+	.	.	+	.	.
52	Bahrenfeld	K. S.	+	+	.	+	.	.	.
53	Jenfeld b. Wandsbek (55 m u. T.)	U. G.	.	.	.	+	.	.	.
54	Kirch-Steinbek	K. S.	+	+	.	+	+	.	+
55	Reinbek	»Kies«	+	.	.	.	.	.	.
56	Escheburg	K. S.	+	.	.	.	.	.	.
57	Lauenburg	K. S.	+	+	+	+	.	.	.
58	Stinstedt	U. G.	+	+	+	.	.	.	.
59	Lohberg b. Stade	»Kies«	+	+	.	+	.	.	+
60	Bargstedt	»Mergel«	.	.	+	.	.	.	.
61	Neugraben	K. S.	+	+	.	+	+	.	.
62	Lüneburg	»Kies«	+	.	.	.	.	.	.
63	Medingen	»Kies«	+	.	.	.	.	.	.
64	Vastorf	»Kies«	+	.	+	.	.	.	.
65	Maugstrup	»Mergel«	+	+	+	.	.	+	.
66	Cluvensieck b. Bovenau	K. S.	+	.	.	.	.	.	.
67	Kiel, ehem. Sandgr. a. Königsweg	K. S.	.	.	.	.	.	.	.
68	Ellerbek, Ballastberg	K. S.	.	.	.	.	.	.	.
69	Engelau SW v. Lütjenburg	K. S.	+	.	.	.	.	+	.
70	Schwartau (8—39 m u. T.)	K. S.	+	.	.	.	.	.	.
71	Zarpen	K. S.	+	.	.	.	.	.	.
72	Mölln	K. S.	+	.	.	.	.	.	.
30			23	14	11	10	6	3	3

Sonstige Fauna der Fundorte 44: Tellina sp. ind., Mya truncata; 45: Balanus sp.; 47: Gadus-Wirbel; 50: Scrobicularia piperata, Balanus sp.; 54: Mytilus edulis, Scrobicularia piperata; 58: Tellina ? calcarea; 59: Balanus sp.; 65: Tellina ? calcarea; 67: Purpura lapillus; 68: Pecten maximus; 69: Corbula gibba; 70: Bittium reticulatum, Mytilus edulis. — Bei 48 stammt Ostrea a. d. Kiesgrube am Coriansberge, das Andere a. d. Thongrube am Ochsenkamp.

An diesen 30 Punkten[1]) findet sich die marine Diluvialfauna in die verschiedensten Schichten eingebettet, nämlich 2 mal in Unteren Geschiebemergel, 6 mal in »Mergel«, 15 mal in Korallensand und 5 mal in »Kies«, während bei zwei Fundorten über die Natur der zweiten Lagerstätte Nichts bekannt war.

An der Mehrzahl der Punkte macht die Fauna einen durchaus zusammengewürfelten Eindruck. Ostrea edulis und Saxicava pholadis, die eigentlich nicht zusammengehören, liegen in Norderlygum, Tornskov, Wellerup, Burg, Itzehoe, Lauenburg, Stinstedt und Maugstrup friedlich neben einander; ja an den beiden letztgenannten Orten scheint sich sogar noch eine arktische Form dazuzugesellen — Beweis genug, dass die zweite Lagerstätte nicht selten den Inhalt ganz verschiedenartiger mariner Diluvialabsätze zusammengeführt hat.

Ausnahmsweise ist indessen in einzelnen Fällen das Gegentheil zu berichten; so entspricht Alles, was am Lohberge (59) gefunden wurde, der Fauna der nahen Austernbank vom Schwarzen Berge (32) und wird auch gewiss aus zerstörten Theilen derselben herrühren. Das spärliche Auftreten der marinen Diluvialfauna neben sehr zahlreichen Trümmern tertiärer Conchylien lässt an diesem Punkte einen Zweifel über die secundäre Natur der Ablagerung nicht zu. Anders bei Kirch-Steinbek (54), einem interessanten Punkt, den Herr Oberlehrer Dr. J. Petersen im Frühjahr 1896 aufgefunden hat. Hier wird — fast genau 1 km SO der Kirche — am Fusse des Geest-Randes und nur wenige Meter über der nahegelegenen Marsch gelegentlich ein heller, ziemlich grober Kies gegraben, der stellenweise durch die Beimischung von Schalenresten wie gesprenkelt erscheint und desswegen bei den Honoratioren des Ortes als Gartengrand sehr beliebt ist. Im Grand der dortigen Gärten hat Herr Dr. Petersen allein von Tellina baltica etwa 70 Schalen gesammelt, dann aber auch die Stelle selbst ermittelt und hier festgestellt, dass der grobe Kies mit Diluvialfauna zunächst von 0.2 m feinem Sand mit etwas Glimmer, dann von ebensoviel thonigem Sand mit Kreidebryozoen, endlich — im Niveau des Fahrweges — von einer dünnen Bank eines sandigen Geschiebemergels überlagert wird. Vom eigentlichen Steilrand, dessen

[1]) Auf meiner Übersichtskarte fehlen 63 Medingen und 64 Vastorf — 20 km SSO, resp. 10 km SO von Lüneburg, — weil eben ausserhalb des Kartenbildes fallend. Trotzdem wollte ich diese beiden Punkte nicht auslassen, weil sie eine weitere Verbreitung mariner Diluvialabsätze nach Osten anzudeuten scheinen. 58 Stinstedt ist auf der Karte irrthümlich als anstehend bezeichnet. Die zahlreichen Vorkommen von losen Cyprinen-Fragmenten im Gebiete des Cyprinenthons (vergl. oben unter Christiansminde und Habernis) sind, ebenso wie die von Madsen und Munthe im Kies des Rögle Klint gesammelte Fauna (vergl. S. 40), weder für die Tabelle, noch für die Karte berücksichtigt worden.

Höhe dann etwa noch 15 m beträgt, war die untere Hälfte gänzlich durch Abrutschmassen verdeckt; in der oberen trat über Korallensand nochmals Geschiebemergel auf. Ich selbst habe bei einem flüchtigen Besuch diesen Beobachtungen Nichts hinzufügen können. Das gänzliche Fehlen von Foraminiferen und anderen kleineren Formen, sowie das reichliche Auftreten tertiärer Conchylien hat mich bestimmt, diesen Punkt unter die Fundorte der Diluvialfauna auf zweiter Lagerstätte einzureihen, obwohl man denselben vielleicht auch als eine Strandbildung in situ auffassen könnte. Die Fauna von Kirch-Steinbek — Litorina litorea, Ostrea edulis, Mytilus edulis, Cardium edule, Tellina baltica, Scrobicularia piperata, Mactra subtruncata — ist durchaus homogen und entspricht gleichfalls derjenigen unserer diluvialen Austernbänke, wie denn überhaupt das häufige Vorkommen der Auster auf zweiter Lagerstätte als sehr beachtenswerth erscheint.

Zwei andere bei Kiel und Ellerbek gefundene Formen, Purpura lapillus und Pecten maximus, sind im marinen Diluvium von Schleswig-Holstein bisher nicht beobachtet; erstere Art wird indessen auch von Boll [1]) aus Diluvialkies von Sagard auf Rügen, und beide Arten von Etheridge, Forbes und Hanley[2]) aus dem marinen Diluvium von England und Schottland angeführt.

Fauna auf zweiter Lagerstätte: Purpura lapillus, Bittium reticulatum, Litorina litorea, Ostrea edulis, Pecten maximus, Mytilus edulis, Cardium edule, Cyprina islandica, Tellina baltica, T. ? calcarea, T. sp. ind., Scrobicularia piperata, Saxicava pholadis, Mactra subtruncata, Mya truncata, Corbula gibba, Balanus sp., Gadus sp. (Wirbel).

Nachdem nunmehr alles Material, welches mir für die Altersbestimmung unserer marinen Diluvialablagerungen (1—42) überhaupt zu Gebote steht, mitgetheilt worden ist, will ich jetzt versuchen, daraus das Facit zu ziehen und zwar ohne eine umständliche Kritik der Lagerungsverhältnisse, die für den aufmerksamen Leser nur eine Wiederholung bedeuten würde.

Zunächst bleiben folgende 17 Punkte: Maade, Norderlygum, Tornskov, Osterbordelum, Wolmersdorf, Beringstedt, Seefeld, Aasbüttel, Nienbüttel, Wacken, Uetersen, Hinschenfelde, Schuppenfelde, Hakemühlen, Lamstedt, Stade und Christiansminde für die

[1]) Geognosie d. deutschen Ostseeländer, 1846, S. 160.

[2]) Geikie, Great Ice Age, 2. Aufl. 1877, S. 598; Forbes & Hanley, British Mollusca, Bd. II, 1853, S. 299.

Altersfrage ganz aus dem Spiel, weil ihre Lagerungsverhältnisse ungenügend bekannt sind. Von den übrigen 25 sind:

5 sicher älter, als Unterer Geschiebemergel und sicher interglacial I: Dockenhuden, Nienstedten, Hamm (No. 25, 26) und Lauenburg.

2 sicher älter, als Unterer Geschiebemergel, aber fraglich, ob interglacial I oder praeglacial: Itzehoe, Rögle Klint.

12 wahrscheinlich[1]) älter, als Unterer Geschiebemergel, aber fraglich, ob interglacial I oder praeglacial: Esbjerg, Hvidding, Nindorf, Farnewinkel, Burg i. D., Warringholz, Cleve, Rensing, Glinde, Mommark, Kekenis und Habernis.

2 sicher jünger, als Unterer Geschiebemergel und sicher interglacial II: Blankenese, Tarbeck.

1 sehr wahrscheinlich interglacial II: Stöfs.

3 möglicherweise[2]) interglacial II: Hostrupholz, Süderholz, Fahrenkrug.

Dies Facit kann nicht gerade sehr befriedigend genannt werden; nur das Eine steht fest, dass es im marinen Diluvium Schleswig-Holsteins mindestens zwei verschiedene Altersstufen giebt, nämlich Absätze der ersten und solche der zweiten Interglacialperiode, während sicher präglaciale Sedimente bisher nicht nachgewiesen sind.

Indessen selbst diese Feststellung ist, trotz ihrer Dürftigkeit, immerhin schon ein Resultat, wenn wir uns entsinnen, dass Meyn[3]) noch 1876 im Sinne der Beyrich'schen Nordseeformation alle ihm bekannten marinen Diluvialablagerungen Schleswig-Holsteins in eine

[1]) Nur aus Vorsicht sage ich hier wahrscheinlich; meine subjective Ansicht geht dahin, dass die marinen Thone dieser 12 Lokalitäten sicher älter sind, als U. G. — wie ich das ja auch namentlich für den Cyprinenthon oben betont habe.

[2]) Ueber Süderholz enthalte ich mich des Urtheils, weil ich die betr. Aufschlüsse nicht kenne; dass Hostrupholz und Fahrenkrug sehr wohl älter sein können, ist oben schon angedeutet.

[3]) Beschreibung der Insel Sylt, 1876, S. 46; dass in der 1881, d. h. 3 Jahre nach seinem Tode erschienenen Karte von Schleswig-Holstein: Nindorf, Aasbüttel, Glinde, Blankenese, Tarbeck und Fahrenkrug mit der Farbe des Altdiluviums, der Cyprinenthon dahingegen mit derjenigen des Mitteldiluviums bezeichnet wird, ja dass Meyn privatim den Cyprinenthon für interglacial erklärt haben soll (vergl. Fack, Schr. Nat. Ver. Schl.-Holst. II, Heft 2, 1877, S. 67), weiss ich natürlich sehr wohl. Indessen, da die von Berendt herausgegebenen Begleitworte zu dieser Karte weder im Text, noch in den Anmerkungen die leiseste Andeutung hierüber enthalten, so habe ich die Sache geflissentlich ignorirt.

Stufe — sein Altdiluvium — zusammengefasst hat, und dass ebenso Madsen 1895 und Munthe 1897 alle von ihnen besprochenen Punkte unseres Gebietes für gleichalterig erklärt haben, nur mit dem Unterschied, dass Munthe die betr. Ablagerungen von Burg, Blankenese, Rögle Klint[1]), Süderholz, Kekenis[2]), Tarbeck und Fahrenkrug sämmtlich[3]) in die 2te Interglacialperiode, Madsen[4]) dahingegen diejenigen von Esbjerg, Nindorf, Burg, Seefeld, Itzehoe, Rensing, Blankenese, Lauenburg, Rögle Klint, Tarbeck und Fahrenkrug sämmtlich in die Zeit vor den ersten baltischen Eisstrom (alias: Unteren Geschiebemergel) verlegt.

Angesichts dieses Widerspruchs zwischen meiner Auffassung und derjenigen von Meyn, Madsen und Munthe schien es mir geboten, auch die Höhenlage der einzelnen Punkte zum Vergleich heranzuziehen, mit welchem Erfolg zeigt die nachstehende Tabelle:

Alter der betreffenden Ablagerung	Lage der Oberkante
interglacial I	— 46 bis + 35
sicher interglacial I oder praeglacial	+ 5 bis + 25
wahrscheinlich interglacial I oder praeglacial	— 65 bis + 45
interglacial II	+ 40 bis + 79
sehr wahrscheinlich interglacial II	+ 40
möglicherweise interglacial II	+ 10 bis + 48

Sieht man von den excessiven Zahlen ab (einerseits + 35, resp. + 45 für Lauenburg und Warringholz, andererseits + 10, resp. + 13 für Süderholz und Hostrupholz), so könnte man auf Grund dieser Tabelle allerdings zwei grosse Gruppen konstruiren, eine ältere mit einer Höhenlage bis + 25 und eine jüngere mit einer Höhenlage von über + 40.

Diese scheinbare Thatsache hat mich auch früher — im Verein mit der räumlichen Nähe und der faunistischen Verwandtschaft —

[1]) Munthe's Altersbestimmung bezieht sich auf den Kies mit Ostrea, Tapes etc.; des Thones mit Tellina calcarea wird von ihm mit keiner Silbe gedacht.

[2]) Meine alte, oben wiederholte Beobachtung vom Leuchtfeuer wird von Munthe zwar angezweifelt, aber nicht unbedingt verworfen; seine Altersbestimmung bezieht sich auf einen westlich des Leuchtthurms beobachteten Cyprinen-Thon.

[3]) Ausserhalb unseres Gebietes, nämlich auf Hven und in Vendsyssel nimmt auch Munthe, l. c., S. 110 ältere Absätze an.

[4]) Im eigentlichen Text hat sich Madsen über die 5 ihm persönlich bekannten holsteinischen Fundorte Itzehoe, Rensing, Blankenese, Tarbeck und Fahrenkrug garnicht oder nur sehr vorsichtig geäussert; die hier mitgetheilte Altersbestimmung geht theils aus seinem Schema S. 30, theils aus seinen generellen Bemerkungen S. 35 hervor.

dazu bestimmt, Fahrenkrug (OK + 48) in eine Stufe mit Tarbeck und Blankenese zu stellen.

Indessen eine solche Annahme von zwei sowohl durch ihr Alter, als durch ihre Höhenlage unterschiedenen Gruppen wäre selbst dann falsch, wenn wir es wirklich mit ungestörten und horizontal gelagerten Absätzen zu thun hätten — was bekanntlich gerade bei Tarbeck nicht der Fall ist; denn die jüngere Abtheilung umfasst wesentlich Austernbänke, d. h. Absätze, die in 2 bis höchstens 10 m unter Fluthöhe [1]) gebildet sind, die ältere dahingegen grösstentheils feine Thone, die, wie Munthe [2]) an einem konkreten Beispiel gezeigt hat, und ich für die Mehrzahl anzunehmen geneigt bin, in einer Tiefe von etwa 40 m abgesetzt sind, sodass angesichts dieser Zahlen die scheinbare Differenz der Höhenlage so gut wie verschwindet.

Es erübrigt nunmehr zu untersuchen, ob sich vielleicht aus der Fauna Anhaltspunkte gewinnen lassen, welche die mangelhaften Ergebnisse der rein geologischen Momente zu ergänzen geeignet sind.

Um für diese Erörterung die nöthige Unterlage zu gewinnen, lasse ich hier zunächst eine Übersicht aller marinen, der Art nach bestimmten Mollusken unseres Diluviums folgen, zugleich mit Angabe ihrer horizontalen und vertikalen Verbreitung innerhalb der heutigen Meere. Die Quelle, auf welche ich mich dabei in erster Linie gestützt habe, ist das Fundamentalwerk von G. O. Sars: Mollusca regionis arcticae Norvegiae, Christiania 1878. Namentlich beruht auch die Abgrenzung, welche ich für die Rubriken: arktisch und boreal gewählt habe, insofern auf seinen Angaben, als ich hier unter arktisch diejenige Fauna verstehe, welche nach Sars die Meerestheile um Island, Spitzbergen und Grönland bevölkert, unter boreal dahingegen diejenige, welche nach ihm die Umgegend der Lofoten, und die Küste von Ost- und West-Finmarken oder mit anderen Worten die Norwegische Küste nördlich des Polarkreises bewohnt. Für die Ostküste von Nordamerika würde dementsprechend die Südgrenze der arktischen Fauna etwa in 50°, der borealen etwa in 42° N liegen. Ich habe Werth darauf gelegt, genau zu präcisiren, was ich unter arktisch und boreal verstehe, weil über die Bedeutung dieser Ausdrücke so wenig Einverständniss herrscht, dass sie auch im umgekehrten Sinne benutzt, oder als gleichbedeutend betrachtet, oder aber in anderer Weise begrenzt werden. Für die Kolumnen: England und Mittelmeer sind ausser Sars auch die

[1]) Moebius, Sitzungsber. Kgl. Ak. Berlin 1893, VIII, S. 67.

[2]) Studien, S. 92, 99 für Burg i. D.

bekannten Werke von Forbes und Hanley, Jeffreys und Weinkauff zu Rathe gezogen. Hinsichtlich der Tiefenstufe habe ich ausser den Angaben von Sars etwa abweichende Angaben von Aurivillius, Leche, Stuxberg und Walther [1]) in einer besonderen Kolumne zusammengestellt. Grosse praktische Bedeutung haben diese bathymetrischen Angaben allerdings nicht, da die meisten Autoren den Hauptwerth darauf gelegt haben, zu ermitteln bis zu welcher Tiefe irgend eine Art hinabreicht, während es für uns viel wichtiger wäre, genau zu erfahren, in welcher Tiefe dieselbe zuerst auftritt.

Dem fossilen Vorkommen der hier aufgezählten Arten eine besondere Kolumne zu widmen, war überflüssig, da dieselben mit drei gleich namhaft zu machenden Ausnahmen, sämmtlich aus den glacialen und postglacialen Ablagerungen von Canada, England und Skandinavien bekannt sind, wie insbesondere aus den Listen von Dawson [2]), Etheridge [3]) und Sars [4]) hervorgeht. Diese erwähnten drei Ausnahmen sind: Buccinum undatum, var. conoideum [5]), Omalaxis supranitida und Limopsis minuta. Omalaxis supranitida von Fahrenkrug halte ich für richtig bestimmt; die Art kommt schon im englischen Crag vor, dürfte also auch zur Glacialzeit dort gelebt haben, und in den Absätzen aus jener Zeit nur wegen ihrer Kleinheit und Zerbrechlichkeit übersehen sein; bei den anderen beiden Arten von Nindorf und Burg ist aber gerade die Bestimmung keineswegs ganz sicher, so dass sie nicht ins Gewicht fallen.

		arktisch	boreal	England	Mittelmeer	Tiefe in Faden à 1.88 m	
						Sars	Walther
1	Trophon clathratus L. (scalariformis Gould)	+	+	.	.	10—800	5— 580
2	Neptunea antiqua L.	.	.	+	.	20— 50	1— 70
3	Purpura lapillus L.	+	+	+	.	0— 10	
4	Buccinum undatum L.	+	+	+	.	0—150	
5	» (undatum, var.) conoideum Sars.	.	+	.	.	?	
6	Nassa reticulata L.	.	.	+	+	0— 20	
7	Bela turricula Mont.	+	+	+	.		4— 100
8	» Trevelyana Turt.	+	+	+	.	6—100	
9	Amauropsis islandica Gm.	+	+	?	.	10— 50	5— 50
10	Natica groenlandica Beck	+	+	+	.	0—250	2—1290

[1]) Bionomie des Meeres, Jena, 1893, S. 387—508.

[2]) Canadian Ice Age, Montreal 1894, S. 227—259.

[3]) Etheridge in Geikie, Great Ice Age, 2. Aufl. 1877, S. 586—600.

[4]) Mollusca reg. arcticae Norvegiae, Christ. 1878, S. 352 ff.

[5]) Nach Jeffreys nur var. von B. undatum, cf. Ann. & Mag. 5. ser. VI, 1880, S. 424.

		arktisch	boreal	England	Mittelmeer	Tiefe in Faden à 1.88 m	
						Sars	Walther
11	Natica Alderi Forb.	+	+	+	+	5— 80	7— 80
12	Parthenia interstincta Mont	.	+	+	+	10— 50	
13	» spiralis Mont.	.	+	+	+	10— 40	
14	Bittium reticulatum da Costa	.	.	+	+	0— 70	1— 500
15	Aporrhais pes pelecani L.	+	+	+	+	5—100	5— 422
16	Turritella terebra L.	+	+	+	+	5—100	8— 100
17	Scalaria communis Lk.	.	.	+	+	10— 40	5— 40
18	Margarita helicina Fabr.	+	+	+	.	0— 20	
19	Omalaxis supranitida Wood	.	+	.	?	200	
20	Lacuna divaricata Fabr.	+	+	+	.	0— 10	1— 36
21	Litorina litorea L.	?	+	+	.	0— 8	1— 7
22	» rudis Don. (tenebrosa Mont.)	+	+	+	+	0— 0	1—12 [1])
23	Onoba aculeus Gould	+	+	+	?	0— 50	Seichtw.
24	» proxima Ald.	.	+	+	+	0— 10	
25	Hydrobia ulvae Penn.	.	+	+	+	0— 8	1— 20
26	Cylichna umbilicata Mont.	.	+	+	+	10—300	10— 220
27	Utriculus semen Reeve	+	+	.	.	10— 60	
28	Ostrea edulis L.	.	.	+	+	3— 40	1— 45
29	Pecten maximus L.	.	.	+	+	5— 40	5— 30
30	Mytilus edulis L.	+	+	+	+	0— 10	1— 50
31	Modiolaria corrugata Stimps.	+	+	.	.	20— 50	33
32	Limopsis minuta Phil.	.	+	+	+	80—450	
33	Nucula nucleus L.	.	+	+	+	5—100	2—1180
34	» tenuis Mont.	+	+	+	+	20—300	8— 365
35	Leda pernula Mü.	+	+	?	.	20—150	
36	Yoldia arctica Gray	+	.	.	.	20— 50	5— 90
37	» lenticula Möll.	+	.	.	.	20—300	15— 120
38	Astarte compressa Mont. (Banksii Leach)	+	+	+	.	5— 50	8—2000
39	Montacuta bidentata Mont.	.	+	+	+	5—100	8—1366
40	Tellimya ferruginosa Mont.	.	+	+	+	18— 50	
41	Axinopsis orbiculata Sars	+	+	.	.	50— 60	2— 120
42	Cardium edule L.	.	+	+	+	0— 5	1— 10
43	» minimum Phil. (suecicum Reeve)	.	+	+	+	10—300	5— 645
44	» fasciatum Mont.	.	+	+	+	10—180	5— 100
45	» echinatum L.	.	+	+	+	5— 80	1— 114
46	Cyprina islandica L.	+	+	+	.	5— 70	1— 100
47	Tapes aureus Gm.	.	.	+	+	0— 20	
48	Tellina calcarea Ch.	+	+	.	.	0— 40	62— 145
49	» baltica L.	+	+	+	+	0— 10	1— 60
50	» exigua Poli (tenuis aut.)	.	+	+	+	0— 10	1— 6
51	Scrobicularia piperata Gm.	.	+	+	+	0— 5	1— 7
52	Cyrtodaria siliqua Ch.	+	+	.	.		4—10 [2])

[1]) Nach Aurivillius.

[2]) Nach Leche.

		arktisch	boreal	England	Mittelmeer	Tiefe in Faden à 1.88 m	
						Sars	Walther
53	Saxicava arctica L.	+	+	+	+	0—300	2— 500
54	» pholadis L. (rugosa aut.)	+	+	+	?	0— 40	1—65 [1])
55	Pandora glacialis Leach	+	.	.	.		2—60 [2])
56	Mactra subtruncata da Costa	.	+	+	+	5— 60	Seichtw.
57	Mya truncata L.	+	+	+	.	0— 50	1— 100
58	» arenaria L.	+	+	+	.	0— 5	1— 52
59	Corbula gibba Olivi	.	+	+	+	5—100	2— 50
60	Pholas crispata L.	.	+	+	.	0— 5	1— 20

Von diesen 60 marinen Mollusken besitzen einige heutzutage eine weite, andere nur eine beschränkte Verbreitung. Es finden sich nämlich:

3 nur arktisch: Yoldia arctica, Y. lenticula, Pandora glacialis.

8 nur arktisch und boreal: Trophon clathratus, Amauropsis islandica[3]), Utriculus semen, Modiolaria corrugata, Leda pernula [4]), Axinopsis orbiculata, Tellina calcarea, Cyrtodaria siliqua.

1 nur boreal: Buccinum (undatum, var.) conoideum.

12 arktisch und boreal, aber südlich bis England: Purpura lapillus, Buccinum undatum, Bela turricula, B. Trevelyana, Natica groenlandica, Margarita helicina, Lacuna divaricata, Litorina litorea, Astarte compressa, Cyprina islandica, Mya truncata, M. arenaria.

10 arktisch und boreal, aber südlich bis ins Mittelmeer: Natica Alderi, Aporrhais pes pelecani, Turritella terebra, Litorina rudis, ? Onoba aculeus, Mytilus edulis, Nucula tenuis, Tellina baltica, Saxicava arctica, ? S. pholadis.

1 boreal, aber nicht arktisch, und südlich bis England: Pholas crispata.

18 boreal, aber nicht arktisch, und südlich bis ins Mittelmeer: Parthenia interstincta, P. spiralis, ? Omalaxis supranitida, Onoba proxima, Hydrobia ulvae, Cylichna umbilicata, Limopsis minuta, Nucula nucleus, Montacuta bidentata, Tellimya ferruginosa, Cardium edule, C. minimum, C. fasciatum, C. echinatum, Tellina exigua, Scrobicularia piperata, Mactra subtruncata, Corbula gibba.

[1]) Nach Leche.

[2]) Nach Stuxberg.

[3]) Kann unbedenklich zu dieser Gruppe gerechnet werden. Forbes & Hanley erwähnen die Art nicht; Jeffreys hat sie als grosse Seltenheit in tiefem Wasser bei den Shetlands-Inseln gedredget, Conchology IV, 1867, S. 214.

[4]) Auch diese Art erwähnen Forbes & Hanley nicht. Jeffreys, Conchology II, 1863, S. 158; V, 1869, S. 173 hat nur einmal ein ganz unausgewachsenes Exemplar lebend bei den Shetlands-Inseln in 80 Faden gedredget und trägt daher Bedenken, Leda pernula in die Liste der britischen Mollusken aufzunehmen.

7 weder arktisch, noch boreal: Neptunea antiqua [1]), Nassa reticulata, Bittium reticulatum, Scalaria communis, Ostrea edulis, Pecten maximus, Tapes aureus.

Auf Grund dieser Angaben über die Verbreitung der einzelnen Arten lassen sich nun auch die Faunen der einzelnen Fundorte wie folgt gruppiren. Von den 42 Faunen sind:

2 arktisch: Esbjerg, Rensing.

2 arktisch oder boreal: Itzehoe, Rögle Klint.

12 boreal: ? Hvidding, Nindorf, Farnewinkel, Wolmersdorf, Burg, Beringstedt, Seefeld, ? Aasbüttel, Nienbüttel, Schuppenfelde, Hakemühlen, Lamstedt.

11 weder arktisch, noch boreal: Uetersen, Glinde, Blankenese, Stade, Süderholz, Mommark, Kekenis, Habernis, Stöfs, Tarbeck, Fahrenkrug.

10 ungenügend bekannt, aber nicht arktisch: Norderlygum, Tornskov, Warringholz, Cleve, Dockenhuden, Nienstedten, Hamm (No. 25 und 26), Lauenburg, Hostrupholz.

2 ganz ungenügend bekannt: Maade, Wacken.

3 garnicht bekannt: Osterbordelum, Hinschenfelde, Christiansminde.

Schliesst man die 5 gar nicht oder ganz ungenügend bekannten Faunen von der Betrachtung aus, so stellt sich unsere Gruppirung als eine ganz einfache heraus; denn die 4 arktischen, bez. arktischen oder borealen Faunen lassen sich unbedenklich [2]) als Arktische Gruppe zusammenfassen, deren bezeichnende Fossilien Yoldia arctica und Tellina calcarea sein würden.

Ebenso scharf umschrieben ist die Boreale Gruppe und zwar, wenn wir von Hvidding absehen, auch räumlich. Besonders charakteristisch für dieselbe sind Leda pernula, Axinopsis orbiculata und Cyrtodaria siliqua; indessen darf auch Natica groenlandica — eine sonst

[1]) Neptunea antiqua ist die einzige Art dieser Gruppe, welche nicht bis ins Mittelmeer reicht. Ihr südlichster Fundort ist Arcachon; nördlich geht sie in England bis zu den Shetlandsinseln, in Norwegen bis hart an den Polarkreis. Aeltere Autoren, z. B. S. V. Wood und P. Carpenter haben auch die arktischen und borealen Formen N. despecta L., tornata Gould und carinata Penn. nur für Varietäten von Neptunea antiqua erklärt. Uebrigens erinnere ich daran, dass ich die Art von Nindorf, Nienbüttel und Beringstedt nur mit einem ? anführe, weil ich nicht sicher entscheiden kann, ob die betr. Bruchstücke zu N. antiqua oder zu einer der ebengenannten und nahe verwandten Formen gehören.

[2]) Zumal Madsen, l. c., S. 110—114 auch die Aehnlichkeit ihrer Foraminiferen-Fauna nachgewiesen hat. Von den 13 Foraminiferen des Yoldien-Thons von Rensing finden sich 11 auch bei Itzehoe, während bei Esbjerg und Rögle Klint sogar sämmtliche Arten wiederkehren.

keineswegs specifisch boreale Form — mit vollem Recht als Leitfossil gelten.

Auch die Gemässigte Gruppe — unter welcher Bezeichnung ich alle diejenigen Ablagerungen verstehe, deren Charakter weder arktisch, noch boreal ist — zeigt an den einzelnen Lokalitäten so gemeinsame Züge, als Absätze so verschiedener Art, wie die Austernbänke, der Cyprinenthon und die Thone von Glinde und Fahrenkrug es sind, nur besitzen können. Ostrea edulis und Nassa reticulata sind für diese Gruppe besonders charakteristisch, jedenfalls viel charakteristischer als Cyprina islandica, die auch an den Fundorten der borealen Gruppe allgemein auftritt.

Im Uebrigen verweise ich auf den Anhang, in welchem die Faunen der wichtigsten Lokalitäten gruppenweise zusammengestellt sind.

Nur die ungenügend bekannten, aber nicht arktischen Faunen bereiten uns noch einige Schwierigkeiten. Kann Hostrupholz auch ruhig ausscheiden, weil es sich hier zweifellos um echten Cyprinenthon handelt, so bleiben immerhin 9 kleine Faunen nach, welche zusammen die folgenden 18 Arten enthalten: Odostomia? sp., Turritella terebra, Litorina litorea, Rissoa? sp., Onoba aculeus, Hydrobia ulvae, Cylichna sp. ind., Mytilus edulis, Nucula nucleus, N. tenuis, Cardium edule, C. minimum, Cyprina islandica, Tellina baltica, T. exigua, Saxicava pholadis, Mactra sp. und Mya truncata, von denen einerseits Odostomia? sp., Rissoa? sp., Onoba aculeus und Cylichna sp. bisher nicht in den Ablagerungen der borealen Gruppe, andererseits Turritella terebra, Rissoa? sp. und Nucula tenuis ebenso nicht in denjenigen der gemässigten Gruppe beobachtet sind.

Ob alle 9 Faunen dieser Gruppe boreal, oder welche von ihnen boreal, und welche gemässigt sind, lässt sich daher vorderhand nicht entscheiden [1]), was um so bedauerlicher ist, als gerade die Faunen derjenigen 5 Punkte, deren Alter am genauesten und sichersten bestimmt werden konnnte, in diese Kategorie fallen.

Die Gruppirung, welche ich hier an der Hand der marinen Mollusken versucht habe, wird nun erfreulicherweise durch die Untersuchung der Foraminiferenfauna voll und ganz bestätigt. Auf Grund dieser letzteren hat Madsen [2]) nämlich unterschieden Ablagerungen mit:

[1]) Auch Ruppia maritima (Warringholz, a und Hamm, 26), die nach frdl. Mittheilung von Herrn Dr. Brick an der norwegischen Küste bis zu den Lofoten hinaufreicht, giebt hierfür keinen Anhaltspunkt.

[2]) Ist. For., S. 35; Madsen's Eintheilung ist hier nur soweit berücksichtigt, als sie sich auf die 11 auch hier besprochenen Fundorte bezieht.

A. Gemässigter Fauna,
B. Arktischer oder Borealer Fauna.

Zu B. werden Esbjerg, Itzehoe, Rensing und Rögle Klint gestellt; B. entspricht demnach genau meiner Arktischen Gruppe. A. wird in Dänemark nicht weiter gegliedert, weil die Cyprinenthone von Aerrö, Langeland, Fühnen und Jütland vollkommen gleichartig zu sein scheinen; in Holstein dagegen zerlegt Madsen die Ablagerungen dieser Gruppe noch weiter in A_1 mit wärmerer Fauna: Tarbeck, Fahrenkrug, Blankenese, Lauenburg und in A_2 mit kälterer Fauna: Burg, Nindorf, Seefeld. Man sieht, A_2 ist unsere Boreale, A_1 unsere Gemässigte Gruppe, nur mit dem Unterschied, dass Madsen Lauenburg in die gemässigte Abtheilung versetzt, während ich diese Frage offen gelassen habe.

Vergleichen wir jetzt noch einmal das Ergebniss unserer früheren Altersbestimmung, so gelangen wir zu folgendem Schema:

Gruppe	Alter
Arktisch.	theils sicher, theils wahrscheinlich interglacial I oder praeglacial.
Boreal.	theils wahrscheinlich interglacial I oder praeglacial, theils unbestimmt.
Gemässigt.	theils wahrscheinlich interglacial I oder praeglacial, theils sicher interglacial II.
Unbestimmt, aber nicht arktisch.	theils sicher interglacial I, theils wahrscheinlich interglacial I oder praeglacial, theils unbestimmt.

Umgekehrt würde aus diesem Schema hervorgehen, dass alle sicher oder wahrscheinlich als interglacial II erkannten Ablagerungen der gemässigten Gruppe angehören, dass dahingegen die sicher oder wahrscheinlich als interglacial I oder praeglacial erkannten Ablagerungen theils arktische, theils boreale, theils endlich gemässigte Faunen besitzen.

Auch die Frage, welcher Tiefenstufe die verschiedenen Ablagerungen angehören, ist noch kurz zu erörtern. Ich habe oben schon angedeutet, wesshalb die mitgetheilten Tiefenzahlen im Einzelnen un-

zureichend sind, will aber doch an einigen typischen Beispielen den Versuch machen, die Tiefe der betr. Ablagerung zu bestimmen.

Rensing ist die bestgekannte arktische Fauna unseres Gebietes. Für die einzelnen bei Rensing vorkommenden Arten bewegen sich die Tiefenzahlen der Tabelle zwischen 0 und 300 Faden; sind diese Zahlen wirklich zuverlässig, so ist der Thon von Rensing in mindestens 20 und höchstens 50 Faden abgesetzt, denn Modiolaria corrugata beginnt erst in 20 Faden Tiefe und geht nicht über 50 Faden hinaus.

Für Nindorf, eine typisch boreale Fauna, gelangen wir auf demselben Wege zu einer Minimaltiefe von 20 Faden, denn nach Sars lebt Leda pernula nicht in seichterem Wasser. Ich bemerke übrigens, dass aus den für Cyrtodaria siliqua mitgetheilten Zahlen eine Maximaltiefe von nur 10 Faden gefolgert werden könnte. Diese Gattung lebt aber tief im Schlamm, und ist daher schwer zu dredgen. So kommt es, dass sich in der mir zugänglichen Litteratur nirgends eine genaue Tiefenangabe für C. siliqua findet; die Zahlen meiner Tabelle beziehen sich auf C. Kurriana, deren Identität mit C. siliqua zwar von Jeffreys angenommen, aber von Leche bezweifelt wird.

Für Fahrenkrug, die reichste gemässigte Fauna, finden wir mit Hülfe der Angaben über das Vorkommen von Cylichna umbilicata und Hydrobia ulvae eine Mindesttiefe von 10, eine Maximaltiefe von 20 Faden. Omalaxis supranitida würde dahingegen nach unserer Tabelle eine Mindesttiefe von 200 Faden andeuten. Indessen ist diese kleine zerbrechliche Art überhaupt nur einmal in einem Exemplar von Sars gefangen worden, so dass derselben wohl keine Beweiskraft zukommt. Um endlich auch noch den Cyprinenthon zum Vergleich heranzuziehen, so ergiebt sich z. B. für Mommark aus dem Vorkommen von Scalaria communis und Nassa reticulata eine Minimaltiefe von 5, eine Maximaltiefe von 20 Faden.

Wir werden daher nicht sehr weit fehlgreifen, wenn wir für die feinen thonigen Absätze unseres marinen Diluviums eine mittlere [1]) Tiefe von 15—20 Faden (27—36 m) annehmen. Nachdem wir schon früher die Austernbänke als echte Seichtwasserabsätze (aus 1—5 Faden, 2—9 m) erkannt haben, dürfen wir daher jetzt auch sämmtliche marinen Thone unseres Diluviums für Absätze der Litoralzone [2]) erklären — eine Annahme, die noch dadurch bekräftigt wird, dass bei Burg, Glinde,

[1]) Für Warringholz, a und Hamm, 26 wegen des Vorkommens von Ruppia maritima natürlich sehr viel weniger.

[2]) Natürlich nicht in dem engen, ihr früher von Forbes beigelegten Sinn als »tract between tide marks«, da einige der hier als litoral bezeichneten Absätze bis in den oberen Theil der Forbes'schen Corallinen-Zone hineinreichen.

Fahrenkrug und an fast allen Fundorten des schleswigschen Cyprinenthons eingeschwemmte Reste von Landpflanzen oder Süsswasserconchylien in eben diesen marinen Thonen beobachtet sind.

Damit sind wir denn auch, da ich vollkommen darauf verzichten muss, eine Parallelisirung unseres marinen Diluviums mit den entsprechenden Ablagerungen von Ostpreussen, Dänemark, Skandinavien und England auch nur zu versuchen, am Schluss unserer Betrachtungen angelangt. Die dem vorigen Bande dieser Mittheilungen beigegebene Uebersichtskarte von Schleswig-Holstein zeigt, dass die marinen Ablagerungen unseres Diluviums mit wenigen Ausnahmen nur am Rande des Diluvialgebietes auftreten, welcher im Osten mit der heutigen Meeresküste, im Westen aber bis etwa zum 55° N. B. mit jener merkwürdigen, zum Theil weit landeinwärts gelegenen Terrasse zusammenfällt, welche von mir nach altem Herkommen als Geest-Rand bezeichnet ist und die Grenze gegen die Marsch, d. h. gegen das niedrige und vollkommen ebene Gebiet des marinen Alluviums bildet.

Dass dieser Geest-Rand zur Alluvialzeit die Meeresküste bezeichnete, beweisen ferner — um auch Das anzuführen — die ausgedehnten ihn begleitenden Dünenketten, welche, bei Lauenburg beginnend und namentlich auch zwischen Geesthacht und Steinbek auf das Schönste entwickelt, sich mit geringen Unterbrechungen bis an die Eider, ja darüber hinaus bis in die Gegend von Leck verfolgen lassen, wie Das die vortreffliche Karte von Geerz [1]) schon vor 40 Jahren dargethan hat.

Die räumliche Verbreitung des marinen Diluviums zeigt nun aber schlagend, dass dieser Geest-Rand auch schon während der ersten Interglacialperiode, ja vielleicht schon während der Präglacialzeit die Meeresküste gebildet hat. Und daran ändern auch die wenigen Ausnahmen Nichts, denn sie sind eben keine Ausnahmen, sondern vielmehr, wie schon Leopold von Buch [2]) ganz richtig erkannte, die Anzeichen einer alten Verbindung zwischen Nordsee und Ostsee, die von Itzehoe und Rensing durch das heutige Thal der Osterau über Fahrenkrug, Tarbeck, Ploen und das Thal der Kossau in die Kieler Bucht geführt haben mag. Ja nach Dem, was hier über die Lage der Oberkante und die wahrscheinliche Tiefenstufe der marinen Thone angeführt ist, könnte auch durch das Thal der Eider, Sorge und Schlei eine ähnliche Verbindung bestanden haben.

[1]) Generalkarte von den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg etc. in 1 : 450,000, physikalische Ausgabe. Berlin 1858.

[2]) Monatsber. Kgl. Akad. Berlin 1851, S. 43; seitdem ist diese Ansicht von zahlreichen Autoren wiederholt.

Dass der Geest-Rand schon während der ersten Interglacialperiode die wirkliche Meeresküste war, geht speciell für die Gegend von Hamburg ganz zweifellos aus den dortigen Bohrungen hervor. Aus dem Diluvialgebiet von Hamburg und Umgegend habe ich bis heute 222 Bohrungen, darunter 52 von über 100 m Tiefe untersucht und nur in 4 Bohrungen am unmittelbaren Geest-Rande (unsere No 23—26) das marine Diluvium getroffen.

Diese zahlreichen Bohrungen verrathen uns aber auch, dass der Geest-Rand in seiner Anlage viel älter ist. Das Diluvium zeigt nämlich in allen wirklichen Tiefbohrungen, welche hier am Rande und im eigentlichen Bett des Elbthals angestellt sind, eine überraschende Mächtigkeit, indem dasselbe z. B nicht durchsunken ist in:

Dockenhuden (23)	mit	192.6 m
Nienstedten (24).....	»	189.7 m
Hamburg, Anckelmannsplatz	»	190.7 m
Hamburg, Billbrauerei	»	177.3 m
Hamburg, Horn (Blohm)...	»	168 m
Buxtehude, Brauerei	»	183.8 m

während auf dem Diluvialplateau selber regelmässig das Tertiär schon in viel geringerer Tiefe erreicht wird, z. B. in:

Hamburg, Grosse Bleichen 40.....	in	15.6 m	unter Terrain.
Hamburg, St. Pauli, Actienbrauerei..	»	27 m	
Hamburg, Alsterufer 27	»	53.5 m	
Hamburg, Vereinsstrasse,(Lederfabrik)	»	70 m	
Hamburg, St. Georg, Neue Strasse 48	»	83 m	
Hamburg, Uhlenhorst, Hofweg 88....	»	88.5 m	

Diese beiden Thatsachen, die ungeheure Mächtigkeit des Diluviums im eigentlichen Thalbett, und die verhältnissmässig geringe Tiefe, in welcher landeinwärts, kaum einen Kilometer vom Thalrand entfernt, das Tertiär angetroffen wird, sprechen einerseits für das hohe Alter, andererseits für die schon von Leopold von Buch [1]) vermuthete echt tektonische Natur der Elbthalspalte.

Ist aber der Geest-Rand bei Hamburg erwiesenermassen ein alter Bruchrand, so ist seine Fortsetzung nach Norden voraussichtlich auch nichts Anderes; und um hierfür noch ein Argument anzuführen, sei darauf hingewiesen, dass nicht allein bei Hamburg, sondern auch im weiteren Verlaufe des Geest-Randes miocäne und ältere Tertiärschichten überall theils zu Tage treten, theils in geringer Tiefe erbohrt sind.

[1]) Leonhard's Taschenbuch XVIII, 1824, S. 501, wo auf den Parallelismus des Elbthals und der Erhebungen des »nordöstlichen Systems« hingewiesen wird.

Das führt uns aber zurück in eine längst verschwundene Zeit, in welcher der »fluvius celeberrimus Albis«, wie die erste überhaupt veröffentlichte und E. H. Rath unserer Stadt gewidmete Moller'sche Elbkarte von 1628 unsere Lebensader nennt, bei Lauenburg oder gar schon bei Dömitz sein natürliches Ende erreichte, und in welcher auf der Blankeneser Barre eine Wassertiefe von 20 m zu finden war. Und mit diesem Rückblick will ich hier meine Betrachtungen schliessen.

Hamburg, den 20. Februar 1898.

Anhang.

Gruppenweise Uebersicht der Molluskenfauna unseres marinen Diluviums.

A. Arktische Gruppe.

	Rensing 19	Esbjerg 1	Itzehoe 18	Rögle Klint 38
Amauropsis islandica	+	.	.	.
Turritella cf. terebra	+	.	.	.
Litorina litorea	.	.	+	.
Utriculus semen	+	.	.	.
Modiolaria corrugata	+	.	+	?
Yoldia arctica	+	+	.	.
» lenticula	+	.	.	.
Astarte cf. compressa	.	+	.	.
Tellina calcarea	+	+	+	+
» baltica	.	.	.	+
Saxicava pholadis	+	+	+	+
Pandora glacialis	+	.	.	.
Mya truncata	+	+	.	.
	10	5	4	4

Von Itzehoe erhalte ich während des Druckes dieser Tabelle ein ganz verdrücktes und kaum bestimmbares Exemplar eines grossen dünnschaligen Gastropoden, der dem arktischen Buccinum hydrophanum nahe zu stehen scheint.

B. **Boreale Gruppe.**

	Nindorf 7.8.9	Burg i. D. 10	Beringstedt 11.12	Niendüttel 15	Hakemühlen 29-31
Trophon clathratus	.	.	.	.	+
Neptunea ? antiqua	+	.	+	+	.
Buccinum undatum, typus, var. conoidea, & var.	con.	var.	var.	typ.	typ.?
Bela cf. Trevelyana	+	.	.	.	.
Natica groenlandica	+	+	+	+	+
» Alderi	+	+	.	.	.
Turritella cf. terebra	.	+	.	.	.
Litorina litorea	+	+	+	+	+
Hydrobia ulvae	.	+	+	+	.
Utriculus cf. semen	.	.	.	+	.
Mytilus edulis	+	+	+	+	+
Limopsis cf. minuta	.	+	.	.	.
Nucula nucleus	.	.	+	.	.
» tenuis	+	+	.	.	.
Leda pernula	+	+	+	+	+
Astarte compressa	.	.	.	.	+
Tellimya ? ferruginosa	.	.	+	+	.
Axinopsis orbiculata	.	+	+	.	.
Cardium edule	+	+	+	+	+
» fasciatum	.	+	+	.	.
Cyprina islandica	+	+	+	+	+
Tellina baltica	+	+	+	+	+
» exigua	?	?	.	+	.
Cyrtodaria siliqua	+	+	+	+	.
Saxicava pholadis	+	+	+	+	+
Mactra sp.	.	+	.	.	.
Mya truncata	+	+	+	+	+
	16	20	17	16	12

Falls Hvidding zu dieser Gruppe gehört, würde noch Cardium minimum hinzukommen. Auch in Gruppe A sind beobachtet: Turritella cf. terebra, Litorina litorea, ? Utriculus cf. semen, ? Astarte compressa, Tellina baltica, Saxicava pholadis und Mya truncata; in Gruppe C kommen 14 Arten dieser Liste vor, vergl. die Schluss-Kolumne der letzten Tabelle.

C. Gemässigte Gruppe: Cyprinenthon.

	Hosstrupholz 35	Süderholz 36	Mommark 37	Kekenis 38	Habernis 39
Nassa reticulata	·	sp.	+	+	+
Bittium reticulatum	·	+	·	·	·
Scalaria communis	·	·	+	·	·
Litorina litorea	·	·	+	·	·
Onoba cf. proxima	·	+	·	+	·
Mytilus edulis	·	+	+	·	+
Nucula nucleus	·	sp.	+	·	·
Montacuta ? sp.	·	·	+	·	·
Cardium edule	·	+	+	·	+
» echinatum	+	+	·	·	+
Cyprina islandica	+	+	+	+	+
Tellina baltica	·	·	·	·	+
Mactra sp.	+	·	·	·	·
Mya? arenaria	·	sp.	·	·	+
Corbula gibba	+	+	+	+	+
Valvata piscinalis	·	+	·	·	·
» contorta	·	·	·	+	·
» macrostoma	·	+	·	·	+
Planorbis contortus	+	·	·	·	·
Pisidium obtusale	·	·	·	+	+
» sp.	·	+	·	·	·
Unio sp.	·	+	·	+	·
	5	14	9	7	10

Aus dem dänischen Cyprinenthon von Glamsbjerg auf Fühnen, Kibaek in Jütland, Ristinge auf Langeland, Trandrup und Vejsnaes auf Aerrö führen Johnstrup, Madsen und Andersson noch 18 weitere Arten auf (die Fundorte sind mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet): Neptunea antiqua (R), Buccinum undatum (R), Natica? Alderi (K), Aporrhais pes pelecani (T), Turritella terebra (K), Hydrobia ulvae (R), Acera bullata (R), Ostrea edulis (G, K, R, T, V), Pecten opercularis (K), Astarte sp. (V), Cyamium minutum (R), Tapes aureus (R, V), Tapes pullastra (R, V), Mactra subtruncata (R, V), Mya truncata (R); ferner Pisidium Henslowianum (R), Anodonta sp. (R) und Unio tumidus (R).

C. **Gemässigte Gruppe: Austernbänke von Tarbeck etc.**

	Tarbeck 41	Stöfs 40	Blankenese 22	Stade 32
Buccinum undatum	+	+	+	+
Nassa reticulata	+	.	.	.
Bela turricula	+	.	.	.
Parthenia interstincta	+	.	.	.
» spiralis	+	.	.	.
Odostomia sp.	+	.	.	.
Margarita ? helicina	+	.	.	.
Lacuna divaricata	+	.	.	.
Litorina litorea	+	+	+	.
» rudis	+	.	.	.
Hydrobia ulvae	+	.	.	.
Ostrea edulis	+	+	+	+
Mytilus edulis	+	+	+	+
Cardium edule	+	+	+	+
» fasciatum	+	+	+	.
Tellina baltica	+	.	+	+
Scrobicularia piperata	?	.	+	.
Saxicava ? arctica (? pholadis juv.)	+	+	+	.
Mactra subtruncata	.	.	+	+
Mya truncata	+	.	.	+
» ? arenaria	.	.	.	+
Pholas crispata	+	.	+	+
	20	7	11	9

C. **Gemässigte Gruppe: Thone von Fahrenkrug, Glinde etc.**

	Fahrenkrug 42	Glinde 21	Blankenese 22	Tarbeck 41
Aporrhais pes pelecani	+	.	+	.
Omalaxis supranitida	+	.	.	.
Litorina litorea	+	+	+	.
Onoba aculeus	+	.	.	.
Hydrobia ulvae	+	.	?	.
Cylichna umbilicata	+	.	.	.

	Fahrenkrug 42	Glinde 21	Blankenese 22	Tarbeck 41
Ostrea edulis	+	+	+	+
Mytilus edulis	+	+	+	+
Montacuta bidentata	+	.	+	.
Cadium edule	+	+	+	.
» minimum	+	.	.	.
Tellina baltica	+	+	+	+
» exigua	+	.	.	.
Scrobicularia piperata	+	+	.	.
Saxicava pholadis	.	.	.	+
Mactra subtruncata	+	.	.	.
Mya? arenaria	+	.	.	.
Valvata piscinalis	+	.	.	.
Unio sp.	+	.	.	.
	18	6	8	4

C. **Gemässigte Gruppe: Uebersicht der Mollusken-Fauna.**

	Austernbänke	Cyprinenthon[1])	Sonstige Thone	auch in B
Buccinum undatum	+	d	.	+
Nassa reticulata	+	+	.	.
Bela turricula	+	.	.	.
Parthenia interstincta	+	.	.	.
» spiralis	+	.	.	.
Odostomia sp.	+	.	.	.
Bittium reticulatum	.	+	.	.
Aporrhais pes pelecani	.	d	+	.
Scalaria communis	.	+	.	.
Margarita? helicina	+	.	.	.
Omalaxis supranitida	.	.	+	.
Lacuna divaricata	+	.	.	.
Litorina litorea	+	+	+	+
» rudis	+	.	.	.

[1]) d bedeutet: bisher nur an den dänischen Fundorten beobachtet.

	Austernbänke	Cyprinenthon	Sonstige Thone	auch in B
Onoba aculeus	.	.	+	.
» cf. proxima	.	+	.	.
Hydrobia ulvae	+	d	+	+
Cylichna umbilicata	.	.	+	.
Ostrea edulis	+	d	+	.
Mytilus edulis	+	+	+	+
Nucula nucleus	.	+	.	+
Montacuta bidentata	.	?	+	.
Cardium edule	+	+	+	+
» echinatum	.	+	.	.
» minimum	.	.	+	+
» fasciatum	+	.	.	+
Cyprina islandica	.	+	.	+
Tellina baltica	+	+	+	+
» exigua	.	.	+	+
Scrobicularia piperata	+	.	+	.
Saxicava? arctica (? pholadis juv.)	+	.	.	.
» pholadis	.	.	+	+
Mactra subtruncata	+	d	+	?
Mya truncata	+	d	.	+
» ? arenaria	?	?	?	.
Corbula gibba	.	+	.	.
Pholas crispata	+	.	.	.
Valvata piscinalis	.	+	+	.
» contorta	.	+	.	.
» macrostoma	.	+	.	.
Planorbis contortus	.	+	.	.
Pisidium obtusale	.	+	.	.
» sp.	.	+	.	.
Unio sp.	.	+	+	.
	22	27	19	14

Sitzungsberichte*)

von 1897

zusammengestellt von H. Michow.

215. Sitzung. 7. Januar 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Von dem in der vorigen Sitzung zum Ehrenmitgliede ernannten Polarforscher Dr. Fr. Nansen ist ein Schreiben an den Vorstand eingegangen, worin derselbe seinen herzlichen Dank für die Ernennung ausspricht.

Dem Vorstande ist die Einladung zum 12. Deutschen Geographentag zugegangen, der vom 21. bis 23. April d. J. in Jena stattfinden wird, zugleich mit einer Uebersicht der in Aussicht genommenen Berathungsgegenstände.

Der Vorsitzende begrüsst den Redner des Abends, Herrn Hans Leder aus Wien, und ertheilt ihm das Wort zu dem angekündigten Vortrage über Sibirien:

Redner hat in russischem Auftrage eine dreijährige Forschungsreise durch Sibirien und Nordchina gemacht. Er giebt zunächst einen Umriss des Landes als einer Abdachung des centralasiatischen Hochlandes nach Norden und Osten. Er unterscheidet ferner 3 Produktionszonen von N nach S, zunächst die Tundra, dann die Waldzone, drittens die Steppe. — Die Tundra, Heimath des Rennthieres, vieler Nagethiere, grosser Schaaren von Vögeln und der meisten Pelzthiere, ist die reichste Zone, denn ausser Pelzwerk liefert sie alles Gold und fossiles Elfenbein. Jakutzk ist der Markt; es kamen daselbst 1893 zum Verkauf 5500 Zobel à 5 bis 150 Rubel, 30 000 Hermelin à 12 Kopeken, Tausende von Füchsen, 500 Bären, 850 000 Eichhörnchen, 250 Metercentner fossiles Elfenbein (aus den Flussdeltas und den Neusibirischen Inseln), zusammen für ½ Millionen Rubel. Die Gewinnung von Gold ist in Händen von Privatgesellschaften; das Gold muss aber an die Regierung abgeliefert werden; in Irkutsk werden die Golderze ausgeschmolzen und auf den Transport nach Europa gebracht. — Die Steppe bewohnt der Tatar und macht sie sich zu Nutze für sein Vieh (Kamele, Schafe, Pferde); an Wild giebt es Antilopen und wilde Pferde in grossen Heerden. — Der

*) Anschliessend an die in Band XIII gegebenen Berichte.

Wald besteht aus Nadelholz (Lärche, Arve, Pechtanne), mit geringen Beständen von Birken und Eschen. Hier haust der Bär, wild und blutgierig; trotz des Reichthums an Wild (Hirsche u. a.) wird er den zahmen Heerden sehr schädlich. Scheu dagegen ist der Wolf; sonst giebt es Vielfrasse, Moschusthiere, Birk- u. a. Hühner. — Das Klima ist kontinental; die Temperatur zeigt Kontraste von — 45 Gr. C. im Winter, bis + 35 Gr. C. im Sommer für das südliche Sibirien. Der Winter setzt im November ein, und erst im Mai erwacht die Natur wieder. Fällt hoher Schnee, was selten der Fall ist, so bedeutet dies Hungersnoth und Tod fürs Vieh; denn der Mongole sammelt niemals Vorrath für den Winter. Frostfrei ist die Zeit von Mitte Juni bis Mitte August; da reifen Getreide und Gemüse, aber nicht Kartoffeln. In der Winterzeit werden Fleisch und Milch in gefrorenem Zustande zu Markt gebracht, Milch in gefrornen Stücken, die geschlachteten Thiere zu Pyramiden auf dem Marktplatz aufgestapelt, wo sie oft monatelang stehen bleiben, bis sie Absatz finden. Die Luft ist rein und gesund, Fieber und Tuberkulose sind unbekannt. — Redner fuhr über den Ural nach Tumén, das als westlichster Hafen des Obsystems seit jeher das Durchgangsthor nach Sibirien gewesen ist. Es liegt in fruchtbarer, stark besiedelter Gegend. Es findet hier ein grosser Export von sibirischem Getreide statt, 100 Mill. kg jährlich, ferner von Talg und anderem Fett, besonders Butter (1 Mill. kg allein nach Konstantinopel), Häute, Branntwein, Wolle, Pelzwerk. Der Hauptmarkt für den Umtausch gegen europäische Waaren, besonders Manufakturen aus Moskau und Lodz, ist aber das näher am Ural gelegene Irbit (Umsatz ca. 50 Mill. Rubel jährlich). Tumén ist sonst bekannt als Etappengefängniss für alle Deportirten, die von hier aus über Sibirien vertheilt werden. Nur die schwersten Verbrecher gehen zu Wasser über Odessa nach Sachalin. Der Landtransport geht über Tomsk, bis dahin zu Wasser, dann zu Fuss, in Trupps von 500 Seelen; jeder dritte Tag ist Ruhetag, die Disciplin unterwegs ist sehr milde, die Gefangenen haben grosse Freiheit; das Bettelsystem in den passirten Orten wird sehr ausgedehnt betrieben, denn es wirft auch für den Beamten etwas ab. In Sibirien kann jeder wieder in die menschliche Gesellschaft eintreten, wenn er ein ordentlicher Mensch werden will. In dem Hauptgefängniss in Irkutsk ist das Regiment streng, aber gerecht und deshalb sehr beliebt, sodass z. B. nach einem Brande, bei dem alle Gefangenen hinausgelassen werden mussten, sich alle bis auf den letzten Mann (mehrere Tausende) wieder einfanden. Aber der Andrang ist so gross, dass nicht alle dort untergebracht und beschäftigt werden können. Diese siedeln sich in der Umgegend als Arbeiter oder Handwerker an. Viele streichen im Lande umher. Dies Landstreicherthum ist charakteristisch für Sibirien. Manche gehen auf Schleichwegen nach Europa zurück, werden unterwegs von den Bauern aus Furcht mit Lebensmitteln versorgt. In Europa werden sie meist wieder gefasst und mancher so mehrmals nach Sibirien zurücktransportirt. Andere entweichen im Frühjahr aus den Gefängnissen, um nur den Sommer über umherzustreichen, und melden sich bei Winteranfang zum Eintritt in ein anderes Gefängniss, ohne ihren Namen zu verrathen, den sie vergessen zu haben vorgeben; sie werden eine Zeitlang verpflegt und

dann der Freiheit zurückgegeben; andre werden tüchtige und brave Menschen und kommen oft zu Wohlstand und Ansehen. — Das grossartigste Unternehmen ist der Bau der sibirischen Eisenbahn, die bis Wladiwostok 8000 km Länge betragen wird. Im Westen geht der Bau schnell vor sich; man fährt bereits über Omsk und Tomsk bis Krasnojarsk am Jenissei. Die grössten Schwierigkeiten bieten die Brückenbauten über die grossen Ströme (Brückenlänge über den Irtisch 850 m, über den Jenissei 1000 m). Der Bahnbau ist am schwierigsten im Osten vom Jenissei, über das Sajangebirge um den Baikalsee herum und über das Jablonoi-Gebirge, wo die Bahn 1000 m Höhe erreicht. Von Onon aus im Amurgebiet hat Russland durch Druck auf China die Erlaubniss erhalten, durch chinesisches Gebiet zu bauen, eine Ersparniss von 1000 km Wegelänge. Die Bahn wird die Mandschurei durchziehen und in Wladiwostok, wo die Bahn bereits fertig ist, das Meer erreichen. Dies ist für die Entwickelung Sibiriens nothwendig und auch strategisch von grösster Wichtigkeit für Russland, insofern, als dadurch einer im Stillen längst geplanten Losreissung Sibiriens von Russland vorgebeugt wird. Die Besiedelung Sibiriens wird auch Vortheile aus der Bahn ziehen, denn schon längst ist für den armen russischen Bauer Sibirien das Eldorado der Auswanderer. Die Besitzergreifung der Mandschurei durch Russland ist nur eine Frage der Zeit, und dann wird Russland sein Bahnnetz ausdehnen nach Port Arthur oder einem anderen, zwischen Korea und der Mandschurei belegenen Hafen am offenen Meere.

216. Sitzung. 4. Februar 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Vor Eintritt in die Tagesordnung richtet der Vorsitzende folgende Worte an die Versammlung:

„Ehe wir in die Tagesordnung eintreten, liegt mir die Pflicht ob, eines schweren Verlustes zu gedenken, der unsere Gesellschaft betroffen hat. Herr W. Westendarp ist durch frühen Tod aus unserer Mitte abgerufen worden. Er war ein trefflicher Mensch und ausgezeichneter Kaufmann. An anderer Stelle ist alles gesagt, was hierüber zu sagen ist; hier hebe ich nur hervor, was er für unsere Gesellschaft war, und da war er ein ausgezeichnet verdienstvolles Mitglied, nicht nur äusserlich, sondern mit dem wärmsten Interesse für die Aufgaben und Interessen der Gesellschaft. Er war wohl vorbereitet für die Theilnahme an einer solchen Gesellschaft wie die unsrige. Durch vieles Reisen und scharfe Beobachtungen und den weiten Blick, mit dem er das Fremde, was sich ihm darbot, zu verstehen vermochte, hatte er sich reiche Kenntnisse auch auf wissenschaftlichem Gebiete erworben. Ich erinnere in dieser Beziehung an den Vortrag über die Verbreitung des Elfenbeins, den er hier bei Gelegenheit des Geographentages 1885 gehalten hat. Aus diesem Vortrage sieht man, wie glücklich und scharf er zu beobachten verstand und nach Art eines wissenschaftlichen Forschers daraus Schlüsse zu ziehen. Seit 1885 gehörte er dem Beirath, seit 1890 dem Vorstand unserer Gesellschaft an, und ich kann es persönlich aus den letzten

Jahren bezeugen, dass er an den Arbeiten des Vorstandes stets mit grossem Interesse theilgenommen hat; auch hat er die mühselige Pflicht übernommen, die Kasse der Gesellschaft zu verwalten. Sie werden mir alle beistimmen, dass wir dem Verstorbenen herzlichen Dank schulden, und ich bitte Sie, zum Zeichen Ihrer Zustimmung sich zu erheben."

Nachdem dies geschehen, legt der Sekretär Herr Friederichsen die Jahresabrechnung von 1896 vor (siehe Band XIII dieser Mittheilungen S. 196).

Der Vorsitzende ertheilt alsdann das Wort Herrn Dr. Joh. Nölting von hier zu einem Vortrage über die »Ethnographie Schleswig-Holsteins«. Redner ging von dem Gedanken aus, dass Schleswig-Holstein mit Hamburg zu einer geographischen Einheit verbunden sei. Nachdem er kurz über den geologischen Aufbau des Landes berichtet und die ersten Spuren des Menschen auf der Cimbrischen Halbinsel erwähnt hatte, sprach er über die Urbevölkerung des Landes. Nach Kosinna haben die Germanen schon 1000 vor Chr. in Schleswig-Holstein und den benachbarten Theilen Skandinaviens, in Mecklenburg und Nordwest-Hannover gesessen, haben hier die Kultur der nordischen Bronzezeit ausgebildet und sich hier sprachlich in die Gruppen der Nordost-, West- und Süd-Germanen getrennt. Allmählich wurden von diesen Landstrichen aus das übrige Deutschland und Skandinavien besiedelt. Als zur Zeit der Völkerwanderung Schleswig-Holstein von den nach Britannien ziehenden Schaaren entvölkert wurde, rückten die Sachsen bis in den Süden Schleswigs vor, und die slavischen Wagrier in den Osten von Holstein ein. Karl der Grosse bestimmte die Grenzlinie zwischen Sachsen und Wenden, den limes saxonicus, der freilich vielfach von den Wenden überschritten wurde. Erst 1138—39 begann die Regermanisirung des Ostens von Holstein, in dem neben den einwandernden Sachsen, Friesen und Vlämen freilich noch vielfache Reste der slavischen Bevölkerung sitzen blieben und germanisirt wurden. — Dann verbreitete Redner sich über die einzelnen im Lande sitzenden Volksstämme. Die Sachsen zeigen noch ausgesprochen germanischen Typus, der durch Langschädel, blondes Haar und blaue Augen, sowie leicht gebogene Nase charakterisirt wird. Ihre Sprache ist das Holsteiner Platt, ihre Wohnung das typische Sachsenhaus. Die Dörfer sind Haufendörfer, die Felder werden durch Knicks umschlossen. Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung. Einige Volksbräuche bei den Hochzeiten lassen sich als Spuren vom ehemaligen Brautraub deuten; Rolandreiter, Pferdeköpfe auf den Dächern und verschiedene Sagen zeigen einen ehemaligen Wodansdienst an. — Die Bewohner der Elbmarschen sind zum Theil auch Sachsen, unsere Vierländer aber sind vlämischer Abkunft. In der Marsch blühten mancherlei Handfertigkeiten, vor allen die Filigran-Schmiedekunst. Die Probsteier scheinen dagegen friesischer Herkunft zu sein und zum Theil sich vielleicht mit Wenden vermischt zu haben. In der Probstei herrscht bei der Erbfolge das Minorat, was sich in den Herzogthümern fast immer nachweisen lässt, wo Friesen ihre Sitze haben. — Der Osten Holsteins und Lauenburg besitzen eine germanisch-wendische Mischbevölkerung, die sich durch brünette Farben und kurze Schädel auszeichnet. Rein slavische Reste haben sich bei

Lütjenburg und im Lande Oldenburg bei Putbus erhalten. — Die Insel Fehmarn ist das Paradies der Bauern, die die gleiche Abstammung wie die Probsteier zeigen. Der Fehmarn'sche Bauer ist durch besondere Bildung ausgezeichnet, viele Bauern haben die Universität besucht. Auch hier herrscht das Minorat, Haus und Hof zeigen dänische Anlage. — Die Friesen sitzen in Dithmarschen, auf Eiderstedt, in Nordfriesland und auf den friesischen Inseln. Sie zeigen ausgesprochen germanischen Typus, sprechen im Norden noch eine eigene Sprache und wohnen nur in Dithmarschen im sächsischen Hause. Die Häuser Eiderstedts sind die riesigen Hauberge; die Inselfriesen haben einen eigenen Haustypus, den friesischen, ausgebildet. Die Wohnungen bilden im Norden oft Einzelhöfe. In Nordfriesland kann man jetzt noch rege Handfertigkeitsbeschäftigung antreffen, vor allem die Wollbearbeitung. Friesische Hochzeitsgebräuche lassen auf einen frühern Brautraub schliessen. Im Volksglauben spielt der Hauskobold, Nisszuck, eine grosse Rolle; ein früher bestandener Dunarglaube ist nachzuweisen. Die Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Nordfriesen. In der Erbfolge spielt das Minorat eine Rolle. — Die Angeln oder Angliter stehen in der Mitte zwischen Sachsen, Friesen und Dänen, sie zeigen rein germanischen Typus, wohnen in dänischen Hausanlagen und sprechen ihre eigene Sprache. Sie treiben meist Meiereiwirthschaft. — Die Nordschleswiger unterscheiden sich wenig von den Anglitern und Friesen, ihre Sprache steht dem Niedersächsischen ebenso nahe wie dem Schriftdänischen, infolgedessen das Plattdeutsche in Nordschleswig als Pionier des Deutschthums vorgedrungen ist und noch vordringt. — Jedenfalls ist die Ethnographie Schleswig-Holsteins deshalb interessant, weil die Schleswig-Holsteiner die Südgermanen mit den Nordostgermanen verknüpfen.

Zum Schluss theilt der Vorsitzende mit, dass statutengemäss in der nächsten Sitzung die Neuwahl des Vorstandes und damit zugleich eine Ersatzwahl für den verstorbenen Kassirer statthaben soll.

217. Sitzung. 4. März 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Bei der zunächst vorgenommenen Vorstandswahl werden der Vorsitzende sowie die übrigen Herren einstimmig wiedergewählt; an Stelle des verstorbenen Kassirers W. Westendarp wird Herr Otto E. Westphal aus dem Beirath in den Vorstand, und statt seiner Herr Joh. Wiengreen in den Beirath gewählt.

Der Vorsitzende legt das ausführliche definitive Programm des zu Ostern in Jena stattfindenden Deutschen Geographentages vor.

Der Sekretär Herr Friederichsen macht die Mittheilung von dem Tode des Herrn Kubary, Korresp. Mitgliedes der Gesellschaft, der im Oktober 1896 auf der Carolineninsel Ponapé gestorben ist. Kubary's Name erinnert an jene Zeit, da das Museum Godeffroy in Hamburg ein Anziehungspunkt für Naturforscher, Anthropologen und Ethnographen aller Länder bildete. Nach Rückkehr Dr. Gräfe's, des ersten Reisenden fürs Museum G., aus der Südsee, trat Kubary (ein aus seinem Vater-

lande verbannter Pole) 1869 an dessen Stelle als wissenschaftlicher Sammler. Er hat seitdem nur mit kurzer Unterbrechung auf den Inseln der Südsee gelebt und dieselben wie kein Zweiter durchforscht. Das im Laufe eines Vierteljahrhunderts von ihm heimgebrachte wissenschaftliche Material finden wir in erster Linie im Journal des Museums Godeffroy, dann in den Publikationen des Berliner Museums für Völkerkunde, sowie im Internationalen Archiv für Ethnographie verwerthet. Aber auch unsere Gesellschaft verdankt dem Verstorbenen allerlei werthvolle Mittheilungen, so über die merkwürdigen Basaltbauten von Nanmatal auf Ponapé, sowie über die Mortlock- und Ruck-Inseln. Mit einem vorzüglichen Photographen-Apparat ausgerüstet, hat Kubary neben den zahlreichen landschaftlichen Aufnahmen auch viele Südsee-Rasse-Typen aufgenommen, die es Redner möglich machten, das 1881 herausgegebene anthropologische Album des Museum Godeffroy herauszugeben und mit Text zu versehen. Wo immer in naturwissenschaftlich-geographischer Beziehung über die Südsee zu berichten sein wird, wird der Name Kubary's eine ehrenvolle Stelle behaupten. Eine Zeit lang stand K. im Dienst der Neu-Guinea-Komgagnie und war für sie an der Astrolabe-Bai in Kaiser Wilhelms-Land stationirt. Einen jähen Tod fand derselbe auf Ponapé, wohin er zurückgekehrt war, um auf seinen vermeintlichen Besitzungen, die die Spanier ihm aber vorenthielten, den Lebensabend zu beschliessen.

Der Vorsitzende legte ein von Herrn Dr. Schmeltz, Direktor des Ethnographischen Museums in Leyden, verfasstes und als Geschenk eingesandtes Werk über die Ethnographischen Museen Mittel-Europas vor, worin auch unsere Hamburger Museen gebührend gewürdigt werden und über manche interessante Objekte derselben ausführlich berichtet wird.

Ferner theilt der Vorsitzende mit, dass die Geographische Gesellschaft sich mit dem Verein für Kunst und Wissenschaft u. a. hiesigen Vereinen zusammengethan habe, um die bevorstehende Centenarfeier Kaiser Wilhelm's I. am 20. März durch einen Festkommers zu begehen.

Alsdann begrüsste der Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Ludwig Plate aus Berlin und ertheilte demselben das Wort zu dem angekündigten Vortrage: »Chile, Land und Leute, auf Grund zweijähriger Reisen.« — Redner schilderte die Natur des Landes, die Monotonie des Küstengebietes, mit Ausnahme des äussersten Südens, die Eintönigkeit in Flora und Fauna wie in der Temperatur, trotz der grössten Gegensätze in der Menge der Niederschläge, von vollständiger Regenlosigkeit im Norden bis 350 cm Regen im Süden. Die gleichmässige milde Temperatur bis in die Tropenregion erklärt sich aus der kalten Strömung, die unter dem 43. Parallel die Küste trifft und dann an derselben entlang fliesst nach N und S, wie aus dem kalten Auftriebe des Meerwassers zur Küste, der in der regenlosen Zone durch die westlich wehenden Passatwinde als Gegenströmung veranlasst wird. Orthographisch gliedert sich das Land mehr, als unsere Karten erkennen lassen, und zwar in vier Provinzen: 1) der äusserste Norden von Arequipa bis Caldera, wo das Land aus einer 600 m hohen Küstenebene sich gleichmässig bis zur 4000 m hohen Ebene von Bolivia erhebt; 2) das Gebiet der Querjoche, die von der Cordillerenkette rechtwinklig ab zur Küste

ziehen, von Caldera bis Valparaiso, reich an Silber- und Kupfer-Erzen; 3) das Gebiet der Küstencordillere, die mit den Hauptcordilleren ein Längsthal bildet, von Valparaiso bis Puerto Mont, korn- und weinreich, mit Vulkanen und Seen und dem höchsten Berge Amerikas, dem Aconcagua (6970 m); 4) das Inselgebiet von Chiloë bis Cap Hoorn, gegenwärtig Grenzstreitgebiet zwischen Argentinien und Chile. — Redner ging dann näher auf die einzelnen Gebiete ein. Das erstgenannte birgt die grosse Salpeterwüste, in der sich weite Läger von Natronsalpeter, Kochsalz, Boraciten, Magnesia u. a. Salzen finden. Der Salpeter liegt oberflächlich unter dünner Sandschicht, wird mit Pulver losgesprengt, dann gefördert, in Pochwerken zertrümmert und in heissem Wasser ausgelaugt. Die Entstehung dieser Salpeterläger ist nicht aufgeklärt; der nöthige Stickstoff ist vermuthlich organischen Ursprungs; Darwin nahm marine Organismen als Quelle und die Salpeterregion für gehobenen Meeresboden an; aber Salpeter findet sich auch in den Erzgruben des Hochlandes von Bolivia, wo der marine Ursprung ausgeschlossen scheint; Redner u. a. neuere Gelehrte vermuthen daher die Bildung des Salpeters durch Bakterien, die bei Verwesung von Landorganismen sich bildeten, und durch Herabspülung des Salpeters durch den Regen, theils in das Erdreich des Hochlandes, theils hinab zum Küstenhochlande, wo das Wasser verdunstete. Hier ist Iquique der Mittelpunkt des Verkehrs; in der 2. Region, dem Gebiet der Querjoche, ist dies Coquimbo mit La Serena. Letzteres ist der Sitz chilenischer Gelehrsamkeit und Aufklärung, während Redner im Innern unter der zahlreichen ungebildeten Minenbevölkerung zur Weihnachtszeit fanatische religiöse Tänze und andere Ceremonien zu Ehren der Jungfrau Maria beobachten konnte. Im 3. Gebiet sind Valparaiso und Santiago die Hauptorte, letzteres rein chilenisch, ersteres international; von hervorragendem Ansehen daselbst ist die deutsche Kolonie, an deren Spitze der um das Deutschthum hochverdiente Dr. Philippi steht. Noch mehr tritt das deutsche Element in Valdivia hervor. Hier ist der Hauptsitz deutscher Industriethätigkeit, als Brauereien, Brennereien, Schlachtereien u. a. — Die Bewohner Chiles sind eine Mischrasse aus Spaniern und Araukanern. Letztere finden sich nur noch im Hinterlande von Concepcion in ihren ursprünglichen Verhältnissen unter Caziken. Unvermischt ist auch noch das niedere Volk, besonders in den Minengebieten und auf den Inseln des Südens; hier giebt es noch drei abgesonderte Stämme, die Onax-Indianer im Innern Feuerlands, die Anakalufen nördlich von der Magellanstrasse und die Jagan-Indianer auf den südwestlich von Feuerland gelegenen Inseln. Die Aristokraten des Landes sind rein spanischer Abkunft. — Aus dem Leben der chilenischen Thierwelt weiss Redner aus eigner Anschauung manches Interessante zu erzählen, so von Enten, die nur in der Jugend fliegen, sich später, weil zu korpulent, nicht über den Boden erheben können; vom Kondor, dem König der Lüfte, der vollgefressen, sich auf dem Boden leicht mit dem Lasso fangen lässt, von den Pelikanen, die mit den Seelöwen an der Küste ein Kompagniegeschäft auf Fischfang treiben; von Fröschen, in deren Familien das Männchen statt des Weibchens die Brutpflege übernimmt; von höchst primitiven Formen der Schnecken- und Wurmthiere; von den Riesen-

tintenfischen, die, aus grosser Tiefe (500 m) zum Laichen an die Oberfläche kommend, infolge des viel geringeren Luftdruckes von einer Art Bergkrankheit befallen werden. — Redner schloss seinen sehr inhaltsreichen Vortrag mit der Bemerkung, dass das Deutschthum in Chile unsere lebhafte Theilnahme und Berücksichtigung verdiene.

218. Sitzung. 1. April 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Der Vorsitzende theilt mit, dass der Vorstand für die laufende zweijährige Wahlperiode die Aemter wie folgt vertheilt habe:

Herr Schulrath Prof. Dr. Hoche: Zweiter Vorsitzender,
» L. Friederichsen: Erster Sekretär,
» Admiralitätsrath Koldewey: Zweiter Sekretär,
» O. E. Westphal: Kassirer.

Alsdann hält Herr Dr. A. Philippson aus Bonn einen Vortrag über die ethnologischen und wirthschaftlichen Verhältnisse Griechenlands. — Redner hat seit 10 Jahren Griechenland bereist und für Geographie und Geologie durchforscht. Er besprach zunächst die Natur des Landes, die horizontale und vertikale Gliederung desselben als Vorbedingung der griechischen Kultur und die klimatischen Gegensätze als Ursache für die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse. Die Bevölkerung setzt sich ausser Griechen zusammen aus: 1. Slaven, die als Hirtenstämme im 7. und 8. Jahrhundert sich zwischen die Griechen einschoben, unterworfen und hellenisirt wurden; 2. Walachen oder Zinzaren, romanischer Herkunft, theils hellenisirt, theils romanisch geblieben, aber Mitkämpfer der Griechen gegen das andrängende Slaventhum; 3. Albanesen, Nachkommen der alten Illyrier, von kulturfeindlichem Charakter, ohne staatliche Ordnung und ohne eigene Schrift, seit dem 14. Jahrhundert in Griechenland eingedrungen und noch ein Zehntel des griechischen Bodens einnehmend, sind für das Griechenthum von grosser Bedeutung als Vorkämpfer griechischer Freiheit; sie liefern z. B. auf Hydra die besten Seeleute; 4. Italiener, aus der Zeit venetianischer Herrschaft stammend, alle hellenisirt, aber theilweise römisch-katholisch geblieben. Diese Assimilationsfähigkeit des griechischen Volkes ist ein Beweis für seine Lebenskraft; kulturell am höchsten stehen die Jonischen Inseln, die nie unter türkischer Herrschaft gewesen sind; sie haben auch die grösste Volksdichte, nämlich 102, gegen 37 des griechischen Festlandes. Es fehlt hier aber der kriegerische Geist, der die Kreter und das Festland beseelt. Ueberall ist der Familiensinn stark entwickelt und die Familienhäupter geachtet. Familie, Vaterland, Gastfreundschaft sind den Griechen heilige Begriffe; dem Feinde gegenüber ist aber jedes Mittel erlaubt — Verrath, Grausamkeit und Meuchelmord. Die gebildeteren Stände leiden an Halbbildung, Eitelkeit und Parteisucht, Mangel an Pflichtgefühl, und Korruption, eine Folge des schnellen Ueberganges aus dem Mittelalter ins moderne Staatsleben und die politische Freiheit. Hervorragend ist die Sorge fürs Volksschulwesen, und auch der wirthschaftliche Fortschritt ist in sichtlicher Entwicklung

begriffen. Für Ackerbau ist nur ein geringer Theil des Landes geeignet, aber die agrarischen Verhältnisse sind gesund; im Freiheitskriege wurden die mohammedanischen Herren vertrieben, und seitdem sind die Bauern Herren des Landes, und ohne Politik könnte das Land glücklich sein. Von den Landesprodukten sind am einträglichsten die Korinthen, sie bilden 60 pCt. der Ausfuhr und stiegen in günstigen Jahren bis über 50 Millionen Francs an Geldwerth. Wein gedeiht in Fülle trotz primitiver Bearbeitung; unter einer solchen leidet auch der Anbau der Olive und des Tabaks. Getreide muss in Menge importirt werden. Die Viehzucht verbreitet sich über 80 pCt. des Landes; sie erfordert ein Nomadenleben, die Hirten bilden deshalb eigene Stämme, sind der wildeste gesetzloseste Theil der Bevölkerung. Der Viehstand besteht aus Ziegen und Schafen und deckt nicht den Eigenbedarf an Fleisch. Wichtig dagegen für den Export ist der Bergbau von Laurion in Attika, der für ca. 20 Millionen Francs Erze zur Verhüttung nach Westeuropa liefert. Andere Industrieen sind unbedeutend, da die natürlichen Kräfte der Kohle und des Wassers fehlen. Piräus ist die einzige Fabrikstadt. An der Einfuhr von Industrie-Produkten hat Deutschland einen wesentlichen Antheil. Das chronische Deficit des Landes wird gedeckt durch die zahlreichen Vermögen, welche von auswärts dem Lande zufliessen, und durch die Bedeutung der griechischen Handelsflotte, besonders für die russische Getreide-Ausfuhr. Der günstigen wirthschaftlichen Entwicklung entspricht die starke Zunahme der Bevölkerung und das Aufblühen Athens. Um so trüber sind die politischen Zustände mit ihrer zügellosen Freiheit, die auf den Verfassungen von 1843 und 1863 beruht. Es giebt nicht politische Parteien, sondern Stammes- und Familien-Parteiungen, die das Land viel mehr zerreissen, und damit den häufigsten Wechsel im Regiment. In 34 Jahren haben sich 42 verschiedene Ministerien abgelöst, und damit hat das ganze Beamtenthum gewechselt. Dieser Mangel an Stetigkeit in der Verwaltung ist ein moralischer Verderb fürs Volk. Auch die Vergeudung der Staatsmittel verdankt man dieser Parlamentswirthschaft, da das Geld zu Wahlzwecken und Parteizwecken verbraucht wird. Dagegen bilden die im Auslande wohnenden Griechen — auf allen Inseln und Küsten des Aegäischen Meeres, und zerstreut im ganzen Orient — eine Brücke zwischen der Kultur des Westens und der Barbarei des Orients, und bilden als Kaufleute, Handwerker, Wirthe etc., die meist in Wohlstand leben, daselbst eine politische, finanzielle und kulturelle Macht. Diesen Landsleuten in der Fremde verdankt Griechenland nicht nur die Gelder für die heutige Kriegführung, sondern seit jeher alle gemeinnützigen Anstalten und Einrichtungen, als da sind Universitäten, Wohlthätigkeitsanstalten, Museen, Schulen, gute Gefängnisse. Vor allem steht das Griechenthum im Kampfe gegen das Slaventhum. Früher standen die slavischen Christen unter dem griechischen Patriarchen in Konstantinopel, haben sich aber von ihm losgesagt und stehen dem Griechenthum feindlich gegenüber. So hat auch auf Kreta die agrarische Frage einen Kriegszustand geschaffen zwischen den Bauern und den mohammedanischen Herren, wodurch die Griechen in eine Zwangslage versetzt wurden, da die Regierung keine Besserung schaffte. Deutschland, das in den letzten

Jahrzehnten sehr an Einfluss in Griechenland gewonnen hat, hat ein Interesse an der Erstarkung des Griechenthums, weil das Vordringen des Slaventhums gleichbedeutend ist mit dem Niedergange des Deutschthums.

219. Sitzung. 6. Mai 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Der Vorsitzende macht die Mittheilung, dass der erste Sekretär Herr Friederichsen durch Kränklichkeit behindert gewesen sei, auf dem zu Ostern in Jena abgehaltenen Deutschen Geographentage die Geographische Gesellschaft zu vertreten, und dass statt seiner der zweite Sekretär Herr Admiralitätsrath Koldewey die Vertretung übernommen habe. Leider sei Letzterer aber heute ebenfalls durch Unpässlichkeit verhindert, den erwarteten Bericht über den Geographentag zu erstatten. Statt dessen wolle Herr Dr. Michow wenigstens über eine aus Veranlassung des Geographentages in Weimar veranstaltete Ausstellung geographischer Objekte eine kurze Mittheilung machen. Derselbe theilte Folgendes mit:

Die sonst übliche Geographische Ausstellung hatte diesmal in Jena unterbleiben müssen, vor allem weil der Ortsausschuss einer fachmännischen Spitze entbehrte, indem der Vertreter der Geographie an der Universität und Vorsitzender der thüringischen Geographischen Gesellschaft, Prof. Dr. Regel, auf einer Forschungsreise in Südamerika begriffen, durch Erkrankung bisher an Rückkehr nach Europa verhindert wurde. Gewissermassen einen Ersatz bot nun eine kleine Ausstellung, die die Grossherzogliche Bibliothek aus ihren reichen Schätzen an alten Karten und anderen geographischen Werken veranstaltet hatte. Wir beschränken uns auf die wichtigsten Objekte. Da fanden sich neben einander alle Ausgaben der Schriften des Olaus Magnus und der seines Bruders Johannes Magnus über die nordischen Völker aus der Mitte des 16. Jahrhunderts mit den zugehörigen Karten, daneben aber eine von unbekannter Hand nach den Angaben des O. Magnus sorgfältig bearbeitete Karte von Island, in Paris 1548 gedruckt, die bisher gänzlich unbekannt war. Sie ist einer Ptolemäus-Ausgabe, deren ebenfalls mehrere sehr werthvolle auslagen, hinten angebunden; auch findet sich an selbiger Stelle eine andere Seltenheit, nämlich die älteste gedruckte Karte Germaniens, von dem Kardinal Nicolaus von Cusa, deren Entwurf in die Mitte des 15. Jahrhunderts gehört (der Kardinal hielt sich als päpstlicher Legat im Jahre 1451 in Deutschland auf), die aber erst im Jahre 1491 publicirt wurde. — Als Unicum sei ferner erwähnt eine grosse Wandkarte Europas von Mercator vom Jahre 1572; bisher war nur ein Exemplar dieser selben Karte in 1. Aufl. vom Jahre 1554 bekannt. — Von grösstem Werthe sind aber 3 auf Pergament gemalte Kartenwerke, welche sich auf die Entdeckungsgeschichte Amerikas beziehen. Die älteste ist italienischen Ursprungs und datirt von 1424; sie enthält westlich von Europa im fernen Ocean eine Insel, Antilia benannt. — Die zwei anderen sind in den Jahren 1527 resp. 1529 in Sevilla von königlichen Kosmographen angefertigt, die jüngere von

Diego Ribero, während die ältere gewöhnlich dem Hernando Colon, Sohne des Entdeckers, zugeschrieben wird. Zweifellos stammen beide Karten aus dem Besitz Kaiser Karls V., der dieselben mit nach Italien und Deutschland nahm und gelegentlich die neuen Entdeckungen eintragen liess. Das fernere Geschick der Karten ist unbekannt, bis sie vor 100 Jahren in deutschem Privatbesitz auftauchten und aus diesem nach Weimar kamen. Die Karte von 1529 ist nur nach einer kleineren Kopie publicirt worden, welche bei Anwesenheit Karls V. in Italien von dem Original genommen wurde und sich jetzt noch in Rom befindet; die von 1527 ist zum ersten Male vollständig reproducirt worden für die in Hamburg i. J. 1892 geplant gewesene Columbus-Ausstellung; das originalgrosse Facsimile, im Besitz der Hamburger Geogr. Gesellschaft, findet sich auf der Hamburger Kommerz-Bibliothek. Beide Karten sind von Wichtigkeit, weil sie die frühesten offiziellen spanischen Karten der Neuen Welt sind und nur die thatsächlichen Entdeckungen der spanischen Seefahrer darstellen. Hätte die spanische Regierung nicht dieses ihr besseres Wissen so geheim gehalten, dann wäre es nicht denkbar gewesen, dass das Erdbild auf den Weltkarten des 16. Jahrhunderts je solche Verzerrungen annehmen konnte, wie es in der That der Fall war. Wir erinnern nur an die fast ein halbes Jahrhundert herrschende und so vielfach kartographisch dargestellte Landverbindung zwischen Amerika und Asien. — Von grosser Bedeutung für die Geschichte der Entdeckungen sind auch 2 Erdgloben von Joh. Schöner, der in dem 2., 3. und 4. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts Globen anfertigte, die in ihren verschiedenen Ausgaben dem jeweiligen vermeintlichen Wissen von der Erde entsprachen. Die in Weimar befindlichen sind die älteste Ausgabe von 1515 und die jüngste von 1534; andere Ausgaben finden sich anderwärts. — Ausserdem lagen zur Besichtigung aus eine grössere Zahl Handschriften von Reisebüchern aus dem 14. bis 18. Jahrhundert, besonders Pilgerfahrten nach dem Heil. Lande darstellend, aber auch Reisen nach den beiden Indien aus dem 16. Jahrhundert.

Alsdann sprach Herr Dr. Hermann Meyer aus Leipzig über seine Expedition nach Central-Brasilien. Redner hat die Forschungen von den Steinen's im Gebiet des Schingu, Nebenflusses des Amazonas, in den Jahren 1895 und 1896 fortgesetzt. Seine Begleiter waren Dr. med. Ranke aus München und vier Südbrasilianer deutscher Abstammung. Cuyabá, Hauptstadt der Provinz Matto Grosso, war der Ausgangspunkt der Expedition. Auffallend ist hier die Theuerung der Lebensmittel, die kaum für die Expedition zu beschaffen waren, obwohl in der Nähe eine Menge besten Kulturlandes ist, wo Mais, Reis, Zuckerrohr, Vanille, Tabak üppig gedeihen. Seit Abschaffung der Sklaverei fehlt es aber an Arbeitern. Wer etwas verdienen will, geht in die Kautschukwälder des Paranatingagebietes, wo die Arbeit leichter ist. Deutsche Kolonisten-Familien würden hier guten Boden finden, zumal die brasilianische Regierung die Kolonisten in jeder Beziehung unterstützt, den Grund und Boden umsonst giebt, auch die erste Aussaat und Ackergeräthe umsonst verschafft. In Cuyabá wurden 36 Lastesel und 7 Cuyabaner Begleiter mitgenommen. Der Marsch ging durch hohes Steppengras mit verkrüppeltem Baumwuchs, wo in der Trocken-

zeit jedes Leben erstorben scheint. Nur wo ein Quellbach rieselt, tritt Wald auf, stets durch Wiesen von jenem Busch getrennt. Der Wald aber ist echter Urwald, ist der Bach auch noch so klein, und ist belebt durch eine reiche Thierwelt. Hier wird Halt gemacht und ein Lager aufgeschlagen. Im Weitermarsch gelangte die Expedition auf den höchsten Theil des centralbrasilischen Plateaus, wo der Baumwuchs lichter wird, um schliesslich durch das Steppengras verdrängt zu werden; an den Flussläufen entlang stets die Galeriewälder mit ihrem Gewirr von Schlinggewächsen. Der nach Norden zum Tapajoz fliessende Paranatinga wurde überschritten, nachdem ein Dorf der zahmen, mit Brasilien verkehrenden Bakairi-Indianer besucht war, wo einige Leute speciell für Bau und Lenkung der Kanus engagirt wurden. Der Jatoba, ein Zufluss des Schingu, wurde erreicht und hinabgefahren, aber dies unter grössten Schwierigkeiten, da über 100 Stromschnellen zu passiren waren. Lebensmittel, Geräthe und Sammlungen gingen dabei meist verloren; auch die aus Jatoba-Bäumen verfertigten Kanus waren nur schwer zu ersetzen. Fisch und Mandioka-Mehl waren drei Monate lang die einzige Nahrung, ausnahmsweise Eierkuchen aus Schildkröten-Eiern. Der Ronuro, der den Jatoba aufnimmt und selber in den Schingu mündet, wurde erreicht und hinabgefahren. Wo der Ronuro mit dem Kuluene zusammenströmt, um mit ihm den Schingu zu bilden, erreichte die Expedition die ersten wilden Indianer, zum Stamm der Kámayurá gehörig, mit denen aufs freundschaftlichste verkehrt wurde. Den Kuluene hinauffahrend erreichte man den wilden Stamm der Trumai-Indianer. Ihr Dorf bestand aus 7 gewaltigen bienenkorbähnlichen Hütten aus Stroh, die im Kreise standen und eine im Mittelpunkt stehende Festhütte umgaben. Letztere dient zum Aufbewahren riesiger pilzähnlicher Tanzmasken und grosser Flöten. Die Fremden wurden durch den Häuptling in vollem Schmuck empfangen und auf seinen Befehl von den Untergebenen mit Lebensmitteln versorgt, wofür möglichst viel Gegengeschenke erbettelt wurden. Als Quartier wird meist die Festhütte zur Verfügung gestellt; interessanter sind noch die Wohnhütten, wo es allerlei Interessantes einzutauschen giebt. Hängematten und Körbe hängen herum, in letzteren Werkzeuge aus Knochen, Muscheln, Fischzähnen, Stein; ferner Wachs, rother Farbstoff, Baumwolle, Schmucksachen u. a., daneben Bogen und Pfeile, sowie Kürbisschalen mit und ohne Inhalt; in der Mitte stehen grosse Körbe, mit Mandioka gefüllt. Alles ist tauschweise gegen Perlen zu erhalten. Grösserer Reichthum und höher entwickelte Kultur, sowie auch höhere Intelligenz finden sich bei jenen Kámayurá-Indianern. Letztere, sowie mehrere andere Indianerstämme wurden behufs Anlegung von Sammlungen besucht. Bei allen wurden anthropologische Untersuchungen und Messungen vorgenommen. Der Rückweg ging auf dem Kulisehu, einem Nebenfluss des Kuluene, aufwärts, und nach siebenmonatlicher Abwesenheit wurde Cuyabá wieder erreicht. — Die Vorführung vortrefflicher photographischer Aufnahmen, die Redner genommen, beschloss die Sitzung.

220. Sitzung. 3. Juni 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Herr Admiralitätsrath Koldewey, der auf dem Geographentage zu Jena die Geographische Gesellschaft vertreten hatte, berichtet kurz über den Verlauf der Tagung: Die Wahl eines kleinen Ortes, der zugleich Universitätstadt, begünstigte naturgemäss die wissenschaftliche Arbeit in den Sitzungen, wie auch die persönliche Berührung der Theilnehmer. Die erste Sitzung beschäftigte sich mit der Südpolar-Forschung, indem Geh. Rath Dr. Neumayer über die Thätigkeit der 1895 in Bremen ernannten Kommission für die Anbahnung einer Deutschen Südpolar-Expedition berichtete. Der grosse Plan, den die Kommission entworfen, war durch die Presse längst bekannt geworden. Die Kommission kam nun hier in Jena zu dem Beschluss, nicht eher weitere Schritte zu thun, als bis es gelungen sei, eine für die Leitung der geplanten Expedition geeignete Persönlichkeit zu gewinnen. Dem Referenten wollte in dieser Hinsicht die nächste Zukunft nur wenig aussichtsvoll erscheinen. — Weiter sprachen die Herren Dr. H. Meyer über seine Reisen in Central-Brasilien (vgl. den Bericht der vorigen Sitzung), und Dr. Zimmerer sowie Roman Oberhummer über ihre Reisen in Klein-Asien. In einer zweiten Vormittagsitzung wurde die Erdbebenkunde sowie die erdmagnetische Forschung besprochen. Prof. Gerland glaubt die Erdbeben auf explosionsartige Vorgänge im tiefem Erdinnern zurückführen zu müssen; Prof. Maas dagegen will die übliche tektonische Erklärung der Erdbeben festgehalten wissen. Prof. Supan macht Vorschläge zur systematischen Erdbeben-Beobachtung, worin er das in Japan beliebte Verfahren zur Nachahmung empfiehlt. Prof. Naumann schreibt die erdmagnetischen Veränderungen dem Einfluss tektonischer Störungen zu. — In einer dritten Vormittagsitzung war Gegenstand der Berathung die Biologische Geographie und zwar die Fauna Australiens, die Fauna von Borkum und die Verbreitung der Transportthiere. — In den Nachmittagsitzungen wurde die Schulgeographie behandelt. Ein Berliner Oberlehrer Fischer beleuchtete mit Hilfe statistischer Nachweise den in Preussen bestehenden Uebelstand, dass die an den höheren Schulen in Geographie unterrichtenden Lehrer zur grössern Hälfte nicht Fachleute sind. Er besteht für die Geographie auf der Forderung des Fachlehrer-Unterrichtes. Um dieser Forderung Nachdruck zu geben, beschloss der Geographentag, dass der Fischer'sche Vortrag den deutschen Bundesregierungen im Sonderdruck zugesendet werden solle. Ebenso gelangte der Supan'sche Vorschlag betreffs systematischer Erdbeben-Forschung in Form einer Resolution zur Annahme. Prof. Sievers aus Giessen entwickelte einen Plan, den Geographie-Unterricht auf deutschen Hochschulen durch regelmässige weitere Exkursionen zu fördern. — Prof. Walther sprach über thüringische Landschaftsformen, erläutert aus ihrem geologischen Bau, den er in grossen Profilen vorführte. — Dr. Peucker erörterte das Wesen des Bergschattens und legte eine sinnreiche Methode vor, wie der Betrag an Verkürzung des direkten Sonnenlichtes, den ein Ort durch die Bergumwallung seines Horizontes

erfährt, sich berechnen lässt. — Zum Sitz des nächsten Geographentages, Ostern 1899, wurde Breslau erwählt, mit der Bestimmung, dass diese Tagung erst 1900 stattfinden solle, falls der für 1899 in Berlin geplante Internationale Geographen-Kongress zu Stande kommen würde. — In Jena wurde den Theilnehmern am Geographentage ein Einblick gewährt in die weltbekannten Institute von Zeiss (Optische Anstalt) und Schott (Glastechnisches Laboratorium), welche beide in den Besitz der Carl Zeiss-Stiftung übergegangen sind und in dieser neuen Gestalt den Zweck verfolgen, die leistungsfähigen Elemente in der Arbeiterschaft auch wirthschaftlich stark zu erhalten, indem alle Ansprüche, die billiger Weise von der Arbeiterschaft gemacht werden können, auch erfüllt werden. — Ueber ein ähnliches optisches Institut macht der Referent Mittheilungen, das noch erst im Aufblühen begriffen ist; es ist die optische Werkstatt von W. Weule in Goslar, die Referent auf der Heimreise von Jena besuchte. Es werden daselbst die jetzt in Deutschland gebräuchlichen Linsen-Apparate für Leuchtthürme und Schiffs-Positionslaternen angefertigt.

Alsdann sprach Herr Dr. G. Schott von hier über »Neue geographische Forschungen in der Nord- und Ostsee in ihrer besonderen Bedeutung für die Fischerei.« — Das Fischereigebiet erstreckt sich von Faaröer und Lofoten südlich durchs Skagerrak und Kattegat bis unweit Rügen. Nur die Flachsee, wie sie Nord- und Ostsee sind, kommt in Frage, mit Tiefen bis 200 Meter, meist aber unter 100 Meter. Im Süden wird das Fischereigebiet begrenzt durch eine Bodenschwelle zwischen Falster und Darsser Ort, wo die grösste Tiefe 18 Meter, und durch die Untiefe im Sund, die nur 12 Meter Tiefe hat, sodass nur der westlichste Theil der Ostsee dem ergiebigen Fischerei-Gebiet angehört, der von der Nordsee her durch den Grossen Belt mit 40 Meter Tiefe zugänglich ist. Die Fischerei in der mittleren und östlichen Ostsee ist unbedeutend. — In den dänischen Gewässern zieht von der Ostsee ein salzarmer Oberflächenstrom hinaus zur Nordsee, ein salzreicher Unterstrom einwärts zur Ostsee; ersterer hat eine Hochsommer-Temperatur von 16 ° C bei 1 % Salzgehalt, letzterer (unter 15 Meter Tiefe) eine Temperatur bis hinab zu 7 ° und über 3 % Salzgehalt. Dieser salzreiche atlantische Unterstrom dringt natürlich nur bis zu jener Bodenschwelle nördlich von Darsser Ort. In dem sogenannten Bankwasser von mehr als 3 % Salzgehalt drängt sich der Hering in gewaltigen Mengen zusammen. Folgendes sind die Hauptfangplätze: 1. Bohuslän i. N von Göteborg, im Winter, wenn das Bankwasser durch Weststürme nach Osten geworfen wird; die Netze müssen so tief stehen, dass sie nach oben noch die Grenzen zwischen den beiden Wasserschichten berühren, wo der Fisch sich am meisten zusammendrängt und vor der andersartigen Wasserschicht Halt macht. Der Fang hört auf, wenn im Frühjahr Ostwinde das Ostseewasser nach Westen treiben. 2. bei Haugesund, nördlich von Stavanger; hier ist Frühjahrsfischerei; der Hering kommt zum Laichen auf die flachen Bänke und bildet hier, weil dieselben nicht umfangreich, förmliche Heringsberge oder Mauern; die Verschiedenheit der Verbreitung ist auch hier vom Salzgehalt abhängig. 3. bei den Vigten-Inseln, nördlich von Drontheim; hier ist Sommerfischerei,

weil der Fetthering jetzt der reichlichen Nahrung nachgeht, indem er das etwa nur bis Bergen vordringende Ostseewasser meidet; ebenso ist es mit der ganzen nördlichen Nordsee bis an die schottische Küste: im Frühjahr Laichhering, im Sommer Fetthering. 4. das Kabeljau-Gebiet im Westfjord mit einer niedrigen Wasser-Temperatur. — Ueberall beobachtet man, dass die Wanderfische sich an bestimmte Wasserarten halten; deshalb würde sich im Interesse der Fischerei ein Wachdienst empfehlen, der Wind und Wasser und Strömungen beobachtete und daraus Schlüsse zöge auf das Erscheinen der Fische. — Weshalb der Hering sich, wo er massenhaft auftritt, an einen Salzgehalt von mindestens 3,2 ‰ hält, ist schwer zu beantworten, da er auch in der salzärmeren Ostsee gedeiht: man könnte an die Temperatur denken, die auch vom Salzgehalt abhängig ist, oder an das Nahrungsbedürfniss, denn das Plankton, d. i. die Gesammtwelt der niederen Organismen, ist in der Ostsee vegetabilisch, in der Nordsee vorherrschend thierisch — letzteres ist für den Fetthering jedenfalls geeigneter — oder an den Instinkt, mit dem der Hering seinen Laich am Boden befestigt, während der Kabeljau (Dorsch) und Makrelen denselben im Wasser schwebend ablegen in einigen Metern Tiefe, entsprechend dem specifischen Gewicht des Wassers. Dies würde aber nur für den laichfertigen Fisch massgebend sein. — Die Nordsee ist wohl das fischreichste Meer; der Fischerei-Ertrag derselben beträgt pr. Jahr ca. 400 Mill. Mark (150 für Norwegen), der Ertrag der ganzen Ostsee ca. 15 Mill. Mark, so dass Deutschland für ca. 50 Mill. Mark jährlich Fische importiren muss.

221. Sitzung. 7. Oktober 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Der Vorsitzende widmet einige Worte dankbarer Erinnerung dem verstorbenen langjährigen Beiraths- später Vorstandsmitgliede Emil Güssefeld. Derselbe hatte bereits am 6. Februar 1896 sein Vorstandsamt niedergelegt, und der Vorsitzende hatte damals Gelegenheit genommen, die Verdienste des jetzt Verstorbenen um die Geographische Gesellschaft zu beleuchten. Die Gesellschaft wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

In Schweden ist der bekannte Förderer geographischer Forschungen, Freiherr Oskar Dickson, im Juni d. J. gestorben. Zahlreiche, besonders arktische Expeditionen unter schwedischer Flagge, wie die Vega-Expedition Nordenskiöld's, verdankten ihre Verwirklichung der Opferfreudigkeit Dickson's. — Ferner ist für Deutschland der Verlust zweier namhafter Kartographen zu beklagen, des Dr. Carl Vogel in Gotha und des Geh. Rath Prof. Liebenow in Berlin. Beide haben sich um die Kartographie Deutschlands verdient gemacht.

Im Namen des Vorstandes beantragt der Vorsitzende für ein weiteres Jahr (Mich. 97 bis dahin 98) die Wiederbewilligung von ℳ 2100 zur Bestreitung der Kosten für eine besoldete Hilfskraft des Vorstandes und deren Bureau. Der Antrag wird genehmigt.

Der Vorsitzende beantragt ferner die nachträgliche Bewilligung von ℳ 1500, welche der Vorstand im letzten Sommer an den cand. rer. nat. et geogr. Max Friederichsen als Reisestipendium vergeben hat, um an den Reisen nach dem Kaukasus und Russisch Armenien, die sich an den diesjährigen Geologen-Kongress in St. Petersburg anschlossen, theilzunehmen. Der Antrag wird ebenfalls bewilligt.

Der Vorsitzende theilt ferner mit, dass die Gesellschaft im März 1898 in der Lage sein werde, das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens zu feiern, und dass eine Anzahl Mitglieder durch den Vorstand aufgefordert seien, die nöthigen Vorbereitungen zu einer zweckmässigen Feier zu treffen. Der 17. März sei für die Feier in Aussicht genommen, als Festlokal die Sagebiel'schen Räume.

Von litterarischen Eingängen erwähnt der Vorsitzende einige namhafte Geschenke, so von Dr. Ehrenreich, dem bekannten Reisenden, ein umfangreiches Werk über Süd-Amerika, betitelt: Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens, mit 30 Tafeln und vielen Text-Illustrationen, Braunschweig 1897, 4°; vom General-Konsul von Hesse-Wartegg eine Sammlung von 120 mexikanischen Photographien; von der Wiener Geogr. Gesellschaft eine aus Veranlassung der Vasco da Gama-Feier herausgegebene Festschrift, enthaltend die Uebersetzung und Erläuterung eines im Jahre 1554 von einem türkischen Admiral verfassten Segelhandbuches für den Indischen Ocean.

Alsdann begrüsste der Vorsitzende den Redner des Abends, Herrn Dr. Hübbe-Schleiden und ertheilte demselben das Wort zu dem angekündigten Vortrag über Indien als Reiseziel, als Land alter Geisteskultur, als Produktionsgebiet und als britisches Herrschaftsgebiet. — Redner führte Folgendes weiter aus:

Abgesehen von den drei grössten Städten, Bombay: der schönsten Stadt der Welt, Calcutta und Madras, hat dies alte Wunderland Sehenswürdigkeiten ohne Zahl; was aber allein den Fremden anziehen kann, sind zunächst die geistigen Mittelpunkte des indischen Volkslebens, also Benares, Delhi oder Agra, und der Himalaya. Benares ist der Mittelpunkt des Hinduismus, der Inbegriff alles Hohen und Schönen für den Hindu, der am liebsten hier sein Leben beschliesst. Das Leben und Treiben der Hindus, die Ceremonien und Gebräuche ihrer Fakirs sind für den Europäer das Wunderbarste, was er sehen kann. In wenigen Stunden von dort auf der Bahn zu erreichen, liegen Delhi, der Mittelpunkt des Islam, und Agra, die Residenz des ersten Grossmoguls mit seinen märchenhaften Mamorbauten, vor Allem dem Tatschmahal, dem grössten Kunstwerk der Welt, einem Kuppelbau, der wohl Milliarden gekostet, durch den vierten Grossmogul seiner Gemahlin als Mausoleum errichtet.

Noch grösser aber ist in Indien, was die Natur bietet, die Gebirgswelt des Himalaya, besonders wenn betrachtet von jenem hydrographischen Centrum aus, wo alle grossen Himalaya-Ströme, der Indus, der Ganges, der Satlatsch, der Djamna, der Goyra und der Brahmaputra, entspringen, wo der Riesenthalkessel des Pindar als Aufenthaltsort aller indischen Götter und Helden von den Hindus verehrt und besungen wird.

Was zweitens die Kulturverhältnisse Indiens betrifft, so giebt der Hinduismus den Ton an, trotz der 60 Mill. Mohammedaner; denn der brahmanischen Religion gehören 300 Millionen an mit 75 verschiedenen Sprachen. Der Hindu erkennt die Brahmanen als höchste Kaste an, die Europäer fügen sich widerwillig in das Kastenwesen und beugen sich vor der Hoheit der Brahmanen. Der Hindu hat einen gutmüthigen, liebenswürdigen Charakter voll Idealismus, ähnlich dem Deutschen, aber das Leben unter den Hindus ist auf die Dauer unerträglich wegen ihrer Unsauberkeit und Unzuverlässigkeit. Ihre Industrie ähnelt unserer mittelalterlichen Kunstindustrie. Der Gegensatz zwischen Hindus und Mohammedanern ist nur dort zu Tage tretend, wo sie einander den Rang abzulaufen suchen, in den grossen Städten; sonst leben sie friedlich nebeneinander, werden aber nie eine Gefahr für England werden, da eine gemeinsame Bewegung gegen England ausgeschlossen, denn nie werden die Einen sich den Andern fügen.

Was drittens die kommerzielle Bedeutung Indiens betrifft, so ist dieselbe sehr gross; der Hindu ist ein etwas altmodischer, aber vorzüglicher Ackerbauer, und den Nothständen, denen dies Land in Folge von Missernten ausgesetzt ist, begegnet die britische Regierung in eminenter Weise; das britische Verwaltungssystem in Indien sucht seines Gleichen auf Erden; durch die grossartigsten Eisenbahn- und Kanalbauten, letztere 36 000 englische Meilen lang, wird einer Hungersnoth vorgebeugt, und mit der Ausdehnung dieses Verkehrswesens wird das Nothstandsgebiet immer mehr eingeschränkt. Bei dem Ueberfluss von Arbeitskräften und der Kunstfertigkeit der Hindus hat jede Art von Industrie, die etwa eingeführt wird, Aussicht auf Gedeihen. England beutet das Land auch bereits mit bestem Erfolge aus.

Was viertens die staatliche Organisation betrifft, so ist das ganze britische Gebiet in kleine Distrikte getheilt von ca. 1 Mill. Einwohner; jeder Distrikt wird von einem jungen Engländer als Kollektor verwaltet; derselbe ist nicht nur Steuer-Erheber, sondern nebenbei Wege-Baumeister, Jurist, Sanitätsbehörde, Magistrat u. A. Was England hier leistet, wäre ein gutes Modell für deutsche Kolonisation. Das System schafft kräftige Individualitäten, die sich in jeder Lage zu helfen wissen und bei den Eingeborenen beliebt sind. — Auch die Militär-Organisation sichert die Engländer vor gefährlichen Bewegungen im Lande, die Regimenter sind aus Kompagnien zusammengesetzt, deren einige nur Siks, andere Hindus, andere noch andere Volksstämme aufnehmen. So werden die Kompagnien desselben Regiments nie untereinander fraternisiren, vielmehr ihre einzige Einigung nur in ihren höheren englischen Offizieren finden. Von den jetzigen Afridi-Aufständen wird unnütz viel Aufhebens gemacht; die Unterwerfung der Stämme ist für England nur eine Geldfrage, und das Geld wird durch Indien aufgebracht. Diese Kämpfe an der Grenze sind eine gute Schulung für die britischen Offiziere, und diese drängen sich dazu.

Die einzige Gefahr droht von Russland; sollte es den Russen einmal gelingen, bis Indien vorzudringen, so gehörte eine grosse europäische Armee dazu, die Engländer mit Erfolg im Lande selbst anzugreifen, das tropische Klima würde aber den nicht daran gewöhnten russischen

Truppen zum Verderben gereichen; und nur ein russischer Sieg auf indischem Boden selbst dürfte im Stande sein, die britische Autorität zu untergraben. Die einzige nennenswerthe politische Bewegung im Lande ist der National Indian Kongress, der eine selbständige Organisation Indiens mit indischen Beamten anstrebt. Er hielt 1894 in Madras bereits seine 10. Tagung ab und bot mit seinen 5000 Abgeordneten, die aus freier Wahl in allen Theilen Indiens hervorgegangen sind, ein farbenprächtiges Bild, wie Redner sich persönlich überzeugen konnte; aber diese Mannigfaltigkeit im Aeussern entspricht der Mannigfaltigkeit in Religion und Abstammung; ohne europäische Spitze und Hülfe werden dieselben nie etwas Eigenes zu Stande bringen, wie auch dieser Kongress selbst durch Europäer organisirt worden ist.

222. Sitzung. 13. November 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Die Sitzung findet ausnahmsweise in der grossen Aula der Gelehrtenschule statt, unter Betheiligung von Damen.

Der einzige Gegenstand der Tagesordnung ist der Vortrag des schwedischen Forschers Herrn Dr. Sven Hedin über seine Reisen in Central-Asien.

Redner gab zunächst eine kurze Uebersicht über seine letzte grosse Reise: Nach Durchquerung der Kirgisensteppe in 1893 wurde in 1894 das Pamir in Angriff genommen, der Mustag-Arta im westlichen Pamir bestiegen, der Winter auf 1895 in Kaschgar zugebracht, in 1895 die östlich von Kaschgar liegende Wüste Takla-Makan durchzogen, in 1896 zwei Züge von Chotan aus nach O unternommen, der erstere zum Lopsee (Lop-nor), der zweite weiter östlich nach China, wo der Reisende gegen Ende 1896 eintraf und in der Stadt Njang-Tschung-fu am Weihnachtsabende einen telegraphischen heimatlichen Gruss vom König Oskar empfangen konnte, um Anfang 1897 von Peking über Sibirien heimzukehren. Dann führte Redner seine Erlebnisse im einzelnen vor und veranschaulichte dieselben durch eine grosse Reihe von Projektionsbildern, die ausserordentlich packend wirkten. Die Pamirbilder waren photographische Aufnahmen, die Wüstenbilder vortreffliche Skizzen des Reisenden, denn in der gefahrvollen Wüstenreise hatte derselbe seine Photographie-Apparate im Stiche lassen müssen, dieselben, von ehrlichen Hirten gefunden, später zwar wieder erhalten, aber ohne die Glasplatten, die die Finder zu Fensterscheiben verwandt hatten. — Auf der Pamir-Reise war ihm die Gastfreundschaft der Russen ebenso förderlich, wie das Misstrauen der Chinesen lästig; letztere witterten in den vielen Kisten des Reisenden eingeschmuggelte russische Soldaten. Nur mit Mühe erhielt er von ihnen die Erlaubniss zur Besteigung des Mustag-Arta, den er auch nur bis 6000 m Höhe bewältigte, derselbe ist noch 1800 m höher. In den Thälern ringsum fanden sich alte Moränen, die auf eine früher viel ausgedehntere Vergletscherung dieses Gebirges schliessen lassen. Die Karawane des Reisenden, aus Kirgisen bestehend, führte Pferde, Kamele und Grunzochsen (Yaks), letztere sehr nützliche,

aber langsame Thiere; die Kamele mussten für die Pferde einen Weg im Schnee treten, Lawinen und Schneestürme tobten unaufhörlich mit solcher Gewalt, dass eine Verständigung auf mehrere Schritt unmöglich war. Nachts hatte man bis 52 Grad C. unter Null, bei Tage litt man unter Sonnenhitze. Zu gleicher Zeit zeigte das Thermometer im Schatten 10 Gr. C. unter Null und das den Sonnenstrahlen ausgesetzte 52 Gr. C. über Null; Wärme-Schwankungen von 50 Grad binnen sechs Stunden waren häufig. — Am schlimmsten war die Wüstenreise von 1895 mit 4 Mann und 8 Kamelen, da infolge Nachlässigkeit des Dieners statt für 10, nur für 4 Tage Wasservorrath mitgenommen war. Die vom Reisenden durchquerte Takla-Makan-Wüste, östlich von Chotan, war bisher noch nicht von einem Europäer betreten worden. Sandstürme und Sanddünen bis 50 m Höhe erschwerten und verlängerten die Reise, und der Mangel an Wasser bereitete tödliche Qual: das Graben nach Wasser war vergeblich, Kamele und Menschen mussten zurückgelassen werden, drei Tage wanderte Redner mit dem letzten Begleiter ohne einen Trunk weiter nach O, am 13. Tage blieb auch der letzte zurück, und Hedin musste allein auf die Suche gehen und fand noch am Abend desselben Tages bei Mondenschein einen Wassertümpel; das war seine Rettung. Er füllte seine hohen Stiefel bis an den Rand mit Wasser und kehrte damit zu seinem letzten Begleiter zurück, den er noch lebend antraf. Auch der vorletzt zurückgebliebene Begleiter war von Kaufleuten zufällig, noch lebend, aufgefunden worden. — Die Reise in 1896, von Chotan aus am Nordfuss des Kwen-lun entlang, führte zum Lop-See, der als See verschwunden ist, weil durch Sand zugeweht, aber in zurückgebliebenen Lachen erkennbar. Er ist übrigens, wie Baron von Richthofen richtig vermuthete, auf den chinesischen Karten richtig angegeben und auf gleichem Wege, wie von Hedin, schon vor 600 Jahren von Marco Polo gefunden worden. Auf dieser Reise wurden die Reisenden durch die dünne und trockene Luft belästigt; erstere erzeugt Kopfschmerzen. Die Trockenheit ist so unglaublich, dass kein Körper verwest und alles Holz so spröde wird, dass es, geschlagen, wie Glas zerspringt. Redner fand grosse Mengen solchen Holzwerkes als Ruinen untergegangener Städte, die durch Sanddünen verschüttet sind. An günstigeren Stellen traf man Heerden von wilden Kamelen, wilden Eseln und wilden Yaks; ein vom Redner erlegter Yak mass die Länge von 4½ m. Auch Ueberfälle tangutischer Räuber waren abzuwehren. Die zweite Reise, in 1896, ging ebenfalls von Chotan aus, südlich von der Wüste, durch das nordtibetanische Gebirge, wo zwei Monate lang kein Mensch angetroffen wurde. Den höchsten Berg dieses Gebirges (Fortsetzung des Kwen-lun) taufte Redner nach seinem Könige den Oskar-Fjäle (Oskar-Berg). Die Reise endete in Peking, wo Redner von sämmtlichen europäischen Gesandten und von Li-Hung-Tschang empfangen wurde.

223. Sitzung. 2. Dezember 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Der Vorsitzende legt eine von Lissabon her eingesandte Druckschrift vor, welche das General-Programm der für 1898 daselbst geplanten Vasco da Gama-Feier enthält und von einer Einladung an die Gesellschaft, an der Feier theilzunehmen, begleitet ist.

Dann sprach Herr Landgerichtsdirektor Dr. Föhring über Schottland in geographischer, ethnologischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung:

Schottland wird im Westen und Nordwesten vom Atlantischen Ocean, im Norden und Osten von der Nordsee, im Süden von England begrenzt; es hat einen Flächenraum von etwas über 1500 deutschen Quadratmeilen mit gut 3½ Millionen Einwohnern und besteht aus dem Festlande und den 3 Inselgruppen der Hebriden, der Orkney- und der Shetland-Islands, zu denen noch einige Inseln hinzutreten, welche im Lande selbst gewöhnlich die Clyde-Islands genannt werden. Es bildet mit England und Irland das »Vereinigte Königreich Gross-Britannien«, und vielfache Anzeichen sprechen dafür, dass die jetzt politisch vereinigten drei Länder früher auch territorial untereinander und ausserdem mit dem europäischen Festlande verbunden waren, d. h., dass sowohl der Canal La Manche wie der Nord-Kanal, die Irische See und der Süd-Kanal erst späteren gewaltigen Umwälzungen der Erdrinde ihre Entstehung verdanken. Dahin gehört unter vielen andern z. B. das Auffinden vollständig erhaltener Skelette des Riesenhirsches in England und des Riesen-Elenns auf der Isle of Man und die ganz gleichartige wunderbare Basaltpfeilerbildung auf der Nordostküste von Irland (der vier Meilen lange Gyants Causeway bei Portrush) und auf der Insel Staffa, zuzüglich verschiedener Spuren ähnlicher vulkanischer Erscheinungen in dem Loch Tyne und an anderen Stellen der schottischen Westküste. Das schottische Festland wird eingetheilt in die Lowlands, welche sich von der Südgrenze, dem Cheviotgebirge, dem Tweed und dem Esk bis an die Linie vom Firth of Clyde bis zum Firth of Forth erstrecken, und die Highlands nördlich von dieser Linie bis an den Atlantischen Ocean und den Pentland Firth. Die Lowlands und die kleinere südliche Hälfte der Highlands erfreuen sich eines ausgezeichneten Ackerbaues, reicher Blei-, Eisen- und sonstiger Erzgruben und einer auf die höchste Stufe gebrachten Industrie in den verschiedensten Zweigen; die Highlands bilden wesentlich mit Heide, Farnen, dünnem Holzbestand u. s. w. bewachsene unregelmässig verlaufende Hügelreihen und dienen neben dem Ackerbau vorzüglich der Weidewirthschaft für Rindvieh und Schafe. Die Berge der Highlands erreichen nirgends die Schneelinie, der höchste Berg, der Ben-Nevis des Grampian-Gebirges, erhebt sich nur etwas über 4000 Fuss über den Meeresspiegel. Gemäss der eigenthümlichen horizontalen Formation des Landes, als eines schmalen Oblongums in Hochformat, konnten grössere Flüsse nicht zur Entwickelung gelangen, desto reicher ist jedoch das Land an Seen, die zwar wenig fischreich, aber durch die sie umgebenden Hügel meistens von wunderbarer landschaftlicher Schönheit sind. Für die Kommunikation

ist im mittleren und südlichen Schottland jetzt durch ein reiches Eisenbahnnetz genügend gesorgt, ungenügend ist dieselbe jedoch noch im Nordost von Inverness bis Thurso und im ganzen Nordwesten oberhalb der Bahnlinie Dingwall-Stromferry. Ausser den Eisenbahnen dienen dem Verkehr ferner verschiedene grossartige Kanal-Anlagen, vor Allem der Glasgow- und der Union-Kanal, welche Glasgow und Edinburg verbinden, und der Caledonian-Kanal, welcher, 58 Meilen lang, sich von Südwesten nach Nordosten vom Firth of Lorn bezw. dem Loch Limche bis nach Inverness und dem Moray Firth erstreckt, die drei Landseen Sochy, Oich und Ness mit einander verbindet und die Highlands so vollständig durchschneidet, dass die nördlich vom Kanal befindliche Hälfte geradezu zu einer Insel gemacht wird.

Die drei Gruppen der Hebriden, der Orkney und der Shetland-Inseln umfassen zusammen 266 deutsche □-Meilen, so dass für das Festland nur etwa 1300 □-Meilen verbleiben und dasselbe die Grösse Bayerns (mit 1377 □-Meilen) noch nicht erreicht. Von diesen 266 □-Meilen entfallen auf die Hebriden 162, auf die Orkneys 62 und auf die Shetland-Inseln 42□-Meilen. Die Gruppe der Hebriden besteht aus 300 Inseln, von denen aber nur etwa 80 bewohnt sind. Die grösste derselben führt den Namen Lewis, die landwirthschaftlich schönste ist Skye, sämmtliche Hebriden sind mehr oder weniger felsig und haben wenig fruchtbares Ackerland, so dass die Bewohner ganz wesentlich auf die Ausbeutung des Meeres — Heringsfang — angewiesen sind und grösstentheils in recht ärmlichen Verhältnissen leben. Von den 67 Orkneys, und von den Shetland-Inseln, 86 an der Zahl, ist von den ersteren die grössere, von den letzteren die kleinere Hälfte bewohnt, beide Gruppen haben aber durchweg ein ausgezeichnetes Ackerland, betreiben, begünstigt vom herrlichsten Golfstrom-Klima, den intensivsten Ackerbau und die beste Viehzucht, sind glückliche Fischer, und beide Gruppen erfreuen sich eines glänzenden Wohlstandes, der auch überall deutlich in die Erscheinung tritt. Zu dem Viehbestand mehrerer der Inseln gehören unter Anderem eine Rasse ursprünglich mittelasiatischer Wollschafe, die von nordischen Einwanderern mitgebracht sein und sich bis auf den heutigen Tag rasserein erhalten haben sollen. Die Erträgnisse aus den Erzeugnissen dieser selbst gesponnenen, mit Extrakten heimischer Lichen-Arten gefärbten und durch Handstickerei verarbeiteten Wolle erreichen theilweise eine recht stattliche Höhe, und die höchste Einnahme erzielt alljährlich die zwischen den Orkneys und den Shetlands liegende kleine Insel Faire-Isle (altnordisch Far-Oe, d. h. Schafinsel), bei etwa 250 Einwohnern mit 90—100000 Mark. Die Absatzgebiete dieser unter dem Namen Fair-Isle-Hosiery bekannten Waaren sind ganz Schottland und England, viele englische Kolonien, und unermüdliche Käufer sind ausserdem die nach hunderttausenden zählenden Touristen, welche mit Hülfe der ausgedehnten und ausgezeichneten Dampfschiffslinien der Glasgower Firma David Macbrayne (Royal Mail-Steamers) die ganze Westküste mit den Inseln und das Innere von Schottland durch den Caledonian-Canal bis Inverness alljährlich überschwemmen.

Zu den ältesten Bewohnern des entgletscherten nördlichen Europas und somit auch Schottlands gehört eine wahrscheinlich mittelasiatisch-

finnische Einwanderuug, wenigstens spricht dafür die grosse Gleichartigkeit aller prähistorischen Steinsetzungen und Denkmäler, welche wir auf dem ganzen Wege von Osten her, d. h. durch die Thäler des Kaukasus, an dem Nordufer des Schwarzen Meeres entlang, durch die Krim, zwischen den Karpaten und den Pripet-Sümpfen hindurch, an den Küsten der Ostsee, in Hannover und Holland, in der Bretagne, in Irland und in Schottland einschliesslich der Hebriden und der Orkney-Inseln, antreffen, und welche bis zur Zeit der neuesten Forschungen gewöhnlich keltische Alterthümer genannt wurden, weil sie meistens keltische Namen führen.

Als die Römer nach der Eroberung Galliens kurz vor Christi Geburt ihre länderraubenden Hände auch nach Britannien ausstreckten, fanden sie im Norden eine nach Agricola in 21 tribus getheilte gälische Bevölkerung vor, und nannten in Folge dessen das ganze Land nördlich vom Tweed »Caledonia«, und dieser Name ist damals sogar offiziell geworden, denn wir finden ihn bei dem Historiker Tacitus und bei dem Geographen Ptolemaeus. Die Vorstösse der Römer erstreckten sich bis an den Mons Grampius, doch zogen sie sich schon unter Domitian auf die Linie Glasgow-Edinburg und unter Hadrian bis auf die Linie Carlisle Newcastle zurück, indem sie jedes Mal gewaltige Erdwälle gegen die Einfälle der gälischen Barbaren in Britannien errichteten, deren letzte Antoninus Pius noch durch ebenso gewaltige Mauerwerke und Thürme befestigen liess (Vallum romanum — Picten-Mauer).

Im 4. Jahrhundert ergoss sich ein neuer Völkerstrom aus dem Innern Asiens über Europa. Dies waren die Skythen, von denen der etwa zeitgenössische römische Schriftsteller Ammianus Marcellinus sagt, dass sie per diversa vagantes, multa populabuntur, d. h. also, dass sie überall umherziehend den Erdkreis bevölkerten. Diese Skythen überschwemmten auch ganz Irland und gingen vom nördöstlichen Irland nach dem südwestlichen Schottland, dem heutigen Argyleshire hinüber, setzten sich zunächst dort fest, trieben die eingeborene Bevölkerung, die Picten, immer weiter nach Norden und Nordwesten hinauf und setzten sich unter völliger Vernichtung des Pictenreiches in der Mitte des 9. Jahrhunderts in den Besitz des ganzen Landes. Diese Skythen sind die Stammväter der heutigen Schotten, wobei die Abweichung in dem Namen nur als eine dialektische Spielart aufgefasst wird, und Argyleshire gilt deshalb, wie einer ihrer Historiker sich ausdrückt, als the cradle of the Scottish race.

Vom Ende des 9. Jahrhunders an waren die schottischen Lande, namentlich die Ostküste und die drei Inselgruppen, also selbst die westlich gelegenen Hebriden, verheerenden Eroberungszügen Seitens der Norweger und der Dänen ausgesetzt, welche sich lange Zeit in dem Besitz der eroberten Küstenstriche und bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts sogar in dem Besitz der Inseln erhielten, und vielfache, bis heute deutlich erkennbare Spuren ihrer langen und mächtigen Anwesenheit zurückgelassen haben. Dahin gehören die vielen Ortsnamen mit der Endung »wick« oder »ness«, Ortsnamen wie Dingwall bei Inverness, Kirkwall auf Mainland von den Orkneys, Ting of Tingwall of Mainland von den Shetlands, der ausgeprägt nordische Dialekt, mit welchem bis zu Anfang dieses Jahrhunderts namentlich die Bewohner der Orkney-

Inseln, woselbst nordische Könige und Yarls residirt hatten, das Englische sprachen, mancherlei noch heute im Volke vorhandene uraltskandinavische Gebräuche, endlich die Form und Bauart der noch jetzt auf den nördlichen Inselgruppen gebrauchten Schiffe — skiffs, welche unverkennbar an die Vikinger-Schiffe erinnern, wie wir dieselben in natura noch in dem Museum von Christiania sehen und wie uns ihr Bild in der Tapisserie de la Reine Mathilde, dem s. g. Teppich von Bayeux, erhalten ist.

Die einwandernden Schotten waren Heiden, sie verehrten die wohlthätigen Naturkräfte, namentlich die Sonne, und ihre Priester waren die Druiden; die Norweger und Dänen führten den Dienst des Odin ein. Das Christenthum ist ihnen aber schon verhältnissmässig ziemlich früh gebracht, und wunderbarer Weise nahm es dieselben Wege, wie s. Zt. die vulkanischen Eruptionen von Portrush bis Staffa, wie das von Antrim herüberkommende schroff aus der Irischen See aufsteigende und nach der Nordsee hinüberstreichende Grampian-Gebirge, dieselben Wege wie die älteste finnische und die spätere skytische Invasion: es kam herüber von Westen nach Osten, von Irland nach Caledonien, von Antrim nach Argyle. So wie St. Patrik der erste Apostel Irlands gewesen war, so wurde es der heilige Columban, ein irischer Mönch aus dem Kloster zu Kells bei Dublin, für Schottland. Gelobend, so weit gen Norden zu segeln, bis er sein Heimathland nicht mehr sehen könne, landete er endlich mit einer Anzahl von Gefährten auf der kleinen Hebriden-Insel Jona, welche später nach ihm auch den Namen Icolmkill erhielt. Während sich seine Begleiter von da aus über das Festland zertreuten, blieb er in Jona, baute Kirchen, Klöster und Seminare, predigte das Evangelium, verrichtete Wunder über Wunder und brachte die Insel in den Ruf grösster Heiligkeit. Alljährlich wanderten zahlreiche Scharen Neubekehrter dorthin, um daselbst zu beten und sich von Columban segnen zu lassen, andere Gläubige errichteten neben den Kirchen und auf den Wegen kostbare Kreuze, wie es der damals herrschenden, noch von Kaiser Konstantin herstammenden Sitte entsprach, und eine Menge schottischer (48), norwegischer (4), irländischer (8) und französicher Könige liessen sich auf Jona begraben, um desto sicherer der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden. Die Kirchen und Klöster sind jetzt zu epheu-umrankten malerischen Ruinen verfallen, die Kreuze — 250 — sind bis auf zwei Prachtstücke altchristlicher Kunst theils auch verfallen, theils in heiligem Eifer gestohlen und anderswo wieder aufgestellt, und auch die Form des Glaubens, den Columban gepredigt, ist in Schottland nicht der herrschende geblieben, sondern, wie sie Alle wissen, im 16. Jahrhundert durch John Knox mit der Presbytorial-Kirche vertauscht worden.

Das geistige Leben Schottlands ist bestens entwickelt. Das Schulwesen, die Basis aller Bildung eines Volkes, steht auf einer sehr hohen Stufe, sowohl was die Volksschule, wie das höhere Unterrichtswesen anbetrifft, und für die rein wissenschaftlichen Studien sorgen 4 Universitäten, St. Andrews, Edinburg, Glasgow und Aberdeen, welche auf das Reichste mit Museen, Sammlungen, Laboratorien und Bibliotheken ausgerüstet sind. Daneben besitzt es eine reiche sowohl wissenschaftliche wie belletristische Litteratur und eine vorzügliche und über grosse

Mittel gebietende Presse. Betreffs der Belletristik sei nur an Namen wie Dunbar, Gavin Douglas, Allan Ramsay, Robert Burns und Walter Scott erinnert. An der Spitze der Presse möchte ich den in Edinburg erscheinenden «Scotsman« nennen, dessen generöser Verleger J. R. Findlay Esq. z. B. im Jahre 1890 der Stadt ein prachtvolles Museum für schottische Alterthumskunde und Geschichte mit einem Kostenaufwande von 50 000 £ gestiftet hat.

Die interessanteste Erscheinung in dem staatlichen Leben der Schotten ist wohl die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestandene Clan-Verfassung. Von einigen wird »Clan« abgeleitet von Colonia, nach Andern ist es ein rein gälisches Wort, welches so viel wie Kind, Nachkomme, Familie bedeutet. »Clan« bezeichnet die auf der Tradition der Abstammung von einem gemeinsamen Ahnherrn beruhende Stammverwandtschaft aller Clan-Mitglieder. Die also unter ihnen bestehende Blutsverwandtschaft verpflichtet sie Alle, im engsten wirthschaftlichen Verbande miteinander zu leben, so dass z. B. der Grund und Boden ungetheiltes Gesammteigenthum bleibt, Einer für Alle und Alle für Einen einzustehen und unbedingt den Anordnungen des, sei es erblichen, sei es gewählten Häuptlings zu folgen, sowohl im Frieden, wie im Kriege. Die äusseren Abzeichen der Clans bestehen in einer Zusammenstellung von Farben, welche Tartan heisst, und in diesen Farben wurde die ganze Highland Garb, d. h. die ganze Kleidung, also Strümpfe, Kilt, Waist, Plaids und der Tam-o-Chanter, die barettartige Mütze gemacht. Viele Clans waren sehr stark an streitbaren Männern und die Macht ihrer Häuptlinge eine sehr bedeutende. Der königl. Hof-Geograph J. B. Johnston hat in der Mitte des 16. Jahrhunderts eine Karte und eine Liste aller damals existirenden Clans entworfen. Die Zahl derselben belief sich auf 31, ihr Gebiet nahm jedoch kaum die Hälfte des ganzen Landes ein, weil die gesammten Lowlands, die ganze Ostseeküste meilenweit ins Land hinein und ganz Caithness, als von bretonischen, angelsächsischen und skandinavischen Mischlingen bewohnt, ausgeschlossen werden musste, denn die allererste Voraussetzung der Anerkennung eines Gemeinwesens als Clan war die reinste schottische Abstammung. Bei inneren Unruhen war sie den schottischen Königen bald eine grosse Stütze, bald eine grosse Gefahr, und eine sehr grosse Gefahr stets den englischen Königen, wenn durch Heirath, durch Krieg oder Vertrag, Schottland unter das englische Scepter gekommen war. Nachdem die Union von 1707 die dauernde Verbindung Schottlands mit England unter dem Namen Grossbritannien etablirt hatte, erhoben sich doch noch zu wiederholten Malen verschiedene Clans, um Schottland unter den Stuarts wieder frei und selbständig zu machen, bis sie bei ihrer grössten und letzten Erhebung 1746 durch den Duke of Cumberland in der Schlacht bei Culloden Moor total geschlagen und zu weiterem Widerstand unfähig gemacht wurden. Daneben wurde durch Akt der Gesetzgebung, durch die Parlaments-Akte vom 1. August 1747 die gänzliche Aufhebung der Clan-Verfassung ausgesprochen, das Tragen von Tartans oder sonstigen Clan-Abzeichen bei 6 Monaten Gefängniss, im Wiederholungsfalle bei 7 Jahren Deportation, verboten, jedes Clan-Mitglied hatte alle Waffen und Abzeichen abzuliefern, einen furchtbaren Eid dabei

zu leisten, dass er dies gethan habe und nichts Neues anschaffen wolle, und die ewige Verdammniss auf sich und seine Nachkommen herabzuschwören, wenn er je dem Eide untreu werden sollte. Diese Akte wurde 1782 durch die Bemühungen des Duke of Montrose wieder aufgehoben, auch hat sich seit dieser Zeit die Zahl der Clans erheblich vermehrt, indem sich nach und nach auch in den früher ausgeschlossenen Landestheilen einzelne Gemeinwesen Tartans erfanden und sich Clans nannten; von irgend welcher politischen Bedeutung sind die Clans jedoch nicht wieder geworden, auch wenn das Tragen der Farben jetzt wieder sehr in Mode gekommen ist. — Für ein genaues Studium der Clans empfehlen sich zwei vorzügliche Werke: Dr. James Browne, »History of the Highland Clans«, Edinburg 1859, und ein grosses Werk in Quart: »The Tartans of the Clans of Scotland«.

Kassa-Bilanz für 1897.

Einnahme:

I.	Saldo von 1896		
	Bank-Saldo vom 31. Dez. 1896 ℳ 12.71		
	Kassa-Saldo » » » » » 2.03		
		ℳ 14.74	
II.	Staats-Subvention für 1897	» 5000.—	
III.	Rückprämie der Gothaer Feuer-Vers.-Bank	» 23.90	
IV.	Zinsen von ℳ 15 000 Hamb. Staatsrente à 3½ % p. a.	» 525.—	
	Bankzinsen	» 42.74	
V.	Mitglieder-Beiträge	» 6294.—	
			ℳ 11 900.38

Ausgabe:

I.	Für die Mittheilungen, Bd. XIII.	ℳ 1714.55	
	Rest-Saldo der Mittheilungen, Bd. XII.	» 24.—	
	Für die Mittheilungen, Bd. XIV.	» 52.50	
	Sonstige Drucksachen	» 275.—	
			» 2 066.05
II.	Für die Monatssitzungen und Vorträge		» 1 318.60
III.	Für die Bibliothek: Binden und Anschaffungen		» 376.30
IV.	Verwaltung		» 3 734.07
V.	Extraordinaria:		
	Beitrag zum Festkommers gelegentlich des 100jährigen Geburtstages Sr. M. des Hochseligen Kaisers Wilhelm I.	ℳ 125.—	
	Beitrag zum XII. Deutschen Geographentag	» 15.—	
	Admiralitätsrath Koldewey, Vertretung auf dem XII. Deutschen Geographentag in Jena	» 184.50	
	L. Friederichsen, Reise nach Berlin zur Sitzung des Neumayer-Comités	» 68.90	
	L. Friederichsen, Reise nach Berlin zur Konstituirung eines Comités für den 7. Internationalen Geographen-Kongress in Berlin (1899)	» 70.90	
	Max Friederichsen, Beitrag zu einer Reise nach dem Ural, Kaukasus und Armenien	» 1500.—	
	Sonstige kleine Extraordinaria	» 55.—	
			» 2 019.30
VI.	Bank- und Kassa-Saldo auf 1898		» 2 386.06
			ℳ 11 900.38

Baar-Vermögensbestand Ende 1897.

5 Stück Hamb. Staatsrente à 3½ % M. 10 000, s. Zt. gekauft à 102 ⅛	M. 10 212.50	
6 Stück dito M. 5000, s. Zt. gekauft à 103⅝	» 5 181.25	
Fällige Zinsen auf vorstehende M. 15000 vom 1. Aug. bis 31. Dez. 1897 (5 Mon. à 3½ %)	» 218.75	
		M. 15 612.50
Bank- und Kassa-Saldo am 31. Dez. 1897		» 2 385.06
		M. 17 998.56

Mitglieder-Verzeichniss Ende 1897.

Vorstand.

Präsident: Bürgermeister Dr. **J. G. Mönckeberg.**
Vice-Präsident: Schulrath Prof. Dr. **R. Hoche.**
Erster Sekretär: **L. Friederichsen.**
Zweiter Sekretär: Admiralitätsrath **C. Koldewey.**
Kassirer: **Otto E. Westphal.**
Senator **H. Roscher.**
Dr. med. **W. Oehrens.**

Revisoren.

G. H. Blohm.
Konsul **F. Hernsheim.**

Beirath.

G. H. Blohm.
Dr. **Carl Gottsche.**
Landgerichtsdirektor Dr. jur. **H. Föhring.**
Konsul **F. Hernsheim.**
Schulrath **J. L. Mahraun.**
Dr. phil. **H. Michow.**
Dr. phil. **Johann Adolf Repsold.**
Dr. phil. **Heinr. Traun.**
Joh. Wiengreen.
J. Witt.

Inhaber der Kirchenpauer-Medaille.

a. goldene Medaille:

Bürgermeister Dr. **G. Kirchenpauer** (Hamburg), gestorben 3. März 1887.
Dr. med. **G. Adolf Fischer** (Barmen), gestorben 11. Nov. 1886.
Wirkl. Geheimer Admiralitätsrath, Direktor der Deutschen Seewarte, Prof. Dr. **G. Neumayer**, seit 21. Juni 1896.

b. silberne Medaille:

Dr. **Franz Stuhlmann** (Hamburg), seit den 7. März 1895.

I. Ehrenmitglieder.

Andree, Richard, Dr. phil. Braunschweig	seit	1. Mai	1886.
Bastian, A., Geh. Regierungsrath, Prof. Dr. phil. Berlin	»	7. »	1874.
Kiepert, H., Prof. Dr. phil. Berlin	»	4. März	1875.
Nansen, Fridtjof, Dr. phil. Kristiania	»	3. Dez.	1896.
Neumayer, G., Wirkl. Geheimer Admiralitätsrath, Direktor der Deutschen Seewarte, Prof. Dr. Hamburg	»	3. Juni	1875.
Nordenskiöld, Erich Freiherr von, Prof. Stockholm	»	5. Febr.	1880.
Palander, L., Kommandeur, Stockholm	»	5. »	1880.
Payer, Jul. von, Dr. phil. Wien	»	4. März	1875.
Richthofen, Ferd. Freiherr von, Geh. Regierungsrath, Prof. Dr. phil. Berlin	»	7. Mai	1874.
Schweinfurth, G., Prof. Dr. phil. Kairo	»	4. Febr.	1875.
Stanley, Henry M., London	»	7. »	1878.
Wilczek, Hans Graf von, Exc. K. K. Wirkl. Geheimrath. Wien	»	4. März	1875.

II. Korrespondirende Mitglieder.

Cohen, Emil, Prof. Dr. phil. Greifswald	seit	9. Sept.	1875.
Cora, Guido, Prof. in Rom	»	6. Dez.	1894.
Debes, E., Kartograph. Leipzig	»	1. Mai	1886.
Ernst, A., Dr. phil. Direktor des National-Museums. Carácas	»	8. Juni	1888.
Hesse-Wartegg, Ernst von, Tribschen-Luzern	»	4. Dez.	1879.
Holten, Herm. von, Cochabamba	»	5. Jan.	1882.
Keller, Rich. Paris	»	6 Nov.	1887.

III. Ordentliche Mitglieder.

Abegg, Fr.
Achilles, C., Dr. med.
Adler, Is., London.
Albers-Schönberg, H. H.
Albrecht, Max, Dr. phil.
Alsberg, A., Dr. med. Oberarzt.
Aly, Paul, Dr. med.
Amsinck, J., Dr. med.
Amsinck, M. G.
Amsinck, Wilh.
Andersen, C., Schiffsrheder.
Andersen, Emil.
Antoine-Feill, H. F. A., Dr. jur.
Arndt, Oskar.
Arning, E, Dr. med.
Asmus, Edm.
Baasch, E., Dr. phil., Bibliothekar der Kommerz-Bibliothek.

Ballin, Alb., Dir. d. Hamb.-Amerika-Linie.
Bartels, F. W.
Bauer, Max M.
Bauermeister, Karl.
Behn, Th., Dr. jur.
Beith, M.
Bencke, Ernst.
Benecke, Franz, Dr.
Berendt, M.
Berendt, S.
Bergner, Phil.
Beselin, Richard V.
Beukemann, Wilh., Dr. phil., Oberbeamter d. Stat. Bur. d. Steuer-Deputation.
Bieber, Frz. Voguell.
Bieber, G. Rudolf.
Bieber, Theodor.
Bieling, Adolf.
Bippen, Arnold von.
Blohm, G., Dr. Referendar.
Blohm, G. H.
Blohm, L. F.
Blumenthal, August.
Bock, Theodor.
Boehl, Joh. Friedrich.
Böhme, H. D.
Bötzow, F. G. C., Dr., Ständiger Hülfsarbeiter des Senats.
Bohlen, Ed., Generalkonsul.
Bolau, Heinr., Dr. ph., Direktor d. Zool. Gartens.
Boldemann, Hermann.
Bollenhagen, Emil.
Bolte, Friedrich, Dr. phil.
Booth, Oskar.
Booth, Stanley.
Borstelmann, J.
Botsch, G. L.
Brach, Rudolf.
Brackenhoeft, Ed., Dr. jur.
Brandt, Hugo.
Braunschweig, Ernst von.
Brauss, Hermann.
Breymann, Wm. H.
Brieger, Carl.
Brock, Gustav.
Brockmann, Wilhelm.
Brons, Claas W.
Brückmann, Alb.
Brunckhorst, Alexander.
Brüssel, Julius.
Bülau, G., Dr. med.
Burchard, O. J.
Bunzel, Carl.
Burmeister, Eduard.
Calais, Pierre, Dr. med.
Cammerer, Rud., Dr. med., Generalarzt, Altona.
Carstens, C. F., Konsul, Dockenhuden.
Chaplin, Edw.
Clauss, Friedr.
Clauss, Wilh.
Cohen, Arthur.
Cohen, Gust. G.
Cohn, Carl.
Cohn, Max L.
Cohnheim, Richard.
Colpe, Hermann.
Cords, Julius.
Crasemann, Max, Dr. jur.
Crasemann, Rudolf.
Creutzburg, Ernst.
Dalchow, A., Bankdirektor.
Dellschaft, Hermann.
Deneke, Th., Dr. med., Physikus.
Derschau, von, Oberstlieutenant, Altona.
Des Arts, Henry.
Döhner, F. A.
Dollmann, Carl Paul, Generalkonsul.
Donner, K. Th., Dr. jur.
Drews, Curt, Hauptmann z. D., Lübeck.
Duhn, C. Chr. von, Dr. jur.
Duncker, Arth., Direktor.
Duncker, Aug. Heinr., Konsul.
Eggert, Carl.
Eichenberg, Paul.
Elkan, Carl.
Elkan, Eduard.
Elkan, W., Konsul.
Eltzholtz, W., Realschullehrer.
Embden, B. E.
Embden, G. H., Dr. jur.
Engel, Jul., Oberlandesgerichtsrath.
Ertel, Walter, Dr. jur.
Ewald, Oskar von.
Falk, Martin.
Findlay, George.
Fischer, A., Dr. phil., Oberlehrer.

Fischer, G. W.
Fitzler, Joh., Dr. phil., Handelschemiker.
Fixsen, Joh. Heinr.
Flöckher, Adolph von, Dr. jur.
Föhring, H., Dr. jur., Landgerichtsdirektor.
Förster, August.
Fränkel, Siegfried.
Friedburg, Martin.
Friederichsen, Ludw., Kartograph.
Fritz, Rud.
Gibsone, Thom., Sekretär d. Dep. f. Handel u. Schifffahrt.
Godeffroy, C.
Goedelt, C. M., Generalkonsul.
Goepel, Wilh., Bankdirektor.
Göpner, Carl.
Goerlich, Rud.
Götting, A. F., Direktor der Lagerhaus-Gesellschaft.
Goldenberg, Wilh., jr.
Goldschmidt, Otto.
Goldstein, Michael.
Gossler, Herm., Dr. jur., Oberlandesgerichtsrath.
Gossler, John von Berenberg-.
Gossler, Oskar, Dr. jur., Vors. d. Seeamtes.
Gossler, Rudolf G.
Gossler, Wilh.
Gottsche, Carl, Dr. phil., Kustos am Naturhistorischen Museum.
Goverts, Ernst F., Dr. jur., Landrichter.
Goverts, Wilh. J.
Grallert, Emil, Konsul.
Greibe, Carl.
Groenewold, E. B.
Grosse, Carl.
Gültzow, Alb.
Günter, G. H.
Güssefeld, Otto, Dr. phil.
Gütschow, Otto Jul.
Gulda, F.
Gumprecht, Heinrich.
Haas, Heinrich.
Haberland, G. E.
Hagen, K., Dr. phil.
Hager, Eduard.
Hahn, Albert Eduard.
Hahn, Louis.
Halle, Ernst von, Dr., Berlin.
Hallier, Eduard, Dr. jur.
Hamann, Ad. G. W.
Hane, A.
Hansen, Julius.
Hansing, L. F.
Hansing, L. J. F.
Hansing, Otto H.
Hanssen, Adolf.
Harbeck, C. F.
Harke, L. F. C., Dr. jur., Landrichter.
Hartmeyer, E., Dr. jur.
Hastedt, H. D., Architekt.
Haupt, Woldemar.
Hegemann, F., Kapitän.
Heidmann, R. W.
Heinemann, Hermann.
Heinichen, Ad., Dr. jur., Landgerichtsdirektor.
Heintze, Gustav H.
Heintze, W., Bankdirektor.
Held, Heinrich.
Helms, Hermann.
Hennings, Paul, Dr. med. Reinbeck.
Hensel, E., Postdirektor.
Hermsen, Dietrich.
Hermsen, Theodor.
Hernsheim, Franz, Konsul.
Hertel, Ernst.
Hertz, Ad. Ferd., Senator.
Hertz, Ad. Jacob.
Hertz, Ernst.
Hertz, G., Dr. jur., Senator.
Hertz, Gustav, Dr. jur.
Hertz, John E.
Hertz, Rudolf, Dr. jur.
Hesse, F. W. H.
Hesse, G., jr.
Heubel, Eduard, Architekt.
Heuer, John H. A.
Heye, F. C. Th., Geh. Kommerzienrath.
Heymann, Jul.
Heyne, Fritz.
Hinrichsen, M. W.
Hinrichsen, Siegm , Präs. der Bürgerschaft.
Hinsch, J. D.
Hirsch, Ph., Dr.
Hoche, R., Schulrath, Prof. Dr. phil.
Holthusen, Gottfried, Senator.
Holtzapfel, Eduard.
Hooge, Carl.

Hübbe, J. J., Direktor.
Hübbe, P. G.
Jacobson, Aug.
Jahn, Gust. Jos.
Jantzen, C. F. W.
Jencquel, G. A.
Illies, Carl.
Johns, H. E.
Jordan, Julius.
Jorre, Ernst Heinrich.
Israël, John, Dr. jur.
Kähler, Alex., Senator.
Kaemmerer, A., Dr.
Kaemp, R. H., Ingenieur.
Kalt, Herm., Dr. phil.
Karuth, Carl.
Kayser, Alfred.
Kein, Woldemar, Cand.
Kellinghusen, A. H , Dr. jur.
Kleinwort, Georg.
Klussmann, M. H. R., Prof. Dr. phil.
Knauer, W., Senator, Altona,
Knipping, E.
Koch, G., Dr., Vorst. d. Statist. Bureau's.
Koch, Vincenz.
Kochen, Albrecht.
Koldewey, Carl, Admiralitätsrath.
Kraepelin, Carl, Prof. Dr. phil., Dir. d. Naturhist. Museums.
Kraft, Ernst.
Kraft, Philipp, Dr. phil.
Kramer, Otto.
Krauss, Alfred.
Krieger, Karl, Dr. med.
Krieger, C. R., Wirkl. Geh. Oberfinanzrath, Altona.
Kröhnke, B.
Kroeplin, Franz, jr.
Krosta, O., Dr. med. Oberstabsarzt, Altona.
Krumbein, G.
Kuhn, Gustav.
Kusserow, von, Kgl. Preuss. Gesandter z. D., Wirkl. Geh. Rath, Exc.
Lachmann, Julius.
Laeisz, Carl.
Laeisz, C. Ferdinand.
Lantzius, Otto.
Lau, H. F. W.
Lau, Hugo.
Lavy, Charles.
Leisewitz, Wilhelm.
Leo, Carl, Dr. jur., Syndikus.
Leppien, August.
Levinsohn, Martin.
Levy, Eduard, Generalkonsul.
Levy, Rudolf.
Liebermann, Ernst.
Liebermann, Franz
Liebermann, Wilhelm.
Lieder, Philipp.
Lindemann, A., Bankdirektor, Altona.
Lion, Eugen.
Lippert, Ludwig.
Lipschütz, G.
Lipschütz, L.
Löhmann, R., Oberlandesgerichtsrath.
Loesener, F.
Loesener-Sloman, F.
Löszl, Ludwig von.
Loewenstein, Ernst, Dr. jur.
Loewenstein, Simon.
Lubcke, August.
Lutterroth, Arthur.
Luyken, Arnold.
Lyon, Alfred.
Maack, Elert.
Maack, Joseph.
Maass, Ernst, Verlags-Buchhändler.
Mahraun, Joh. Ludw., Schulrath.
Marcus, G.
Marcus, Hermann.
Marschall, Hermann.
Martens, G. H.
Martin, Rud., Dr. jur., Oberlandesgerichtsrath.
Matthiesen, F. E., Direktor der Seemannsschule.
Mayr, H. Jul.
Meinardus, Otto W.
Meinnolff, August.
Meisner, Carl.
Melchior, M.
Melle, Werner von, Dr. jur., Syndikus.
Merck, Ernst.
Meuss, Kapt. z. S. a. D., Direktionsmitglied der D. Seewarte.
Meyer, A., Justizrath, Altona.
Meyer, Adolf August.

Meyer, H. C. Eduard, Konsul.
Meyer, J. Arthur F.
Meyersberg, M.
Michaelsen, Wilhelm.
Michahelles, Alfred.
Michow, Heinrich, Dr. phil., Schulvorsteher.
Miehe, Otto.
Mönckeberg, J. Georg, Dr. jur., Bürgermeister.
Mönckeberg, Rudolf, Dr. jur.
Möring, C. P. F., Senator.
Möser, Heinr., Dr. med.
Mohrmann, J., Dr. jur.
Molinari, Ottomar.
Moll, Eduard G.
Moll, Eduard L.
Moller, U. Ph., Dr. jur., Landgerichtsdirektor.
Müller, Clemens.
Müller, Ernst.
Müller, Gustav.
Müller, H. A.
Müller-Beeck, F. Georg, Konsul, Nagasaki.
Münchmeyer, H., Konsul.
Muselius, Friedr.
Mutzenbecher, Freiherr Joh. Friedr. von.
Naht, A. W.
Neckelmann, Carlos.
Neumayer, G , Wirkl. Geh. Admir.-Rath, Prof. Dr., Direkt. d. Deutsch. Seewarte.
Niebour, Th., Navigationsschul-Direktor.
Niemeyer, E.
Nissen, Peter, Dr.
Nissen, Waldemar, Dr. phil., Oberlehrer.
Nocht, B., Dr. med.
Nölting, Joh., Dr. phil.
Nölting, P. H.
Nölting, Paul Eduard, Konsul.
Nordheim, Louis.
Nowack, Hugo.
Oehrens, W., Dr. med.
Ohnesorge, Dr. phil., Seminar-Oberlehrer.
Ollerich, H.
Oppenheim, Albert.
Osten-Sacken, Freiherr von der, Major z. D.
O'Swald, A. P., Generalkonsul.
O'Swald, William, Senator.
Ottens, F.
Panzer, Albert.
Patow, Otto.
Pauly, C. August.
Pechner, Robert.
Peltzer, Ferdinand.
Persiehl, Hermann Otto.
Petersen, G., Dr. jur.
Petersen, Joh , Dr. phil.
Pflüger, M., Dr. med.
Philipp, F., Dr. med.
Philippi, W. A.
Pickenpack, Paul, Generalkonsul.
Pickenpack, Vincent.
Pieper, Carl, Ingenieur.
Pieper, Gustav R., Seminarlehrer.
Pieper, Oskar, Dr. phil.
Piglhein, Ludwig.
Pinckernelle, A. E.
Platzmann, Alphons.
Poelchau, Harald, Dr. jur.
Polano, Hermann, Dr.
Pontoppidan, E.
Pontoppidan, H. jr.
Pontoppidan, H., General-Konsul.
Predöhl, Max, Dr. jur., Senator.
Prehm, Adolf L. W.
Prochownik, L , Dr. med.
Puch, Otto, Reichsbankdirektor.
Pulvermann, A.
Puttfarcken, Otto.
Radde, Otto.
Reddelien, Gustav.
Refardt, J. F. C., Senator.
Reimers, Otto.
Reiners, W., Konsul.
Renck, Carl, Harburg.
Repsold, Johann Adolf, Dr. phil.
Repsold, Joh. Georg.
Repsold, Oskar.
Richthofen, Heinr., Freiherr von.
Rintel, B., Dr. med.
Ritzke, Bernh., Geh. Regierungsrath.
Robertson, H.
Robertson, R. J.
Robertson, William.
Robinow, Hermann.
Robinow, Paul.
Robinow, Siegmund.
Roeper, Conrad E.
Rohlwes, F. W.
Roosen, B. C., Pastor.

Roosen, B. Otto, Architekt.
Roosen, Eduard.
Rosatzin, Franz, Direktor.
Roscher, H., Senator.
Rosenfeld, Louis.
Rossin, Julius.
Rudorff, G. O. A. F., Oberlandesgerichtsrath.
Rümker, G., Prof., Dir. d. Sternwarte.
Ruete, F. H., Konsul.
Ruperti, J.
Ruperti, Oskar.
Ruths, Valentin.
Sadebeck, Prof. Dr., Dir. d. Botan. Museums.
Sanders, Ludwig.
Sass, Karl H.
Schaeffer, Bernhard.
Schaps, Georg, Dr. jur., Amtsrichter.
Schede, Kurt.
Schede, Max.
Schemmann, Carl.
Schemmann, Hermann, Senator.
Schemmann, Gustav.
Schiffmann, Ludwig, Generalkonsul.
Schinckel, Max.
Schirlitz, Paul, Dr. phil.
Schläger, G.
Schlick, Otto, Konsul.
Schlieben, Joachim von.
Schlubach, Heinr. Adolf, Generalkonsul.
Schlütter, Adolf J.
Schlütter, Frans C.
Schmid, Henry.
Schmidt, F. G.
Schmidt, Franz, Architekt.
Schneider, Gustav.
Schönfeld, Gustav Adolf.
Schorr, Rich., Dr. phil., Observator der Sternwarte.
Schott, Gerhard, Dr. phil.
Schramm, Ernst W.
Schramm, Max, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Schröder, Johannes.
Schröder, Johannes Anton, jr.
Schroeter, Franz, Dr. med.
Schubert, H., Prof. Dr. phil.
Schück, A., Kapitän.
Schütt, Otto.
Schütt, Richard, Dr. phil.
Schultz, Wilhelm.
Schwabach, F., Regierungsrath.
Schwartz, Richard.
Semler, Johannes, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Sieben, F. C.
Siemers, Edmund J. A.
Siemers, E. Adolf.
Sieveking, W., Dr. med.
Sievers, W., Prof. Dr. phil., Giessen.
Sieverts, R. C.
Simmonds, B.
Simon, George.
Sloman, Robert M.
Söhle, Martin Dr.
Soellner, Adolf.
Sohst, Heinrich A.
Spihlmann, A.
Sprick, H.
Stahmer, Friedr. Julius.
Stammann, O., Dr. jur., Senator.
Steinhaus, C. F., Marine-Ingenieur.
Stephan, E., Lehrer.
Stephani, A. von, General-Konsul.
Sthamer, Richard, Dr.
Stoltz, Hermann.
Strack, Adolf L.
Strack, Ernst L., Dr. med.
Strack, Hermann L.
Strandes, Justus.
Strebel, Hermann.
Strelitz, M.
Stucken, Fr., Blankenese.
Sudeck, J. L.
Suhl, J. F. M.

Tetens, A. F., Wasserschout.
Thaer, A., Prof. Dr., Realschul-Direktor.
Thormählen, J.
Tietgens, Gustav W.
Tietgens, H. A.
Timm, A., Marine-Ingenieur.
Traun, Heinrich, Dr. phil.
Traun, Otto.
Trommel, A.
Tüngel, Emil, Dr. med.
Uhlmann, C.
Ulex, G. F.
Ulex, H., Dr. phil.
Ullmann, Martin, Dr. phil.

Versmann, J., Dr. jur., Bürgermeister.

223. Sitzung. 2. Dezember 1897.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg.

Der Vorsitzende legt eine von Lissabon her eingesandte Druckschrift vor, welche das General-Programm der für 1898 daselbst geplanten Vasco da Gama-Feier enthält und von einer Einladung an die Gesellschaft, an der Feier theilzunehmen, begleitet ist.

Dann sprach Herr Landgerichtsdirektor Dr. Föhring über Schottland in geographischer, ethnologischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung:

Schottland wird im Westen und Nordwesten vom Atlantischen Ocean, im Norden und Osten von der Nordsee, im Süden von England begrenzt; es hat einen Flächenraum von etwas über 1500 deutschen Quadratmeilen mit gut 3½ Millionen Einwohnern und besteht aus dem Festlande und den 3 Inselgruppen der Hebriden, der Orkney- und der Shetland-Islands, zu denen noch einige Inseln hinzutreten, welche im Lande selbst gewöhnlich die Clyde-Islands genannt werden. Es bildet mit England und Irland das »Vereinigte Königreich Gross-Britannien«, und vielfache Anzeichen sprechen dafür, dass die jetzt politisch vereinigten drei Länder früher auch territorial untereinander und ausserdem mit dem europäischen Festlande verbunden waren, d. h., dass sowohl der Canal La Manche wie der Nord-Kanal, die Irische See und der Süd-Kanal erst späteren gewaltigen Umwälzungen der Erdrinde ihre Entstehung verdanken. Dahin gehört unter vielen andern z. B. das Auffinden vollständig erhaltener Skelette des Riesenhirsches in England und des Riesen-Elenns auf der Isle of Man und die ganz gleichartige wunderbare Basaltpfeilerbildung auf der Nordostküste von Irland (der vier Meilen lange Gyants Causeway bei Portrush) und auf der Insel Staffa, zuzüglich verschiedener Spuren ähnlicher vulkanischer Erscheinungen in dem Loch Tyne und an anderen Stellen der schottischen Westküste. Das schottische Festland wird eingetheilt in die Lowlands, welche sich von der Südgrenze, dem Cheviotgebirge, dem Tweed und dem Esk bis an die Linie vom Firth of Clyde bis zum Firth of Forth erstrecken, und die Highlands nördlich von dieser Linie bis an den Atlantischen Ocean und den Pentland Firth. Die Lowlands und die kleinere südliche Hälfte der Highlands erfreuen sich eines ausgezeichneten Ackerbaues, reicher Blei-, Eisen- und sonstiger Erzgruben und einer auf die höchste Stufe gebrachten Industrie in den verschiedensten Zweigen; die Highlands bilden wesentlich mit Heide, Farnen, dünnem Holzbestand u. s. w. bewachsene unregelmässig verlaufende Hügelreihen und dienen neben dem Ackerbau vorzüglich der Weidewirthschaft für Rindvieh und Schafe. Die Berge der Highlands erreichen nirgends die Schneelinie, der höchste Berg, der Ben-Nevis des Grampian-Gebirges, erhebt sich nur etwas über 4000 Fuss über den Meeresspiegel. Gemäss der eigenthümlichen horizontalen Formation des Landes, als eines schmalen Oblongums in Hochformat, konnten grössere Flüsse nicht zur Entwickelung gelangen, desto reicher ist jedoch das Land an Seen, die zwar wenig fischreich, aber durch die sie umgebenden Hügel meistens von wunderbarer landschaftlicher Schönheit sind. Für die Kommunikation

ist im mittleren und südlichen Schottland jetzt durch ein reiches Eisenbahnnetz genügend gesorgt, ungenügend ist dieselbe jedoch noch im Nordost von Inverness bis Thurso und im ganzen Nordwesten oberhalb der Bahnlinie Dingwall-Stromferry. Ausser den Eisenbahnen dienen dem Verkehr ferner verschiedene grossartige Kanal-Anlagen, vor Allem der Glasgow- und der Union-Kanal, welche Glasgow und Edinburg verbinden, und der Caledonian-Kanal, welcher, 58 Meilen lang, sich von Südwesten nach Nordosten vom Firth of Lorn bezw. dem Loch Limche bis nach Inverness und dem Moray Firth erstreckt, die drei Landseen Sochy, Oich und Ness mit einander verbindet und die Highlands so vollständig durchschneidet, dass die nördlich vom Kanal befindliche Hälfte geradezu zu einer Insel gemacht wird.

Die drei Gruppen der Hebriden, der Orkney und der Shetland-Inseln umfassen zusammen 266 deutsche □-Meilen, so dass für das Festland nur etwa 1300 □-Meilen verbleiben und dasselbe die Grösse Bayerns (mit 1377 □-Meilen) noch nicht erreicht. Von diesen 266 □-Meilen entfallen auf die Hebriden 162, auf die Orkneys 62 und auf die Shetland-Inseln 42□-Meilen. Die Gruppe der Hebriden besteht aus 300 Inseln, von denen aber nur etwa 80 bewohnt sind. Die grösste derselben führt den Namen Lewis, die landwirthschaftlich schönste ist Skye, sämmtliche Hebriden sind mehr oder weniger felsig und haben wenig fruchtbares Ackerland, so dass die Bewohner ganz wesentlich auf die Ausbeutung des Meeres — Heringsfang — angewiesen sind und grösstentheils in recht ärmlichen Verhältnissen leben. Von den 67 Orkneys, und von den Shetland-Inseln, 86 an der Zahl, ist von den ersteren die grössere, von den letzteren die kleinere Hälfte bewohnt, beide Gruppen haben aber durchweg ein ausgezeichnetes Ackerland, betreiben, begünstigt vom herrlichsten Golfstrom-Klima, den intensivsten Ackerbau und die beste Viehzucht, sind glückliche Fischer, und beide Gruppen erfreuen sich eines glänzenden Wohlstandes, der auch überall deutlich in die Erscheinung tritt. Zu dem Viehbestand mehrerer der Inseln gehören unter Anderem eine Rasse ursprünglich mittelasiatischer Wollschafe, die von nordischen Einwanderern mitgebracht sein und sich bis auf den heutigen Tag rasserein erhalten haben sollen. Die Erträgnisse aus den Erzeugnissen dieser selbst gesponnenen, mit Extrakten heimischer Lichen-Arten gefärbten und durch Handstickerei verarbeiteten Wolle erreichen theilweise eine recht stattliche Höhe, und die höchste Einnahme erzielt alljährlich die zwischen den Orkneys und den Shetlands liegende kleine Insel Faire-Isle (altnordisch Far-Oe, d. h. Schafinsel), bei etwa 250 Einwohnern mit 90—100000 Mark. Die Absatzgebiete dieser unter dem Namen Fair-Isle-Hosiery bekannten Waaren sind ganz Schottland und England, viele englische Kolonien, und unermüdliche Käufer sind ausserdem die nach hunderttausenden zählenden Touristen, welche mit Hülfe der ausgedehnten und ausgezeichneten Dampfschiffslinien der Glasgower Firma David Macbrayne (Royal Mail-Steamers) die ganze Westküste mit den Inseln und das Innere von Schottland durch den Caledonian-Canal bis Inverness alljährlich überschwemmen.

Zu den ältesten Bewohnern des entgletscherten nördlichen Europas und somit auch Schottlands gehört eine wahrscheinlich mittelasiatisch-

No. 1. Gipfel der Alexandrówsskaja Ssópka (Alexander-Spitze).

Hamburg. L. Friederichsen & Co. Phot. v. M. Friederichsen

No. 2. Panorama vom Gipfel der Alexandrówsskaja Ssópka gen Westen.

Hamburg. L. Friederichsen & Co. Phot. v. Arsentjew.

No. 3. Mittlerer Taganaí. Ansicht von Westen.

Hamburg, L. Friederichsen & Co. Phot. v. Arsentjew.

No. 4. Quarzitklippen auf dem Gipfel des Grossen Taganaí.

No. 5. Slatoúst.

Hamburg, L. Friederichsen & Co. Phot. v. M. Friederichsen.

No. 8. Blick in die Sibirische Ebene vom Ost-Abhang des Ural.

Hamburg. L. Friederichsen & Co. Phot. v. Arsentjew.

No. 6. Flussschleifen des Ssim zwischen Ssimsskaja und Minjar.

Hamburg, L. Friederichsen & Co.

Phot. v. Arsentjew.

No. 7. **Thal des Flusses Juresán** (nahe Ust-Kataw).

No. 9. See Tawatúi, nordwestlich von Jekátherinburg.

No. 10. Abbau der Goldsande bei Mijass.

No. 11. Tagebau am Magneteisenberg Wyssókaja Gorá bei Nishne Tagilsk.

Hamburg, L. Friederichsen & Co. Phot. v. M. Friederichsen.

No. 12. Tataren im Steinbruch von Schafranowo (nahe Ufa).

No. 13 **Einwohner von Kussa** (Süd-Ural).

Hamburg, L. Friederichsen & Co. Phot. v. M. Friederichsen.

No. 14. Arbeiter der Goldwäsche v. Wonliarliarsky & Co. bei Tscheliábinsk (Sibirien).

No. 15. Kirgisen-Jurte (-Kibitke) bei Jekátherinburg.

Hamburg, L. Friederichsen & Co. Phot. v. M. Friederichsen.

No. 16. Sommerzelt der Kirgisen bei Jekátherinburg.

No. 17. Kussa am Ai.

Hamburg, L. Friederichsen & Co. Phot. v. M. Friederichsen.

No. 18. Blockhaus in Nishne Tagilsk.

No. 19. Erdhütten bei Tscheliábinsk.

Hamburg, L. Friederichsen & Co. Phot. v. M. Friederichsen

No. 20. Strasse in Nishne Tagilsk.

No. 21. **Waldwächter; Landgendarm** (Urjádnik).

Hamburg, L. Friederichsen & Co. Phot. v. M. Friederichsen.

No. 22. **Reisewagen** (Pletüschka) **im Ural.**

Hamburg. L. Friederichsen & Co. Phot. v. Arsenjew.

No. 23. Hüttenwerk Ust-Kataw.

Hamburg. L. Friederichsen & Co. Phot. v. Arsenatjew.

No. 23. Hüttenwerk Ust-Katáw.